

Digitales Brandenburg

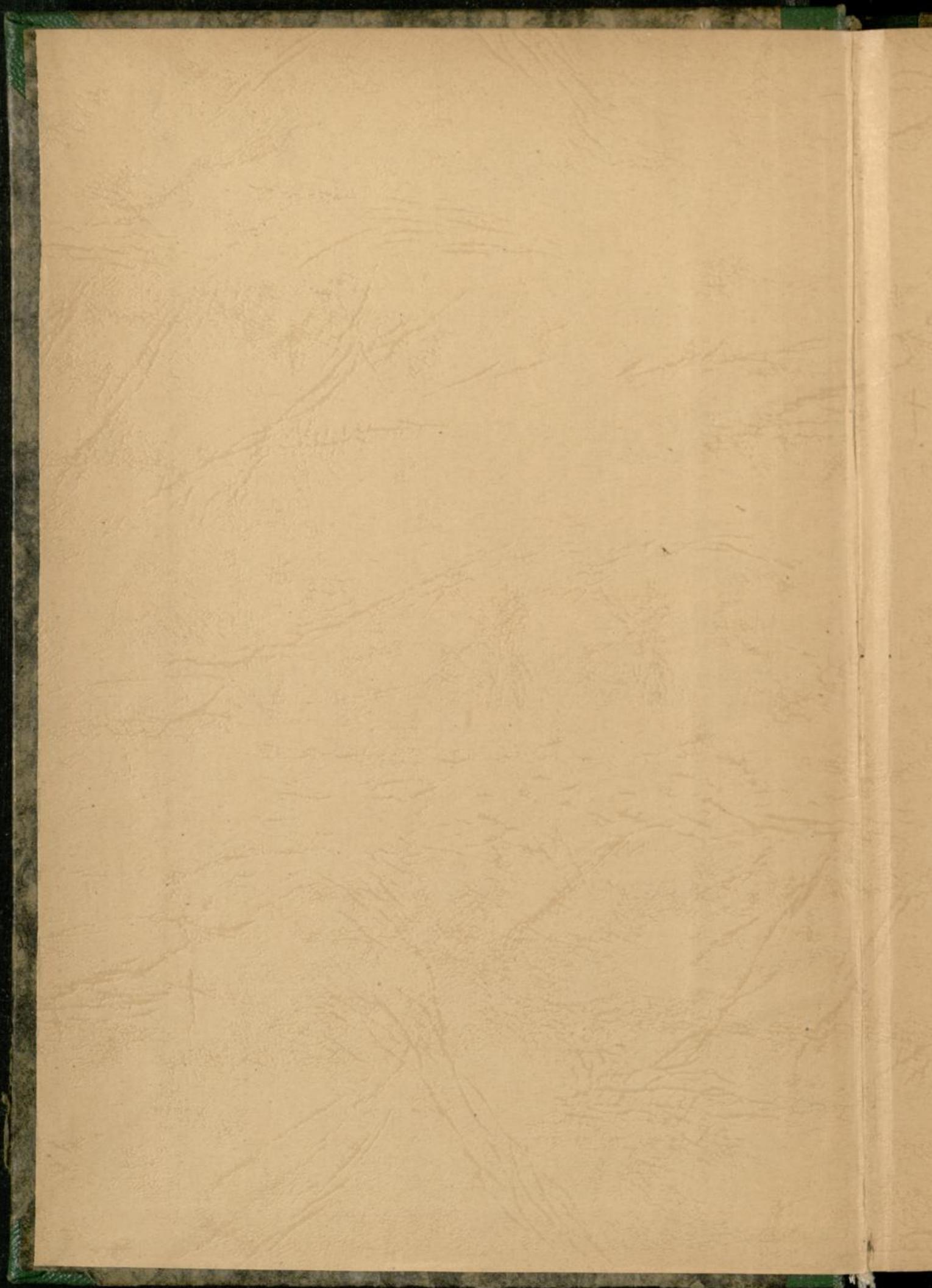
hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1899

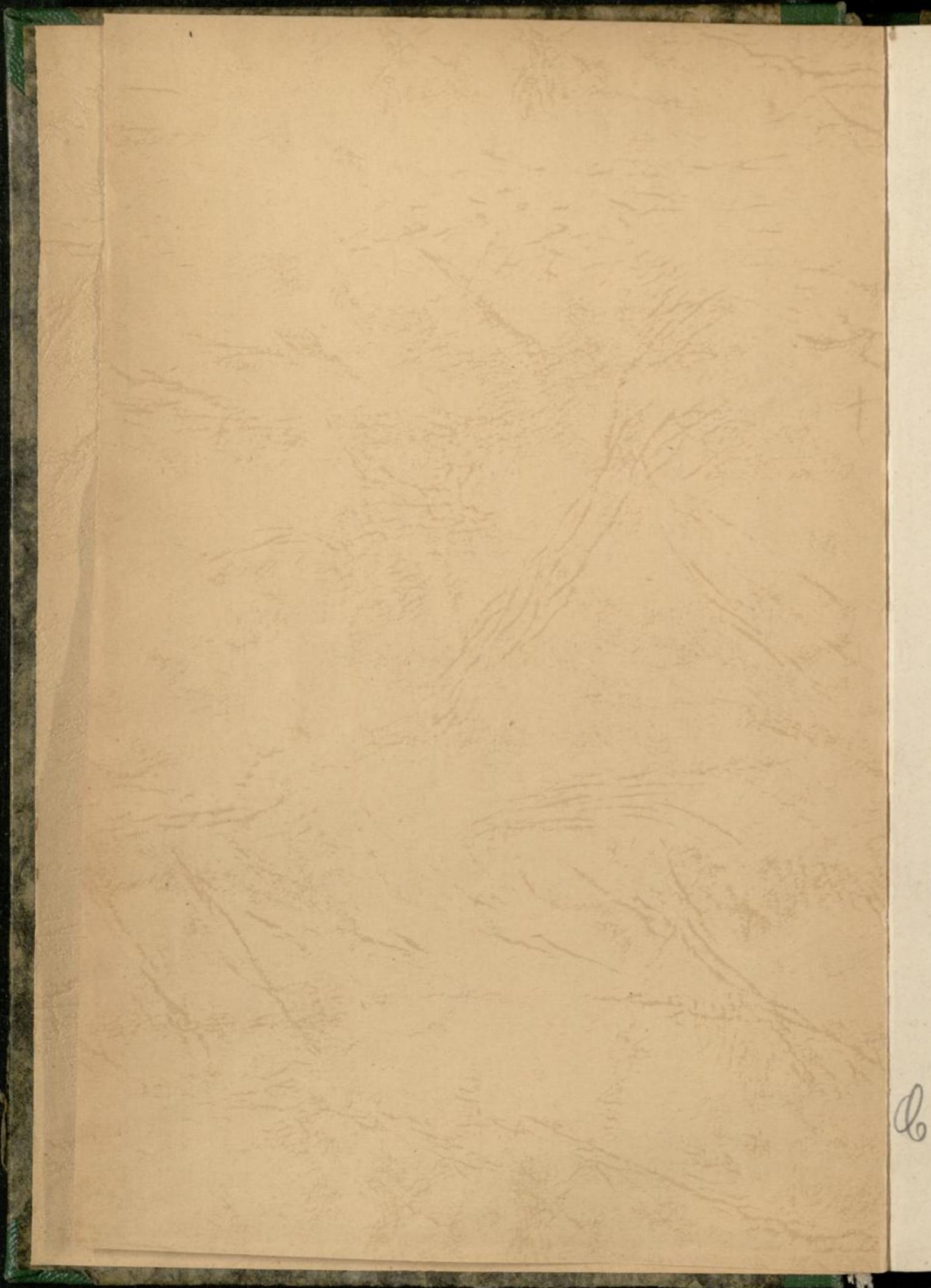
8 (1.1.2019)

1900

10



Berlin 442



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.



394

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

VIII. Jahrgang 1899/1900.



Berlin 1900.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

6. 26



2512

Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003290



18. (7. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. Januar 1899, abends 7¹/₂ Uhr,
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Herr Geheimrat E. Friedel.

1. Der Vorsitzende macht folgende Mitteilungen:

a) Der Vorstand begrüsst die Mitglieder und die Freunde der Brandenburgia in der heutigen ersten ordentlichen Sitzung des neuen Jahres auf das herzlichste, bittet um recht lebhaftige Theilnahme an den Vereinsbestrebungen und ersucht, der Gesellschaft neue Mitglieder zu gewinnen, indem er das Programm derselben für die nächste Sitzungen entwickelt.

b) Von dem Tode unseres allverehrten Mitgliedes, des Geheimen Medizinalrates Professor Dr. Ernst Gurlt am 8. d. Mts., hat die Gesellschaft mit grosser Betrübniß Kenntniß genommen. Herr Gurlt, eine Zierde unserer Friedrich Wilhelm-Universität, ist aus eigenem Triebe im April 1898 unserer wissenschaftlichen Vereinigung beigetreten und hat sich bei deren Veranstaltungen trotz seines vorgerückten Alters eifrig beteiligt. Uns allen ist noch in der Erinnerung, wie er bei dem Ausflug nach Oderberg am 22. Mai v. J. selbst die damit verbundenen nicht ganz geringen körperlichen Anstrengungen überwand, um die Fühlung zu den übrigen Theilnehmern nicht zu verlieren. Am 14. v. M. erfreute er uns aus dem Schatze seines reichen Wissens mit einem Vortrag aus der Medizinalgeschichte Brandenburg-Preussens, welcher demnächst in unserem Nachrichtenblatt abgedruckt werden wird. — Herr Gurlt, geborener Berliner, hat unserer Alma Mater seit 45 Jahren als akademischer Lehrer angehört. Neben der praktischen Ausübung der Chirurgie lag er wissenschaftlicher Schriftstellerei mit Glück und Erfolg ob. In den besten Jahren schuf er ein Monumentalwerk in einer „Geschichte der Chirurgie“. Ihm hatte die Gesellschaft für die deutsche Chirurgie auch

die litterarische Bearbeitung einer wichtigen Aufgabe der Heilkunde, die Abfassung der Statistik der durch Narkosen verursachten Unglücksfälle, übertragen. Ueberhaupt tritt seit vielen Jahren der statistisch-historische Zug in Gurlt's litterarischer Thätigkeit hervor. In einem der zahlreichen gewidmeten Nachrufe aus Kreisen der Berufsgenossen wird der „historische Zug“ in ihm gerühmt, wie ereiner der wenigen Ärzte gewesen sei, welche sich mit der geschichtlichen Seite der Chirurgie und Medizin beschäftigten. Und eben dieser „historische Zug“ ist es, der ihn zu unserer Gesellschaft geführt hat, und wir bedauern heut Abend nochmals schmerzlich, dass dieser angesponnene Faden zur Brandenburgia so bald durch die Fügung der Vorsehung zerrissen worden ist. Gurlt's Andenken wird in der Brandenburgia stets hoch gehalten werden. — Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verewigten von den Sitzen.

c) Bereits in der Dezembersitzung hatte ich darauf aufmerksam gemacht, dass unsere beliebte vaterländische Zeitschrift „Der Bär“ aus der Redaktion und dem Verlag unseres Mitgliedes Herrn Pastor Friedrich Zillessen in den des Herrn Verlagsbuchhändlers Friedrich Schirmer unter Redaktion des Herrn Dr. St. M. Folticineano mit dem 25. Jahrgang übergegangen sei, welche beide Herren inzwischen Mitglieder der Brandenburgia geworden sind. Der „Bär“ hat sich in seinem Format, wie Sie aus den vorliegenden ersten Nummern ersehen wollen, stattlich in die Höhe gereckt, auch die Titelvignette ist eine neue geworden. Im übrigen verweisen wir auf das nachfolgende Programm der Zeitschrift selbst.

Der Jubiläumsjahrgang des „Bär“ eröffnet einen neuen Abschnitt in dem Dasein dieser Zeitschrift, die sich seit ihrem Beginn in den Dienst der Geschichte Berlins und der Mark gestellt hat. Mit Eifer hat der „Bär“ der Erforschung der Vergangenheit gedient und das Heranwachsen Berlins vom Fischerdorf zur Kaiserstadt liebevoll dargelegt. Er hatte seine Aufgabe in ernster Weise erfasst und war stets bestrebt gewesen, sie auf das Beste zu erfüllen. Allein eine neue Zeit ist inzwischen herangebrochen, eine Zeit des raschen Fortschreitens und Vorwärtstrebens. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens keimt und sprosst es, Früchte reifen und neue, vielversprechende Triebe setzen an.

Da kann es die Aufgabe des „Bär“ nicht mehr sein, nur in die Vergangenheit zu schauen; er muss vielmehr auch das moderne Leben mit den tausendfachen Verästelungen und Verzweigungen zu ergründen und in angenehmer Weise darzustellen suchen. Er wird zwar auch fernerhin der Vergangenheit seine Aufmerksamkeit widmen, doch soll er auch der Gegenwart dienen und schildern, was er mit klarem Auge erblickt. Die Vorgänge auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, der Kunst und Literatur, des Kunstgewerbes, der Industrie und der Wissenschaften sollen von nun an im „Bär“ ohne Voreingenommenheit in vor-

nehmer Weise durch kompetente Fachmänner und bewährte Kenner erörtert werden. Ein modernes Blatt für die moderne Weltstadt!

Wenn auch der „Bär“ schon durch seinen Namen auf das Leben Berlins und der Mark Brandenburg hingewiesen wird, so wird er doch auch die Vorgänge ausserhalb der Marken mit Interesse verfolgen, soweit sie mit der Reichshauptstadt in Zusammenhang stehen.

Da auch zu den Aufgaben der Brandenburgia u. a. die Beobachtung des modernen Lebens, soweit es die Heimatkunde angeht, gehört, so ist durch diese Erweiterung seiner Ziele der „Bär“ uns noch näher gerückt. Die Redaktion hat bereits die Güte gehabt, den diesseitigen Interessen durch Ankündigung unserer Sitzungsprogramme und durch Mitteilungen über den Inhalt unserer Sitzungen zu dienen. Wir sind sehr verbunden dafür und hoffen, dass diese guten Beziehungen sich stets bewähren werden.

d) Aus dem weiteren Kreise der heimatkundlichen Bestrebungen ist wiederum Neues und Erfreuliches zu vermelden. Bei einer Bereisung des thüringischen, zur Provinz Sachsen gehörigen Kreises Eckartsberga im Juni 1898 hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie eingehend die Heimatkunde dort gefördert wird und wie vorteilhaft sie in mancherlei Beziehung auf die breite Volksmasse der städtischen wie ländlichen Bevölkerung einwirkt. In dem Geburtsort meines Vaters, dem romantisch belegenen stattlichen Dorfe Kloster Häseler, lernte ich in Herrn Pfarrer Dr. Neide, Mitglied der sächsischen Provinzialkommission zum Schutz der vaterländischen Denkmäler, einen hervorragenden Kenner der heimatischen Geschichte kennen und in dem dortigen Lehrer und Küster Meissner, inzwischen nach Bad Bibra versetzt, ebenfalls einen Herrn, welcher in den örtlichen Familien- und Lokalgeschichten trefflich Bescheid weiss und für die Heimatkunde in der Schule bestens Sorge trägt. Die eigentliche Seele der Erweckung und der Pflege der Heimatkunde des Kreises Eckartsberga ist der in diesem Wissenszweige unermüdlich thätige Kgl. Superintendent und Oberpfarrer Herr L. Naumann in Eckartsberga. Eine gute Übersichtskarte zur Heimatkunde dieses Kreises hat der in weiten Kreisen als Kenner und Förderer der Heimatkunde wohlbekannte Lehrer Herr Karl Meyer in Nordhausen geliefert. Allerdings bietet der Kreis Eckartsberga, dessen Bevölkerung sich gleich den übrigen Thüringern durch einen verhältnismässig hohen Bildungsgrad und ein lebhaftes, empfängliches Temperament auszeichnet, in seinen bewaldeten Höhenzügen (die Finne, die Schmücke, die hohe Schierke) ein erfreuliches, stellenweise romantisch zu nennendes Landschaftsbild. An auch weiteren Kreisen bekannten Ortschaften befindet sich darin Eckartsberga, Bibra, Coelleda, Wiehe, Schloss Heldringen, Burghessler, Kloster Häseler, Auerstedt mit dem Schlachtfeld vom 14. Oktober 1806 u. s. f.), alles von dem bereits zum Kreise Naumburg gehörigen Soolbad Kösen in Halbtagsausflügen leicht zu erreichen.

Zu nennen ist zunächst der „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga“, welcher seit dem Jahre 1896 erscheint und dessen 4 Jahrgänge ich Ihnen vorlege (Verlag von Schneider in Cölleda). Inzwischen sind in derselben Provinz 1897 bereits für den Saalkreis und Kreis Sangerhausen ganz ähnliche Kalender erschienen und sollen andere in der Provinz Sachsen nachfolgen. Alle diese Bücher enthalten neben den üblichen Kalenderangaben eine Menge von interessanten auf die Kultur- und Naturgeschichte, die Statistik und Ortskunde bezüglichen Nachrichten. Herr L. Naumann hat daneben bereits seit dem Jahre eine stattliche Anzahl von kleinen Schriften veröffentlicht unter verschiedenen Titeln; bald als „Lose Blätter zu einer Heimatkunde der Stadt und des Kreises Eckartsberga“, dann als „Beiträge zur Lokalgeschichte des Kreises Eckartsberga“, endlich als „Skizzen und Bilder zu einer Heimatkunde des Kreises Eckartsberga“ (I. Heft, 1898). Eine Auswahl dieser Schriften überreiche ich hiermit.

Weshalb ich dies so ausführlich mitteile? Einmal, um das Bedauern auszusprechen, dass die Provinz Brandenburg hinter ähnlichen Bestrebungen leider weit zurücksteht und sodann, um durch diese Bemerkungen die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass auch bei uns die Kreise für ähnliche, populär wissenschaftliche Veranstaltungen sorgen und in ihrem eigensten Interesse die Förderung der Heimatkunde ihres Bezirks mit allen Kräften anstreben sollten. Ganz zweifellos ist dies viel wirksamer und volksbildender, als die jetzt, man möchte beinahe sagen grassierende Passion, „Kreis-Museen“ anzulegen. Abgesehen davon, dass zur wirksamen Pflege derselben vielfach die geeigneten wissenschaftlichen Kräfte, die Kenntnisse der konservatorischen Museumstechnik und die nötigen recht beträchtlichen Geldmittel fehlen, — wer besucht denn diese ihrer Natur nach immer unvollkommen und unvollständig bleibenden, nur selten zugänglichen Lokalsammlungen? Wie wenig Leute haben Verständnis dafür! — Die Vaterlandsliebe, der historische Sinn, das Interesse für die engere Heimat und die Kenntniss derselben, auf welche sich doch alle Volksbelehrung aufbauen sollte, wird tausendmal besser in der Art und Weise gefördert, wie sie von unseren intelligenten thüringischen Landsleuten in die Hand genommen worden ist, d. h. durch Kalender, Flugschriften, mündliche und nachher gedruckte Vorträge und ähnliche möglichst durch Abbildungen erläuterte Beiträge zur Heimatkunde.

Möchte man alles dies endlich auch in unserer Mark Brandenburg beherzigen!

2. Über Ansichts-Postkarten. Herr E. Friedel macht auf die Besprechung der auf die Heimatkunde Bayerns und Thüringens bezüglichen künstlerisch ausgeführten Postkarten mit Ansicht, welche in der Dezembersitzung vorgelegt wurden, sowie nochmals darauf auf-

merksam, dass ein so vorzüglicher Kenner und Förderer der deutschen Volkskunde, wie Rudolf Virchow, zunächst im Interesse des hiesigen Volkstrachten-Museums, auf den Wert und die wissenschaftliche Bedeutung des Sammelns von Postkarten mit Ansicht aufmerksam gemacht habe.

Das Märkische Provinzial-Museum hat die unsere engere Heimat betreffenden Postkarten schon seit einigen Jahren zu sammeln angefangen, besonders hat sich unser leider zu früh im vorigen Jahre verstorbenes Mitglied, Direktor Seide, als Pfleger des genannten vaterländischen Instituts, dieser Spezialsammlung angenommen, jetzt ist deren Obhut auf den Museumspfleger Herrn Richard Auerbach, unser Mitglied, mit ausgezeichnetem Erfolge übergegangen.

Herr R. Auerbach teilte hierauf folgendes mit:

Im Laufe des vorigen Jahres wurde mir der ehrenvolle Auftrag von dem Märkischen Provinzialmuseum, die damals bereits bestehende Sammlung von Ansichtspostkarten in meine Obhut zu nehmen und nach Möglichkeit für deren Vergrößerung Sorge zu tragen.

Es wurde darauf hingewiesen, dass das Märkische Museum nur Ansichtspostkarten der Provinz Brandenburg und der Altmark sammle und dass die Sammlung selbst in 4 Gruppen — nämlich:

1. Personen,
2. Sachen,
3. Ereignisse,
4. Verschiedenes

eingeteilt worden sei.

Nachdem ich diese Sammlung durchgegangen war, erschien mir der nächste und bequemste Weg, dieselbe zu vervollständigen, der zu sein zunächst alle diejenigen Ansichts-Postkarten zu erwerben, die im Buchhandel erschienen waren.

Zu diesem Behufe schrieb ich an die Buchhändler unseres Sammelgebietes und liess mir die dort erschienenen Ansichts-Postkarten und die der Umgehenden einsenden.

Hierdurch gewann die Sammlung recht erheblich an Ausdehnung, und da auch Freunde des Museums beisteuerten, können wir heute einen Bestand von 1150 Exemplaren verzeichnen.

Jetzt aber beginnt die Schwierigkeit. Es handelt sich nämlich darum, auch diejenigen Ansichts-Postkarten dem Märkischen Museum einzuverleiben, die nicht im Buchhandel erschienen sind oder noch erscheinen werden.

Diese Schwierigkeit glauben wir durch Ihre freundliche Mitwirkung zu überwinden und der Grund, weshalb Ihnen das Märkische Museum einen

Teil unserer Sammlung vorlegt, ist der, Ihr Interesse für dieselbe wachzurufen und hierdurch dieselbe selbst zu fördern.

Bei der ersten Gruppe „Personen“ handelt es sich darum, die hervorragenden Männer und Frauen unserer Heimat auch in den Ansichtskarten der Nachwelt vorzuführen. Allein nicht alle diese Personen haben für das grosse Publikum solch' ein Interesse, dass deren Bildnisse im Buchhandel erschienen wären. Wohl aber erscheinen Ansichtskarten mit deren Bildnissen in kleineren Zirkeln, Vereinigungen u. s. w. bei besonderen Gelegenheiten, und wir bitten Sie höfl., Ihr Augenmerk auf diese Karten zu richten und je ein Exemplar dem Märkischen Museum einzusenden.

Die zweite Gruppe „Sachen“ enthält diejenigen Karten, die sich auf Denkmäler, Paläste, Häuser, Häuserreihen, Landschaften u. s. w. beziehen, dann aber auch auf Cafés, Restaurants und alle jene Etablissements — ohne Ausnahme —, die Ansichtskarten ihren Gästen verkaufen. Gerade solche Etablissements pflegen häufig umgebaut zu werden oder sie gehen ganz ein. So soll z. B. das vielbekannte Restaurant „Akademische Bierhallen“ einem Neubau Platz machen. In späteren Zeiten wird die Erinnerung an jenes Speisehaus durch dessen Ansichtskarten in unserer Sammlung wieder belebt werden.

Wollen Sie sich freundl. unserer erinnern, wenn Sie in irgend ein Etablissement kommen, das Ansichtskarten verkauft und auch hiervon je ein Exemplar einsenden.

Ganz besonders liegt aber dem Märkischen Museum daran, Sie für die dritte Gruppe „Ereignisse“ zu gewinnen.

Sind es auch vielfach öffentliche, unsere Heimat betreffende Ereignisse, die zur Herstellung von Ansichtskarten veranlassen, so giebt es doch auch ausserordentlich viele kleinere Vereinigungen, die bei besonderen Ereignissen ebenfalls solche ausgeben. So finden Sie z. B. unter den Ihnen vorgelegten Karten diejenigen, die vom Kongress für Feuerbestattung seinen Mitgliedern zur Verfügung gestellt wurden und bei Gelegenheit des 50jährigen Bestehens eines Handwerkervereins zur Ausgabe gelangten.

Das Märkische Museum legt Wert darauf, diese Karten seiner Sammlung hinzuzufügen und damit diese Ereignisse einer schnellen Vergessenheit zu entreissen.

Schliesslich gelange ich zur letzten Gruppe „Verschiedenes“. In diese Gruppe gehören alle diejenigen Ansichtskarten, die sich in irgend einer Weise von den anderen Gruppen unterscheiden, z. B. die durch ein besonderes Verfahren oder auf einem besonderen Material, z. B. Holz, hergestellt worden oder die in ihrer Ausführung besonders geglückt sind.

In dieser Gruppe befindet sich auch eine Postkarte mit meinem Bildnis, die auf besonderen Wunsch der Direktion der Sammlung hinzugefügt wurde. Ich nehme an aus dem Grunde, weil diese Karte nach einem besonderen Verfahren in München nach meiner Photographie hergestellt worden ist. Jedenfalls unterscheidet sie sich durch ihren billigen Preis von 20 Pfg. von den viel theuereren hier in Berlin.

Als ich diese Karte in der Sammlung vorfand, kam mir der Gedanke, Sie zu bitten, sich gelegentlich ebenfalls solche Karten mit Ihren Bildnissen anzuschaffen und unserer „Brandenburgia“ je ein Exemplar hiervon einzusenden. Wir würden auf diese Weise ganz unauffällig zu einer Sammlung der Bildnisse unserer geschätzten sämtlichen Mitglieder gelangen*).

Ich wiederhole mich also: Das Märkische Provinzialmuseum bittet Sie besonders um diejenigen Karten, die bis jetzt nicht im Buchhandel erschienen sind, und die „Brandenburgia“ bittet Ihre Mitglieder um Postkarten mit deren Bildnissen.

Die Karten sind ohne Ausnahme an das Märkische Provinzialmuseum, Berlin, Breitestrasse, zu senden.

3. Berliner Felleisen. Auf die selbige betreffende Anfrage S. 352 sind uns die folgenden drei Mitteilungen eingegangen:

a) Die Brüder Grimm drücken sich im Wörterbuch (1862, S. 1498) wie folgt aus: „Felleisen, n. mantica, mantelsack, mit einer eisenstange verschlossene ledertasche und darum felleisen genannt? Man schrieb aber auch fellis, felles, felleis, was sich gleich dem nnl. valies aus fr. valise, it. valigia, mlat. valisia, hippopera herleiten liesse und in felleisen verdeutlicht wurde, denn kaum gehen umgekehrt die romanischen wörter auf's deutsche felleisen zurück (Diez s. 365). Die Böhmen bildeten filec. Die älteste form fellentz erscheint in einem weisthum von 1462 (2, 450): die sollent ime stellen ein bonden (bunten) ochsen, das er ime sein fellentz drüege oder watsack, wobei man sich des den riesen Gargantua tragenden urthiers ellendeis und felledeis (sp. 411) erinnert; noch nam er die truhnen und felis, die die menner trugen und stalt die für sich, und wiewohl die Römer sich manlich werten, wurden die truhnen und felis herdan gerissen und kamen die feind in die Wagenburg. Livius, Schöfflerlin 148a“.

Auf älteren Kupferstichen und Holzschnitten sieht man „Postreuter“, Reisende, Kavalleristen pp. sehr häufig mit den Felleisen-Rollen hinter sich zu Pferde. In kleinerer Ausstattung hat das Felleisen sich noch

*) Unser Mitglied Herr Photograph Bartels, Berlin, Oranienstr. 80/81, hat sich unseren Mitgliedern gegenüber bereit erklärt, Ansichts-Postkarten gegen Einsendung von deren Photographie für den Preis von 2 Mk. für 10 Stück herzustellen. Einer guten Ausführung der Bilder sind wir gewiss.

jetzt vielfach bei der europäischen Kavallerie erhalten. Früher nannte man daher das solchergestalt ausgerüstete Ross geradezu „Felleiser“ (Grimm S. 1499).

Auch werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass man vielfach auch gewisse Holzkoffer „Felleisen“ genannt hat. Es war dies zur Zeit vor den Eisenbahnen, wo man noch vielfach mit eigenem oder Mietsfuhrwerk reiste. Diese Koffer sind mit Fellen, die noch das Haar tragen, bezogen, damit das Wasser abträufelt, ohne ins Innere zu dringen, ausserdem sind diese Koffer sehr stark mit eisernen Bändern beschlagen, so dass thatsächlich der Koffer äusserlich nichts anderes als „Fell“ und „Eisen“ zeigt. Wenn irgend möglich, nahm man zur Fellbekleidung die Haut starker Wildschweine, weil das Leder derselben biegsam und mit dichten starken, dem Wasser wehrenden Borsten besetzt ist. Einen solchen von Mesendorf bei Pritzwalk in der Prignitz stammenden Felleisenkoffer habe ich ererbt. Derselbe stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und war durch ein sehr altertümliches Anhängeschloss mit Bolzenverschluss versichert. Einen zweiten derartigen Felleisenkoffer etwa von 1790 besitzt meine Schwiegermutter Frau Apotheker Schenk in Greifswald. Derselbe stammt aus Friedland in Mecklenburg und ist wie das Mesendorfer Felleisen mit starkborstiger Wildschweinhaut überzogen. Obwohl beide Felleisen manchen Sturm abgewettert haben, sind sie dank ihrer festen Bauart noch vollkommen tüchtig. E. Fr.

b) Zu der Anfrage im Fragekasten der Nr. 9 des Monatsblattes der „Brandenburgia“: Was bedeutet der Ausdruck „Berliner Felleisen“? erlaube ich mir folgendes zur weiteren Aufklärung beizutragen:

Den grössten Teil meines Lebens habe ich in Berlin zugebracht und hier sehr oft den Ausdruck „Berliner Felleisen“ gehört; aber auch auf meinen vielfachen Reisen in Nord- und Süd-Deutschland und in Oesterreich und der Schweiz ist mir diese Bezeichnung begegnet, so dass ich mir über den Sinn derselben wohl im Klaren zu sein glauben darf. An der Richtigkeit der ausführlichen Darstellung auf Seite 352 der betreffenden Nummer des Monatsblattes hege ich nicht den geringsten Zweifel; ähnliches wurde mir mehrfach auf meine Anfrage von verschiedenen Handwerkern, die in ihrer Jugend gewandert waren, geantwortet; die meisten aber gaben mir sofort lächelnd dieselbe Erklärung dieses Ausdruckes, die mir schon selber geläufig war und die ich bis jetzt für die einzig zutreffende gehalten hatte. Danach nennt man ein „Berliner Felleisen“ ein zusammengeknüpftes Schnupftuch, welches der Träger an einem Stock über der Schulter trägt und welches nur eine Kleider- und eine Schuhbürste, sowie ein Vorhemdchen (Chemisett) und allenfalls, in neuerer Zeit, ein Paar Handmanschetten und einen Halskragen enthält. In früherer Zeit, als man noch keine besonderen Halskragen und Manschetten trug, wohl auch ein, meistens buntes, Taschen-

tuch und dergleichen Kleinigkeiten. Im Ausdruck: „er reist mit einem Berliner Felleisen“ sollte auch nur ein gewisser Hohn liegen auf einen windigen Patron, als welchen die übrigen, aus kleinen Städten stammenden, Handwerker stets den „Berliner“ ansahen, der nichts Ordentliches mit sich führte und auch nicht geneigt war, etwas Ordentliches zu leisten. Ich habe von vielen, aus Berlin stammenden, Handwerkern gehört, dass sie sich auf ihrer Wanderschaft in ganz Deutschland nur höchst selten für Berliner ausgaben, lieber als „Märker“ oder als Kleinstädter aus der Nähe Berlins, da sie doch ihren Dialekt nicht sogleich ablegen konnten. Erst in Oesterreich oder in der Schweiz gaben sie sich, und zwar mit Stolz, wieder als Berliner zu erkennen; doch wurden sie alsdann von ordentlichen Meistern auch nur mit einem gewissen Misstrauen als Gesellen angenommen.

Karl Maass.

[Es ist gewiss richtig, dass der Ausdruck „Berliner“ Felleisen häufig scherzhaft mit Bezug auf die vielen ärmlichen reisenden Handwerksburschen aus Berlin gebraucht sein mag; er kommt aber auch ganz ernsthaft gemeint, ohne jeden spöttischen Beigeschmack im norddeutschen Volksmunde vor.

E. Fr.]

c. Ad vocem „Felleisen“, Brandenburgia, 1898, S. 352, wollen Sie gütigst nachstehende Mitteilung gestatten.

„Als ich noch jung war, d. i. vor 40 und mehr Jahren, unterschied man in der Handwerker- und Landvolksprache der Landschaften um Potsdam herum sowohl wie längs der Oder von Frankfurt an bis nach Stettin und Swinemünde hin zwischen a) „Felleisen“ — vulgo „Felisen“ und b) „Berliner“. a) „Felisen“ wurde ein aus derbem Leder bestehender Tornister benannt, dessen Überklappe unten mit zwei tüchtigen Eisenschnallen festgemacht wurde. Ins Felisen hinein kam 1) ein Hemd, 2) ein Paar Wollstrümpfe, 3) der Sonntagsrock, 4) eine derbe Bürste, 5) ein Allerwelts-, Putz-, Wisch- und Waschlappen, 6) barg der Wanderbursche im Innenraum allerhand ihm zugekommene Reiseerinnerungen. Obenauf mussten in kunstgerechter Lage, die Spitzen rechts und links — gleich Hörnern — hochgestreckt, bald von einer Mittelschnallenlage bald von zwei mehr seitwärts angebrachten Schnallen festgehalten, sich ein Paar Reserve-Stiefel befinden. Schuhe — galt als „misig“ und waren der erste Anfang, dem „Gesellen“ beim Eintritt in eine Werkstatt das Ansehn zu verderben.

Zu vielen Dutzenden habe ich bis in die Kandidatenzeit hinein bei Schulfreunden und dergl. solche Felleisen mit einpacken geholfen. Dieselben waren schwerfällig. Daher b) fand nach und nach, so ungefähr vom Jahre 1865 ab, eine schon in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts von Berlin aus aufgekommene Sitte Eingang auf der Wanderschaft einen „Berliner“ zu tragen.

b) Solcher „Berliner“ bestand in einer gewöhnlich 2 Fuss = 66 cm langen Rolle aus Wachstuch, an den beiden Enden durch „Schnurren“ wurstzipfelähnlich verschliessbar und der Länge nach durch 2 oder 3 Schnallen zusammengehalten. Getragen am Lederriemen oder auch breitem Bande über der linken Schulter.

Reservestiefel führte der einen „Berliner“ Tragende nicht mit sich, selten eine Bürste. Der Sonntagsrock blieb fernerhin bald fort. Wer überhaupt noch einen solchen besass, liess ihn sich von Ort zu Ort, je nachdem er fest in Arbeit kam, auf der Post nachsenden.

Dem alten „Felisen“ bin ich zum letzten Male im Sommer 1874 im Frankenlande nahe Forchheim — ich glaube es war bei dem Städtchen Ebermannsstadt — bei einem Wandrergesellen begegnet. Es ist wohl zur Zeit allenthalben dem „Berliner“ und dem noch bequemeren „Rucksack“ gewichen.

Meine Handwerker- u. s. w. Freunde leiteten das Wort übrigens aus der französischen, bez. englischen Sprache her, von valise, bez. wallet. Ich selbst habe über die Wortherleitung nie nachgedacht. Bei solchen Volksausdrücken spielt ja viel mehr, als man glaubt, Zufall und Sprechnachlässigkeit mit, etymologische Forschungen philologischer Weise sind eine überaus gewagte Sache! Bitte, dass Sie in der Brandenburgia Hrn. Robert Mielke, der zur Zeit nach meinem Dafürhalten der beste Volkssitten- und Sprachweisenkenner unter unsern Brandenburgiamitgliedern ist, zu Rate ziehen.

Zwei weitere Nebenbemerkungen erlaube mir ferner. I) der cylindrische Mantelsack der polnischen Flösser auf Oder und Warthe ist mir als reichlich mit Schnürringen der Länge nach versehene Leder-Rollen-Hülle wohlbekannt. Der Riemen wurde über der rechten Schulter, der „Hund“, bez. „Wolf“ — wie ich in der Neumark, namentlich in der Schenke zu Clossow (meines Vaters Filialdorf nahe Zellin a. O.) einer Haupt-, Nacht- und Anwerbestation der Flösser, diese Behälter vielfach nennen hörte (im Unterschied zu der um den Leib geschnallten ledernen „Geldkatze“) links getragen.

In hiesiger Gegend treffe ich vielfach Schiffer — ich habe solche mehrfach getraut und wir begrüssen uns stets sehr freundschaftlich — von Elbfahrzeugen im Frühjahrsanfang, riesige Rollen, welche Wäsche, Betten, Kleider enthalten, in Weise der früher gerollten Militärmäntel schräg über Brust und Schulter tragend.

So ausgestattet fahren diese Elbschiffer im Frühjahr von Muttern fort zu ihren Fahrzeugen nach Hamburg hin. Zurück beim Winterbeginn kommen sie ohne Packen. Das Gepäck folgt den Heimgekehrten als Frachtstück nach.

II) Dass „Dinsbündsel“ mit St. Dionysius zusammenhängt, mag kein „Volkskundiger“ annehmen. Der „Dionysiusstag“, 9. Oktober, ist

keineswegs in Mecklenburg-Schwerin der Gesinde-Ziehtag. Solches ist vielmehr der 24. bez. 27. Oktober, und wenn überhaupt noch von aus Mecklenburg zu uns gekommenen Dienstleuten Kalenderheilige bei solcher Gelegenheit in den Mund genommen werden, so sind das die Männer des 28. Oktober, welcher Tag denselben als Neu-Anzugstag gilt: nämlich die Apostel „Simon und Judas“. Meine Mecklenburger Grenznachbarschaft hat mir viel Gelegenheit gewährt, diese Volksweise, in für meinem Haushalt vielfach nicht gerade angenehmer Weise, kennen zu lernen.

„Diensbündel, bez. bündsel“ ist lediglich volksnachlässige Aussprache für „Dienst-bündel. Sitte ist nämlich auf dem Lande weit und breit, dass das Gesinde a) mit seinen in ein längliches Bündel gerollten notwendigsten Kleidern und Habseligkeiten das eine Haus verlässt und in das andre wandert. Einige Tage nachher wird — gewöhnlich am sog. „Koffersonntag“ — hier zu Lande z. B. am Sonntag nach dem 11. November — das weitere Hab und Gut eines Dienstboten von der neuen Herrschaft ab- und eingeholt, in Kasten, Koffer, Lade, Kommode, jetzt sogar öfters in Schrank und bei Mägden mit beigefügter Nähmaschine, sorglich eingepackt.

Den Ausdruck „Dienst-Farken“ kenne ich aus Orten der Uckermark, z. B. Dorf Polssen, Vierraden, Schwedt, und aus Königsberg i. d. Neumark. Er rührt meines Dafürhaltens von dem aus alter Zeit mir wohlerinnerlichen Brauch her, dass der Bauer, bez. Ackerbürger, demjenigen Knecht, bez. Magd, welche vom Dienst aus abziehend in den Stand der heiligen Ehe traten, „in die junge Wirtschaft hinein“ ein Ferkel seiner Zucht mitschenkte zum Auffüttern. Der mit solchem lebenden quiekenden Geschenk Beglückte nahm landesüblich solches Tierchen entweder „wie ein Bündel Flicker“ unter dem Arm, um es heimwärts zu tragen. Oder auch, wenn Mann und Frau von einem Hause, bez. von Nachbarhäusern aus, heirateten und dann jeder sein Ferkel davongetragen hatte: er band die Tierchen mit den Hinterbeinen zusammen und hing diese Last sich, wie bei früherem Dienstumzug sein Dienstbündel, über die linke Schulter.

Der Volksscherz verarbeitete solchen Brauch in erweiterter Anwendung seinerseits.

Etwas Ähnliches hat übrigens die Bureausprache in dem Ausdruck „Schinken“ für ein vom bez. Referenten zu verarbeitendes, meist dickleibiges, Aktenstück.

E. Handtmann.

d) Nach Mitteilung von Augenzeugen war „der Berliner“ eine Rolle aus starker Leinwand, oben und unten mit einer Schnur zuzuziehen, und wurde am Riemen getragen.

Schlosser trugen solche aus Wachsleinwand, Schmiede bedienten sich ihres ledernen Schurzfalls zu diesem Zweck und nannten es Fell-

eisen. Auf dem Felleisen befestigt trugen die Schmiede Hammer, Zange und Stosseisen, die übrigen nur ihre Bürsten.

Wegen des fahrbaren Tornisters, auch Felleisen genannt, werden Mitteilungen später folgen.

„Der Berliner“ löste das eigentliche Felleisen nebst Ränzel ab und galt als etwas durchaus Nobeles und Praktisches in der Zunft der wandernden Handwerksleute.

Hierzu gehört ferner der sogenannte „Berliner Reisekoffer“. Der Berliner Reisekoffer ist ein meist buntes Schnupftuch, in dem ein Handwerksbursche, Knecht oder auch ein Dienstmädchen seine Habseligkeiten eingeknüpft trägt.

Hiervon rührt die vulgäre Berliner Redensart her: „Er (Sie) hat ja nur'n Berliner Reisekoffer, das Aas hat ja nischt“! „Berliner Reisekoffer“ wird im Gegensatz zum „Berliner“ im verächtlichen Sinne gebraucht.

H. Maurer.

4. Herr Dr. Pniower legt an Stelle des verhinderten Herrn Kustos Buchholz 2 Urkunden vor, über die sich dieser folgendermassen äussert.

Herr Kustos Buchholz berichtet, als

Nachtrag, betreffend Buch und die Familie v. Voss:

Die Brandenburgia hat sich auf der Wanderfahrt nach Buch am 25. August vor. Jahres mit den geschichtlichen Verhältnissen von Schloss, Park, Kirche und Dorf Buch beschäftigt. Der bez. Bericht des Hrn. Dr. Albrecht ist auf Seite 233—254 unseres Monatsblattes abgedruckt.

Wenige Wochen nach jener Drucklegung gingen im Märk. Museum von der Städt. Kanalisations-Deputation die beiden hier vorliegenden Urkunden von 1881 ein, die beim Abbruch der beiden kleinen, erst 1881 dem Hauptgebäude aufgesetzten Türme sorgfältig eingemauert gefunden worden waren.

Die Haupturkunde, auf einen grossen Pergamentbogen von Kanzlei-hand geschrieben, enthält zwar auch einige der bereits a. a. O. gedruckten Daten; der Hauptinhalt aber umfasst die Schlossbau-Geschichte und die Besitzer-Verhältnisse der neueren Zeit und bildet dadurch eine willkommene Ergänzung des Albrechtschen Berichts, weshalb der vollständige Abdruck hier erfolgt:

Urkunde über die Besitzer des Schlosses Buch.

Im Jahre 1350 war ein Ritter Betke von Wiltberg Besitzer von Buch, welches damals Wendischen „Bug“ oder „Bütz“ genannt wurde; er verkaufte zu der Zeit die gutsherrlichen Rechte — also die Besetzung — an die von Bredow, welche im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts dieselben an die Gevettern Tamme und Zander von Röbel weiter veräusserten. Ein Nachfolger der

Letzteren — Hans von Röbel — war im Jahre 1541 alleiniger Besitzer von Buch, welches letzteres bis zum Jahre 1669 im Besitz der Familie von Röbel blieb. Während der Besitzzeit der von Röbel ist dies Schloss erbaut worden, und zwar zuerst ohne die beiden Flügel. Das Jahr der Erbauung lässt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, doch muss angenommen werden, dass der Bau zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ausgeführt ist.

Die Herren von Röbel besaßen ausser Buch noch die Güter Carow und Birkholz. Im Jahre 1669 verkaufte der später zu Berlin verstorbene Gouverneur von Röbel diese Güter nebst den den Besitzern von Buch zustehenden Pächten von Zepernick, Lindenberg, Falkenberg, Beyersdorf, Börnicke und Bernau an den Freiherrn Gerhard Bernhard von Pöllnitz (Geheimer Kriegsath, General-Wachtmeister, Oberstallmeister, Kammerherr und Oberst über die Leibgarde zu Fuss) zum Preise von 15 500 Thalern. Der Sohn desselben, Freiherr Friedrich Moritz von Pöllnitz veräußerte demnächst im Jahre 1724 die Güter Buch, Carow, Birkholz mit sämtlichen Pertinenzien und Prästationen für 47 000 Thaler an den Geheimen Etatsrath (späteren Etats- und Kriegs-Minister) Adam Otto von Viereck. Während der Besitzzeit des Letzteren — jedenfalls um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — werden die beiden Flügel des Schlosses angebaut sein. — Nach dem Tode des Staatsministers Adam Otto von Viereck erbte die Tochter desselben — Amalie Ottilie — die Güter Buch, Carow und Birkholz mit sämtlichen Pertinenzien. Dieselbe war die Gemahlin des Königlich Preussischen Legationsrathes und Domprobstes Hieronymus von Voss, und kamen durch diese Ehe die Güter in die von Voss'sche Familie. Diese Besitzerin stiftete am 6. April 1767 das Fideicommiss Buch-Carow.

Kinder aus dieser Ehe waren:

1. Otto Carl Friedrich von Voss;
2. Leopold Albrecht August Alexander von Voss.

Nach dem Tode der Stifterin und ihres Gemahls ging das Fideicommiss in den Besitz des ältesten Sohnes — späteren Königlich Preussischen Staatsministers — Otto Carl Friedrich von Voss über, welcher am 30ten Januar 1823 starb. Derselbe hinterliess drei Söhne, von denen der älteste (Friedrich Maximilian Wilhelm von Voss) Fideicommiss-Besitznachfolger wurde. Im Jahre 1840/47 wurde dem jedesmaligen Besitzer des Fideicommisses die Grafenwürde verliehen. Als dieser Besitzer (Königliche Rittmeister, Sanct Johanniter Ordensritter und Domherr Wilhelm Graf von Voss) am 28ten Februar 1847 ohne männliche Descendenz starb, ging das

Fideicommiss an seinen nächst ältesten Bruder, den am 26ten September 1786 geborenen späteren Königlich Preussischen Wirklichen Geheimen Rath und Konsistorial-Präsidenten Carl Otto Friedrich Grafen von Voss über. Derselbe vergrösserte das Fideicommiss durch Zulegung von Wartenberg, Birkholz und einem Schwanebecker Bauernhof am 15ten März 1860. Auch er hinterliess bei seinem am 3. Februar 1864 erfolgten Ableben keine männlichen Nachkommen und da der jüngere Bruder — Landgraf Otto von Voss — ohne männliche Nachkommen bereits verstorben war, so ging der Besitz des Fideicommisses auf die Nachkommen des am 14. Juni 1793 bei Mainz gebliebenen Leopold von Voss (zweiten Sohnes der Stifterin) über. Erster Besitzer aus dieser Linie war der am 17. Oktober 1788 geborene Königlich Preussische General der Infanterie Ferdinand Graf von Voss. Er starb am 1. Juli 1871 kinderlos. Der einzige Bruder desselben — Curt von Voss — geboren am 26. Februar 1793, war bereits am 27. August 1849 als Königlich Preussischer Oberst und Regiments-Commandeur verstorben, weshalb der älteste Sohn desselben — Königlich Preussische Major, jetzt Königlich Preussische Kammerherr — Gustav Hermann Otto Siegfried Graf von Voss, geboren am 11. April 1822, Besitzer des Fideicommisses wurde.

An diesem Schlosse war seit dem Anbau der beiden Flügel — Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — nur ein innerer Umbau zur Besitzzeit des Staatsministers von Voss vorgenommen worden. Dasselbe — namentlich aber die beiden Flügel und das Dach — war deshalb im schlechten Zustande. Der jetzige Besitzer, welcher seinen beständigen Wohnsitz hier genommen hat, während die früheren Besitzer grösstenteils in Berlin wohnten, nahm einen vollständigen Umbau des Schlosses vor. Die Flügel des alten Schlosses, welche der Zeit der Erbauung entsprechend mit gebrochenen, neufranzösischen Mansardendächern versehen waren, wurden um 3 Meter verlängert, im deutschen Renaissancestyl fast neu aufgeführt und mit Schieferdach versehen. Dementsprechend wurde auch das Ziegeldach des Hauptgebäudes durch ein Schieferdach ersetzt. Ausserdem wurde das Hauptgebäude im Innern und Äussern gründlich renovirt. Die Zeichnung zn dem Umbau ist angefertigt von dem Baumeister Tietz in Berlin, der Bau selbst im Jahre 1881 ausgeführt von dem Maurermeister Clement in Bernau.

Die letztere grössere Familien-Festlichkeit im alten Schlosse war die Feier der silbernen Hochzeit des jetzigen Besitzers am 10. Juni 1875. Derselbe ist seit dem 10. Juni 1850 vermählt mit Amelie geborenen Gräfin Finck von Finckenstein.

Urkundlich ausgefertigt und von dem jetzigen Besitzer und dessen Gemahlin eigenhändig unterschrieben.

Buch, am 1. August 1881.

(am ersten August tausend acht Hundert ein und achtzig).

Gustav Graf v. Voss.

Amelie Gräfin Voss,
geborene Gräfin Finckenstein.

Das zweite Schriftstück ist vom Gutsadministrator Fritz Reitz und dem Amtsvorsteher Hermann Schultze ebenfalls im Jahre 1881, und zwar mit vorstehender Urkunde zugleich verfasst und betrifft wesentlich diese Personen selbst und ihren Anteil an der Guts- und Polizei-Verwaltung von Buch. Es schliesst: „Mögen spätere Generationen bei Auffindung dieses Schriftstücks sich auch unserer erinnern.“

Diesem Wunsch tragen wir, obgleich wir uns dem Datum gegenüber noch nicht zu den „späteren Generationen“ rechnen können, doch in Dankbarkeit Rechnung, indem wir über den Sachverhalt hier berichten und die Urkunde zum Abdruck bringen.

Die Sorge der beiden Verfasser für Überlieferungen an die Nachwelt hat sich auch auf Beifügung dreier Briefmarken, zweier Schwarzstempelabdrücke der Buchschen Verwaltung und zweier Siegelabdrücke erstreckt, welche letzteren, vermutlich durch Sonnenhitze, vollständig verschmolzen und unkenntlich geworden sind.

5. Eingewanderte Pflanzen in der Mark von Karl Müllenhoff. *Historia plantarum*, Geschichte der Pflanzen heissen zahlreiche ältere botanische Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Eigentlich ist dieser Titel recht unpassend gewählt, denn anstatt einer Geschichte der Pflanzen enthalten diese Schriften meist nur dürftige Beschreibungen nach äusserlichen Merkmalen. Nur zuweilen findet man einige spärliche Angaben über die Orte wo diese Gewächse wildwachsend angetroffen werden.

Seit Linné aber in seiner Flora von Lappland und seiner Flora von Schweden das Beispiel gegeben hatte, erschienen bald zahlreiche in ähnlicher Art ausgeführte Schilderungen der Pflanzenwelt vieler Länder.

Durch die Vergleichung der verschiedenen Floren benachbarter Länder erkannte man die Grösse des Gebietes, welche eine jede Pflanzenart bewohnt, und stellte die genaue Begrenzung dieses Gebietes im einzelnen fest. Man erkannte dabei, durch welche Faktoren die Ausbreitung der Gewächse bedingt wird und wie ein jedes Gewächs mit zweckmässigen Vorrichtungen ausgestattet ist, um sich das eine auf diese, das andere auf jene Art ausbreiten zu können. Ja es gelang in manchen Ländern selbst im einzelnen die Veränderungen nachzuweisen, welche

die Pflanzenwelt dieser Gebiete im Laufe der Zeiten erlitten hat und festzustellen, woher und auf welchem Wege manche der jetzt bei uns verbreiteten Pflanzen zugewandert sind.

So wurden die Floren, ohne dass es die Verfasser gerade immer beabsichtigten, zu Quellenwerken für die eigentliche Geschichte der Pflanzenwelt.

Die floristische Durchforschung unserer Mark Brandenburg ist bereits seit recht langer Zeit und zwar mit ganz besonders grossem Erfolge betrieben worden; es kann jetzt die Arbeit bezüglich der Blütenpflanzen im ganzen als abgeschlossen gelten; dabei lässt sich gerade für unser Gebiet die im Laufe der Zeiten eingetretene Veränderung der Flora genauer angeben, als dieses sonst im allgemeinen möglich ist.

Wir verdanken diesen Abschluss der floristischen Arbeiten in erster Linie den Bemühungen des Ehrenmitgliedes unsers Vereines, des Professor Dr. Paul Ascherson; derselbe hat, unterstützt von einer von Jahr zu Jahr sich mehrenden Zahl von gleichstrebenden Freunden und Schülern, sich die Durchforschung der märkischen Flora geradezu zur Lebensaufgabe gemacht und ist bereits seit über 40 Jahren auf diesem Arbeitsfelde unermüdlich thätig.

Gerade jetzt ist er mit einer neuen zusammenfassenden Darstellung seiner Forschungsergebnisse beschäftigt, indem er neben seiner grossen mitteleuropäischen Flora auch eine neue Ausgabe seiner Flora der Provinz Brandenburg veranstaltet, zwei Werke, deren Vollendung von allen Freunden unserer Pflanzenwelt ungeduldig erwartet wird.

Unser Herr Vorsitzender wünschte, dass über diese Ergebnisse der botanischen Durchforschung unseres Gebietes einmal in diesem Kreise berichtet werden möge. Doch mit Rücksicht auf die ungeheure Arbeit, die gerade jetzt auf Herrn Prof. Ascherson lastet, zog er nicht ihn, den ältesten, gründlichsten und erfahrensten Kenner unserer Flora heran, sondern beauftragte mich mit der Darstellung der Ergebnisse von Arbeiten, die wir in erster Linie Herrn Prof. Ascherson und seinen Schülern verdanken.

Es ist zunächst ohne weiteres klar, dass für die Erhaltung einer jeden Pflanzenart von grossem Werte ist, wenn ihre Samen oder auch ihre Ausläufer, Brutzwiebeln und dergl. sich möglichst weit weg von der Mutterpflanze verbreiten. Denn wenn die Nachkommen einer Pflanze gleich unter der Mutterpflanze zum Keimen gelangten, so würde sehr bald der Kampf um Licht und Luft, um Boden und Feuchtigkeit zwischen den nächsten Verwandten entstehen und eine jede weitere Vermehrung wäre zwecklos oder auch unmöglich.

So sehen wir denn die Früchte und Samen und vielfach sogar die Ausläufer, Brutzwiebeln und dergl. mit allerlei mehr oder weniger

kunstvollen Vorrichtungen ausgestattet, die eine Verbreitung der Pflanzen auf kleinere oder grössere Entfernung ermöglichen.

Es sind hauptsächlich 5 verschiedene Mittel, durch welche die Ausbreitung bewirkt wird:

1. mechanische Schleudereinrichtungen,
2. das Wasser,
3. der Wind,
4. die Tiere,
5. endlich trägt der Mensch durch die Verkehrsmittel, die er schafft, die Eisenbahnen und Kanäle, durch die Transporte der Viehherden und die Getreideaussaaten vielfach bald unabsichtlich, bald absichtlich zur Verbreitung der Pflanzen bei.

Für jede dieser Verbreitungsarten bietet die einheimische Pflanzenwelt ausreichende gute Beispiele.

Ein mechanisches Fortschnellen der Samen beobachtet man ganz besonders bei den verschiedenen Arten des Springkrautes, *Impatiens*. Eine derselben, die bei uns in Laubwäldern wild wächst, hat von Linné den hübschen Namen „das Kräutchen Rühr mich nicht an“ *Noli tangere* erhalten, ein Name der eben so gut auch für die andern Arten passen würde.

Der Fruchtknoten ist langgestreckt fünffächerig. Die Scheidewände zwischen den fünf Fächern sind dünn, häutig und lösen sich bei der Fruchtreife sowohl von den Wänden als von der Mittelsäule ab. Berührt man nun eine solche reifende Kapsel, so rollen sich die fünf Klappen, die die Aussenhülle der Frucht bilden, plötzlich von unten nach oben uhrfederartig zusammen, reissen dabei die an der Mittelsäule lose angehefteten Samen mit Gewalt los und schleudern sie heftig weithin fort.

Hierdurch wird die Pflanze in hohem Grade befähigt für eine weitere Ausbreitung. Es kann daher nicht Wunder nehmen, dass neben unserer ursprünglich europäischen Art sich noch andere eingebürgert haben. So stammt das im Tiergarten überall gemeine Springkraut, *Impatiens parviflora*, aus der Mongolei; es ist seit 1831 von Genf aus verwildert und jetzt überall verbreitet und erobert sich noch immer mehr Terrain.

Auch die bei den Gärtnern unter dem Namen Balsamine bekannte schöne Zierpflanze aus Ostindien, *Impatiens femina*, ist in Gärten, Anlagen und auf Kirchhöfen nicht selten verwildert.

Eine ähnliche Einrichtung wie die *Impatiens*arten findet man beim Sauerklee. Auch hier besitzen die Samen der fünffächerigen Kapsel Frucht einen eigenen Schleuderapparat und zwar in Gestalt einer äusseren Samenhaut, deren verschiedene Gewebeschichten derart gegen einander gespannt sind, dass schliesslich ein plötzliches Zerreißen und Zurück-

rollen der äusseren Haut und ein gleichzeitiges Herausschleudern des Samens aus der geöffneten Kapsel erfolgt.

An solchen Kapseln, die schon fast reif sind, gelingt es daher nur mit Mühe, die Samen frei herauszupräparieren, ohne dass ihre Haut sich ablöst und sie davon springen. Ein allseitiger Druck auf eine fast reife Kapsel bewirkt, — um den von Hildebrandt in Freiburg gebrauchten etwas drastischen Ausdruck zu gebrauchen — dass die Samen mit mitrailleusenartigem Geknatter nach allen Richtungen hin hervorschnellen. (Allerdings ist es erforderlich, dass die Mitrailleuse recht weit von dem Beobachter entfernt steht, wenn ihr Geknatter mit dem bei der Explosion der Sauerkleefrucht entstehendem Geräusche verglichen werden soll.) Wie bei der *Impatiens* haben auch beim Sauerklee sich mehrere Arten hier bei uns eingebürgert, die südeuropäische *Oxalis corniculata* sowie die schon mit dem Kartoffelbau aus Nordamerika eingeführte *Oxalis stricta*; namentlich die letztere Art ist bei uns schon seit langer Zeit in Gärten, an Wegen und selbst im Walde verwildert und eingebürgert.

Zahlreiche ähnliche Schleudereinrichtungen, die man beim Veilchen sowie der Lupine und sehr vielen anderen Gewächsen beobachten kann, übergehe ich hier. Alle diese Schleudereinrichtungen, wenn sie auch noch so kräftig wirken, können natürlich eine Ausbreitung nur auf verhältnismässig kleine Entfernung ermöglichen und sie sind daher für die Pflanzen nur von untergeordneter Bedeutung, wenn man sie mit den weit wirksameren Anpassungserscheinungen vergleicht, welche für die Ausbreitung der Pflanzen durch Wasser, Wind und Tiere sorgen.

Soll eine Pflanze durch das Wasser verbreitet werden, so müssen ihre Früchte oder Samen erstens leichter sein, als eine ihrem Volum entsprechende Wassermenge, sie müssen daher auf der Wasseroberfläche schwimmen; zweitens müssen sie gegen die Einwirkung des Wassers geschützt sein, so dass sie also während des Wassertransportes nicht verwesen.

Ein ganz besonders schönes und instruktives Beispiel für diese Einrichtung einer Wasserpflanze bietet die Seerose. Die Samen der weissen Seerose, *Nymphaea alba*, sind von einem Samenmantel umgeben, welcher der äusseren Samenhaut nur locker anliegt, sodass zwischen dem Samenmantel und der Samenhaut eine Luftschicht eingeschaltet wird; bei der gelben Seerose, *Nuphar luteum*, unterbleibt die Ausbildung eines besonderen Samenmantels, aber dafür trennen sich die Fruchtblätter zur Zeit der Fruchtreife in zwei Schichten, in eine äussere grüne, saftreiche und eine innere weisse, luftreiche, welche letztere zahlreiche Samen umschliesst. In beiden Fällen werden die Samen durch die Vermittelung ihrer Umhüllungen schwimmfähig gemacht, und es werden also die Samen in fliessendem Wasser durch die Strömung, in stehendem

Wasser dagegen durch die auf den Wasserspiegel einfallenden Winde fortgetrieben. Und während der Transport der Samen der beiden Seerosenarten innerhalb zusammenhängender Gewässer durch Wasser und Wind bewerkstelligt wird, geschieht eine Verschleppung in einzelne isolierte Teiche durch Vögel; es kommt oft vor, dass die Seerosensamen durch die Wasserhühner in solche isolierte Teiche verschleppt werden. Um die nahrhaften Samen zu gewinnen, hacken diese Vögel die Früchte der Seerosen mit ihrem Schnabel auf, wobei fast unvermeidlich einige der von schleimigen Massen eingehüllten Samen an den Borstenfedern der Mundwinkel sitzen bleiben. Wenn nun die Wasserhühner von ihrer Mahlzeit plötzlich aufgeschreckt werden, und nicht mehr Zeit finden den Schnabel früher zu reinigen, so tragen sie die angeklebten Samen mit sich fort und streifen sie erst in einem andern Teiche wieder ab.

Nicht minder wirksam für die Verbreitung wie die Samen sind vielfach einzelne abgerissene Pflanzenteile von Wasserpflanzen; wenn diese durch die Wasserströmungen oder auch durch Wasservögel oder die Schifffahrt von einem Gewässer zum anderen geschafft werden, können sie in vielen Fällen leicht wieder Wurzeln schlagen und die Wasserpflanze erobert sich dadurch neue Gebiete.

Eine sich bei uns nie durch Samen vermehrende Wasserpflanze ist die allen Aquariumsbesitzern wohlbekannte Wasserpest, *Elodea canadensis*. Die Pflanze ist in den Flüssen Nordamerikas einheimisch und wurde seit dem Jahre 1854 im Berliner botanischen Garten kultiviert, wo sie bald den südlich vom grossen Palmenhause befindlichen flachen Teich ausfüllte; sie wucherte so kräftig, dass sie die bis dahin oft durch ihr Aroma lästigen Konferven unterdrückte. Sie wurde daher im Jahre 1859 auch in einen bei der Wildparkstation befindlichen kleinen Graben verpflanzt und 1860 nach dem alten Wasserfall bei Eberswalde. Noch im Jahre 1859 trat sie in der Havel bei Sanssouci auf und verbreitete sich in diesem Flusse derartig, dass sie 1864 schon die Strecke bis zur Mündung erfüllte. In demselben Jahre hatte sie stromaufwärts gehend den Tegeler See erreicht und fand sich bei Berlin in der Spree, um bald auch diesen Flusslauf und sämtliche mit ihm in Verbindung stehende Gewässer zu okkupieren. 1869 war sie im Friedrich Wilhelmskanal. Die Havel aufwärts gehend, hatte sie die Grenze der Mark 1867 bei Dannenwalde, im Wentower See bei Fischerwall, Fürstenburg, Templin und 1868 bei Strasen erreicht.

Von Eberswalde gelangte die Pflanze in die Oder und erfüllte bereits 1869 die ganze Strecke von Oderberg bis in die Nähe der Ostsee. Vielleicht durch die Ihna gelangte sie 1872 nach Arnswalde.

In der Warthe war sie 1869 beobachtet. Diese Wasserpflanze trat zumeist in ungeheurer Menge auf, um sodann nach einigen Jahren sehr

zurückzugehen. Im Spandauer Schiffahrtskanal war sie 1868 so häufig, dass ihre Ausrottung, die wegen Behinderung der Schiffahrt nötig geworden war, mehr als 2500 Thaler erforderte.

Wenn sich auch in diesen und in einigen analogen Fällen das Wasser als sehr wirksam für die Ausbreitung der Pflanzen gezeigt hat, so ist doch im allgemeinen der Wind ganz zweifellos ein viel wirksameres Verbreitungsmittel als das Wasser. Die Schnelligkeit des Windes ist sehr viel grösser als die des Wassers, auch wechselt die Richtung des Windes so unregelmässig, dass er gerade dadurch befähigt ist, die Pflanzensamen nach allen Richtungen auszubreiten; so finden sich denn auch wirklich die Vorrichtungen für die Ausbreitung durch den Wind in sehr viel grösserer Mannigfaltigkeit und kunstvollerer Ausbildung als die relativ einfachen Mittel für die Ausbreitung durch das Wasser.

Ein solches Mittel, geeignet die Ausbreitung von Pflanzen durch den Wind zu ermöglichen, ist zunächst die Kleinheit der Samen und Sporen. Bei den Moosen sind die Sporen, beim Mohn sowie bei vielen Orchideen die Samen so klein, dass selbst ein schwacher Wind die Samen weithin tragen kann. Dasselbe wird bei anderen Pflanzen dadurch erreicht, dass die Fruchtstände oder die Früchte oder auch die Samen dem Winde eine verhältnismässig grosse Oberfläche darbieten.

Bald ist es, wie beim Kiefern Samen oder dem Fruchtstande der Linde, eine einfache Hautvergrösserung, die das Fliegen ermöglicht; bald sind es zierlich verzweigte Federkronen, wie bei den Früchten der korbblütigen Pflanzen. In zahlreichen Beispielen führt uns in dieser grössten aller Pflanzenfamilien die Natur Gestalten vor, welche mit höchster Sparsamkeit im Aufwande von Baustoff die grösste Flugfähigkeit verbinden. Zumal der Bocksbart und der Löwenzahn (*Tragopogon* und *Taraxacum*) zeigen uns Konstruktionen von Fallschirmen von allergrösster Leistungsfähigkeit und so grosser Zierlichkeit, dass sie selbst die Aufmerksamkeit von solchen auf sich ziehen, die sonst an allen Wundern der Natur stumpf vorbeigehen; werden doch die Fruchtstände des Löwenzahns wegen der Zierlichkeit ihrer Federkronen und weil sie beim blossen Anpusten davonfliegen, Pustblumen genannt.

Auf dem Samen erhebt sich bei vielen Korbblütern ein langer dünner Stiel; derselbe ist oben beim Löwenzahn mit einfachen, beim Bocksbart mit verzweigten haarfeinen Spitzchen besetzt, die nach allen Seiten in einer Ebene ausstrahlen und je nachdem, ob sie gekrümmt oder gerade sind, bald die Form eines Bechers, bald die eines mit der Spitze nach unten gerichteten stumpfen Kegels nachahmen.

Bei der Leichtigkeit, mit der sich die Korbblüter ausbreiten, kann es nicht Wunder nehmen, dass mehrere der jetzt bei uns am allhäufigsten vorkommenden eingewanderten Pflanzen gerade dieser Familie angehören. Das aus Canada stammende Berufskraut, *Erigeron canadensis*,

wurde bereits im 17. Jahrhundert von Nordamerika nach Südeuropa verschleppt und ist von dort aus bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland eingewandert; es wird das Vorkommen dieser Pflanze bereits für das Jahr 1750 für Frankfurt a. O. bezeugt, während Linné sie 1763 nur für Südeuropa und Nordamerika kennt. Jetzt ist sie eine der gemeinsten Pflanzen der Mark und wenn auf den flachen Dächern von neuen Häusern oder auf dem bei Kanalbauten und anderen Erdarbeiten aufgeworfenen Kies und Sandboden für anspruchslose Gewächse sich ein passender Platz findet, so ist jedes Mal der *Erigon canadensis* die erste Pflanze, die erste die sich einstellt. Ihr häufiges Vorkommen und die vorzügliche Flugfähigkeit ihrer Samen sind offenbar die Ursache, dass sie stets als die erste Pflanze zur Stelle ist um den leeren Platz zu occupieren.

Ungleich dem *Erigeron canadensis*, der zu uns aus dem Süden kam, drang das Kreuzkraut, *Senecio vernalis*, aus dem Osten Europas bei uns ein. Diese Pflanze langte am Anfang der fünfziger Jahre an der Ostgrenze der Mark an und hatte um 1860 die Westgrenze des Gebietes erreicht. Sie trat an manchen Stellen als ein so lästiges Unkraut auf Feldern und Äckern auf, dass die Ausrottung der „Wucherblume“ von den Behörden angeordnet wurde. Jetzt ist sie aber überall gemein auf Kulturland und ausserhalb desselben, wie auf Brachen, Wiesen und an Waldrändern.

Wie in den wenigen angeführten Fällen, so wirkt in zahlreichen anderen der Wind für die Ausbreitung der Gewächse. Die Flügel Früchte der Esche, der Ulmen, der Ahornarten, die mit zierlichen federigen oder haarigen Anhängseln versehenen Früchte des Rohrkolbens, der Küchenschelle, der Pappeln und Weiden sind so allbekannt, dass ich sie hier nicht zu beschreiben brauche.

Und nicht minder zahlreich und mannigfaltig wie die Flugvorrichtungen sind bei den Pflanzen die Einrichtungen für die Verbreitung durch Tiere. Es lassen sich dabei hauptsächlich zwei Gruppen unterscheiden, die Haftfrüchte und die Fleischfrüchte.

Die Hundszunge, *Cynoglossum officinale*, hat Früchte, die auf ihrer Oberfläche ganz mit kleinen gekrümmten Widerhaken besetzt sind, die Kletten tragen an ihren Blütenhüllblättern ähnliche hakenförmige Stacheln, auch die Stengel mancher Pflanzen z. B. mehrerer Labkrautarten tragen Krallen und Haken. In allen diesen Fällen wird, sobald ein Säugetier oder ein Vogel mit den Klammervorrichtungen der Pflanze in Berührung kommt, entweder ein Teil des Stengels oder die Frucht allein abgerissen und von dem betreffenden Tiere fortgeschleppt und so die Samen der Pflanze ausgebreitet. Dasselbe was bei diesen angeführten Pflanzen die Widerhaken, bewirken bei anderen leim- oder

gummiartige Stoffe. Sie führen die Verbreitung der Samen durch Tiere herbei, ohne dass die Tiere selbst diese Verschleppung beabsichtigen; selbst dann wenn den Tieren diese Anhängsel sehr unbequem und unangenehm sind, bleiben diese Früchte oft lange am Pelz und dem Gefieder haften, man bezeichnet daher diese Art von Früchten passend mit dem Namen der Haftfrüchte.

Eine zweite Gruppe von Pflanzen besitzt Früchte, die von den Tieren eifrig aufgesucht werden; fast durchweg haben diese Pflanzen ein saftiges und weiches Fleisch, das den Tieren als Nahrung dient. Man nennt diese Früchte daher die Fleischfrüchte.

Dieselben besitzen im allgemeinen drei Eigentümlichkeiten:

1. sie haben eine hervorstechende Farbe, welche sie schon von weitem sichtbar macht,
2. sie bilden einen saftigen Teil aus, der von den Tieren aufgesucht wird,
3. sie schützen ihre Samen durch feste äussere Hüllen oder andere Schutzvorrichtungen vor der Zerstörung.

Die Farbe der Fleischfrüchte ist selten weiss (Mistel, *Viscum album*); auch nicht eben häufig gelb (Himbeere und Je länger je lieber, *Lonicera tatarica*), häufiger kommen schon blaue und schwarze Früchte vor (Schlehdorn, *Prunus spinosa*, Heidelbeere, Brombeere); am häufigsten aber sind rote Fleischfrüchte (Rose, Berberitze, Preisselbeere, Kornelkirsche, Stechpalme und Eberesche). Gerade die rote Farbe ist ja auf dem grünen Grunde der Blätter am weitesten zu sehen und verdient daher den Vorzug vor jeder andern Färbung. Dabei stehen die Fleischfrüchte stets an Stellen und in einer Anordnung, die sie ganz besonders auffällig machen. Wer einmal Ebeschenbäume gesehen hat, welche gerade reife Früchte trugen, weiss wie prächtig die intensiv roten Beeren sich von dem hellgrünen Grunde der Laubkronen abheben, und wird es verstehen, dass die auf der Wanderung begriffenen Krammetsvögel, die diese Beeren sehr schätzen, an einer Allee von Ebeschenbäumen nicht vorbei fliegen, ohne eine tüchtige Mahlzeit zu halten. Man kann sich daher nicht wundern, wenn gerade an den Ruheplätzen der nach dem Süden wandernden Krammetsvögel eine dichte Aussaat von Ebeschenbäumchen emporkeimt; die Krähenberge bei Potsdam geben ein vorzügliches Beispiel hierfür. Hier stehen in jedem Frühjahr unter den dort seit einigen Jahren angepflanzten Kirschbäumen die Ebeschenkeimlinge so dicht, wie die Kiefern in einer gut gedeihenden Baumschule.

Die Schnelligkeit der wandernden Vögel, die Weite ihrer Wanderungen sowie der Umstand, dass sie selbst Gebirgswälle und breite Meeresarme überfliegen, bewirken, dass die Pflanzensamen im allgemeinen durch die Tiere, speziell die Vögel, sich vielfach eine schnellere und weitere Verbreitung sichern können als sie selbst der Wind giebt.

Die allermeisten Bereicherungen, welche unsere Pflanzenwelt durch die Wasserströmungen, die Luftbewegung und durch Tiere erhalten hat, sind zweifellos in den ältesten Zeiten erfolgt, als das Gebiet der jetzigen Mark zuerst für Pflanzen bewohnbar wurde. Bereits in der Zeit, wo das grosse Inlandeis zurückwich, wird die Besiedelung unseres Bodens durch die ersten Pflanzen erfolgt sein. Die mehrfach veränderten Stromläufe haben dem Gebiete dann wiederholt neue Pflanzen zugeführt, in der Art wie es jetzt noch gelegentlich einmal die Elbe und die Oder thun. Und die aus den benachbarten Gebieten zuwandernden Tiere haben gewiss auch nicht wenig dazu beigetragen, dass die Zahl der Arten die jetzt in unserer Mark einheimisch sind, so gross wurde, wie wir sie jetzt finden.

Erst mit dem Beginn der menschlichen Thätigkeit begann für die Vegetation eine neue Zeit. Mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung und der Ausdehnung des kultivierten Landes in der Mark — wo jetzt kaum noch ein Fleckchen Erde gefunden werden kann, das nicht mehr oder minder von der Kultur beeinflusst wird — musste natürlich die Einwirkung des Menschen die natürliche Flora vielfach umgestalten und manche Pflanzenart wurde in der Verbreitung beschränkt, wenn auch wohl selten zum vollkommenen Aussterben gebracht. Andererseits führte der Mensch eine Menge neuer Arten teils absichtlich, teils unabsichtlich hier ein und viele derselben fanden hier günstige Vegetationsbedingungen, verwilderten und bürgerten sich schliesslich vollkommen ein.

Die Zahl der Arten, die auf diese Weise zu guten Bürgern unseres märkischen Bodens geworden sind, ist ganz überraschend gross und sie ist, wie es scheint, noch fortwährend im Wachsen. Natürlich ist es dabei notwendig eine Unterscheidung zu machen zwischen den Pflanzen, welche vereinzelt und vorübergehend, einmal verwildern um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden und denen, welche sich hier dauernd niederlassen. Nur eine längere Beobachtung lässt erkennen, ob eine Pflanze zur ersten oder zur zweiten Kategorie zu zählen ist. Nach einer naturgemäss nicht ganz unzweifelhaften Schätzung beläuft sich die Zahl der vollkommen eingebürgerten Pflanzen, die durch die Mitwirkung der Menschen eingeführt sind, auf etwa 60, während die Zahl der gelegentlich einmal verwilderten, aber noch nicht als eingebürgert anzusehenden Arten etwa 400 beträgt.

Herr P. Ascherson bemerkte zu dem Vortrage des Herrn Müllenhoff Folgendes:

In betreff des von dem Vortragenden erwähnten *Erigeron Canadensis* möchte ich auf eine höchst interessante, vor kurzem von

Dr. Paul Graebner¹⁾ veröffentlichte Beobachtung aufmerksam machen. Ende September vor. J. fand auf einem brachliegenden Acker bei Friedenau, der sich besonders mit reichlichem, zu dieser Zeit schon vertrocknetem Grase bedeckt hatte, eine Art Steppenbrand statt. Als der jüngere Bruder des Genannten, cand. hist. Fritz Graebner, einige Tage später das Gelände passierte, sah er zu seinem Erstaunen, dass eine Pflanze mitten unter den verkohlten Resten fast völlig unversehrt geblieben, lustig weiter vegetierte. Dieselbe wurde dann durch Dr. G. als der genannte Einwanderer aus Amerika erkannt, an dem selbst die zarten Haarkronen der Früchte, die ihn gerade wanderungsfähig machen, unversehrt geblieben waren. Auch ich konnte noch einige Zeit später, nachdem das Gelände umgepflügt worden, an einzelnen Resten die Tatsache durch eigenen Augenschein bestätigen. Die getrocknete Pflanze zeigte diese Immunität gegen Feuerbeschädigung nicht.

Von der natürlichen Verbreitung der Pflanzen durch das Hochwasser unserer beiden Hauptströme möchte ich einige auffällige Beispiele anführen. *Symphytum tuberosum* ist eine im Kgr. Sachsen und Schlesien in Laubgebüschern hie und da nicht seltene, der norddeutschen Flora aber fremde Frühlingspflanze. Dieselbe wird schon 1841 von Dietrich²⁾ bei Lenzen angegeben. Ich erhielt dieselbe von dort aus dem Oberholze, einem in der Elbniederung gelegenen Eichenwäldchen, in den 50er Jahren von dem Konrektor Breest-Lenzen. Später, kurz nach 1870, wurde der Wald abgeholzt und zunächst als Wiese benutzt, auf der sich die Pflanze noch reichlich vorfand. Als die Wiese dann aber zu Acker gemacht wurde, verschwand sie alsdann fast ganz; nur einige spärliche Reste, etwa ein halbes Dutzend Stöcke, konnte mir Herr Lehrer Schütz noch im April 1889, an einem Wiesenrande unweit der Löcknitz, unter Schwarzdorn zeigen³⁾. Viel später wurde ein zweiter Fundort in der Elbniederung, im Herzogtum Anhalt, Koswig gegenüber an der Wörlitzer Fährstelle bekannt, wo die Pflanze 1889 von Prof. E. Loew und Dr. Breslich, 1891 von dem Chemiker Dr. Dormeyer gesammelt wurde⁴⁾. Dass die Pflanze nach diesen beiden Fundorten durch das Hochwasser der Elbe aus Sachsen oder Böhmen herabgeführt worden ist, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zweifelhafte ist dies von einem dritten Fundorte, der erst kürzlich veröffentlicht wurde⁵⁾, obwohl die Pflanze dort schon seit mehreren Jahrzehnten bekannt ist: im Gutsgarten zu Milow, Kr. Jerichow II, unweit Rathenow am linken Havelufer gelegen, aufgefunden von dem aus diesem Dorfe, welches auch die Heimat des

¹⁾ Verh. Bot. Verein Brandenburg XL (1898) S. LXXXI.

²⁾ Flora Marchica Vorrede S. XII.

³⁾ Ascherson, Verh. Bot. Ver. Brand. XXXIII (1891) S. 87.

⁴⁾ Taubert a. a. O. S. XXIII.

⁵⁾ Plöttner a. a. O. XL (1896) S. XLVIII.

jedem Berliner durch das Geklingel seiner Milchwagen wohl bekannten Kommerzienrates Carl Bolle ist, gebürtigen Pastor Rudolf Hülsen im Nachbardorfe Böhne, einem um die Flora seiner Heimat, des Havellandes, wie auch der Provinz Posen hochverdienten Botaniker. Derselbe schrieb mir, dass er die Pflanze dort schon seit etwa 20 Jahren kenne; ein alter Gutsgärtner habe ihn damals versichert sie sei schon da, so lange er sich erinnern könne. Ein Vordringen des Elb-Hochwassers bis zum Fundorte sei, wenigstens für die jetzigen Verhältnisse ausgeschlossen. Dagegen hält Herr Hülsen es für nicht unmöglich, dass dies *Symphytum* mit angepflanzten Sträuchern, sei es aus Anhalt (Milow ist im Besitz des Herzogs von Anhalt), sei es aus Schlesien durch einen aus dieser Provinz stammenden Gutspächter eingeschleppt sei. In letzterem Falle würde sich das Milower Vorkommen zwei weiteren Fundorten in der Norddeutschen Ebene anschliessen, von denen einer sich nahe der Südgrenze unserer Provinz befindet; im Muskauer Parke bei dem Blauen Garten nahe dem Eichsee¹⁾; dass die Pflanze dort einheimisch sein sollte, ist kaum wahrscheinlich, da sie in Schlesien auf den südöstlichen Landesteil, in Sachsen auf die Dresdener Gegend beschränkt ist und in der Sächsischen Oberlausitz wie auch im Neissegebiete Böhmens nicht bekannt ist. Ebenso wenig ist die Pflanze in der Flora von Hamburg in einem Hohlwege bei Dackenhuden, früher auch im Flottbeker Gehölz als einheimisch zu betrachten und etwa mit dem Lenzener in Verbindung zu bringen²⁾.

Sehr bemerkenswert ist das anscheinend vorübergehende Auftreten einer anderen Borruginacee, der *Omphalodes scorpioides*, die wie das genannte *Symphytum*, im östlichen Mitteldeutschland stellenweise verbreitet, indess schon seit mehr als einem halben Jahrhundert an einer Stelle in unserer Provinz, nämlich bei Sommerfeld, als wildwachsend bekannt ist. Auch an dem Teile des Elblaufs, der in das Gebiet meiner Flora von Brandenburg fällt, ist die Pflanze seit mehr als 40 Jahren bekannt, nämlich auf der Insel zwischen dem Hauptstrom und der Alten Elbe bei Grünewalde, Schönebeck gegenüber. Dieser Fundort bildet mutmasslich den Ausgangspunkt für das hier zu besprechende Vorkommen am unteren Teile des hohen, bebuchten Elbufers, südlich vom Gute Billberge, zwischen Tangermünde und Arneburg. Der Elbhang bei Billberge, nördlich bis Arneburg und darüber hinaus, südlich bis zum nächsten Dorfe Storkan, ist als besonders pflanzenreich bekannt und wird daher von den Botanikern der näheren und entfernteren Umgegend z. B. von Rathenow aus jährlich wiederholt begangen. Auch ich habe ihn seit 1857 wiederholt besucht. Es ist daher schwer anzunehmen,

¹⁾ Poelzig, Nat. Ges. Görlitz XV. S. 183.

²⁾ Vergl. Ascherson Verh. Bot. Verein Brandenb. XXIX (1887) S. 144.

dass die fragliche Pflanze, wenn sie schon früher da war, nicht bemerkt worden sein sollte. Sie wurde zuerst im April 1894 von dem oben genannten Pastor Hülsen auf einer Exkursion, an der auch Dr. Graebner und ich teilnahmen, aufgefunden. Einige Wochen später, in den Pfingstferien, überzeugten wir uns noch einmal von dem reichlichen Vorkommen der damals schon in Frucht stehenden Pflanze, die auch leicht zu finden war, da der Fussessteig den Fundort berührt. Ich war daher sehr erstaunt, zu erfahren, dass der *Omphalodes* seither spurlos verschwunden ist und in den darauf folgenden Jahren nie wieder beobachtet wurde. Wie oft mögen ähnliche Ansiedlungen unbemerkt bleiben, bis es einem derartigen Einwanderer endlich gelingt, festen Fuss zu fassen und das Gelände dauernd zu occupieren.

Für beide Vorkommnisse kann ich auch ein Gegenstück aus dem Märkischen Oderthal anführen. *Euphorbia stricta* ist in Schlesien längs des Laufes des Hauptstroms keine seltene Pflanze, und ist neuerdings, 1889 auch dicht an unserer Grenze, im Grüneberger Oderwalde von Hellwig aufgefunden worden¹⁾. Auf dem Boden unserer Provinz wurde sie von dem verstorbenen Professor Dr. Ernst Huth, einem in den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft erfolgreich thätigen und auch durch seine 1895 in zweiter Auflage erschienene Flora von Frankfurt a. O. um die Kenntnis der Vegetation unserer Provinz wohl verdienten Manne, im sog. Farr- (Pfarr-?) Winkel bei Frankfurt a. O. im Spätsommer 1894 aufgefunden.²⁾ Der Finder vermutet selbst, dass die ansehnliche, bis $\frac{1}{2}$ m hohe Pflanze, die reichlich an einem viel begangenen Wege stand, erst durch das Frühjahrs-Hochwasser desselben Jahres dorthin gelangt sei. Nach Mitteilung des Oberlehrers Dr. A. Brand, der die floristischen Forschungen seines verdienstvollen Schwiegervaters fortsetzt, ist *Euphorbia stricta* von diesem Fundorte aber bereits wieder verschwunden. Also ein vollständiger Parallellfall zu dem Billberger Vorkommen des *Omphalodes scorpioides*!

Dagegen hat sich an zwei Stellen, von denen die eine ganz in der Nähe des *Euphorbia*-Fundorts gelegen ist, eine andere, in ganz Nord- und Mitteldeutschland, früher nur aus Schlesien (an der Oder bis Neusalz) bekannt gewesene Pflanze anscheinend dauernd angesiedelt: *Cerastium anomalum* (*Stellaria viscida*³⁾. Wann diese unscheinbare Alsinee zuerst aufgefunden worden ist, habe ich nicht ermitteln können, doch reicht der Fund, wenn überhaupt, schwerlich viel über das Jahr 1890 hinaus, so dass auch diese Art wohl als ein neuerer Zuwachs unseres

¹⁾ Fiek und Schube 67. Bericht Schles. Ges. Vaterl. Kultur 1889. S. 181.

²⁾ Verh. Bot. Ver. Brand. XXXVI. (1894) 5. LIII.

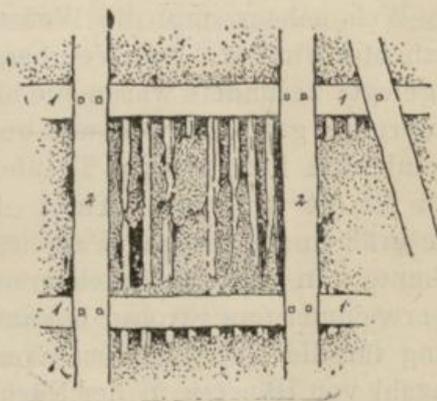
³⁾ Ascherson a. a. O. XXXVII (1895) S. XXIX.

Florenbestandes anzusehen ist. Der erste Finder war der emeritierte Lehrer Lux, dem die Frankfurter Flora schon manche schöne Beobachtung verdankt. Herr Lehrer Grunemann daselbst, der zu Pfingsten 1898 so gütig war, mich an den einen Fundort, die Wiesen zwischen dem Oderdamme und dem Farrwinkel zu führen, kennt die Pflanze dort und an einem etwa 2 km stromabwärts gelegenen Fundorte im Ochsenwerder seit 1893. Sie findet sich an der von mir besuchten Stelle unweit der Dammvorstadt, wenige Schritte von einer Haltestelle der elektrischen Bahn, in Vertiefungen der Wiesen in ziemlicher Zahl. Nach Herrn Grunemann ist diese Zahl von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen, was jedenfalls auch für eine erst neuerdings erfolgte Ansiedlung spricht.

Kleine Mitteilungen.

Die Lehmtråde (Kreis Teltow). Auf freier Erde wird Lehm hingeschüttet, Wasser darauf gegossen und Stroh flach darüber gebreitet und dann mit den Beinen Stroh und Lehm durcheinandergetrampelt, so dass der Lehm an das Stroh anhackt und jeder Halm mit Lehm besudelt ist. Das heisst eine Lehmtråde. Dann zieht man Flusche von Stroh heraus, an dem der Lehm festhackt und macht lange Ssepe oder Pese daraus. Das geschieht, indem man das Stroh mit der Hand zusammendreht. Die Ssepe sind an einem Ende dick, am anderen laufen sie spitz zu, damit sie besser durch die Stakhölttere durchgehen. Bei einem neuen Fack werden die Ssepe etwa 3 Fuss lang.

Die Ssepe wurden gebraucht beim Bau von Häusern aus Lehmfachwerk; jetzt nur noch zum Ausbessern. Man sieht sie öfter an alten Scheunen mit Strohdächern. In der Wand werden die Fächer von Balken gebildet. In die Riegel des Faches wurden oben Löcher ausgehauen, etwa Handbreit von einander, und unten eine Rönne und dahinein die Stakhölttere gekloppt. Die Stakhölttere werden von Klafterholz, etwa 3 Fuss lang, jekleut (jeklößt, abgespalten). Um die Stakhölttere in det Fack werden nun die Ssepe herumgedreht (herumgewunden), und von innen nach aussen oder blos auf einer Seite berappt und glatt jestriekt. Beim Berappen greift man mit der Hand Lehm von der Lehmtråde und wirft ihn gegen die Stakhölttere und die Ssepe. Dann wird er mit dem Glattholz glatt gestrichen. Dabei wirft man mit einem Strohwisch, den man in einen Eimer Wasser taucht, Wasser gegen die



Wand, damit der Lehm weich wird. In einem Fack stehen etwa 8—12 Stück Ståkhöltre. Mir wurde gesagt, „für ein Fach tu ståkne unn tu lehmne kriegte der Lehmer 3 Jroschen Kurant“. In der Zeichnung sieht man ein Fach von der einen Längswand einer alten Scheune. Die Riegel sind mit 1 bezeichnet. Der Lehmewurf (mit den Pesen darunter) ist punktiert. Wo er bereits aussen abgefallen ist, sieht man die Ståkhöltre und an den dunklen Stellen zwischen den Ståkhöltre den Innenraum der Scheune, wo die Lehmfüllung bereits ganz fehlt.

W. v. Schulenburg.

Berliner Weinbau im Jahre 1898. Die Berliner Weinbauer, von denen es immer noch eine Anzahl giebt, versammelten sich, zufolge einer Mitteilung der „Staatsb. Ztg.“ vom 8. Okt. 1898, nach altem Brauch am Donnerstag, dem vierten Tage nach dem Ernte-Dankfestsonntag, dem Charitastage, zu einer gemeinsamen Feier, die diesmal in einem mit Rebengewinden und Winzeremblem festlich geschmückten Lokale am Elisabethufer abgehalten wurde. Eine besondere Bedeutung erhielt die Erntefeier durch einen Vortrag des Lehrers Pohl über den Weinbau in und um Alt-Berlin und -Kölln. Der Redner führte aus, dass noch bis in die siebziger Jahre des laufenden Jahrhunderts hinein in Berlin nicht nur Weinreben gezogen, sondern die Trauben sogar gekeltert wurden. Viele alten Berliner dürften sich noch der originellen Weinfeste erinnern, die in der alten Paddengasse, der jetzigen Kleinen Stralauerstrasse, abgehalten wurden, wo zuletzt eine grössere Weinpresserei bis 1873 bestand. Der Berliner Wein sei in früheren Jahren recht wohl angesehen gewesen; selbst den Fürsten wurde bei Besuchen als Ehrentrunk nur Berliner Wein kredenzt. Nicht der Boden oder das Klima sei schuld an dem Niedergange des heimischen Weinbaues, sondern die jetzt so bequeme und billige Einfuhr südlicher Weine, die Vernachlässigung der Rebenpflanzungen während der Befreiungskriege, der sich darauf entwickelnde Baueifer, die sich immer weiter verbreitende Vorliebe für Bayrisch Bier und schliesslich eine Rebstockkrankheit, der viele der als äusserst widerstandsfähig bekannten Berliner Reben zum Opfer fielen. Wie schon der Name von noch heute bestehenden Strassen besagt, waren es namentlich der Weinbergsweg, die Weinmeister- und die Weinstrasse, auf deren Terrain Reben im grossen gezüchtet wurden. Am Weinbergsweg wurden bereits 1530 Rebenpflanzungen angelegt; besonders waren die blauroten Trauben, die auf Stöcken spanischen Ursprungs gezogen, weit und breit berühmt. Der Besitzer des Wollank'schen Weinberges lieferte sogar Trauben und gekelerten Wein für die kurfürstliche und für die kaiserliche Tafel. Im 17. Jahrhundert gehörte der Weinberg der gräflich Sparr'schen Familie, die auf dem höchsten Punkte ein Belvedere erbaute. In der Weinmeisterstrasse war besonders der Weingarten des Oberweinmeisters Strohse bekannt. Seine Nachfolger erhielten als Entschädigung für die als Baustellen von der Stadt reklamierten Weingelände eine Anzahl von Häusern in der Nachbarschaft. Zwischen der Gollnowstrasse und der Stadtmauer befanden sich noch im Jahre 1850 zwei grosse Weinhügel, zu denen die Weinstrasse führte, die ihren Namen erst 1841 erhielt. Auch vor dem Alten Oderberger-, dem späteren Georgenthore lagen bis zum Beginn des französischen Krieges (1806) zwischen Gärten, die zum Teil auf die

sonderbarste Weise von vielen alten Landstrassen durchschnitten waren, bedeutende Weinpflanzungen mit „Krugschankgerechtigkeit“. In der Oranienburgerstrasse, da, wo jetzt die Häuser 24—27 stehen, befand sich noch 1842 ein Weinberg, der auch den Namen „Schinderberg“ führte. Hier wurden besonders dunkelrote Trauben gezüchtet. In der Umgegend Berlins war es hauptsächlich die Südseite des Höhenzuges, der sich von den Müggelbergen bis zum Kreuzberg hinzieht, die mit Rebstöcken bedeckt war. Der Kreuzberg selbst trug den Namen „Runder Weinberg“. Noch heute kann man sich an den Ueberresten der Weinanlagen davon überzeugen, wie widerstandsfähig die ursprünglichen Berliner Reben waren; z. B. befindet sich im Hofe des Gebäudes der Zeitung „Germania“ in der Stralauerstrasse ein alter Weinstock, der eine ungewöhnliche Höhe und ein seltenes Alter erreicht hat. Dass die Bürger Berlins mit ihrem Weine nicht geizten, darauf deutet das Standbild der heiligen Gertraud hin, die dem einziehenden Handwerksburschen einen Labetrunk reicht. — Am Schlusse seines mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrages bemerkte Redner noch, dass die Alt-Berliner ein sicherlich praktisches Verfahren kannten, um den Boden für den Weinbau geeignet zu machen; sie düngten ihn mit Kohlen- und Torfpulver. Der berühmte Naturforscher Prof. Förster führt auch das Gedeihen der Reben des Rheinlandes auf die kohlenhaltige Wurzelstätte zurück. Nach Schluss des Vortrages wurde sämtlichen Teilnehmer auf zierlich mit Weinblättern geschmückten Tellern eine Traube Berliner Weins gereicht. Mit einem von einem Gaste gedichteten Loblied auf den deutschen Wein schloss das Erntefest.

Die Weintrauben sind übrigens in diesem Jahr in und um Berlin spärlich gereift. Unser Mitglied Herr Dr. Carl Bolle teilte mit, dass der frühe kleinbeerige blaue Augustwein diesmal bei ihm auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See erst im Oktober geniessbar geworden sei. Die sonstigen Traubensorten sind gar nicht zur Reife gelangt. In der Stadt Potsdam wird auch in diesem Jahre dort gepresster Traubensaft verschänkt. (Nachricht des Herrn Rektor Otto Monke). — Unter die innerhalb Berlins befindlich gewesenen Weinberge ist übrigens noch das ausgedehnte Kirchhofsgelände am Oranienburger Thor zwischen der Chausseestrasse, Hannöverschen und Hessischen Strasse zu rechnen, welches auf den Stadtplänen des 18. Jahrhunderts als Weinberg gekennzeichnet wird.

Berlin, 26. November 1898.

E. Friedel.

Eine Baumfreundin der märkischen Heimat. Frau von Friedland, geborene von Lestwitz, Erbfrau der Herrschaft gleichen Namens, sowie der Güter Kunersdorf, Pritzhagen und Bollersdorf, war um die Wende des 18. Jahrhunderts, zu einer pflanzlustigen Zeit, unbestritten die grösste Pflanzerin unserer Marken. Ihr Besitztum umfasste im oberen Barnim eine überaus liebliche, von der Natur in einem Moment holder Freundlichkeit in die Monotonie norddeutscher Landschaft hingezauberte kleine Bergregion, voller Waldesrauschen und Bachesrieseln, die, beiläufig gesagt, einmal einem Pücker, als er sie von Neu-Hardenberg aus auf einem verirrtten Ritte unerwartet betrat, einen Ruf des Entzückens abgewann. Den Lebenslauf ge-

nannter Edelfrau umschreiben, als nur allzukurze Frist, die Jahreszahlen 1754 und 1803. Freundin Willdenow's und Thaers', war sie eine ebenso tüchtige Landwirtin wie wilde Reiterin, zugleich aber, was uns anbelangt, eine mit überaus feinem Naturgefühl begabte, vom lebendigsten Schaffensdrange erfüllte Individualität. Einer Epoche angehörig, welche den Umschwung des Gartengeschmackes sah, die Verwandlung geometrischer Schnörkelei in die idealisierte Naturwahrheit wellenförmiger Vegetationslinie siegreich befürwortete, ward die Schlossherrin von Kunersdorf zur enthusiastischen Anhängerin solcher Zeitrichtung. Sie ist es gewesen, die ihrem Güterkomplex, den grössten Teil jenes Distriktes umfassend, für welchen der Name der märkischen Schweiz, zur Stunde ganz in den Sprachgebrauch übergegangen, aufgehört hat eine Lächerlichkeit zu sein, jene höhere Weihe landschaftlicher Schönheit zu geben wusste, die aus geläutertem Geschmack, angehaucht von ausgesprochen botanischen Neigungen, hervorgeht. Hierin glücklicher noch als Pücker, begünstigten sie Terrainverhältnisse, an welche, um die Scholle zu einem Eden zu machen, nur die leis regelnde Hand anzulegen war.

Diese merkwürdige Frau, die als eine Zierde der märkischen Gartenkunst, wohl eine Büste im Grün einer unserer hauptstädtischen Parkanlagen verdiente, hat sich bisher mit einer kleinen Bronzefigur auf dem Reliefbilde am Sockel des Thaerdenkmals zu Berlin, das sie in halb männlichem Kostüm und mit den entsprechenden Zügen darstellt, begnügen müssen. Hunderttausende durch ihre Hand gepflanzter Bäume mögen als ein würdigeres Monument für sie gelten. Es genügt zu sagen, dass man nach ihrem Tode — das Geschick wollte ihr die herannahende trübe Zeit der napoleonischen Occupation gnädig ersparen — allein 25 Wispel Kienäpfel zur Aussaat vorfand, ausgedehnter Baumschulen nicht zu gedenken.

Ist nicht Frau von Friedland dergestalt eine Gutsherrin so recht im Sinne unseres Booth gewesen? Unter jenen Zapfen mochten ein gut Teil der *Pinus Strobus* angehört haben. Gewiss würde er sie demgemäss gelobt haben, wie — er möge verzeihen — ein Grösserer, unser unvergesslicher Willdenow, dem auch dieselbe „einen grossen schöpferischen Geist“ genannt hat.

Das Grabmal der Frau von Friedland, an künstlerisch bewundernswerter Stätte zu Kunersdorf gelegen, zeigt eine säulengetragene Marmorurne mit den Attributen der Landwirtschaft und Gärtnerei: Pflug, Egge, Sichel, Harke. Das ihrer gleichgesinnten, aber länger wirkenden Tochter, Charlotte Gräfin Itzenplitz, zeigt diese in der Rechten ein aufgeschlagenes Pflanzenbuch haltend, wie es die Marchesa Pallavicini als Statue in den paradiesischen Gärten von Pegli, am ligurischen Strande, gleicherweise trägt. Ein Schützling und Freund dieser 1848 gestorbenen Gräfin Itzenplitz ist jahrelang der als Dichter, wie als Botaniker gleichgefeierte Chamisso gewesen, dessen Fusstapfen, unter den Riesenbäumen Bückow's, man gern nachgeht.

Willdenow sagt ferner von der Friedland, sie „habe etwas so ganz Eigentümliches ausgeführt, was ihr Andenken noch den späten Nachkommen

achtungswert machen werde“. Nun, diese Nachkommen, wenn auch nicht im genealogischen Sinne, sind wir. Will man es einem derselben verargen, wenn er versucht, an berufener Stelle, vor den Dendrologen der Jetztzeit, die Achtung und Liebe einflössenden Züge einer längst Heimgegangenen, die, gleich ihm, Pflanzerin und Baumfreundin war, ein wenig wieder aufzufrischen.

(In „Mitt. des deutschen dendrologischen Vereins“, Berlin 1894).

Carl Bolle.

Ein alter Volksbrauch aus Lychen, Kreis Templin. Wenn ein Besitzer seinen Garten bis zum 1. Mai (St. Walpurgis) nicht umgegraben hat, dann wird ihm ein sogenannter „Walburg“, eine ausgestopfte Stroh puppe — oder, wie Frau Stadtförster Carstäd aus Lychen erläuterte, „eine Walpurgis“ — gesetzt, was als eine grosse Schande für den betreffenden Säumigen gilt. Ganz interessant ist die Umwandlung einer weiblichen Heiligen in eine männliche Person.

H. Maurer.

Alte wilde Eiben. Unter Bezugnahme auf die Mitteilungen in der Brandenburgia (VII. 252 fig) über die von uns bei dem Ausflug nach Schloss Buch am 25. August 1898 entdeckte mehrhundertjährige wilde Eibe (*Taxus baccata*) in dem Fasaneriegehölz teilt unser Mitglied Herr Pfarrer E. Handtmann uns d. d. 25. November 1898 mit, wie er am 21. September v. J. zwei sehr alte, leider durch häufiges Abschneiden von Zweigen verkrüppelte Eiben unter den Restgehölzern bemerkt habe, welche den Garten und Park des K. Amtes und Remontedepots zu Weissenhöhe (Bialoslive) a. d. Ostbahn, Kreis Wirwitz, Reg.-Bez. Bromberg, bilden. Herr Superintendent Schönfeld daselbst machte Herrn H. auf diese Veteranen aus längst vergangenen Zeiten aufmerksam. Früchte wurden an beiden Bäumen nicht bemerkt, die letzteren möchten daher männlich sein.

Die berühmten alten zwei Eiben im Herrenhausgarten zu Berlin haben den Abbruch der alten Gebäulichkeiten bis jetzt, wie es scheint, ohne erheblichen Schaden überstanden. Sie sind etwas eingestutzt und mit dem Ballen abgegraben worden, im Frühjahr d. J. sollen sie mit dem noch gefrorenen Ballen auf Walzen an ihren künftigen Wohnort verschoben werden. Hoffentlich gelingt diese Versetzung der ältesten Lebewesen Berlins ohne Gefährdung der Bäume, die an und für sich betrachtet, trotz ihres hohen Alters von 500 oder mehr Jahren, noch mehrere Jahrhunderte Lebensberechtigung haben würden.

E. Friedel.

Kenster, Kenzel. In der Brandenburgia ist mehrfach des Kensters gedacht worden. Ich fand in den letzten Jahren in der Neumark, in Dörfern des Kreises Oststernberg und Weststernberg, noch den Namen Kenzel und Kenzelt für die Mistel (*Viscum album* L.) Bei Kenster kam immer der Gedanke, ob das Wort Kenster nicht vielleicht mit Ginster (*Genista*) zusammenzubringen und Ginster gleich Geniste sei, ein älteres Wort, das Gewirr von Zweigen (und Wurzeln?) bedeutet und mir zuerst entgegentrat in dem Kräuterbuche von Rösslin (Frankfurt a. M. 1550). Dagegen sagt Kluge

(Etymologisches Wörterbuch 1894): „Ginst, Ginster, erst neuhochdeutsch aus lateinischem *genista*, woher auch die romanische Sippe von französischem *genêt*; die echt deutsche Bezeichnung bewahrt englisch *broom*, niederländisch *brem* (s. Brombeere)“. Indessen, ob nicht doch noch vielleicht erst aus dem reichen Sprachschätze des Landvolkes, der Bauern (denn aus den Städten ist in dieser Hinsicht wenig zu holen), namentlich auch bei den nichtdeutschen germanischen Stämmen, weitere Belege aufzubringen wären?

Grimm (Deutsches Wörterbuch) verzeichnet: „Kenster, Kinster, Mistel, Mispel, auch bei Adelung als Künster, Künst, Kinst, im 16. Jahrhundert, nd. Kinster“, und: „Genist, Gesträuch, Gestrüpp mhd. im 14. Jhrdt wirres Gezweig, Gestrüpp. . Ann. v. Droste [hat]. . Genist der Brombeerranken“, „bei Tabernämontanus schon Genst und Genster, nl. *ghenst*. . Genistel ist fortgesetztes Nesteln“, und äussert: „das lateinische Wort fand in dem Geniste eine Anlehnung, da sich die Pflanzen im Walde gestrüppartig darstellen“. Sanders hat: „Genst, Genster, Ginster. . Geginster = Gestrüpp“.

Seit der Zeit, dass ich in der *Brandenburgia* (1896, 163) mitteilte, dass Kenster auch ein Gewirr von Wurzelgeflecht der Páde bedeute, habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, das oft gebrauchte Wort zu hören, den Landleuten gelegentlich zuschauend, wenn sie Laubbäume oder Sträucher ausrodeten oder bei solchen Löcher gruben. Denn bei gewissen Arbeiten werden gewisse Worte oft gebraucht, die man sonst selten zu hören bekommt. Kenster wird gesagt vom Gewirr der Zweige (z. B. der Haselsträucher) und der Wurzeln. Besonders häufig hört man es von den Rüsterwurzeln, weil die Rüster mit ihren Wurzeln sehr wuchert und die Wurzeln sehr zähe, „wie Leder“, und deshalb beim Graben sehr hinderlich sind. Früher noch zu unserer Zeit hatten Fischer und Flösser an Netzen und Flössen Stricke von Rüsternrinde. Dann sagen die Gräber, wenn sie mit dem Spaten schlecht weiter kommen oder die Wurzeln sich nicht ausheben wollen: „Hier is so velle Kenster, lauter olle Kensterei, is alles verkenstert und verknastert“, letzteres namentlich, wenn ein Strauch mit seinem Zweiggewirr in den Zweigen anderer Sträucher festsetzt. „Ollet knastrijet Zeuch“, vom Astgewirr, z. B. an einem älteren sehr verholzten Obstbaum.

W. v. Schulenburg.

19. (12. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 19. Februar 1899, vormittags 12 Uhr.

Besichtigung des Museums der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule, Invalidenstrasse 42.*)

Der zweite Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel begrüsst die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste und hebt hervor, dass die Gesellschaft schon die benachbarten Museen, das zoologische und das der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie, besucht habe und nun auch unter der fachkundigen Führung des Herrn Geheimrats Dr. Wittmack das der Landwirtschaftlichen Hochschule besichtigen werde. Herr Wittmack nimmt hierauf das Wort und giebt zunächst eine kurze Geschichte der Entstehung der Sammlung. Der Grundstock des Museums ist gebildet worden mit den Ausstellungsobjekten der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Diese waren anfänglich in den Räumen Schöneberger Ufer 26 untergebracht worden, bis sie nach der Fertigstellung des heutigen Baues im Jahre 1880 in die jetzigen Räume übersiedelten.

Die Gesellschaft hatte sich in dem grossen Lichthofe des Museums versammelt und Herr Geheimrat Wittmack führte deshalb zuerst durch diese Räume, wobei er den Bau und die Aufgabe der wichtigsten Maschinen erläuterte. Beachtenswert sind z. B. die Sammlungen von Pflügen, einmal diejenige, welche in Modellen die Entwicklung des Pfluges zeigt und dann auch die zweite, welche die wichtigsten Pflüge, wie sie heutiges Tages von den bedeutendsten Kulturvölkern benutzt werden, umfasst. Die Mitte des Saales beherbergt grössere landwirtschaftliche Maschinen und Gerätschaften, z. B. Drillmaschinen, Strohpressen u. a. Unter der Säulenhalle erläuterte Herr Geheimrat Wittmack die Centrifuge, welche zur Trennung des Rahmens von der Magermilch dient. Neben dem Lichthofe befindet sich die zoologische Sammlung, welche unter der Leitung des Herrn Professor Dr. Nehring steht. Es sind hier namentlich Vertreter derjenigen Tiere zu finden, welche für Land-

*) Die Clichés zu den beiden Plänen verdankt die Gesellschaft dem Verlagsbuchhändler Herrn Paul Parey.

und Forstwirtschaft Interesse haben, obgleich die Sammlung auch sonst reichhaltig ausgestattet ist. Beachtenswert sind die Hundeskelette und unter ihnen z. B. dasjenige eines altperuanischen Haushundes (sog. Inkahundes) aus einem altperuanischen Grabe. In dem Saale III, wo Skelette grösserer Huftiere aufgestellt sind, ist das vollständige Skelett einer Urkuh (*Bos primigenius*), das in der Tiefe eines Torfmoores bei Gühlen in der Nähe des grossen Schwielochsees gefunden wurde, zu beachten. Dieses Urrind ist seit 300 Jahren als wilde Tierart ausgerottet, doch lebt es in seinen gezähmten Nachkommen weiter und verdient die volle Beachtung der Forscher. Aufmerksam gemacht wurde ferner auf den fossilen Schädel eines Riesenhirsches (*Megaceros hibernicus*), auf das Geweih des Elchs und das des Ruffischen Riesenhirsches (*M. Ruffi*), das in einer interglacialen Thongrube bei Klinge in der Nähe von Cottbus gefunden wurde.

Nachdem so die merkwürdigsten Schaustücke der Sammlung der Parterre-Räume besichtigt worden waren, schritt man die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf. Hier war es zunächst die zootechnische Sammlung, die besichtigt wurde. Sie umfasst die Stoffe, welche das Tier liefert, und die der Mensch weiter bearbeitet. Es stehen hier die künstlerisch vollendeten Modelle der wichtigsten Haustiere und ihrer Rassen in $\frac{1}{6}$ natürlicher Grösse. Von den Produkten ist es allein die Wolle, welche Gegenstand der Sammlung sein kann. Diese Teile des Museums waren etwas flüchtig durchwandert worden, denn das Hauptziel unseres Besuches galt der vegetabilischen Abteilung, welche unter der Leitung des Herrn Geheimrats Wittmack selber steht. Bei der Fülle des Stoffes müssen wir uns auch hier mit dem Hinweise auf die wichtigsten Stücke beschränken. In dem Saale 39 befinden sich an der Wand Tafeln mit getrockneten Pflanzen, welche zeigen, bis zu welcher Tiefe die Wurzeln der Ackerpflanzen in die Erde hinabgehen können. So dringt die Luzerne in leichten Boden in 433 Tagen 265 cm tief ein und die Gerste in 91 Tagen 135 cm tief. Einem Glasschrank entnahm Herr Geheimrat Wittmack die sog. Rose von Jericho (*Anastatica hierochuntica*), es ist dies zunächst gar keine Rose, sondern eine kreuzblütige Pflanze, welche sich nach dem Blühen zusammenzieht, um ihre Samen zu schützen und dann, vom Winde losgerissen und fortgetrieben, durch die Wüste rollt. Wenn sie vom Regen erweicht wird, oder wenn man sie in warmes Wasser legt, so öffnet sie sich und streut ihre Samen aus. Die nächsten Schaukästen enthalten die wertvollsten Nutzpflanzen, ihre Bearbeitung und ihre Krankheiten z. B. Reis, Hirse, Hafer, Gerste mit Malz und Graupen, ferner Abbildungen und Präparate über die Entstehung des Mutterkorns, des Getreiderostes u. s. w. Ein neuer Schrank umfasst vorgeschichtliche Kulturpflanzen, wie verkohlten Mais aus den Gräbern der Nordamerikanischen Indianer, mumifizierten Mais-

kolben aus den peruanischen Gräbern zu Ancon bei Lima, Bohnenarten aus Ancon und Arizona, womit der Beweis erbracht ist, dass die Bohnen nicht in Ostindien heimisch sind, Samen aus Troja (Hissarlik), Mumienweizen und Mumiengerste. In dem folgenden Saal (32) ist eine Tabaksammlung aufgestellt, und ein Geschenk des Herrn Kommerzienrates Löser umfasst die Tabake aller Länder nebst Photographien und farbigen Skizzen über die Gewinnung, Bearbeitung und Verpackung. In einem Schrank sind Gläser vorhanden, welche die chemische Zusammensetzung der wichtigsten Nahrungsmittel darthun sollen. An einer anderen Stelle sind Modelle von nützlichen und schädlichen Pilzen, von Äpfeln, Birnen, Kartoffeln und Rüben zu finden. Eine besondere Abteilung umfasst die ausländischen Nutzpflanzen. Hier wollen wir nur einen Palmenstamm von der *Livistona chinensis* nennen; einer bekannten Zimmerpalme mit fächerförmigen Blättern, und einen hohen Blütenstand einer *Agave americana*, der sog. hundertjährigen Aloë aus dem Garten des Geheimen Kommerzienrates A. Heckmann. Auch die europäischen Holzarten sind reichlich vertreten. Hingewiesen mag werden auf die freistehende in einem Stück geschälte Rinde einer Korkeiche, welche noch heute bei Fréjus steht und ferner auf einen Tisch, dessen Platte aus einer grossen Silberweide (*Salix alba*) des Botanischen Gartens geschnitten ist und dessen Fuss aus einer oldenburgischen Kiefer besteht, die auf Ortstein stand und deshalb die Wurzeln horizontal und selbst aufrecht richten musste. An dieser Stelle wurden den Besuchern Handmikroskope dargereicht, welche Bilder von der feineren Struktur einzelner Holzarten zeigten. Ein letzter Schrank endlich erläuterte die Erzeugung der Papierstoffe und Faserstoffe.

Damit war der Rundgang beendet und mit herzlichen Dank für die lehrreiche Führung, an der sich auch Herr Dr. Baumbach und der Modelltischler der Landwirtschaftlichen Hochschule Herr A. Michel beteiligt hatten, schied die Gesellschaft.

20. (8. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 1. März 1899, abends 7^{1/2} Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

A. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilungen:

1. Unser Erster Vorsitzender, Herr Oberbürgermeister Robert Zelle, hat eine Orientreise (Ägypten, Palästina, Syrien, Klein-Asien, Konstantinopel) angetreten, welche ihn bis mindestens Ende April von der Heimat

fern halten wird. Wir wünschen ihm alles Gute und besten Erfolg für seine Reise.

2. Von unserem am 20. September 1898 verstorbenen Ehrenmitglied Dr. Theodor Fontane *) besitzen wir S. 1 des Jahrganges VI unserer Brandenburgia 1897/98 ein geistvolles Brustbild nach Professor Hans Fechners Meisterwerk. Es wird unsere Mitglieder gewiss sehr erfreuen, dass dies letztere Oelbild seitens des Magistrats um 3000 Mk. angekauft ist und dass es in dem Märkischen Museum aufgestellt werden wird.

3. An der Fertigstellung des Denkmals für unseren vaterländischen Dichter F. Brunold **) hat die Brandenburgia Anteil genommen und beehre ich mich als Vorsitzender des Denkmal-Ausschusses mitzuteilen, dass die Mittel für dasselbe gesichert sind und dass die Enthüllung des Denkmals für Sonntag, den 18. Juni d. J., in Joachimsthal in Aussicht genommen ist. Der Brandenburgia wird eine Einladung zur Beteiligung bei der Feier zugehen.

4. In der Novembersitzung v. J. legte ich Ihnen von Herrn Maurer aufgenommene Photographien der vier Wasserspeier vor, welche sich an zwei älteren Häusern zu Oderberg i. Mark als besondere Seltenheiten befanden ***). Unser Mitglied, Herr Architekt Karl Wilke, Vorsitzender des Vereins der Oderberger zu Berlin, hat die Güte, hierüber folgendes unterm 2. d. M. zu erwähnen:

„Diese Wasserspeier rühren bestimmt, wie ich dieses in meinem Oderberger Tourenbuch zum Ausdruck bringe, von dem alten Kommandanturgebäude der Oderberger Festung her, welches im Jahre 1719 abgetragen wurde. Die gewonnenen Materialien wurden u. a. auch Oderberger Anbauenden (vom Könige Friedrich Wilhelm I. verfügte Zwangsneubauten städtischer Funktionäre, der Bürgermeister etc. Wegener, Benekendorf, Pirscher u. s. w.) überlassen. Ursprünglich waren es 6 Wasserspeier in Oderberg; die jetzt fehlenden sassen ehemals an dem jetzt Dr. Schmiederschen Wohnhause und befinden sich diese möglichst unter altem Gerümpel auf dem betr. Hausboden. Der Bau der betreffenden Häuser wurde mit Hülfe königl. Gelder ausgeführt und hatten obige zu Besitzern.“

5. Bullenstoss und wandernde Schafheerden in der West-Priegnitz. Unser Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz teilt in der Zeitschrift für Ethnologie XXVIII. S. 162 von Andreasberg im Harz mit, dass man dort im Frühjahr die Stiere sich stossen lasse, um zu ermitteln, wer der stärkste sei.

*) Vgl. Brandenburgia VI. 1-4; VI. 467; VII. 273-275.

**) Vgl. Brandenburgia III. 5; IV. 374; V. 257; VI. 340; VII. 355.

***) Vgl. Brandenburgia VII. 359.

Ferner findet dort noch das Wandern der Schafe zur Düngung der Felder statt. Die Schafherde wird ihres Düngers halber vom Gemeinde-Vorstand für bestimmte Nächte verpachtet. Der Pächter holt sich dann abends die Herde mit den Hürden, dem Hirten und dem Hunde nach seinem Acker und weist ihr zwecks der Düngung eine bestimmte Stelle an.

Unser Mitglied Pfarrer E. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. E. meldet am 1. d. M. ähnliches von seiner Gegend. „Beiderlei Sitten sind in Stadt Lenzen zur Zeit gleichfalls üblich. 1. Beim ersten Frühlings-austreiben der städtischen Rinderherde findet der „Bullenstoss“ statt, den festlich anzusehen, alles was laufen kann, sich auf die Seebrücke der Löcknitz begiebt, von wo aus der auf der links vom Flusse gelegenen Triftwiese stattfindende Kampf der zwei Stadtbullen gut anzuschauen ist. Bedeutsame Gedanken darüber macht sich zur Zeit das Volk nicht mehr. 2. Jeder Hausbesitzer hat Weiderecht für zwei Schafe. Diese Herde wird für Winter und Frühjahr zwar nicht vollständig, aber sehr häufig von Ackerbürgern gemietet, um nachts auf den Äckern des Düngers wegen zu weiden.

In Mondskow, Kreis Ost-Sternberg, lernte ich im Jahre 1869 die Sitte kennen, dass die Schafe nachts über die Scheunen-Dielen aus Lehm getrieben wurden, um dieselben teils durch ihren Harn, teils durch das Treten mit den Hufen fester zu machen“.

6. Über die Kirche zu Ferbitz, Kreis Westhavelland, teile ich folgende Schriftwechsel mit:

Herr Pfarrer E. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Pfleger des Märk. Prov.-Museums, teilte gestern mit, dass nach Angabe des Amtsvorstehers Herrn v. Wangenheim die baufällige Kirche zu Ferbitz (Verbitz), Kreis Westhavelland, abgerissen werden soll.

„Ist Ihnen und dem Herrn Provinzial-Konservator Geheimrat Bluth davon etwas bekannt? Da müsste zuvor noch manches — vielleicht wie 1889 in Kietz durch Herrn Altrichter — abgezeichnet werden“.

Berlin, den 29. November 1898.

Friedel.

Urschriftlich an

Herrn Prov.-Konservator Geh. Baurat Bluth
zur sehr gefl. Kenntniss, mit der Bitte etwaige disponibel werdende Kunst- oder Alterthumsgegenstände aus der Kirche zu Verbitz unserem Institut gefl. überweisen zu lassen.

Direction des Märk. Prov.-Museums.

Friedel.

Urschr. u. R.

Dem Herrn Landesbauinspector Friedenreich zu Perleberg mit dem ergebensten Ersuchen um eine gefl. Mittheilung, ob der Kirche zu Verbitz der Character eines Denkmals zugesprochen ist, und bejahenden Falles um Angabe, in welchem Stile und aus welchem Material dieselbe erbaut ist. In diesem Falle würde die Beifügung von Handskizzen des Grundrisses und der Ansicht, sowie eine Nachricht über den Bauzustand erwünscht sein.

Ferner möchte ich um Mittheilung darüber bitten, ob in der alten Kirche Ausstattungsgegenstände an Altar, Kanzel, Gestühl, Brüstungen von Emporen, Kelchen, Ciborien, Leuchtern u. s. w., welche einen künstlerischen oder Alterthumswerth in Anspruch nehmen können und welche etwa für die neue Kirche nicht verwendet werden sollen, vorhanden sind, welche an das Märkische Prov.-Museum abgegeben, bezw. an dasselbe veräußert werden könnte.

Der Provinzial-Conservator
gez. Bluth.

Berlin, 8./12. 98.

Perleberg, d. 11. Dec. 1898.

Urschriftlich an den Prov.-Cons. Herrn Geh. Baurath Bluth Hochw. Berlin zurückgereicht.

Die Kirche in Verbitz bei Lenzen besteht aus einem 6,95 m breiten, 9,60 m langen Hauptbau und einem westlich vorgelegten niedrigen Glockenstuhlhaus. Die Kirche ist aus starkem Eichenholzfachwerk mit Ziegelstein-Ausmauerung erbaut und in Folge schlechter Dachkonstruction sehr baufällig. Die Seitenwände sind herausgedrückt, der Westgiebel hängt weit über. Das Gebäude selbst hat demgemäss keinen Denkmalswerth.

Die innere Ausstattung besteht aus:

1. der Kanzel aus dem Jahre 1657, die ohne Werth ist;
2. dem Altarschrein, einem festen Holzgestell mit 2 gemalten Füllungen, darstellend
 1. das heilige Abendmahl,
 2. den gekreuzigten Christus;
3. einer gemalten Emporenbrüstung, darstellend Johannes den Täufer, Christus und die zwölf Apostel als einzelne ca. 70 cm hohe Figuren gemalt;
4. der gemalten Brüstung des Priesterstuhls, enthaltend folgend Bilder:
 1. der bussfertige Zöllner,
 2. der verlorene Sohn,

3. Maria Magdalena,
4. König David;
5. drei Holzfiguren ca. 70 cm hoch,
 1. Maria mit dem Kinde,
 2. eine männliche Figur mit wallendem Haar und Bart, langen Gewändern. Der linke Fuss hat die Form eines Thierkopfes.

Die sämtlichen Materialien stammen anscheinend aus dem Mittelalter und sind nicht ohne Geschick ausgeführt. Ihre Erhaltung scheint mir wünschenswerth. Ihre weitere Verwendung in einer etwa zu erbauenden neuen Kirche ist wohl nicht zu erwarten. Auch die Holzfiguren sind geschickt geschnitzt. Auf der Rückseite des Altarschreins findet sich nachstehende Inschrift:

Renovatum Radicaliter

Unter-Inspection des Königl. Bau-Inspectors Herrn Stüler zu Pritzwalk.
 Beauftragter der Raths-Zimmermeister Bruness } zu Lenzen.
 Ausführender der Malerarbeiten Glass

Im Jahre 1835.

Ausserdem ist ein messingenes Taufbecken und ebensolche Leuchter vorhanden, die aber nicht abgegeben werden können.

Der Landesbauinspector
 gez. Friedenreich.

7. Die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung. Verlag von W. Ernst & Sohn. Schriftleitung Otto Sarrazin und Oskar Hossfeld. Diese Zeitschrift, welche drei bis vierwöchentlich, für jährlich 8 Mk. herausgegeben wird, interessiert uns, da die Satzungen der Brandenburgia § 1c ausdrücklich den Schutz der Denkmäler und die Unterstützung der dahin abzielenden Bestrebungen vorsehen. Wir heissen deshalb die neue Zeitschrift, welche die verwandten Bestrebungen zusammenfasst, willkommen und legen die ersten drei Nummern vor, welche mit guten Baurissen pp. ausgestattet, von ernstem Streben zeugen, leider aber keinen grösseren auf die Provinz Brandenburg oder Berlin bezüglichen Aufsatz enthalten. Unser Mitglied, Herr Robert Mielke, hat für Nr. 3 S. 26 einen sehr beachtenswerten Aufsatz „Die örtlichen Museen und die Denkmalpflege“ verfasst, welchen wir namentlich allen mit dem Gedanken der Errichtung von Lokal-museen sich tragenden Stadtverwaltungen zur Beherzigung empfehlen. Die bewährte Schriftleitung schliesst ihre Einführung mit einem Wort, welches die Brandenburgia vollinhaltlich unterschreibt:

Am guten Alten in Treuen halten,

Am kräftigen Neuen sich stärken und freuen,

Wird Niemand gereuen,

so lautet ein bekanntes Wort Emanuel Geibels, das der Dichter in das Stammbuch des Lübecker Schifferhauses geschrieben hat. Um das kräftige

Neue hat's keine Not, es sorgt für sich und bricht sich selbst Bahn. Das gute Alte aber, das uns die Väter überliefert haben, bedarf der steten liebevollen und sorgfältigen Pflege. Sie zu üben ist unsere Aufgabe; Sorge zu tragen, dass der vaterländische Sinn sich auch auf die Erhaltung der alten heimischen Denkmäler erstrecke, auf dass der Born nicht versiege, aus dem die Kunst eines Volkes schöpfen muss, will sie sich ihre Jugendfrische, ihre bodenwüchsige Kraft und damit ihren erziehlischen Wert zum Nutzen des Vaterlandes dauernd bewahren.

8. A. Mäcke, Lehrer in Dobrilugk: Der Kreis Luckau. Geographisches, Geschichtliches, Sagen, Kulturhistorisches. Kirchhain N.-L. 1898. Dieser Beitrag zur Heimatkunde ist kein erfreulicher und würden wir ihn lieber vermissen. Der Verfasser ist nicht entfernt seiner Aufgabe gewachsen, mindestens hätte er, falls er sich deren Lösung getraute, wirklich auf die ausgezeichneten Autoritäten, die er im Vorwort erwähnt, namentlich auf einen so vorzüglichen Kenner, wie Sanitätsrat Dr. Behla, stützen sollen. Es lohnt nicht, die vielfachen Mängel seiner Schrift alle zu beseitigen, man müsste sonst einen nicht unbeträchtlichen Teil des Buches neu schreiben. Einige Fehler wollen wir indessen doch erwähnen: S. 5. In den kunstlos zugerichteten erraticen Blöcken sieht M. Opfersteine, Altäre u. dergl. der slavischen Heidenzeit. „Aus der Germanenzeit (!) stammend, sehen wir die zum grossen Teil aus Feldsteinen erbauten Klöster und Landkirchen“. — S. 23 „Diese Urnenlager sind die Begräbnisplätze der Wenden, jenes Volkes, welches bis vor 1000 Jahren unsere ganze Provinz bewohnte“. Ganz verkehrt und schief! Verf. weiss nicht einmal, dass die in der ganzen Welt berühmten Niederlausitzer Gräberfelder mit Urnen und Leichenbrand vorwendisch sind. — S. 25: Die Cisterzienser-Mönche seien die Verbreiter des gotischen Baustils! Dabei hat der Verf. die romanische, Ende des 12. Jahrhunderts erbaute Cisterzienser Abteikirche von Dobrilugk vor seiner Thür. — S. 47: Ungefähr vor 2000 Jahren, da Jesus noch auf Erden wandelte (!!), wäre der erste Germane mit Steinbeil und Steinmösser im Elsterthal vorgedrungen, was vollkommen unsinnig ist. — S. 49: Die Wenden hätten Bielebog, den Gott des Guten, verehrt. Dies ist bekanntlich mindestens sehr zweifelhaft. Weil es einen Czerneborg, den schwarzen Gott giebt, glauben Einige per argumentum e contrario einen weissen Gott (Bielbog) ebenfalls annehmen zu müssen. Dies ist aber eine blosser Hypothese. — Die Sorben (S. 49) sollen Pfeil und Bogen geführt haben; es wäre uns sehr angenehm, wenn uns Herr M. eine Probe davon zeigen könnte; die Wenden haben im allgemeinen keinen Bogen geführt. — S. 59: „Im Jahre 1567 erschien Tetzl, ein Dominikanermönch aus Pirna, mit grossem Gepränge und Gefolge in Luckau“. In einer Fussnote bemerkt M. dazu: „Geschichtlich nicht bestimmt nachzuweisen“. Wozu dann die Erwähnung?

9. Ein erfreulicheres Bild gewährt uns dagegen: Dr. Eugen Höhnemann: Landeskunde der Neumark. Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark. Heft VI. Landsberg a. W. 1897. — Der sehr rührige Verein hat mit dem Abdruck dieser Schrift, welche den Anforderungen der Wissenschaft entspricht, einen guten Griff gethan. Kap. I behandelt die Territorialgeschichte und Umgrenzung der Neumark kurz. Kap. II die Oberflächengestaltung und Bewässerung. Kap. III. Geologische Beschreibung und Entstehungsgeschichte. Kap. IV (S. 33 steht irrtümlich III) Wert des Bodens und Landschaftliches. Kap. V Siedelungen und Verkehrswege (z. Z. 9 Landkreise: Königsberg, Soldin, Arnswalde, Landsberg, Friedeberg, Weststernberg, Oststernberg, Schwiebus-Züllichau, Krossen und ein Stadtkreis Landsberg-Stadt). Als grösste Städte: Landsberg mit ca. 31 000, Küstrin mit ca. 15 000 und Driesen mit ca. 6000 bzw. mit Vordamm ca. 7200 Einwohnern.

Überall wird in lichtvoller Weise die Entwicklung der Ortschaften und der Verkehrswege mit dem Boden und den Flussläufern verglichen.

Im ganzen und im einzelnen eine gute Vorarbeit zu einer ähnlich gegliederten Landeskunde der gesamten Provinz Brandenburg, mit welcher uns hoffentlich recht bald unser I. Schriftwart, Herr Dr. Zache, überraschen wird.

10. Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg und über die Thätigkeit des Provinzial-Konservators im Jahre 1898. Berlin 1899. Deutscher Verlag. 22 S. gr. 8. Der 1. Vorsitzende unsers Ausschusses, Herr Geheimer Baurat Bluth, hat die Güte gehabt, ein Druckexemplar seiner erfolgreichen konservatorischen Thätigkeit mitzuteilen, welches ich hiermit im Umlauf setze. Ein von dem genannten Sachverständigen angefertigter Auszug wird in der Brandenburgia demnächst zum Abdruck gelangen.

11. Rundschau auf Berlin vom Nationaldenkmal auf dem Kreuzberg nebst einem Tableau: Berliner Bauwerke. 7 Blatt Darstellungen nebst Erläuterungstafel und Begleitwort von Reinhold Schmidt. Der Verfasser, welcher für dies jeden Bewohner und Besucher unserer Kaiserstadt erfreuende Rundgemälde umfassende Studien gemacht hat, ist so liebenswürdig gewesen, uns heut Vormittag das erste von ihm ausgegebene Exemplar für die Brandenburgia zu überreichen. Ich habe dasselbe dankend angenommen und empfehle es Ihrer eingehenden Betrachtung. Das Bild ist von der Plattform des Denkmals aufgenommen, hat eine Länge von 1,32 m bei 20 cm Höhe und zerfällt in V natürliche Abschnitte: I. Blick nach Westen, II. Blick nach Nordwest, III. Blick nach Norden, IV. Blick nach Nordost, V. Blick

nach Osten. Beigegeben ist ein Blatt Text, eine Erläuterungstafel zur Rundschau und eine Tafel Berliner Bauwerke neben berühmten Baudenkmalern in ihren Höhenverhältnissen. Natürlich liegt dem Künstler und Verfasser auch an einem möglichst vielseitigen Vertrieb seines Werkes und sei hierzu bemerkt, dass dasselbe, welches im Buchhandel 2 Mk. kostet, für 1,30 Mk. an unsere Mitglieder abgegeben wird.

B. Herr Kustos Buchholz:

a) Als besondere Gabe der Königl. Akademie der Künste zu der Feier ihres 200jährigen Bestehens wurde bei dem Festakt am 2. Mai 1896 eine von Professor Rud. Siemering höchst künstlerisch modellierte Bronze-Gedenktafel Sr. Majestät dem Kaiser überreicht. Ein Exemplar dieser „Plakette“ in poliertem Holzrahmen hat die Königliche Akademie kürzlich auch dem Märkischen Museum überwiesen, das so in der Lage ist, sie Ihnen vorzulegen.

Das Kunstwerk besteht aus 2 durch eine Leiste getrennten, aber ein einheitliches Bild darstellenden Bronzeplatten von je 30 cm Höhe und 18 cm Breite. Ein weiblicher Genius reicht den beiden, für die Jubiläumsperiode in Betracht kommenden Herrschern, dem Kurfürsten Friedrich III. als Begründer und dem Kaiser Wilhelm II. als gegenwärtiger Protektor, den Lorbeerzweig. Die Büsten beider Fürsten stehen vor einer jonischen Säulenhalle, das Haupt des Kurfürsten mit dem Lorbeerkranz geschmückt, während der Kaiser den Garde du Corps-Helm trägt. Vor ihnen auf Kissen ruhend der Kurhut und die Kaiserkrone nebst Scepter, Reichsapfel und Schwert. Auf der Seite des Kurfürsten schlingt sich sinnbildlich Epheu um die Säule, während den Kaiser Palmenzweige umgeben. Den Hintergrund bildet eine Märkische Landschaft, Seen und Berge. Auf der anderen Tafel hat eine Jungfrau aus einem Lorbeerhain Zweige gepflückt, die sie den beiden Fürsten entgegenhält. Welche Gründe den Künstler bestimmt haben, die durchaus einheitliche Darstellung durch eine Leiste in zwei abgeschlossene Teile zu teilen, ist nicht ersichtlich. Technischer Natur dürften sie wohl nicht sein. Die Ausführung des Flachreliefs ist eine äusserst subtile und macht dem Bildner wie dem Graveur alle Ehre.

b) Ein dem Andenken des Fürsten Bismarck nach seinem Ableben am 30. Juli 1898 gewidmetes Gedenkblatt dürfte Sie auch insofern interessieren, als es von unserem Mitglied, Herrn Reg.-Baumeister Körner, entworfen ist. Es enthält ausser dem Bilde Bismarcks und zugehörigen Devisen eine Kopie der Aufnahme-Urkunde als Ehrenmitglied in den Bund der Berliner Grundbesitzer-Vereine vom 1. April 1895, sowie des darauf eingegangenen Annahmeschreibens des Fürsten.

C. Herr Dr. Pniower lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf 9, auf den Wunsch der Verlagsbuchhandlung Alexander Duncker vorgelegte Radierungen Bernhard Mannfelds, die Ansichten von Berlin, Potsdam, Brandenburg und Köpenick darstellen, wies auf ihre künstlerischen Eigenschaften hin und empfahl ihren Ankauf. Die Blätter sind ausserordentlich wohlfeil.

Zur Geschichte der Fischerei.

E. Lemke.

Geehrte Anwesende! Wenn der Winter sich seinem Ende zuneigt, handelt es sich bekanntlich dort oben, wo unsere alte Freundin, die Sonne, regiert, um das zwölfte Zeichen des Tierkreises, „die Fische“ genannt, und somit hätte man meinem bescheidenen Vortrage einen bedeutungsvollen Zeitpunkt angewiesen. Aber auch ohne Rücksicht auf die eine ganze Welt betreffenden Vorgänge standen wir in Berlin kürzlich im Zeichen der Fische, indem der Deutsche Fischereiverein soeben seine Hauptversammlung hier abgehalten hat. Dies hätte mich vielleicht abschrecken sollen, der „Brandenburgia“ noch weitere Beiträge „Zur Geschichte der Fischerei“ zu übermitteln, um so mehr, als wir erst im vorigen Jahre den überaus befriedigenden Vortrag des Herrn Micha hörten und die Monatshefte schon so viele Abhandlungen und Nachrichten über Fische und Fischerei brachten. Aber dieser Stoff ist nicht zu erschöpfen, und es werden hier nach mir noch viele darüber schreiben und sprechen, — natürlich nicht am heutigen Abend.

Der sinnreichen Wahl des gegenwärtigen Zeitpunktes entspricht ein aussergewöhnlicher Schritt, nämlich der in die allerfernste Vergangenheit, so weit uns diese erkennbar ist. Allerdings treten die Fische schon in jenem Weltalter auf, dem die Silurformation angehört, als die Pflanzen nur erst durch Seetange vertreten waren.*) Doch der Mensch, der die Fische fangen und verspeisen konnte, stellte sich sehr viel später ein. Als er so weit war, über den Kampf ums Dasein nachzudenken, näherte er sich auch den ahnungslosen Wasser-Bewohnern mit List und Gewalt. Er wird bald eingesehen haben, dass seine zehn Finger nicht immer zum Fange ausreichten; und diese Einsicht führte zur Benutzung von allerlei (in mehr als einer Beziehung) naheliegenden Mitteln. Aus Knochen, Horn und Feuerstein entstanden unter Berücksichtigung bereits vorhandener Unebenheiten oder durch wohl überlegte Bearbeitung geeigneter Flächen, mannigfache Haken. Da waren mehr oder minder einfache, welche die Ahnen unserer heutigen Angelhaken vorstellen

*) O. W. Thomé, Thier- und Pflanzen-Geographie S. 10 u. 11.

und solche, die sozusagen gleich als Harpunen zur Welt kamen. Ausserdem wurden Speerspitzen gefertigt, die Fische aufzuspiessen.

Eine solche Speerspitze aus Knochen, nebst dem verkohlten Holzschafft, wurde unweit Oliva in Westpreussen ausgegraben. Später kamen an einer anderen Stelle dort in einer Tiefe von etwa 3 m zahlreiche Schädel- und Wirbelreste von riesigen Hechten, daneben eine aus Knochen gefertigte Harpunenspitze mit Widerhaken zum Vorschein. Ferner fand man im Weichselkies bei Culm einen Angelhaken aus Horn, der sehr wohl ohne Anwendung von Metallwerkzeugen hergestellt sein kann. Diese Funde gehören in die jüngere Steinzeit Westpreussens und reihen sich den ansehnlichen Küchenabfällen — Kjökkenmöddinger genannt — an, die in besagter Provinz nachgewiesen sind und als Hauptbestandteil Schuppen und Wirbel von Fischen (vornehmlich von Plötzen, Bressen und Schleien, aber auch von Wels und Zander) enthalten. Damit ist bezeugt, dass die Anwohner des Frischen Haffes vor ungefähr 3000 Jahren Ichthyophagen waren, wie auch noch heute die Bewohner der Nehrungen dort fast ausschliesslich Fischnahrung zu sich nehmen. Einige grössere Stücke der Thonscherben, die zu den erwähnten Funden gehören, stammen von flachen, ovalen Schalen, und es ist wohl möglich, dass letztere Lampen vorstellten, die mit Fischthran gefüllt wurden.*)

Die schwedischen Kjökkenmöddinger bekunden (nach Montelius**) gleichfalls den zur Steinzeit in umfangreicher Weise ausgeführten Fischfang. Die gleichaltrigen Angelhaken bestehen entweder ganz aus Knochen oder aus Knochen mit einer Spitze und einem Widerhaken aus Feuerstein. Auch sind Harpunen und Stechgabeln gefunden.

Ehe wir uns in der Mark Brandenburg umsehen, sei noch von Ostpreussen berichtet, wo die Steinzeit u. a. durch eine erstaunliche Anzahl Fischstecher vertreten ist. Die dem Prussia-Museum in Königsberg angehörenden Stücke bestehen aus Knochen und Geweih, oft mit eingesetzten Feuersteinsplintern als Widerhaken; bei einigen sind noch die Spuren der pechartigen Kittmasse vorhanden, die zur Befestigung der Splitter nötig war.***) — Ein Hinweis auf Vorkommnisse in Estland möchte hier wohl am Platze sein. Dort hat die Steinzeit bedeutend länger gedauert als bei uns, wahrscheinlich bis zum Beginn christlicher Zeitrechnung. Constantin Grewingk, der — beiläufig gesagt — so eingehend über die dem heidnischen Totenkultus dienenden, schiff förmigen Steinsetzungen geschrieben hat, führt von Funden in Estland an: Harpunenspitzen aus Elenknochen mit einer Reihe gerader und ge-

*) H. Conventz, Vorgeschichtliche Fischerei in Westpreussen (Festgabe f. d. Teilnehmer d. III. D. Fischereitages z. Danzig, 1890). S. 75 u. f.

**) O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. (A. Appel.) 2. Aufl. S. 25 u. 26.

***) Katalog d. Prussia-Museums, I. (1893.) S. 19 u. f.

krümmter Widerhaken; das breitere Ende des Geräts weist eine Durchlochung zum Anbringen von Wurfleinen auf; an einigen Harpunenspitzen war das hintere Ende mit Schnüren von Bast umwickelt. (Übrigens kamen auch Pfeilspitzen aus Elenknochen mit zwei Reihen Haken vor; eine Reihe Haken knöchern, die andere nur als Furche vorhanden, in welche Feuersteinspäne mit Pech eingekittet wurden.*)

Bei dem grossen Reichtum an Fischen, der auch die Mark Brandenburg von jeher ausgezeichnet hat, lassen sich die genannten Verhältnisse auch hier voraussetzen; wo Thatsachen fehlen, kann man aus Vergleichen Schlüsse ziehen. „Uralt ist die Kunst des Flechtens und Webens. Die schweizerischen Seen mit Überresten und Fundstücken aus der reinen, d. h. gänzlich metallosen Steinzeit haben uns Schnüre und Netze geliefert. Nichts steht im Wege, auch für die Steinzeit der Mark den regelrechten Fischfang mit Garn und Netz anzunehmen. Nicht selten finden sich unter tiefen Torfschichten auf dem Grunde früherer Gewässer der Mark die Kähne der Fischer, aussen mit Steinbeilen roh zugehauen, innen durch Brennen aus einem einzigen Stamme (mitunter von wahren Baumriesen) angefertigt. Nicht unansehnlich und mit eigentümlicher Verzierung ausgestattet ist die Töpferware jener Fischer.**)

„In der Bronzezeit (Westpreussens), welche in das erste Jahrtausend v. Chr. fällt, gelangten auf dem Handelswege mancherlei Geräte, Waffen und Schmucksachen, aus Bronze wohlgeformt, vom Süden hierher. Darunter sind auch Angeln zu nennen, welche in gewisser Weise an die heutigen Hechtflimmern erinnern; im gegenwärtigen Erhaltungszustand sind die meisten mit einer Patina, d. i. mit einer bläulich-grünen Oxydationsschicht versehen. Wahrscheinlich lockten sie ohne Köder, nur durch ihren ursprünglichen Glanz grössere Raubfische an.“***)

In der Mark Brandenburg gesellte sich — wie überall — zu den eingeführten Gegenständen allmählich eigene Arbeit. „Beweis hierfür sind die nicht seltenen Schmelzstätten, Gussformen, Bronzeklumpen u. s. w. Bronzene Angelhaken verraten eine geschickte und sichere Handhabung der Metalltechnik.“ †)

Als Merkwürdigkeit führe ich einen zu bronzeitlichen oder wenig späteren Funden Ostpreussens gehörenden sogenannten „Netzheber“ an, eine Art Quirl. Er kam in einem masurischen Pfahlbau, nämlich am Arys-See, zum Vorschein, wo auch durchlochte Flotthölzer aus Borke

*) L. Stieda, Constantin Grewingk's archäologische Arbeiten. (S.-B. d. A.-G. Prussia, 1887—88.) S. 248.

***) E. Friedel, Verz. d. Fisch.-Geschichtl. Ausst. d. Märk. Mus. a. d. Berliner G.-A. 1896, S. 11.

***) H. Conwentz, a. a. O., S. 77 u. 78.

†) E. Friedel, Verz. d. Fisch.-Geschichtl. Ausst. (u. s. w.) 1896, S. 12.

in Form von kreisförmigen Scheiben und abgestumpften Rechtecken gefunden wurden.*) In seinem Berichte über andere ostpreussische Pfahlbauten (im Szontag- und Tulewo-See) erwähnt Heydeck auch Flott-hölzer aus Kiefernrinde und eine durchlochte Nadel, die offenbar aus einer Fischgräte hergestellt ist.**)

Die Bronze trat nach und nach ihre Herrschaft an das Eisen ab, das — wie wir wissen — weniger widerstandsfähig ist. Daher werden jene dem 3. Jahrh. n. Chr. zuzurechnenden, eisernen Fischstecher von Tenkieten (Kr. Fischhausen, Ostpreussen) ein besonderes Interesse beanspruchen können. „Aus einer ziemlich weiten Tülle gehen fünf spitze Zinken hervor, wie die Finger einer Hand, von denen die beiden äusseren auf der Innenseite mit zwei, die drei inneren auf beiden Seiten mit je zwei Widerhaken versehen sind. Die Stücke stammen aus zwei überreichen Männergräbern.“***)

Arme Fischer sind es also wohl nicht gewesen, denen ihre (der menschlichen Hand, diesem natürlichen Fanggerät, nachgebildeten) Gerätschaften in's Grab mitgegeben wurden. Vielleicht waren es Leute, die sich selber „Fischerei-Gerechtigkeiten“ in unbegrenzter Masse zugestanden hatten.

Für die Fische in der Mark Brandenburg rückte nun die Zeit heran, da die germanische Urbevölkerung sich weniger um sie kümmerte, weil sie von unbezwinglichem Wandertriebe erfaßt wurde; es blieb nur ein Teil dauernd daheim. Aber die Fische hatten keine Ursache, sich nunmehr zu beglückwünschen, denn ein „recht eigentliches Fischervolk“ erschien auf dem Plane und machte sich's in der Mark bequem, auf Kosten der Fische und der zurückgebliebenen Germanen. Es waren slavische Stämme, unter dem Namen Wenden zusammengefaßt, Sorben und Wilzen. Doch bevor wir uns hier mit ihnen beschäftigen, seien mir noch einige Mitteilungen, andere Völker und andere Zeiten betreffend, gestattet.

Georg Ebers sagt in seinem bekannten Prachtwerke über Egypten (bei Theben): „Als älteste unter diesen bleibenden Stätten der Erinnerung und als eigentümlichstes von allen Memnonien liess die grosse Hatasu den Terrassenbau von Der el-Bachri errichten. Dort finden sich Darstellungen von Fischen des roten Meeres in so charakteristischer Umrisszeichnung, dass unsere Zoologen die gemeinten Arten leicht wiedererkennen.“†) Und (bei Memphis) in Bezug auf das Ti-Mausoleum: „Hier sehen wir auf einem Bilde den edlen Ti auf der Nilferdjagd.

*) Katalog d. Prussia-Museums, I. (1893.) S. 29 u. f.

**) Heydeck, Die Pfahlbauten im Szontag- und Tulewo-See. (S.-B. d. A.-G. Prussia, 1887—88.) S. 130 u. 129.

***) O. Tischler, C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1890, S. 136 u. 137.

†) Georg Ebers, Aegypten in Bild und Wort. II. S. 281 u. 283.

Das Wasser wimmelt von beschuppten Bewohnern, und das Ereignis des Fischzuges und des ergötzlichen Fischstechens ist ungeheuer. Am Lande werden die Fische zerschnitten, getrocknet und eingesalzen.***) Bei Egyptern sowohl, wie bei Syrern, Assyrern und Phöniziern wurden die Fische z. T. göttlich verehrt und daher von den Priestern nicht genossen. Auch die Pythagoreer (im 6. Jahrh. v. Chr.) enthielten sich ihrer, da sie in ihnen ein Natursymbol des Schweigens ehrten. In Lykien weissagten Priester aus dem Erscheinen gewisser Fische. Als Hieroglyphe bezeichnet der Fisch Vermehrung und Reichtum. Ebers ist der Ansicht, dass der einem Geschlechte der Vorwelt (den Schmelzschuppen oder Ganoiden) angehörende Flösselhecht das Vorbild des hieroglyphischen Zeichens gewesen ist.***) Der Fisch ist auch altchristliches Symbol; und in Wappen werden Fische als Sinnbilder von Vaterlandsliebe und Vorsicht gedeutet. Als Zeichen seiner Vermählung mit der Kirche trägt der Papst den „Fischerring“ mit dem Bilde von Petrus, der — in der rechten Hand den Himmels-Schlüssel haltend — in einem Kahne sitzt. Vom 13. Jahrhundert ab bis auf die neueste Zeit werden mit solchem Ringe die sogenannten päpstlichen „Breven“ geschlossen. Das Siegel zeigt auf dem Reifen, der Petrus' Kopf umgiebt, den Namen des jeweiligen Papstes, nach dessen Tode es vom Kardinalkämmerer zerbrochen wird, worauf die Stadt Rom dem neugewählten Papste einen neuen Siegelring schenkt. Diese Sitte mahnt daran, dass Petrus ein armer Fischer war. Sein Kahn war gewiss ein anspruchsloses Fahrzeug, aber wohl kein „Einbaum“, der auch die Bezeichnung „Seelenverkäufer“ verdient.

In Einbäumen, u. a. aus Eschenstämmen hergestellt, führen die Germanen zuerst aufs Meer, d. h. im Jahre 45 n. Chr. die Chauken, welche die Küsten Galliens heimsuchten, um Beute von dem reichen und unkriegerischen Volke daselbst zu gewinnen. Je 30—40 Mann sassen in einem Einbaum. Das war ein seemännisches Wagstück. Aber alle Germanen waren gute Schwimmer, als welche auch Cäsar sie bewunderte, und die Chauken waren ein überaus geschicktes Fischervolk. Sie verstanden auch, aus Schilf und Meerbinsen Netze zu flechten, deren sie sich bei zurückweichender Flut mit Erfolg bedienten.***)

Wir kehren nun zum Lande und in die Mark Brandenburg zurück. Eine besondere Eigentümlichkeit der wendischen, zumal der wilzischen Bevölkerung ist die Anlage künstlicher Fischerstätten (Kietze) in Seen und Pfahlbauten. Sämtliche aus der Mark bis jetzt bekannten derartigen Niederlassungen im Wasser stammen aus der wendi-

*) Georg Ebers, a. a. O., I. S. 188.

**) Georg Ebers, a. a. O., I. S. 121.

***) Martin Beck, Die alten Germanen zur See. Leipz. Ztg., 5. Febr. 1898.
— Wilhelm Wackernagel, Kleinere Schriften. I. S. 80. — Sch. D. Tagesztg., 4. Sept. 1898.

schen Zeit. Fischereigeräte aller Art, so Fischspeere und Haken, Schnüre, Netzsenker, Netzschwimmer und Netzreste, Hütkasten, Fischotterfallen, Eisäxte und Schlittknochen, wie auch Fischerkähne mit voller Ausrüstung werden auf diesen Stellen gefunden. Wendische Fischer-Pfahlbauten sind von unserm verehrten Herrn Vorsitzenden Geh.-R. Friedel mehrfach innerhalb Berlins nachgewiesen; und es ist nicht ausgeschlossen, dass wir in dieser Stunde auf einem Platze versammelt sind, wo die seeligen Geister wendischer Fischer uns umschweben, ein nimmer erlöschendes Heimatsrecht beanspruchend, — wenn auch nur in unserm dankbaren Gedenken. Die Wenden haben immerhin ein grosses Stück Kulturarbeit in der Mark erledigt. Wir verdanken ihnen hier die ersten wirtschaftlichen Regelungen der Fischerei. Die Wassergebiete wurden genau eingeteilt, Raubfischereien verboten und bestimmte Beamte eingesetzt. Diese Beamte führten den Namen „Pritzstabel“ (von pristaw = Vogt), der sich bis in die neuere Zeit erhalten hat. Als die wendische Mark ihren Fischsegen aufs Beste geordnet und nutzbar gemacht hatte, kam — ganz dem Lebensgesetze der einander verschlingenden Fische angepasst — der deutsche Eroberer. Dieser besetzte und behielt den alten Pfahlbau bei, errichtete dort gern seine Burg und benutzte die wendischen Wälle als Schutzwehr. Aus den grösseren Burgwällen oder im Weichbild derselben entwickelten sich die ersten christlichen Städte der Mark, vor deren Thoren, am Wasser oder im Wasser auf Pfahlbau, in den vorhin erwähnten Kietzen (vom wendischen kitza, kititza = Holzhütte, Fischerhütte) sich die alte wendische Fischerbevölkerung, von den Deutschen verachtet, noch Jahrhunderte lang in ihrer Besonderheit erhielt. Nach slavischem Recht waren Wald, Weide und Wassernutzung Eigentum der eng zusammen in Ringdörfern wohnenden Gemeindegemeinschaft. Die Deutschen dagegen brachten die alt-germanische Anschauung und Lebensweise (von denen Tacitus berichtet) mit, wonach jeder echte Grundbesitzer innerhalb der Grenzen seines Gebietes über die Wasserfläche desselben, sowie die Gemeinde über die ihre Ländereien berührenden Gewässer frei verfügt. Die Gefahren aber, welche die deutschen Einwanderer in ihrer Vereinzelung seit dem 10. Jahrh. im Wendenlande zu bestehen hatten, nötigten sie schnell, sich in Dorfschaften, unter dem Schutze der deutschen Burgen und der markgräflichen Vasallen, enger zusammen zu thun. So wurde bald auch die Fischerei in offenen Gewässern ein Kammerregal. In Bezug auf Privatgewässer trat ein ähnliches Verhältnis ein, indem auf dieselben sich wider jedes altdeutsche Herkommen die Gutsbesitzer und Obrigkeiten — mit Übergerechtigkeit anmassten. Die Fischerei selber besass bald nicht halb so viel Ansehen wie in wendischer Zeit. Dazu trugen die Zunahme der deutschen und die Abnahme der wendischen Bevölkerung bei. Die

Die steigende Bedeutung des Ackerbaues gab schliesslich so sehr den Ausschlag, dass die Wenden nur noch als „elende Kietzfischer“ betrachtet wurden. Die Raubfischerei kam wieder in Blüte und veranlasste im 13. Jahrh. einige Verbote. In kurfürstlichen Zeiten sah es mit dem Fischseggen schon manchmal bedenklich aus; und Martin Luther äusserte besorgt, es werde dereinst der Mark nicht nur an Holz, sondern auch an Fischen fehlen. Im Jahre 1574 erliess Kurfürst Johann Georg eine Fisch-Ordnung, welche 1690 durch Kurfürst Friedrich III. erneuert wurde, Schonzeiten anbefahl, die Grösse der Netzmaschen und das „Mindestmass“ der zu verwertenden Fische vorschrieb, auch Unbefugten das Fischen verbot. Friedrich d. Gr. interessierte sich nur bedingter Weise für Fische und soll s. Z. an den gelehrten Dr. M. E. Bloch geschrieben haben: „Dass er sich mit den Fischen beschäftigt, ist mir lieb; was er von meinen Landräten verlangt, ist dummes Zeug; was vor Fische in der Mark sind, das weiss ich, es sind Karpfen, Zander, Barsche und Aale: will er etwa die Gräten zählen?“ Doch wird die Zuverlässigkeit dieser Nachricht angezweifelt. Endlich regelt das vom 1. Juni 1794 ab geltende Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten auch Wasser- und Fischrecht einheitlich. Die Mark besitzt indessen noch ein Provinzialrecht. Im Jahre 1874 wurde das allgemeine Fischereigesetz erlassen, welches das Fischwesen auch für die Mark im Zusammenhange behandelt. Um eine Menge weiterer notwendiger Punkte zu berücksichtigen, erfolgte am 31. Januar 1870 die Bildung des Deutschen Fischerei-Vereins, von dem sich 1895 der Deutsche Seefischerei-Verein abgezweigt hat.*)

Herr Geh.-R. Dr. Hegert (Geh. Staats-Archivar) hat mir lebenswürdiger Weise seine Sammlung von Fischerei-Urkunden der Mark**) zur Verfügung gestellt. Zunächst erwähne ich daraus, dass im 17. Jahrh. die Wasservögte oder Pritzstabeln kein glänzendes Gehalt bezogen, indem jährlich der zu Spandau 12 Thlr. 12 Gr. und der zu Köpenick sogar nur 7 Thlr. erhielt. Natürlich mussten diese Leute auf Nebenwerb sinnen, der nicht allemal mit ihren übernommenen Pflichten in Einklang stand. Aus dem 14. Jahrh. u. s. w. sind Urkunden erwähnt, welche die Rechte und Pflichten der „Kietzer“ betreffen. In Spandau wohnten letztere unmittelbar vor dem alten Schlosse, am Einfluss der Spree in die Havel; 1560 mussten sie, des Festungsbaues wegen, ein Ende weiterziehen; und am 21. März 1813 steckte der französische Kommandant der Festung (Bruny) den ganzen Kietz und Burgwall in Brand. Die Polizei-Direktion berichtete der Kurmärkischen Regierung zu Potsdam, in Rücksicht auf die aus 27 Familien bestehende Fischer-

*) E. Friedel, Verz. d. Fisch.-Geschichtl. Ausstellung (u. s. w.) 1896, S. 13 u. f.

**) Anton Hegert, Märkische Fischerei-Urkunden. (S.-A. a. „Märkische Forschungen“ Bd. XVII., 1882.)

kolonie: „Die Einwohner, welche schon früher mit ihren Habseligkeiten aus den Häusern geflüchtet waren, liegen jetzt grösstenteils auf Kähnen unweit Pichelsdorf, sind aber auch dort bei dem geringsten Ausfall aus der Festung der Gefahr ausgesetzt, das Gerettete zu verlieren, da sie von der einen Seite durch die Festung und von der anderen durch die daselbst angelegten Brücken so eingeschlossen sind, dass sie durchaus mit ihren Kähnen nicht in Sicherheit kommen können. Der Landrat v. Bredow hat die Mobilien der Verunglückten nach entlegenen Ortschaften fahren und sie selbst dort unterbringen wollen; allein sie haben dies abzulehnen gesucht und wünschen in der Nähe des Wassers zu bleiben, weil solches ihren Unterhalt gewährt.“ Auch nach Aufhebung der Belagerung und Wiederkehr des Friedens blieben ihre Verhältnisse recht traurig. Mehrere Familien wohnten, wie ein Bericht derselben Polizei-Direktion sagt, in kleinen Kammern „aufgeschichtet“, nicht unähnlich armen gefangenen Fischen in engem Behältnis, und ihr Handwerksgerät — ihr einzigstes Mittel zum Lebensunterhalt — musste verderben. Nach einigen Jahren kam eine bessere Zeit, und 1818 stand die neue Gemeinde, welche von nun an den Namen Tiefwerder führte, fertig da. Heute erinnert das Dorf nicht mehr an Kietz-Zustände. Nichtsdestoweniger aber lebt in den Bewohnern die Erinnerung an ihre Vergangenheit als Kietzer noch fort; sie ernähren sich noch heutigen Tages von dem Ertrage ihrer Fischerei und bewahren gewissenhaft die hierüber sprechenden Privilegien und Urkunden. Ihre Innungslade vom Jahre 1691 haben sie mit den Verbriefungen ihrer Gerechtsame durch alle Wechselfälle der Kriege wohl erhalten und bewahrt. Eine Urkunde vom 19. September 1409 meldet, wie Markgraf Jobst den zwischen der Stadt Spandau und den Wenden auf dem Kietze wegen Benutzung einer Wiese ausgebrochenen Zwist schlichtet und bestimmt, dass die Wenden nicht vor dem Richter zu Spandau, sondern vor dem Richter auf dem Damme antworten sollen. Dieselbe Bestimmung treffen wir in einer Urkunde vom 21. Juni 1431 an. Im Jahre 1480 werden sich die Spandauer Kietzer gefreut haben, weil Markgraf Johann ihren Streit mit den Fischern von Berlin und Kölln dahin entschied, dass diese nur mit sechs Kähnen fischen und die Fische nicht in aufgestellte Netze — durch Schlagen mit den Peetzen d. s. Holzstangen mit flacher Schaufel u. s. w. — treiben durften; auch die Rapennetze, mit denen man an den Rohrungen und bei Hochwasser auf den Wiesen Fische zu fangen suchte, welche Netze mit Strohwischen (Wipen) versehen werden mussten, um stehen zu bleiben, wurden verboten. Die Urkunde vom 7. Dezember 1570 betont, dass mit „Powertjagd, Hechtflöcken, Seegarn und Aalflöten“ nach alter Weise gefischt werden möge. Die Ordnung der „Fischreisser“ zu Wriezen, 1692, sagt u. A.: „Wenn ein Zunftgenosse oder dessen Fraue und Kinder verstirbet, sollen alle, so in der Zunft

seind, auf Ersuchen mit zu Grabe gehen und nicht aussen bleiben, bei 3 Gr. Straffe, wer aber zu langsam kömpt, soll einen Groschen geben.“ Im Jahre 1792 heisst es in der Ordnung der Fischer- und Fischkäufer-Gilde zu Havelberg: „An Sontagen und den Festtagen, die würllich gefeyrt werden, muss jeder spätestens um 6 Uhr Morgens vom Fischen und Fischkaufen wieder zu Hause seyn, es wäre denn, dass Sturm wäre, und der ausgefahrene Fischkäufer wegen Sturms und Regenwetters schlechterdings nicht sollte zu Hause kommen können.“

Das schlechte Wetter wirft in das Lebensbild eines Fischers ganz besonders ernste Schatten. In den Unterhaltungen, die man mit solchen Leuten führt, wird es natürlich oft erwähnt, wie ich dies im vergangenen Sommer während eines längeren Aufenthaltes in Zoppot wieder erfuhr. Ich bin fast täglich zu den Fischern gegangen, unter denen mich vornehmlich ein origineller Grossvater interessierte, der freilich meistens ein wenig „angerauscht“ war. Von ihm erfuhr ich manchen Brauch und Aberglauben, Ergänzungen zu den Mitteilungen der andern Fischer, die am liebsten über Reisen und persönliche Erlebnisse plauderten. Zu wiederholten Malen jedoch musste ich Versuche anstellen, um von dem Alten Auskunft über „segensbringende“ Sächelchen zu erhalten. Das Amulet, das man immer bei sich haben sollte, besteht dort aus Gräten von Stör und Lachs; auf dem Tische, an dem man es herstellt, müssen sich Kreuz und Weihwasser, Brod und Schnaps befinden. Möglicherweise gilt dies nur für Katholiken. Ein anderes Amulet wird aus Bernstein und „Heilkraut“ zusammengesetzt. Welche Pflanze gemeint ist, konnte mir der Alte nicht angeben; auch murmelte er noch weitere Geheimnisse vor sich hin, denen ich — da er gerade mit grossem Durst zu kämpfen hatte — nicht weiter nachforschen konnte. Zum Beschweren der Netze benutzt man u. A. sogenannte „Bleiknoten“, die aus langen Stangen zurechtgeschnitten und zu Röhren geformt werden; solche Bleistange kostet beim Händler nur M. 0,25. Die Bleiknote traf ich besonders in Zoppot an, während in dem benachbarten Adlershorst meistens ein beliebiger Stein als Netzbeschwerer oder Netzsenker dient; der Stein wird in Leinwand (oder dgl.) gewickelt, diese fest umschnürt und zuweilen getheert. Die „Flotthölzer“ schneidet man wohl zumeist selber aus Borke, ihnen eine längliche oder keilförmige Gestalt gebend. Aber auf der „Langen Brücke“ in Danzig kauft man auch Netzschwimmer, die aus schwedischer Borke oder aus Kork bestehen. Gewöhnlich schneidet der Besitzer seinen Namen ein. Oft erwähnen die Fischer, es hätte sich um Achtel-Fischfang gehandelt. Dies wurde mir so erklärt: zuerst wird das Achtel an der Leine „markirt“, aber doppelt, so dass man Sechszehntel vor sich hat. Die Leine liegt im Wasser doppelt genommen, nämlich im Kreise, dessen Mittelpunkt beim Fischen unberücksichtigt bleibt. Das Netz, das zu dieser Leine gehört, wird von zweien zugleich

gezogen. Damit jeder Irrtum ausgeschlossen ist und kein Streit entbrennen darf, sind die doppelt abgegrenzten acht Teile mit farbigen Bändern an den abgemessenen Punkten versehen; treffen diese Bänder zusammen, so ist jeder Anteil gerecht bezeichnet. Zum Flunderfang kommen noch Strohwische hinzu, die zum Aufscheuchen dienen und in der Woche 2—3 mal erneuert werden müssen. Beim Erklären zeichneten mir die Fischer immer im Sande einen Kreis auf, der von einem gerade und einem schräge liegenden Kreuze in besagte Achtel geteilt ist. Wird ein „Löchel“ oder Tönnchen (meist rot oder schwarz angestrichen) dabei benutzt, so nennt man jeden abgemessenen Teil „Löchel“. Trotz der sichtlichen Mühe, die man sich gab, mir diese Fischereiweise zu erklären, ist mir dieselbe nicht ganz klar geworden. Vielleicht veranlasst meine Mitteilung einen Kundigen, sich darüber zu äussern. Da ich, wie man zugeben muss, keine „kleine Fischerin“ bin, weiss ich auch nicht, ob der Achtel-Fischfang etwas besonders Volkstümliches vorstellt. — Ein Heringsnetz ist etwa 42 m lang und hat beim Aufstellen eine Länge von 20—22 m; im Laden gekauft, kostet es M. 10,00, selber gefertigt M. 4,00; die Heringsnetze heissen „Mantzen“. Krabben, die nur zur Angelspeise für Flundern, Pomucheln (Dorsche) und Aale dienen, fängt man in „Hamen“, d. s. lange, zugespitzte Netze, die an $\frac{2}{3}$ ihrer weiten Oeffnung einen Bügel — wenn es sein kann, aus Weissbuche gefertigt — haben; $\frac{1}{3}$ der Oeffnung nimmt ein schmales Brett ein. „Aber zum Lachsfang nehmen wir lieber Bügel aus Kaddik (Wachholder), denn der biegt sich wie Gummi“. Zur Angelspeise für Lachse dienen kleine Heringe oder Strömlinge. „Früher soll hier ein Künstler gelebt haben, der den Fischern vorredete, dass er ihnen guten Lachsfang besorgen könnte. Na, sie glaubten ihm und gingen zu ihm; aber er nahm ihnen doch wohl nur das Geld ab.“

Anfänglich wurde der Lachs mit grossen Strandgarnen gefischt, deren es in Hela sieben gab. Zu diesem Fange trat die ganze Bevölkerung zur Neujahrszeit zu sieben grossen Compagnien zusammen. Am Aussenstrande lagen sieben Lachsgarnstellen von der Heulboje ab über den Heisternester Thurm hinweg bis zum Ceynowaer Revier. Über diese Stellen entschied das Loos. Mit den grossen Strandgarnen, von denen jetzt noch drei vorhanden sind, wird fast garnicht mehr gefischt. Die Hochseefischerei hat die alte Art verdrängt, obgleich es vorkam, dass ein Strand-Garn an einem Tage (3. April 1866) über 15 Schock Lachse fing. Die Hochseekutter laufen täglich früh morgens aus, um erst nach Anbruch der Dunkelheit heimzukehren. Unter diesen war 1897 nur ein Helenser, denn es handelt sich (abgesehen von grossen Kosten) um eine neue Angelmethode, und die Bewohner Hela sind schwerfällig im Abweichen vom Altgewohnten. Sie gehen erst im Frühjahr auf See, wenn der Fang mit den Treibnetzen beginnt. So mussten sie sich gefallen

lassen, dass z. B. einmal vier pommersche Kutter von Oktober bis December für mehr als 10 000 M. Lachs aus ihren Gewässern entführten. Ein Kutter hat 200—300 Angeln in der See, in drei Meilen Entfernung vom Strande. Die Angel besteht aus dem 50 Faden (d. s. 100 m) langen Steintau, welches mittels eines Steines einen Holzklotz verankert; von diesem aus gehen auf der Oberfläche des Wassers 20 Faden zu einem kleineren Klotze, und hier hängt in 2 Faden Tiefe der Angelhaken mit dem Hering. Das ganze Seil ist nicht stärker, als ein starker Bindfaden — in Berlin Strippe genannt — aber die Länge des lose schwimmenden Teiles vereitelt die mächtigsten Anstrengungen des gewaltigsten Lachses. Es ist natürlich, dass der Kutter nicht jedesmal sämtliche Angeln findet; es kommt sogar vor, dass die Leute ein paar Tage lang gar nichts zu sehen bekommen, wenn der starke Strom das ganze „Gut“ unter die Oberfläche gerissen hat. — Von Helas Bewohnern meldet die Chronik, dass Hans Fenrichs Frau Anna geb. Dürtzen über 100 Jahre, er selber aber auch 100 Jahre alt geworden sei; Andreas Schwarz erreichte 109 und Gregor Fortun (schon ein vielversprechender Name) 110 Jahre. Auch heute noch trifft man dort richtige Meergreise an. Aber trotz dieser günstigen Aussichten soll im Oktober 1855 der bald darauf verunglückte Prediger Carl Hannemann bei seiner Antrittspredigt gesagt haben: „Aus ist die Predigt, Sela! Gott führ' mich bald von Hela!“*)

J. Trojan (den ich im Juli während seiner Festungszeit in Weichselmünde besuchen konnte) hat kürzlich ausführliche Schilderungen über Hela veröffentlicht. Er bemerkt darin (abweichend von den vorherstehenden Angaben), dass das Verlosen der Strandfischereistellen an Mariä Lichtmess, d. i. 2. Febr., stattgefunden habe, und dass dies allemal einem Volksfeste gleich gekommen sei; noch im vorigen Jahre ist an diesem Tage geflaggt worden. Noch bestehen dort sechs Heringskompagnien, jede 15—25 Mann stark. Am h. Dreikönigstag wird dieses Garn gestellt. Je 30 „Ellen“ Garn der einzelnen Kompagnie-Teilnehmer werden zu einem einzigen Netze an einander gefügt. Am Jacobitage stellen die 10 oder 11 Aalkompagnien die Aalsäcke auf. Und Ende August beginnt das „Säckekloppen“, die schwerste Arbeit der ganzen Fischerei. Da sieht man am Strande weit in die See hineingebracht oft 30 Stück Säcke hinter einander, deren jeder an einem Pfahl befestigt ist. Jeden Morgen werden die Säcke nachgesehen, um die gefangenen Fische herauszunehmen.**)

Der kleine Ort, der vor 900 Jahren den Anfang des mit Recht gerühmten Danzig vorstellte, umfasste das sogenannte „Hakelwerk“ und

*) O. M., Danz. Ztg., 2. u. 5. Mai 1897.

**) J. Trojan, Hela. Nat.-Ztg., 8. Januar 1899.

die Ansiedelungen der „Seugener“ auf der jetzigen Altstadt, von einem Graben begrenzt. Um diesen Ort befand sich ein freies Feld, welches mit vielen Sümpfen bedeckt war, die namentlich im Süden einen „Poggenpfehl“ (Froschpfehl) bildeten. Die Fluten der damals viel breiteren Mottlau überschwemmten alljährlich dieses freie Feld, dem gegenüber westlich dichte Waldungen die Höhenzüge bedeckten. Die Bewohner der kleinen Ortschaft waren arme Fischer, die sich von Fischfang und Bernsteinhandel ernährten. Zum Aufbewahren der Fische hatten sie, wie noch die Fischer heutigen Tages, Kähne mit durchlöcherten Behältern, welche „Seune“ hiessen, was ihnen selber den Namen „Seuner“ oder „Seugener“ eintrug. Ihre Ansiedelungen werden noch jetzt durch die Strassen „Unter den Seigen, „Hohe Seigen“, „Niedere Seigen“ und „Karpfenseigen“ angedeutet.*)

Im Jahre 1400 bauten die Ordensritter einen massiven Hof in dem Dorfe Scharpau, im grossen Werder gelegen. In diesen Hof setzten sie einen Fischmeister oder Grossscheffer, der die Fischereien in der Nehrung ausführen liess, die Aufsicht darüber hatte und für das Schloss Marienburg stets die verlangten Fische liefern musste. Es befanden sich in Scharpau mit eisernen Gittern versehene Behälter, in denen die verschiedenen Fische gesondert gehalten wurden. Hundert Jahre später brachte der Bischof von Ermeland diesen Fischhof an sich, worüber der Rat zu Danzig beim Könige von Polen Beschwerde führte. Die Fischmeister hatten grosse Einkünfte (waren also sehr anders gestellt als die märkischen Pritzstabeln), und einer von ihnen, Wilhelm von Tossensfeld, der im Jahre 1498 starb, soll 113 Jahre geworden sein.**)

Wiederum ein Beweis, wie empfehlenswert die Ernährung durch Fische sein dürfte. In Amerika sagt man: „Fische stärken den Verstand. Darum essen auch die Schriftsteller so gern Fische.“ Aber auch den kleinen Kindern giebt man reichlich Fischfleisch zu essen, welche Sitte noch mehr Geltung in England haben soll.

Einige Angaben über die Verhältnisse im Kurischen Haffe erfuhr ich vor einiger Zeit durch dort wohnende Fischerleute. Die Netzenker, „Steinchen“ genannt, werden aus Lehm gefertigt und mit der Hand, wie Gebäck, geformt. Danach werden sie mit einem sehr dicken Drahte oder Stabe durchlocht; man kann dazu auch eine Weberspule aus Rohr benutzen. Ist eine grössere Anzahl fertig, so kommt sie in den Backofen. Gegen Bezahlung hergestellt, sind 60 Stück mit M. 0,40 zu veranschlagen. Zuweilen giebt man ihnen einen bunten Rand, damit sie das Erkennen abhanden gekommener Netze erleichtern. Die Netz-

*) Danz. Ztg., 23. April 1897. (S. J. N. Pawlowski, Geschichte der Provinzial-Hauptstadt Danzig.

**) A. F. Violét, Neringia; S. 183.

schwimmer aus Borke heissen „Flitte“, in der Einheit „der Flott.“ Drolliger Weise sagte mir jemand „Das schreibt sich F-l-ö-t-h.“ Die Netze werden durch eingeknüpftte Zeugstreifen gezeichnet; auch benutzt man statt letzterer kleine Zöpfe in verschiedenen Farben, gewöhnlich schwarz, braun und weiss zusammengenommen. Man gab mir die Versicherung, dass manchmal ein unscheinbares Bändchen zur Feststellung des Eigentums genügt hätte. Neue Netze werden geweiht. Zu diesem Zwecke breitet man das „zweimal je dreimal“ mit dunkelm, aus der Apotheke geholtem Öl eingeriebene Netz auf mehreren Stühlen aus, unter die ein Gefäss mit „Schiesspulver oder so was ähnlichem“ gestellt wird. „Das muss tüchtig puffen!“ Wenn kein Dampf mehr aufsteigt, wird Asche aus dem Ofen genommen und „über Kreuz“ auf das Netz gestreut. „Wenn unser Vaterchen ein Netz weiht, dürfen wir nur so lange in der Stub' bleiben, bis er nun Wörter über das Netz spricht. Er jagt uns dann immer raus. Solche Wörter kann ein Mann nur von einer Frau und eine Frau nur von einem Mann lernen. Unser Vaterchen hat schon oft gesagt, er will es uns lernen. Und dann sagt er auch oft: „Majell, eck hebb Gleck!“ (Mädchen, ich habe Glück.) Er kann blos platt sprechen. Aber er hat auch wirklich Glück; das wissen die andern Fischer ganz genau. Wenn die ihrer Sach' nicht sicher sind, oder wenn sie was Gutes fangen wollen, dann rufen sie immer: „Komm', old Mannke, komm', komm'!“ Und der Vaterchen trägt dann auch immer „Christi Leiden“ bei sich. Das ist von Stör und Hecht gemacht. Und dazu hat er auch Salz und Pfeffer in der Westentasch'. „Und nachher verwahrt er das wieder sorgfältig.“ Dieser Alte will auch manchen gesehen haben, der kurz vorm Sterben als Geist erscheinen musste; nach dem Glauben der dortigen Fischer wandelt so einer plötzlich in einem Kahne umher. Bei Rossitten zeigt sich öfters die „Seejungfer“, die zur Hälfte Fisch, zur Hälfte Menschenweib ist. „Und die schreit so gottserbärmlich wie'n kleines Kind.“ Die Kirchenglocken in Schaken rufen: „Stint und Kaulbarsch! Stint und Kaulbarsch!“ In Steinort und Umgegend sagt man: „Da wo im Sommer mittags die Sonn' steht, sind die Sternbilder der Fischer. Einer sticht in den Grund; aber der and're ist grossartig, der sieht nur zu.“

Im Samlande bezeichnet man den Dorsch einfach mit „Fisch“, während man im übrigen die Namen nennt. Im Gebiete des Frischen Haffes heissen die Fischmeister „Fischerschulzen“ und in den Stranddörfern die mit Fischereigerechtigkeit ausgestatteten Grundbesitzer „Fischerbauern“. In Litauen nimmt man an, dass Februar-Kälte den Hering fetter mache. In Ostpreussen, wie auch anderwärts, ist der Glaube verbreitet, dass die Aale gern die Erbsenfelder besuchen. Die Aalhäute kommen bei Wirtschaftsgeräten zur Verwendung und dienen in manchen Gegenden zum Wickeln eines kranken Fusses. — Obgleich ich

von mir bekannten ostpreussischen Fischern, z. B. aus meiner Heimat (dem Oberlande), noch mancherlei erzählen könnte, wie auch von den Fischereiverhältnissen an dem ausserordentlich grossen See Geserich, wo wir (ausser bei noch anderen Seen) eine von 1531 stammende Fischereigerechtigkeit besassen, will ich doch darauf verzichten und wieder zur Mark Brandenburg zurückkehren.

Ich kann hier nicht über Fischerei sprechen, ohne des Spreewaldes und des geradezu kulturgeschichtlich interessanten Kito Pank (oder Kitko) zu gedenken, mit dem unser berufenster Spreewald-Forscher, W. v. Schulenburg, uns bekannt gemacht hat.*) In wahrhaft klassischer Schilderung führt v. Sch. uns in der Einleitung zu seinen „Wendischen Volkssagen und Gebräuchen“ den vielgeprüften, alten Wenden vor, der auf gebrechlichem Kahne, in dessen Ecken Gräser sprossen, zum Fischfange — oder, wie man im Spreewalde sagt, „in die Fische“ — fuhr, Netzē strickte und so unvergleichlich erzählen konnte. (Ich weiss nicht, ob er noch am Leben ist.) Die Seejungfern zeigen sich auch hier, besonders wenn schlechtes Wetter kommen soll; sie singen gern, und man hat sie auch bei vielen Gelegenheiten gut beobachten können. An der Kschischoka erschien früher oft in der Mittagsstunde und am Abend eine Frau, die sich die langen weissen Haare kämmt und die Fischer beunruhigte; nach Sonnenuntergang konnte kein Fischer mehr vorbeikommen, — sie nahm ihn ins Wasser mit. Auch der „Nyx“ ist den Fischern nicht angenehm. Der Nyx in der Schrebeniza lässt zur Nachtzeit niemand vorbeifahren; er lärmt und kehrt die Kähne um. Wo ein Nyxe ist, giebt es keine Fische und Krebse.

Wenn das nicht buchstäblich zu nehmen ist, so ist um so ernster und wahrlich beherzigenswert, was O. Stargardt (Kgl. Hof-Maurermeister) von den veralteten, räuberisch verwüstenden Fanggeräthen sagt, nämlich in seiner vortrefflichen (wohl noch nicht veröffentlichten) Schrift „Beschreibung der im R.-B. Potsdam vorkommenden Fanggeräte und Fangarten“. Zu verbieten wären danach u. A.: das Eisen oder der Speer (mit 5—6 Spitzen), die Hechtschleife (mit einer Gabel und Bindfaden), die Tollkeulen (mit denen der Fisch unter die Eisdecke gelockt wird), die Schleppe oder Murre (auf überschwemmten Wiesen).

In dem in der „Brandenburgia“ schon öfters erwähnten „Hausbuche des alten Colerus (1645)**) ist auch über Fischerei eine unglaubliche Fülle von Nachrichten ausgebreitet. „Vmb Bartholomaei hören die Fische auf in die Länge zu wachsen | vnnd heben an zuzunehmen | vnd

*) Wilibald von Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald.

**) Colerus, Oeconomia Ruralis et Domestica.

in die Dicke zu wachsen. Weil die Fische im kalten Wasser ihre Wohnung haben | so ist leichtlich zu erachten | welcher Natur vnd Eigenschafft sie sonderlich seyn müssen | nemlich kalter vnd feuchter Natur.“ Melancholischen und sanguinischen Leuten könnten die Fische nicht viel schaden; den cholerischen wären sie zu empfehlen, aber den phlegmatischen wären sie nur zuträglich, wenn ein guter Trunk Wein dazu käme und Nüsse hinterher gegessen würden. Es wird aber jedem geraten, zu Fischen Wein zu trinken und Nüsse zu essen, „denn die Fische haben bisweilen ein klein kalt Gifflein bei sich. Fischerey ist ein köstlich | herrlich feuchtbar Ding | vñ einem Hausswirth eine treffliche gute Nahrung | davon er sein Hauss gewaltig aufhalten kan.“ Colerus nennt eine Menge Mittel, die Fische zu mästen. „Man hat auch Sachen | damit man sie reizet vnd locket | dass sie in die Reusen kriechen | wie sonderlich das weitzene Maltz ist: Dann wann man dasselbige nur auff einen Stein zerklopffet | vnd danach den Stein ins Wasser leget | so kommen die Fische vñnd bleiben alle häufig vnd gar schwartz darüber stehen | vñnd lecken mit den Mäulern an den Stein. Es sind auch etliche | die gerne Krebsfleisch vnd Kirschen Brodt essen. Etliche werden fett von Leim | etliche von Thon.“ Weiterhin werden als Lockspeisen und Bestandteile solcher genannt: Gerstengraupen in Fenchel gekocht, „Kefer | die auff Bäumen sitzen“, „Reigerschmaltz“, Honig, „Feldgrillen vnd Feldheimen“, „Würmlein | die vmb S. Johannis dess Nachts auff den Wiesen vnd Eckern also leuchten“, Käse, Schnecken, Eidotter, Kampher, Sonnenblumen, Lorbeeröl, gemeine Fliegen, Mohnkuchen u. s. w., auch vielmals „Pyrahs“ (Pyras, Bierass), d. s. Regenwürmer. Ferner spielen rote Läppchen u. dgl. beim Fischfange eine grosse Rolle. Von den Stichlingen oder „Sticherlingen“ heisst es: das seien Fische, „welche die Weiber ihren Männern gerne kochen | wann sie dess vorigen Tages truncken gewesen;“ die hätten „keinen guten Schmack.“ — „Wann man den Gifftrochen fangen will | so muss ein fischer anheben zu tantzen vñ singen oder pfeiffen | daran der fisch eine solche grosse Lust | dass er sich auch in die Höhe auff das Wasser begibt | vnd dem Tantzen zusihet | vñnd dem Gesang vnd Klang sq begierlich nachhöret | dass er auch drüber mit dem Netze vmbzogen vnd gefangen wird.“ Schliesslich sei noch angeführt, dass der Stör ein richtiger „Herrenfisch“ sei. „Diesen fisch haben die Alten in so grossen ehren gehalten | dass allezeit | wenn man jhn in der Schüssel zu Tische getragen | die Diener mit Pfeiffen vnd Gesänge vor dem Gericht haben hergehen | vñnd Kränzte auff ihren Köpffen tragen müssen.“

Hieran möchte ich die Bemerkung knüpfen, dass bei der Wolgafischerei — das Mündungsgebiet der Wolga (am kaspischen Meere) eingerechnet — alljährlich 640,000 kg Störkaviar gewonnen wird; ausserdem: 6,400,000 kg Kaviar anderer Fischarten, 80,000 kg Stör- und

Welsleim, 1,600,000 kg Leberthran und 249,000,000 kg frische, getrocknete oder gesalzene Fische. *)

In seinen „Briefen aus der Türkei“ hat s. Z. General-Feldmarschall Moltke auf den Fischreichtum Kleinasiens aufmerksam gemacht; und K. Kannenberg berichtet u. A. von den merkwürdigen hohen Gerüsten, die man am Bosphorus u. s. w. sieht: welche Gerüste einzig der Beobachtung der Thunfisch- (u. s. w.) Züge dienen. Der im Ausguck sitzende Mann meldet die heranschwimmenden Züge den schon in Boten wartenden Fischern. Mit grossem Lärm werden dann die Fische in die ausgespannten Netze getrieben.**)

Was die vorhin erwähnte Bezeichnung „Pyrahs“ für Regenwurm betrifft, so sei auf die im „Verein für Volkskunde“ von W. Schwartz erörterte Verbreitung der Namen Piren, Pieratz, Pierlake, Piermade, Pierwurm und noch sehr viel anderer aufmerksam gemacht. Es handelt sich dabei um Nachweise über Sprachhinterlassenschaft der deutschen Urbevölkerung.***)

Die Ergebnisse der künstlichen Fischzucht (der doch auch hier mit einem Worte gedacht werden soll) müssen uns mit höchstem Staunen erfüllen. Es werden dabei Zahlen genannt, die an's Märchenhafte streifen; und immer noch werden bessere Zustände eingeleitet. „In Amerika (sagt A. Tesdorpf†) erkannte man, dass bei aller Achtung vor der Thätigkeit der einzelnen Staaten doch eine centrale Instanz da sein müsse, um über das ganz ungeheure Gebiet der Union die Augen offen zu halten. So ward Prof. Baird im Jahre 1873 als Generalcommissar der Vereinigten Staaten für Fische und Fischereien eingesetzt, und er begann sofort sein grossartiges Wirken. Zur Verwendung hatte er in den ersten drei Jahren für künstliche Fischzucht durchschnittlich 25 000 Dollar, in den folgenden Jahren 47 000 Dollar. Als man in Californien eine neue Art Lachs entdeckte, welche grosse Vorzüge gegen unsern (drüben nicht gut gedeihenden) Rheinlachs hat, errichtete B.'s Agent Livingstone Stone eine grossartige Anstalt zur Ausbrütung von Lachseiern; im ersten Jahre wurden 5 000 000, im nächsten 11 000 000 Eier von dort über 32 Staaten der Union verbreitet.“

Man kann in Wahrheit sagen, dass das Wasser für den Menschen ein unerschöpfliches Erntefeld bildet. In England leben gegen 300 000 Menschen ausschliesslich von der Beschäftigung mit Fischerei. Der Ertrag der Fischerei in Kanada wird auf 70 000 000 Mk. veranschlagt;

*) C. M., Nat.-Ztg., 9. Januar 1898.

***) Karl Kannenberg, Kleinasiens Naturschätze. S. 75.

***) Wilhelm Schwartz, Die volksthümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Nord-Deutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895.)

†) A. Tesdorpf, Norddeutscher Binnenfischerei-Ratgeber für Jedermann. S. 173.

und der Kabeljaufang auf den Bänken von Neufundland beschäftigt gegen 3000 Fahrzeuge mit 50 000 Fischern. Es ist durchaus nichts Seltenes, dass ein einziger Fisch eine halbe Million und noch mehr Eier ablegt.*)

Da kann es nicht verwundern, dass der Fisch im allgemeinen und der Karpfen — der (s. Tesdorpf a. a. O., S. 31) 3–700 000 Eier liefert — im besondern als Sinnbild von Reichtum und Wohlergehen gilt. In der Mark verwahrt man daher Schuppen der um die Jahreswende verpeisten Karpfen.

Wozu mitunter die Fische auch sonst genützt haben, melden alte Mythen und Legenden, auf die leider aus Zeitmangel hier nicht eingegangen werden kann. Aus der Neuzeit sei jedoch die einer Mythe gleichkommende, das Fischervolk vornehmlich interessierende Behauptung erwähnt: dass Cecil Rhodes sein nach vielen Millionen zählendes Vermögen einem bei Sidney getöteten Haifische zu danken hat, in dessen Magen er ein Blatt der „Times“ mit der Kunde von der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland fand. Die schnelle Verwertung dieser in Australien noch nicht bekannten Nachricht legte den Grund zu Rh.'s weltbekannter Stellung.**)

Ob der h. Ulrich da mit im Spiele war?! Diesem ward der Fisch zum Attribute gegeben, und es wird erzählt, dass an dem Feste des Heiligen ein Fischmarkt bei seinen Kirchen abgehalten wurde. In England sassen dann besonders fromme Leute mit Karpfen und andern Fischen in der Kirche, nahe dem Altar.***) In einem alten Volksliede heisst es:

David spielt die Harpfen,
Ulrich brät die Karpfen —

nämlich im Himmel.†)

Montanus meldet von einem Götzenbild, das einen Karpfen in der Hand hält, und erzählt uns, wie an Flüssen und Meeren den Göttern Fische geopfert wurden; Reste von verbrannten Fischen wurden auf Opferstellen gefunden. Die Forelle im Herthesborne war den Verehrern dieses Gewässers unverletzlich. Im Mittelalter genoss der Hecht eine besondere Auszeichnung.††) Seine Kopfknochen werden Amulette abgegeben haben, wie noch heute u. A. am Kurischen Haffe.

Der einäugige Hecht, überhaupt einäugige Fische, die z. B. während des Gewitters auftauchen, gehören zu mythologischen Vorstellungen, die

*) W. Lackowitz, Das Buch der Tierwelt. S. 682.

**) Mark Twain, Meine Reise um die Welt. (S. Voss. Ztg., 15. Januar 1899.)

***) Karl Weinhold, Vom heiligen Ulrich. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895). S. 423 u. 424.

†) Erich Schmidt, Lese Früchte zum Volksliede. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895.) S. 362.

††) Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube. III. S. 179 u. 180.

eine sehr weite Verbreitung haben und noch immer in Sagen und Spukgeschichten angetroffen werden.*)

Der Aal kommt auch im Maren- oder Alpmythos vor.**) Auch musste er sich an den „Tierprocessen“ beteiligen. Im Jahre 1451 sprach der Bischof von Lausanne einen Fluch über die Aale, weil sie die andern Fische des Sees allzu sehr belästigt hätten.***)

So viel auch unsere Zeit des Verwunderlichen und Unberechtigten noch aufzuweisen hat, — Tierprocesse, in allem Ernst von namhaften Juristen geführt, sind doch wohl unmöglich. Von andern Vorkommnissen früherer Zeiten bietet gerade die Fischerei in verschiedenen Ländern noch sehr Beachtenswertes. So in Ungarn. „Sind die Magyaren, als Bewohner einer an Fischwässern reichen Steppe, von jeher (ausser erfahrenen Reitern) auch geschickte Fischer gewesen, die bis auf den heutigen Tag Eigenarten des Fischereibetriebes — zu welchen Parallelen in Asien nachweisbar — von der Urzeit her bewahrt haben, so treten auch noch diejenigen Fischerei-Besonderheiten hinzu, welche die andern Volksstämme der Ungarischen Krone besitzen: die Deutschen, die Walachen, die Slaven und die Zigeuner.“†) — Auf der Milleniums-Ausstellung in Budapest (1896) war unter der Leitung des Prof. Herrmann auch eine reiche Ausstellung sogenannter „Ur-Beschäftigungen“ veranstaltet und alles was die Fischerei betrifft, in einer Pfahlbauhütte untergebracht, neben der Einbäume befestigt und Reusen aufgestellt waren. Eine der letzteren hat ihr Seitenstück in Virginien. Auch ein heute noch beliebter Pfahlbau einfachster Art war ausgestellt. Thönerne Netzenker in der Form von prismatischen Gewichten, durchbohrten Kugeln oder runden Scheiben kann man von vorgeschichtlichen Stücken nicht unterscheiden. Als Netzbeschwerer werden auch vielfach Pferdeknochen (an unsere „Schlittknochen“ erinnernd) benutzt, indem sie der Länge nach — einer dicht an den andern anschliessend — am Rande des Netzes befestigt werden. Aus starken Binsen sind für die Netze Schwimmer gefertigt, deren Form und Zusammenknotung sehr reichhaltig sind und zugleich Eigentumszeichen ergeben. Kleine Kuhglocken werden an feststehenden Angeln befestigt, um durch ihren Klang anzuzeigen, wenn ein Fisch angebissen hat. Ein grösseres hölzernes Horn gebrauchen die Fischer zu Notsignalen. (U. s. w.)††) — In hiesigen Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes befindet sich eine Sammlung von Fischereizeichen, die z. T. an Runen erinnern. Von mehreren kassubischen Fischerdörfern Helas sammelte

*) Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. S. 283 u. 113.

***) Elard Hugo Meyer, a. a. O., S. 77.

***) Otto Dörflas, Tierprocesse. (Der Bär, 5. Nov. 1898.)

†) E. Friedel, Verh. d. Berliner Ges. f. A., E. u. U., 1887, S. 314.

††) M. Bartels, Verh. d. Berliner Ges. f. A., E. u. U., 1896, S. 569 u. f.

G. Bronisch 41 Fischerabzeichen, „Merci“ genannt; diese Zeichen stellen u. A. vor: Sanduhr, Sanduhr ohne Ende, Andreaskreuz, Schnitzelbank, Fenster, Garnwinde, Scheere, Hühnerfuss.*) Unter den von A. Treichel veröffentlichten Giebelverzierungen Westpreussens befinden sich auch solche in Fischgestalt, Hering, Hecht und Flunder vorführend.**)

Nunmehr sollen uns allerlei Fische vorgeführt werden. In der Küche des Rathauskellers ist man auch eifrig bemüht, einen Beitrag „Zur Geschichte der Fischerei“ zu liefern, — ich weiss nicht, ob „mit lieblichem schwarzem sohde“, nach Empfehlung des alten Colerus, oder „Hecht mit Lemonien“, „Ohlraupen in einem grünen Sohte“, „Hirschbraten von Fisch“, „vergüldete Fische“ oder „Fische in Leinöl gebraten.“

Sinnbildlich wünsche ich Ihnen allen, geehrte Anwesende, „an allen vier Ecken einen gebratenen Fisch.“

Verzeichnis der in den Monatsschriften gebrachten Mitteilungen.
(Ohne Vollständigkeit zu verbürgen.)

1895.

Mai. S. 79. Über die Krebspest. — S. 80. Über den Krebsfang in der Uckermark. (Heinrich Lange.)

August. S. 149. Märkische Riesenwelse. (H. Maurer.)

September. S. 177 u. f. Fischsterben in Berlin. Quappe, Lamprete, Stichling, Stör, Neunaugen, Sterlet u. s. w. (E. Friedel.)

Oktober. S. 192 u. f. Stralauer Fischzug. (Richard George.) — S. 202 u. f. Göse, Maränen, Sterlet, Stör, Brassen, Neunaugen.

1896.

September. S. 235 u. f. Ursachen des Fischsterbens und Fischmangels in der Spree und Havel. (Karl Poetters.)

November. S. 290 u. 291. Netzstrickgeräte. (E. Friedel.)

1897.

Februar. S. 477. Plumbauen: die Fische durch eine Stange mit Lederscheibe aufscheuchen. (W. v. Schulenburg.)

1898.

Februar. S. 422 u. f. Krebse und Fischereigeräte. (E. Friedel.) — S. 424 u. f. der Fisch- und Krebsmarkt im alten und neuen Berlin. (Oskar Micha.)

März. S. 492 u. 493. Karpfenschuppen - Amulett. (E. Friedel.)

Mai. S. 47. Stichlings-Öl. (E. Friedel.)

Juni. S. 86. Altes Fischerhaus. — S. 104. Forellenbarsche und Stör.

August. S. 193 u. f. Wels, Hecht, Raab, Karpfen, Sterlet, Barbe, Fischerei und Fischsegnen.

*) S.-B. d. A.-G. Prussia, 1893-95. S. 137 u. 138.

**) A. Treichel, Verh. d. Berliner Ges. f. A., E. u. U., 1894, S. 337.

Das altberlinische Fischessen im Rathauskeller, dessen Zubereitung nach dem Recepte unseres Mitgliedes des Herrn Ferd. Kretschmer geschah, verlief unter grosser Beteiligung zur Zufriedenheit aller Beteiligten.

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Botanischen Garten zu Berlin. Im Bot. Garten befindet sich eine versiegelte alte Medizinflasche, in der seit Jahren ein kleiner Cactus echinopsis multiplex munter weiter wächst. Dr. Rust in Hannover hat sich den Spass gemacht, vor 7 Jahren eine kleine Cactuspflanze durch den Hals einer Medizinflasche in das Innere derselben zu praktizieren, nachdem er vorher etwas Erde in die Flasche gethan hatte. Dann versiegelte er die Flasche. Zu seiner Freude gedieh die kleine Pflanze vortrefflich und trieb sogar bald Sprösslinge. Vor zwei Jahren übergab Dr. Rust das kleine Pflanzenwunder Professor Schumann, und dieser stellte es im Königlichen Botanischen Garten unter Kontrolle. Hier gedeiht der Cactus ebenso fröhlich weiter. In der Nummer des „Praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau“ vom Januar 1898 ist die Flasche mit dem Cactus abgebildet, man erkennt deutlich das vortreffliche Wachstum. Wissenschaftlich erklärt man sich die Sache so, dass in der sehr humusreichen Erde Algensporen waren, die dann auch thatsächlich das Innere der Flasche zeitweise grün überzogen haben. Diese Algen bilden absterbend zugleich mit dem Humus die für die Ernährung des Cactus erforderliche Kohlensäure — den Sauerstoff produziert sich der Cactus selbst. Jedenfalls lebt er und gedeiht. Ich bemerke dazu, dass mir der verstorbene Geheime Regierungsrat Professor Dr. Münter, Direktor des Botanischen Gartens in Greifswald vor Jahren im Botanischen Institut daselbst Pflanzen unter einer Glasglocke zeigte, die seit ca. 20 Jahren nicht abgenommen war, so dass den Pflanzen weder Wasser noch Humus noch ein anderes Nahrungsmittel zugeführt werden konnte. Dennoch wuchsen die Pflanzen freudig. In England entsinne ich mich kleine sogen. Ferneries wörtlich übersetzt Farnereien gesehen zu haben, die ebenfalls niemals verändert werden und sich viele Jahre grünend erhalten. Ich glaube mich zu besinnen, dass man ein seltenes Farn, Hymenophyllum bridgtonense, das ich u. A. in Irland bei Killarney gefunden und das auch als ungemaine Rarität im Uttewalder Grunde der Sächsischen Schweiz vorkommt, auf diese Weise lange lebend erhielt. Nimmt man aber bei also verwöhnten Farnkräutern, Moosen u. dgl. die schützende, eine feuchte Atmosphäre erzeugende Glashülle ab, so verkommen die Pflanzen ungemein schnell. E. Friedel.

Aberglaube in Berlin. Um sich davon zu überzeugen, wie sehr der Aberglaube in Berlin in Blüte steht, braucht man nur ab und zu einen Blick in bestimmte Berliner Tageszeitungen zu werfen. So finden sich in der

2. Beilage der Berliner Morgenpost vom 3. Januar 1899, die in die Häuser geworfen war, unter den „Vermischten Anzeigen“ allein 19 Anzeigen, worin Frauen sich anbieten Blei zu deuten (jedenfalls Blei, das in der Sylvesternacht gegossen wurde), um daraus die Zukunft zu sagen. Eine solche Anzeige lautet z. B. „Sprechstunde, Karten, Blei deuten, eintreffende Erfolge“ ... In den meisten Anzeigen heisst es: „Blei und Karten“, oder „Karten und Blei deuten“, auch „Ei, Blei, Karten deuten“. Als „Wahrsagerin“ im besonderen zeigen sich drei Frauen an, mit dem Zusatz „Zigeunerbedeutung“, oder als „Berühmte Wahrsagerin“ oder als „Wahrsagerin Lenormand!“ Eine Wahrsagerin zeigt an: „Sprechstunde. Herren und Damen. Karten, Blei und Ei deutend ... Frau ..“ Eine andere: „Sprechstunden, Kartendeuten eintreffende Erfolge auch in Gerichts-Familienangelegenheiten ..“ Eine wieder zeigt an: „Zukunft! (Familien-Erbkarte) Blei, Ei deutet Frau ..“ Oder: „Wiener Kartendeuterin, Erfolg staunend“. Dazu kommen noch 14 Anzeigen, in denen es bloss heisst: „Sprechstunden“; vermutlich handelt es sich hier auch noch um Kartendeuterinnen, da auch Sprechstunden mit Karten- und Bleideuten angezeigt werden. Im ganzen finden sich in diesem einen Zeitungsblatt 40 solcher Anzeigen hintereinander; es wird der Aberglaube ganz geschäftsmässig betrieben.

Wie bedeutungsvoll die Deutung der Karten in das Leben Einzelner eingreift, zeigt ein Bericht der Berliner Zeitungen von Ende Januar. In einem Orte bei Berlin wurde eine Frau von Eifersucht geplagt gegen ihren Mann, den „die ganze Nachbarschaft als ordentlichen Menschen schildert.“ Sie geht zu einer Wahrsagerin. Die Karten deuten auf Schuld des Mannes. Diese Deutung nimmt sich die Frau so zu Herzen, dass sie schliesslich ganz wirr durch die Strassen irrt und am Landwehrkanal sich mit ihrem siebenjährigen Kinde, das sich „heftig sträubt“, ins Wasser stürzt, um sich zu ertränken. Beide wurden gerettet und in ein Krankenhaus gebracht.

W. v. Schulenburg.

Die Schildwache vor der Bank im Jahre 1848. Der i. J. 1877 verstorbene Direktor des Friedrichs - Werderschen Gymnasiums zu Berlin, Professor Eduard Bonnell, hat seiner Zeit schriftliche Aufzeichnungen über seine Erlebnisse während der Revolutionstage von 1848 gemacht. Darin findet sich auch eine Mitteilung über das Schicksal der Schildwache vor der Bank. Das Werdersche Gymnasium mit der Wohnung des Direktors lag damals in der Kurstrasse, da, wo sie ihren Anfang nimmt, nahe dem Werderschen Markt, gegenüber der Bank. Von einem Fenster der Wohnung des Direktors aus konnte man die Jägerstrasse übersehen. Später wurde das Gymnasium in das neue Schulhaus nach der Dorotheenstrasse verlegt.

An der beregten Stelle der geschichtlichen Mitteilungen berichtet Eduard Bonnell: „Ich rüstete mich eben, um noch einmal nach dem Schlossplatz zu gehen, mein Sohn war bereits hingeeilt, da stürzte meine Frau in mein Zimmer mit den Worten: „Komm rasch vor, was ist das für ein Geschrei auf der Strasse?“ — „Es wird Jubel der vom Schlosse Zurückkehrenden sein“, meinte ich. „Nein, es ist Wutgeschrei.“ Ich eile in das Vorderzimmer. In demselben Augenblicke fällt ein Schuss, Thüren der Häuser

und Läden werden geschlossen, ängstliche Frauen laufen durch die Strassen, Droschken fahren im Galopp, werden aber bald angehalten, und in buntem Gemisch stürzt eine Menschenmasse vom Werderschen Markt her vorüber. In demselben Moment sehe ich einen verwundeten Soldaten, eine der Schildwachen vor der Bank, ohne Gewehr blutend über die Strasse taumeln, alle Thüren findet er verschlossen. Da eile ich auf den Hof, dass der Unglückliche hereingeholt werde, um ihn Misshandlungen zu entziehen, und mutig eilte ihm die Frau des Schuldieners zu Hülfe. Der Schwerverwundete, der durch sein eigenes Gewehr von einem Unbekannten durch die Brust geschossen war, wurde in der Remise auf Stroh gebettet, und ich schickte nach einem Arzt. . . . Inzwischen hatte sich eine Compagnie Soldaten vor der Werderschen Kirche aufgestellt; diesen liess ich melden (wieder durch die wackere Frau des Schuldieners), dass ein verwundeter Soldat auf dem Hofe läge. Bald kamen ein Leutenant mit einem Chirurgus und vier Mann, die den Halbtoten auf einer Bahre nach dem Lazarett trugen.“

Nach einer anderweiten mir gemachten mündlichen Mitteilung wurde damals am Werderschen Markt erzählt, dass „ein kleiner, aber untersetzter Mann vor den Posten trat, der sein Gewehr fest in der Hand hielt. Jener Mann wollte ihm das Gewehr entreissen und dabei soll es sich entladen haben.“ Die erwähnte Frau des Schuldieners war eine Frau Stange.

W. v. Schulenburg.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Stammbaum des Preussischen Königshauses, Bearbeitet von M. Gritzner, Königlicher Bibliothekar in Berlin, Gezeichnet von H. Nahde Berlin, Verlag von Wilhelm Köhler, Minden i. W.

Hala's Methodischer Schulatlas zum Kartenzeichnen. Verlag von H. Hala Berlin.

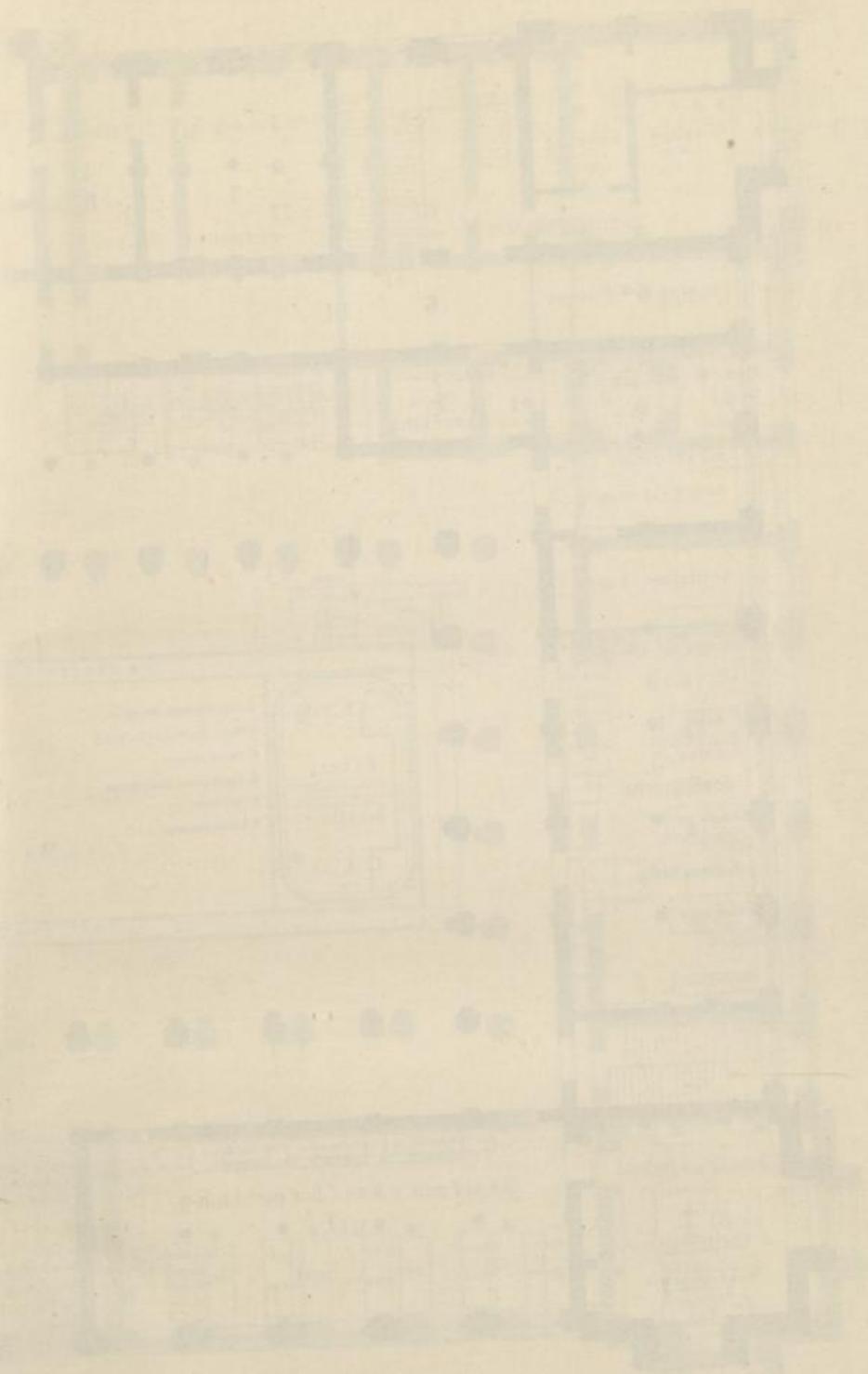
Bulletin de la Société Neuchateloise de Geographie T. X. 1898.

Religionsgeschichtliche Bibliothek 2 Bde. Berlin Friedrichshagen 1898.

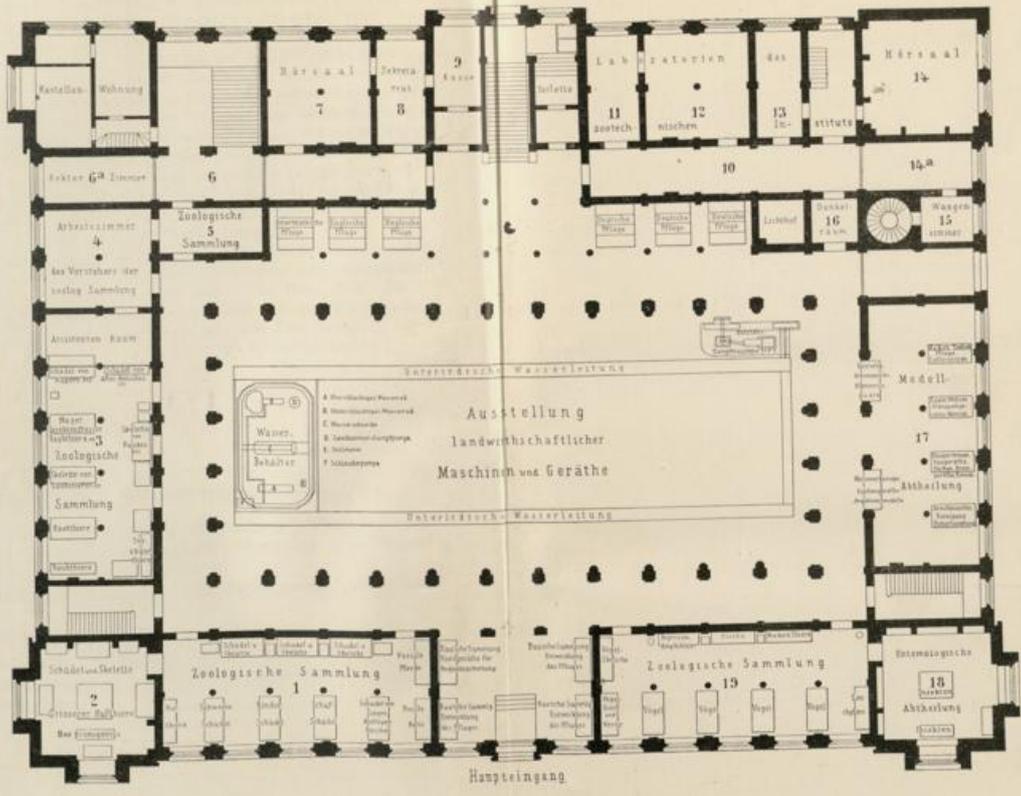
Die Steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg von Dr. Karl Brunner, Braunschweig 1898.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

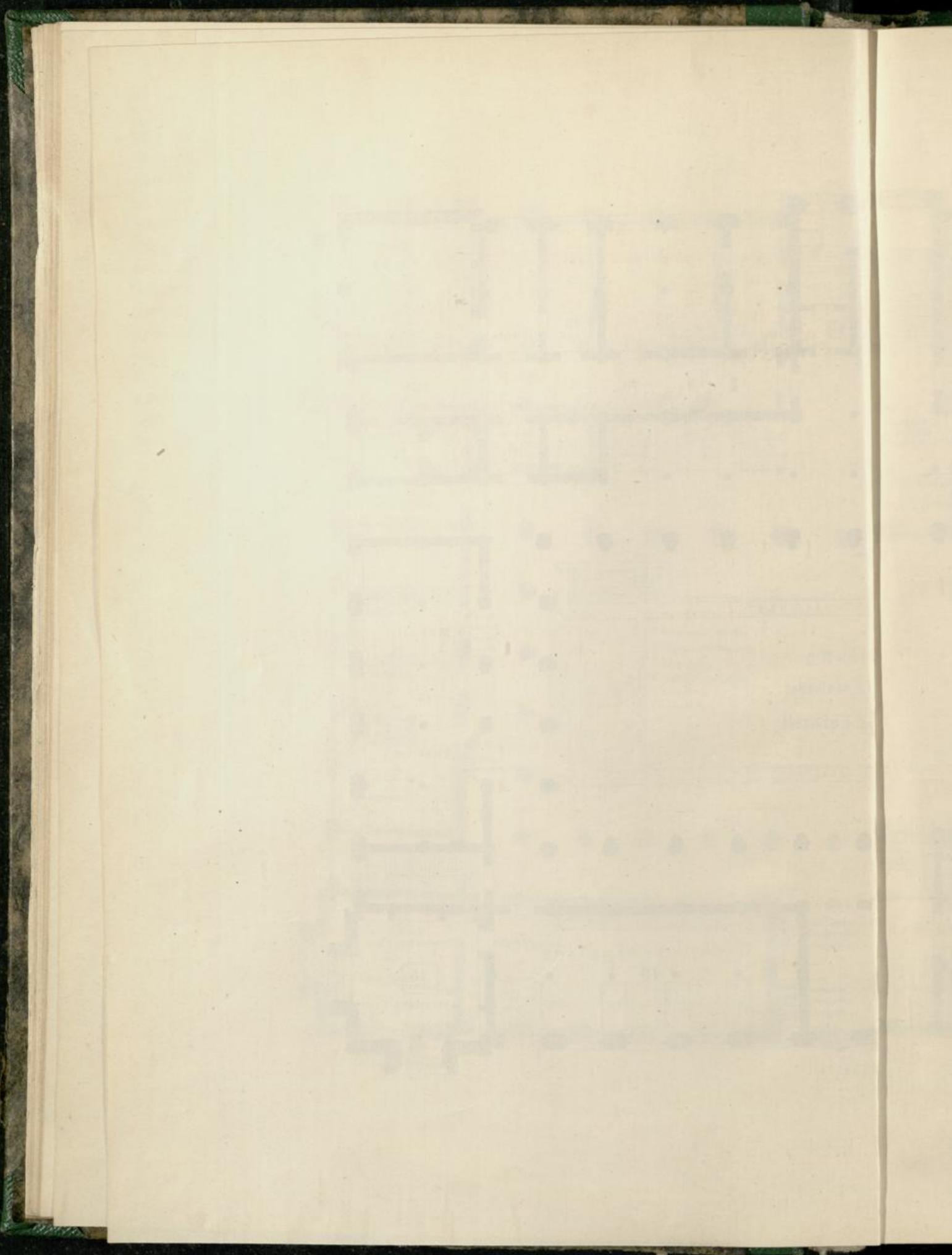
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

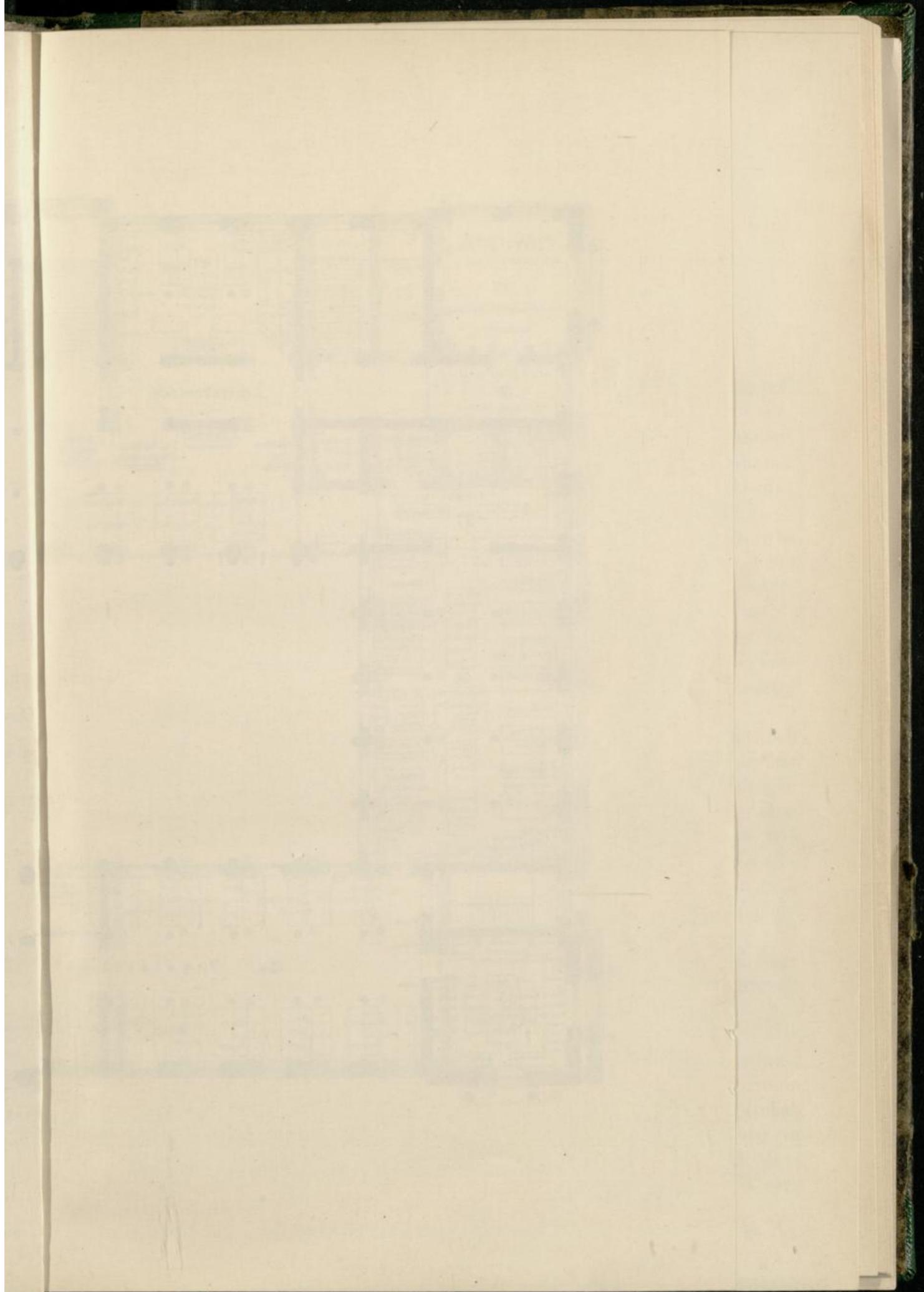


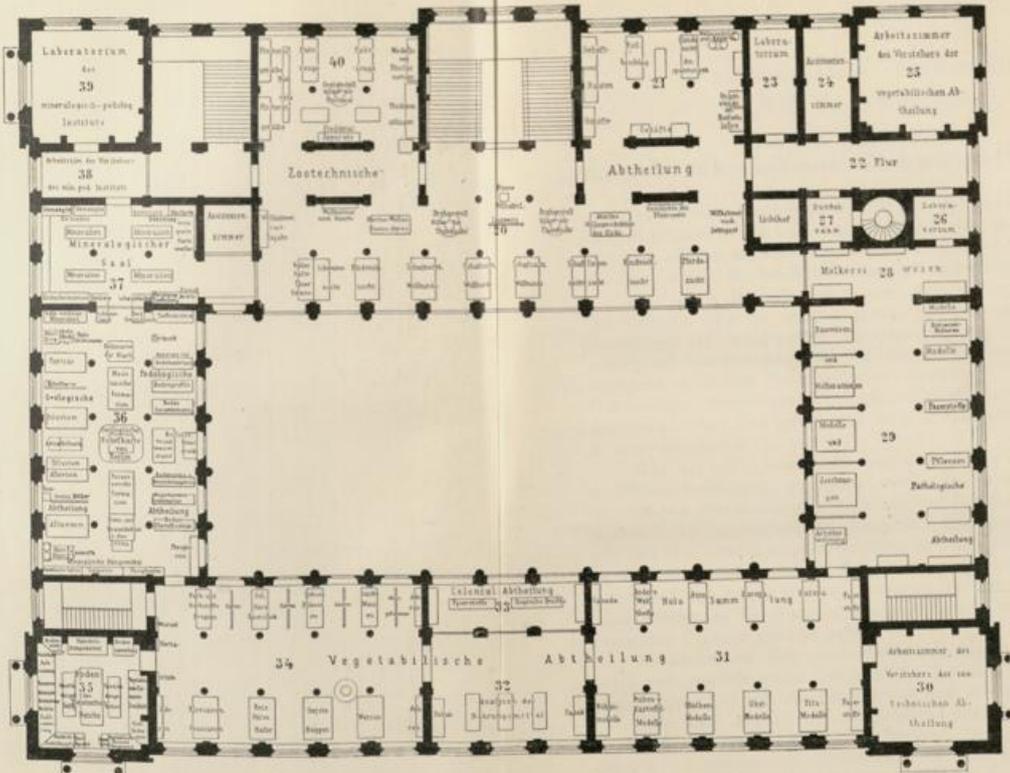
und L...
Droschk
Gemisch
In dem
Schl...
alle Th
glücklic
mutig
der d...
gescho
nach ei
Werde
wacker
läge.
den H...
damals
Mann
Mann
haben.

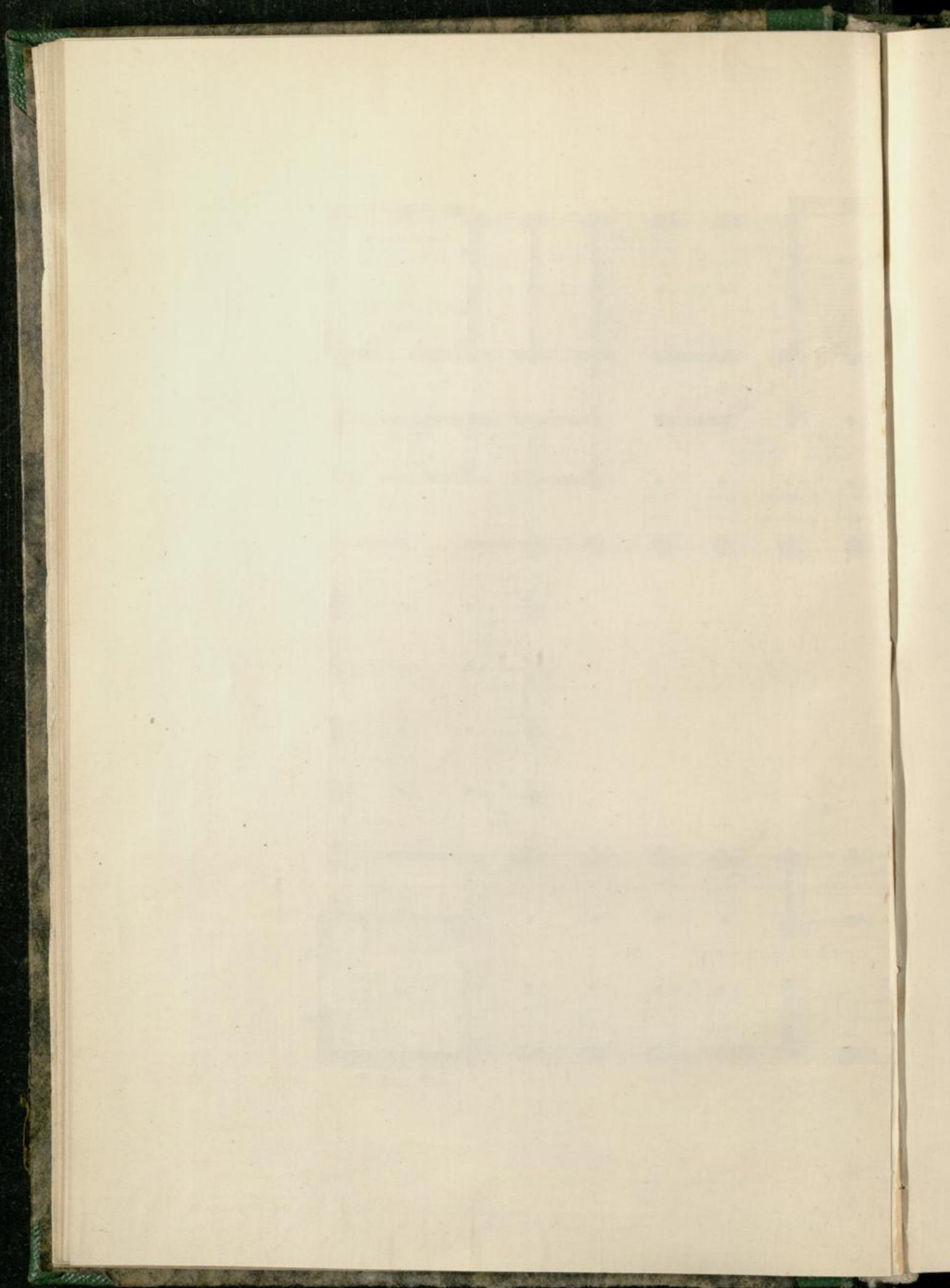


M. G.
Berlin
H. H.
Brun
Für









21. (13. ausserordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Feier des 8. Stiftungsfestes

Mittwoch, den 22. März 1899, abends 7 Uhr, Hôtel Impérial, Unter den Linden 44.

Die zahlreich versammelten Mitglieder und Freunde der „Brandenburgia“ nahmen an der festlich geschmückten Abendtafel Platz; während derselben brachte zunächst der II. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel das Hoch auf S. M. den Kaiser etwa mit folgenden Worten aus:

„Am 31. d. M. vollendet unsere „Brandenburgia“ das siebente Geschäftsjahr. Die in der Volkskunde so ominöse Zahl 7 hat nichts Nachteiliges für uns gezeitigt. Im Gegenteil, wie in jedem der voraufgegangenen Geschäftsjahre, so hat die „Brandenburgia“ auch im 7. wiederum erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Zwar hat uns der Tod mehrere hervorragende Mitglieder entrissen, indessen die entstandenen Lücken sind gefüllt und der Mitgliederbestand ist gegenwärtig so hoch wie niemals zuvor.

Was wir auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet, ist Ihnen noch in frischer Erinnerung; ausserdem werden in der nächsten Sitzung am 27. d. M. die verschiedenen Übersichten und Rechenschaftsberichte vorgetragen werden. Nur im allgemeinen kann ich also darauf verweisen, dass wir auf den verschiedensten Gebieten der Heimatkunde Vorträge und Diskussionen gehabt, dass wir Wanderversammlungen mehrfach an denkwürdigen Orten und in Instituten mannigfacher Art abgehalten und auch nach aussen hin durch unsere Druckschriften in einem bis dahin nicht erreichten Umfange gewirkt haben.

So dürfen wir denn auch einmal das gelehrte Rüstzeug bei Seite legen und uns mit gutem Gewissen am heutigen Tage der Geselligkeit untereinander und mit unseren Gönnern und Freunden erfreuen.

Wir thun dies an einem bedeutungsvollen Hohenzollerschen Gedächtnistage. Als im Jahre 1892 unsere „Brandenburgia“ begründet worden, da nahmen die Stifter sich vor, das Erinnerungsfest wenn möglich allemal am Geburtstag Kaiser Wilhelms I. zu feiern, so geschah es auch beim I. Stiftungsfest, also am 22. März 1893, seitdem war es aber aus rein äusserlichen Gründen nicht möglich, die Feier am 22. März inne zu halten. Heut ist uns das glücklicher Weise gelungen und gern

erinnern wir uns, wenn auch nicht ohne wehmütige Beimischung, so doch vorzugsweise in freudig gehobener und vor allem in dankbarer Gesinnung all' dessen, was unser hochseliger Heldenkaiser, Kaiser Wilhelm der Grosse, für sein Vaterland und sein Volk, für uns alle gethan hat.

Kaiser Wilhelm II., unser erhabener jetziger Herrscher, hat das sich selbst und dem deutschen Volk abgelegte Gelübde, in den Bahnen seines erhabenen Grossvaters zu wandeln, treulichst gehalten, und wenn unser Volk, wenn Preussen und das Deutsche Reich geachtet und mächtig vor dem Auslande dastehen, wenn wir uns fortgesetzt des goldenen Friedens erfreuen, so verdanken wir das in erster Linie der treuen Wachsamkeit und der rastlosen persönlichen Opferwilligkeit unseres geliebten Kaisers und Königs.

Dabei hat sich unser Herrscher trotz seiner weltpolitischen Thätigkeit ein gut brandenburgisches Herz bewahrt. Sagte er nicht erst vor kurzem im Kreise der brandenburgischen Stände, als er den Glanz und die grossartige Natur des Orients, als er insbesondere den Eindruck der Heiligen Stadt, vom Ölberg aus gesehen, schilderte, dass er sich trotz alledem nach der Mark mit ihren dunkeln Wäldern und ihren stillen Seen zurückgesehnt habe.

Diese Heimatliebe wissen wir Heimatkundige ganz besonders zu schätzen und in dankbarer Gesinnung bringen wir nunmehr unserm Markgrafen eine Huldigung dar: S. M. unser Allergnädigster Kaiser König und Herr lebe Hoch, abermals Hoch, immerdar Hoch!“

Herr Schulrat Professor Dr. Carl Euler toastete hiernach auf die Gäste, worauf einer der letzteren, Herr Direktor Müller, dankte und die „Brandenburgia“ mit ihrem Vorstand leben liess. Des in Egypten weilenden ersten Vorsitzenden Oberbürgermeisters Zelle gedachte Herr Kreisbauinspektor Jaffé noch besonders. Den Damen widmete Herr Superintendent Wegener einen überaus launigen, mit lebhaftem Beifall begrüßten dichterischen Gruss. Der Redner hatte den glücklichen Gedanken, mehrere Preislieder auf die Frauen Berlins zu einem historisch-poetischen Strauss zu vereinigen. Er zeigte, wie der berlinische Minnesänger seine Erkorene besang, wie der Meistersänger sie pries, wie der à la mode-Mensch des siebzehnten Jahrhunderts sie anbetete, der schäferliche Liebhaber des achtzehnten seiner Phyllis Seufzer sandte und schloss mit heiter gereimten Versen auf die heutigen Frauen und Jungfrauen. Mit bewunderungswürdigem Aneignungsvermögen war der jeweilige Ton der Zeit getroffen. Für diese reiche Gabe dankte Fräulein Josephine Freytag in längerer, die Frauenfrage streifender Rede. Neben den Toasten füllten die Pause zwischen den Gängen mit grossem Beifall aufgenommene Liedervorträge von Frau Fickert und Fräulein Martha Ritter und eine Deklamation des Fräulein Erxleben. Dieser Künste-

rinnen gedachte Herr Buchhändler Buschbeck und sprach ihnen in wenigen, treffenden Worten den wohl verdienten Dank der Gesellschaft aus. An das Essen schloss sich der Tanz, der bis in die Morgenstunden währte. Um das Zustandekommen des wohlgelungenen Festes machten sich auch die Mitglieder Herr Franz und Eugen Körner, ferner Herr Pütz und Gemahlin verdient, die die äusseren Arrangements getroffen hatten.

22. (9. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch den 29. März 1899, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel.

1. Auf das Stiftungsfest am 22. eingehend dankt der Vorsitzende allen Damen und Herren, die durch Vorträge sowie durch Vorbereitung, Unterstützung und Leitung des Festabends sich verdient gemacht haben, mit anerkennenden Worten.

2. Zu den Tezel-Kästen, vgl. „Brandenburgia“ VII. 355 flg., hat der Schriftleiter des „Globus“ Dr. Richard Andree Herrn E. Friedel die folgende wertvolle Mitteilung gemacht:

„Ein grosser mit Eisenblechen und Krampen beschlagener Ablasskasten Tetzels befindet sich im Städtischen Museum zu Braunschweig unter B. No. 31. Er stammt aus dem Schlosse zu Supplingenburg, wo er seit alter Zeit aufbewahrt wurde, und gelangte 1870 ins Städtische Museum.

In der „Topographie etc. der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg“, Frankf. a. M. bei Matth. Merians Erben. 1654. Fol. S. 193 wird zu dem Schlosse Supplingenburg die Bemerkung gemacht: „In diesem Schlosse ist einer von dess Tetzels, Dominikaner Mönchs, Geldkasten von starkem Eichenholz und mit Eisen beschlagen, worinnen er in anno 1517 allhier für der Burg, ausserhalb im Felde, bei der Kirchen St. Petri, so anno 1473 erbauet worden, das Ablass gesammelt. Dieser Ort, allda gedachter Tetzels den Ablass gesammelt, ist mit steinernen Creutzen umgesetzt, zur Anzeigung, dass alldar ein heiliger Ort und da man Vergebung der Sünden umb und für Geld erlangen konnte.“

Der Text zu diesem Bande der Merianschen „Topographie“ stammt von dem grundgelehrten Herzoge August von Braunschweig-Wolfenbüttel.“

Das ist nach Herrn Andree's zutreffender Meinung jedenfalls der nach gefälliger Angabe des Herrn Geheimrat Schwartz S. 358 a. a. O. bei Helmstedt, in dessen Nähe Supplingenburg liegt, erwähnte Tezel-Kasten. Herr Andree fügt noch hinzu: „In unserm kleinen Waldgebirge Elm steht südlich von Königslutter der Tetzstein mit Denkmal und Inschrift, der auch an den wüsten Dominikaner erinnert.“

3. Mit Bezug auf die Kalktufflager auf dem Grossen und Kleinen Werl bei Saarow im Scharmützelsee bemerkt Herr E. Friedel zu VII. S. 372 u. 376, dass in dem Wesen-See bei Chorin bei der Exkursion des Märkischen Museums am 4. August 1895 massenhaft Armleuchter, die röhrenstengeligen Characeen, jene kalkbildenden Zellenpflanzen von ihm gefunden worden seien, welche der anwesende Dr. Graebner als *Chara fragilis* und *Ch. contraria* bestimmte.

4. Bezüglich des roten Trebuser Sandsteins aus der Umgegend von Fürstenwalde an der Spree erwähnt Herr E. Friedel zu VII. S. 385, wie Herr Bezirksgeologe Dr. Konrad Keilhack ihm mitgeteilt, dass von 1901 ab seinerseits die geologische Aufnahme der noch fehlenden Teile der Provinz Brandenburg in Angriff genommen werden würde, zunächst die beiden Sternbergschen Kreise. Es sei Hoffnung vorhanden, dass die ganze Aufnahme unserer Provinz im Jahre 1903 beendet werde. Diese Mitteilung ist für die Heimatkunde von grosser Bedeutung.

5. Als Vorläufer unserer Adresskalender und Wohnungsanzeiger legt Herr E. Friedel zwei dergleichen Arbeiten aus dem Jahre 1799 und 1801 von ein und demselben Verfasser vor.

A) Anschauliche Tabelle von der gesammten Residenzstadt Berlin, worin alle Strassen, Gassen und Plätze in ihrer natürlichen Lage vorgestellt, und in denenselben alle Gebäude oder Häuser wie auch der Name und die Geschäfte eines jeden Eigenthümers aufgezeichnet stehen. Dargestellt von Neander 2ten Königl. Preuss. Lieut. beim Artillerie-Corps. Berlin 1799. Im Verlage des Verfassers. VII + 270 S. gr. 8.

Die sehr fleissige Arbeit hat dem Verfasser, da die Häuser damals noch keine Polizei-Nummern hatten, ausserordentliche Mühe gemacht. Er musste sich zur Verdeutlichung ein eigenes System erfinden. Dies hat er nun so bewerkstelligt, dass er alle Strassen und Plätze geometrisch darstellt, die Häuser rot, die Strassen schwärzlich und das Wasser bläulich färbt. Bei den Strassen zählt er alsdann die Häuser an der rechten Seite von 1 ab und an der linken Seite in umgekehrter Ziffernfolge auf. Die Baustellen erhalten keine Nummern. „Da die Häuser — bemerkt N. S. V — in Berlin bis jetzt mit keiner bestimmten Nummer versehen sind, und ich den Streit über die beste Art, wie

solches geschehen könnte, nicht abwarten mochte, so habe ich in meinen Tabellen jede Strasse, und in derselben jede Seite derselben, besonders nach den darin befindlichen Gebäuden numeriert; und dienet dieses Verfahren besonders dazu, um jedes aufzusuchende Haus genauer abzuzählen, und alsdann auch bequemer zu finden. Zugleich kann man schnell übersehen, wie viel Häuser in jeder Strasse und wie viel auf jeder Seite stehen.“ —

Um die Numerierungs-Angelegenheit hier noch weiter zur Sprache zu bringen, sei darauf hingewiesen, dass man vier Arten der Verteilung von Polizeinummern der Häuser in Deutschland kennt:

1. sämtliche Grundstücke werden von 1 anfangend hintereinander durch die ganze Stadt fortgezählt (ist bei grossen Städten recht unbequem, ja unausführbar);
2. die Stadt ist in Quartiere getheilt und jedes Quartier numeriert von 1 in ähnlicher Weise, jedoch nur für sich, sämtliche Grundstücke durch (umständlich und unbequem);
3. die Strassen werden für sich numeriert, meist auf der rechten Seite vom Innern der Stadt aus betrachtet hintereinander (nord-deutsches System);
4. die geraden Nummern kommen auf die eine, die ungeraden auf die andere Seite der Strasse (süddeutsches und österreichisch-ungarisches System).

No. 4 ist zweifellos die beste Numerierungsart. Leider hat man sich in Berlin im Jahre 1800 für No. 3 entschieden. Man hat dies in amtlichen Kreisen schon oft bereut, aber bisher immer noch eine Umänderung gescheut, weil damit grosse Umständlichkeiten und Kosten verbunden sind; z. B. müssten die sämtlichen Grundbuchsbezeichnungen, die Steuerkataster, die Feuersocietäts-Register geändert werden.

In der zweiten Auflage seines Werkes hat Verf. die neuen Polizeinummern aufgenommen, dagegen die Etagen-Anzahl fortgelassen, welche auf Grund mühseliger Arbeit in der ersten Ausgabe angegeben war.

B) Neue Anschauliche Tabellen von der gesamten Residenz-Stadt Berlin oder Nachweisung aller Eigentümer, mit ihrem Namen und Geschäfte, wo sie wohnen, die Nummer der Häuser, Strassen und Plätze, wie auch die Wohnungen aller Herren Offiziere hiesiger Garnison, zum zweiten Male dargestellt von Neander v. Petersheiden, Königl. Preuss. Premier-Lieutenant im Artillerie-Corps. Berlin gedruckt bei Christian Friedrich Ernst Späthen 1801. IV 296 S. gr. 8.

Beide Bücher bringen auch noch Register aller Strassen und Gassen, Plätze, Kirchen nebst Kirchhöfen und Brücken, der Jahrgang 1801 sogar auch die Länge der Strassen nach Ruten und Schritt aus dem

Grundriss des Grafen von Schmettau gezogen, ferner das Register sämtlicher Eigentümer alphabetisch geordnet, Jahrgang 1799 auch noch die 18 Polizei-Revier-Vorstände.

Der Verleger Späthen sagt in der „Vorerinnerung:“ „Obschon der Herr Lieutenant von Neander bei seiner ersten Darstellung von Berlin, welche mit Beifall des geehrten Publikums aufgenommen ward, nicht zu seinen Kosten und Auslagen wiedergelangen konnte, so hat ihm (sic) ein solcher erlittener Verlust dennoch nicht abgehalten, eine so mühsame und kostspielige Arbeit zum zweitenmale zu unternehmen. Ich wünsche, dass gegenwärtige Darstellung mit allen wirklichen Nummern der Häuser von einem geehrten Publikum mehr benutzt werden möge, und da mir der Herr Verfasser den ganzen Debit übertragen hat, so werde ich von meiner Seite alles anwenden, um der Schadloshaltung zu begegnen.

Hoffentlich ist der brave Neander auch wirklich schadlos gehalten und angemessen entschädigt worden. Wenn heute dgl. Unternehmungen viel einbringen, so liegt das zumeist an dem Inseraten- und Annoncenteil. Damals war dergleichen, besonders aber das was wir heutzutage Reklame nennen, so gut wie unbekannt. Was schliesslich die Ausstattung der ersten Polizeinumern an den Häusern Berlins anlangt, so waren dieselben aus dünnem hellblau lackierten Blech hergestellt mit goldenen Ziffern darauf. Einzelne Exemplare haben sich an einzelnen alten Gebäuden Berlins noch bis jetzt erhalten. Später traten die dunkelblau emaillierten Schilder mit weissen Ziffern und Buchstaben dafür ein, auch bei den Strassenschildern. Die jetzigen Schilder, weiss emaillierter Grund mit schwarzen Ziffern und Buchstaben sind für das Auge bei weitem die besten und vor etwa fünf Jahren nach Probeversuchen, welche im kleinen Hof des Rathauses unter Zuziehung des Vortragenden stattfanden, auf Empfehlung des letzteren eingeführt worden. Doch geschieht die Verbreitung der Kostenersparnis halber erst allmählich.

6. Ad vocem Neidkopf (Brandenburgia VII 286 flg. u. 327 flg.) teilt Herr E. Friedel speziell zu S. 331 über das Wort Neid in dem Sinne, dass es etwas Gutes bedeutet, insbesondere bei Vornamen, noch eine Thatsache mit. Karl der Grosse hatte seine vertrauten Freunde zu einer „Akademie“ vereinigt, in der jedes Mitglied einen Beinamen erhielt. So wurde Angilbert mit dem Namen Homer bedacht. Dieser eigentümliche Homer unterhielt mit der schönen Kaisertochter Bertha vertrauten Umgang. Sie schenkte ihm zwei Söhne, von denen der eine den Vornamen Neidhart, der andere den Vornamen Hartneid (Nithard und Hartnid) erhielt. Vgl. Dr. Friedrich Krause: Einhard. Berlin 1899 S. 26.

7. Mit Bezug auf das Osterfest, welches diesmal früh auf den 1. und 2. April fällt, legt Herr E. Friedel die wohlgelungenen

Photographien in Originalgrösse von neun verzierten Ostereiern aus der einschläglichen reichen Sammlung des Märkischen Provinzialmuseums vor. Darunter zwei von ihm bei Schildhorn im Grunewald gesammelte. In den benachbarten Haveldörfern Pichelsdorf, Tiefwerder pp. werden Hühnereier mit weissem Binsenmark umklebt und mit bunten Zeugstückchen, Flickerwerk u. dgl. verziert, 2 Proben sind abgebildet. Biesenthal an der Berlin-Stettiner Bahn hat ebenfalls ein charakteristisch verziertes Osterei geliefert. Besonders aber zeichnet sich die Wendei, sowohl die verdeutschte wie die sprachlich noch erhaltene durch charakteristisch linear verzierte Ostereier aus. Zwei Proben liegen aus dem Spreewald, vier von Finsterwalde, dgl. 4 von Spremberg vor. Hier sind es namentlich einzelne Schullehrer, die sich durch besondere Zeichenkunst hervorthun und die Eier mit Kreuzen und anderen christlichen Symbolen, mit Blumen und dergleichen sauber und freundlich zu schmücken verstehen.

Der Kultus des Ostereis geht durch die meisten deutschen und sämtliche slavischen Stämme hinein bis zur Berührung mit dem Orient.*)

Im Orient findet sich abgelöst vom Osterfest ebenfalls der Eierkultus. Dass ich i. J. 1892 in Tunesien Ostereier fand, habe ich Brandenburgia I. 228 und III. 9 erwähnt. In ganz Tunesien kennt man Glückseier, die gegen den bösen Blick schützen, das sind Hühnereier, auf welchen man in geschickter Weise kleine Hufeisen — die also auch hier wie bei uns schützende Talismane sind — aus Blei mit Hufnägeln von gleichem Metall befestigt. In Palästina hängt man Glückseier mit einem Glasring zum Schutz von Fruchtbäumen gegen den bösen Blick auf.**)

In derartig schützender Bedeutung findet man in der Provinz Brandenburg das Ei mehr noch in Häusern, Ställen und Kirchen aufgehängt. So bemerkte ich ein dgl. Ei in der Kirche zu Mödlich, Kreis West-Priegnitz, unter der Decke der Kirche angebracht.

Als Bauopfer***), um dem Gebäude Stand und Schutz gegen Feuers- oder Wassernot zu gewähren, sind Eier bei uns in den Fundamenten oftmals niedergelegt worden, teils frei in Mauerfugen, teils in Töpfen. Beispiele hiervon aus dem alten Berlin hat das Märkische Museum gesammelt.

8. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage von Photographien:

Die dem alsbaldigen Verschwinden ausgesetzten älteren Berliner Strassen- und Häuser-Prospekte werden bekanntlich vom Märkischen

*) Vgl. meine Angaben im „Bär“ 1883. IX. S. 313 und Brandenburgia I. 226 fig. sowie III. 8—13. E. Fr.

**) Globus, Jahrg. 1899. S. 19. E. Fr.

***) Über Bauopfer meine Angaben Brandenburgia IV. 252. E. Fr.

Museum aus ermittelt und durch photographische Aufnahmen für alle Zeit fixiert. Die Zahl der so hergestellten Altberliner Bilder beträgt schon weit über 1000. In den letzten Wochen sind die folgenden 4 hinzugekommen:

1. Französische Strasse, zwischen Markgrafen- und Oberwall-Strasse. Das Schul- und das Pfarr-Gebäude bei der Hedwigskirche, das erstere ist in den letzten Jahrzehnten erbaut, das letztere rührt noch aus der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts her. Weiterhin erscheint auf dem Bilde das erst in den 70er Jahren erbaute, der Dresdener Bank gehörige Eckhaus, das demnächst zur Vervollständigung des neuen Palastes der Bank abgebrochen werden wird. $\frac{3}{5}$ dieses neuen Palastes stehen bereits daneben fertig erbaut und zwar auf der Stelle, auf welcher sich bis vor 2 Jahren die Königliche Intendanz der Hoftheater befand. Eine zweite Photographie zeigt die gegenüberliegenden beiden höchst einfach angelegten Koulissenhäuser des Opernhauses, No. 30 und 31 und zugleich das interessante Haus, an welchem eine steinerne Inschrifttafel anzeigt, dass Friedrich Wilhelm II. es im Jahre 1788 den Naturforschern gewidmet habe. 4 allegorische Kolossalfiguren vor der Front des II. Stockwerks bilden den sinnbildlichen Schmuck des Hauses, in welchem u. a. auch E. T. A. Hoffmann um 1815 gewohnt hat.
2. Die Gegend der Rossbrücke geht einer bedeutenden Veränderung entgegen. Strasse und Brücke werden verbreitert und die Brücke massiv erbaut. Das Eckhaus jenseit der Brücke, rechter Hand, das mit Ornamenten aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts verziert ist, wird ein Opfer dieser Veränderung. Von der Friedrichsgracht aus ist es auf dem Bilde, mit der Umgebung, so aufgenommen, dass auch die bisherige Brücke mit ihrer ganzen Einrichtung voll zur Erscheinung kommt.
3. Auch die Brandruine der Berliner Pappenfabrik in der Pankstrasse 46 ist in dem Zustande unmittelbar nach dem Brande vom 23. Januar 1899 in einem Bilde verewigt.
9. Herr Kustos Buchholz legt auch 8 photographische Aufnahmen aus der Stadt Bernau, meist mittelalterliche Befestigungswerke der Stadt zeigend, zur Ansicht aus.

Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1897/98 waren in der Bibliothek vorhanden: 321 Büchernummern mit 690 Bänden.

Zugegangen sind: 25 Nummern in 90 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, so dass der Bestand 346 Nummern in 780 Bänden beträgt.

Davon gingen ein A. als Geschenke von:

1. Magistrat von Berlin: Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin 1889—1895. gr. 4. 300 S. mit Abb. und Plänen.
2. Dr. Albrecht, Gustav: Albrecht; Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte 8. 24 S. mit Abb.
3. Bluth, Geh. Baurat: Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg.
4. Buchholz, Rud.: Chronik der Berliner Schützengilde. gr. 8. 76 S. mit Abb.
5. Friedel, Geh. Reg.-Rat: a, Wernich, Leichenwesen, einschliesslich der Feuerbestattung. gr. 8. 102 S. mit Abb. b, Brunsmid, Vjesnik hruatskoga Archeoloskoga Društva. gr. 4. 175 S. mit Abb. c, Albu, Die Feuerbestattung (eine Forderung der Hygiene). gr. 8. 135 S. d, Kilian, Radler-Streifzüge durch die Mark Brandenburg. 8. 1898 ff. e, Friedel, Aus Paretz und Umgegend. 8. 30 S. f, Friedel, Berliner Volksbibliotheken und Volksleshallen. gr. 8. 24 S.
6. Handtmann, Pastor: Fliegende Blumen der Mark Brandenburg. (Plauderei über 10 märkische Schmetterlinge.) 8. 26 S.
7. Dr. Jentsch Professor: Jentsch, Das Rechnungsbuch der Stadt Guben auf das Jahr 1556—57. 8. 53 S.
8. Dr. Lemcke, Professor: Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns. (Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des Vorsitzenden des Vereins für Pommersche Geschichte pp. Herrn Prof. Dr. Lemcke gr. 8. 275 S. Abb.
9. Dr. Schwartz, Prof. Geh. Reg.-Rat: a, Schwartz W., Grundriss der Brandenburgisch-Preuss. Geschichte. 8. 68 S. b, Gedenkblätter an das 50jährige Jubiläum des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. 8. 64 S. c, Annalen desselben. 8. 60 S. d, Zeitschrift der Botanischen Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins der Provinz Posen. 8. 1895. ff. e, Blömer, Beschreibung der Heilanstalt für Verwachsene. 4. 1827. mit Abb.

b) Durch Schriften-Austausch.

Im Vorjahr standen wir im Schriften-Austausch mit . . .	70 Vereinen pp.
Hinzugekommen sind . . .	6 „
sodass die Zahl der Vereine pp. jetzt beträgt . . .	76

und zwar sind es die folgenden:

- Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
 „ Redaktinn der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.
 „ „ „ Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.
 Bamberg: Historischer Verein.
 Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
 Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
 Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
 „ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
 Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.

- Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
 Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
 Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
 Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
 Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
 „ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“.
 Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
 Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
 Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
 Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
 Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
 Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
 Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumforschung.
 Gothenbourg, Schweden: Kungl. Vetenskapsoch Vitterhetssamhället.
 Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
 Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
 „ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
 Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
 Heilbronn: Historischer Verein.
 Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
 Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
 Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
 Insterburg: Alterthumsgesellschaft.
 Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.
 Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
 Kiel: Verein zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck.
 „ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
 „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
 Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
 „ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
 Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
 Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
 Luxemburg: Verein für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst.
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen:
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Neuchâtel: Société Neuch teloise de Géographie.
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.
 „ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.

- Philadelphia: Museum of the University of Pennsylvania.
 Plauen i. V.: Altertums-Verein.
 Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 „ Altertums-Museum.
 Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
 Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
 Riga: Verein für livländische Geschichte.
 Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteam.
 Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
 Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
 Stettin; Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
 „ Nordisches Museum.
 Strassburg i. Elsass: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Torgau: Altertums-Verein.
 Troppau: Kaiser Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
 Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
 Upsala: Königliche Universität.
 Washington: Smithsonian-Institution
 Worms: Wormser Altertums-Verein.
 Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
 Zwickau: Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Pläne pp.

Am Schluss des Vorjahrs waren vorhanden	108	Katalog-Nummern,
Hinzugekommen sind	12	„ „
	<hr/>	
Bestand	120	Katalog-Nummern.

Zugekommen sind folgende Nummern:

- 109—117. Darstellungen lebender Bilder zum 5. Stiftungsfest der „Brandenburgia“ am 11. März 1898. (Geschenk des Hofjuwelier Telge.) Phot. 8.
 118. Das Lehrer-Kollegium am Luisen-Gymnasium, Sommer 1886. (Gesch. des Prof. Dr. Schwartz) Phot. 4.
 119. Rundschau auf Berlin vom National-Denkmal auf dem Kreuzberg. (Gesch. von Reinh. Schmidt) Photolith.
 120. „Photocol“ Sammel-Atlas, Ansichten aus der Provinz Brandenburg. 1899.

Bericht des II. Schriftwarts.

a) Mitglieder-Statistik.

Von den 215 Mitgliedern, mit denen wir das ablaufende Geschäftsjahr begannen, verloren wir 6 durch den Tod und zwar die Herren Dr. Theodor Fontane, Crotogino, Geh.-Rat Gurlt, der der Gesellschaft nicht ganz $\frac{3}{4}$ Jahr angehörte, Künne, Seide, Bürgermeister Zoellner. Es traten bei 36 Personen. Die Gesellschaft zählt im Ganzen jetzt 235 Mitglieder, von denen 210 männliche und 24 weibliche sind. Ferner ist 1 Institut Mitglied.

Im Vorstand vollzog sich keine Änderung. Aus dem Ausschuss schied auf eigenen Wunsch mit Rücksicht auf sein hohes Alter Herr Major v. Maltitz. Die Stelle wurde, da mit ihm die Vereinigung eine über die von den Statuten vorgeschriebene hinausgehende Zahl von Mitgliedern erreicht hatte, auf Beschluss des Vorstandes und Ausschusses nicht wieder besetzt.

b) Versammlungen.

Es fanden mit der heutigen 22 Versammlungen statt, 9 ordentliche und 13 ausserordentliche. Von den ordentlichen wurden 6 in Ständehaus, 3 im Rathaus abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende: Am 13. April 1898 Besichtigung des Kaiserlichen Post-Museums.

- „ 22. Mai Wanderfahrt nach Oderberg in der Mark.
- „ 18. Juni Besichtigung des Schlosses von Charlottenburg.
- „ 10. August Wanderversammlung in Rixdorf zur Besichtigung der Körnerschen Gartenanlagen, der Deutschen Glasmosaik-Fabrik von Puhl & Wagner und der Vereinsbrauerei.
- „ 25. August Wanderfahrt nach dem städtischen Ritter- und Riesel-Gut Buch.
- „ 10. September Wanderfahrt nach Steglitz zur Besichtigung des Rathauses, der Königlichen Blindenanstalt und des Königl. Instituts für Serumsforschung.
- „ 14. September Besichtigung des Kgl. Instituts für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation.
- „ 8. Oktober Besichtigung des Joachimthalschen Gymnasiums in Wilmersdorf.
- „ 19. Oktober Besichtigung des neuen Künstlerhauses.
- „ 30. November Besichtigung der Stearin- und Seifenfabriken von Franz Spielhagen, Nostizstrasse.
- „ 11. Januar 1899 Besichtigung des neuen Abgeordnetenhauses.
- „ 19. Februar Besichtigung des Museums der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule.
- „ 22. März wurde das Stiftungsfest in der üblichen Weise gefeiert.

c) Vorträge und grössere Besprechungen.

Gemeint sind die in den Versammlungen selbst vorgetragenen wissenschaftlichen Darstellungen oder grösseren Besprechungen wissenschaftlichen Charakters. Ihre Zahl betrug 26. Es sprachen die Herren Geh. Regierungsrat Friedel siebenmal Kustos Buchholz fünfmal, Herr Mielke und der Referent je zweimal. Je einmal sprachen die Herren: Dr. Albrecht, Kandidat Backschat, Schulrat Professor Dr. Euler, Lehrer em. Lange, Frl. Lemke, Oberstabsarzt Maass, Direktor Wagner. Von Nichtmitgliedern sprachen je einmal die Herren Professor Dr. Dönitz, Privatdocent Dr. Friedländer, Professor Wittelshöfer.

Pestzeiten in Berlin und der Mark Brandenburg.

In den letzten Oktober-Tagen ging ein allgemeiner Schrecken durch das ganze, civilisierte Europa. In Wien war die Beulenpest aufgetreten und mit Spannung lauschte man auf die Nachrichten aus Wien über den ferneren Verlauf der Seuche. Die allgemeine Teilnahme wandte sich vorzugsweise einem der drei Opfer des Todes zu, dem Doktor Hermann Müller, dem genialen jungen Arzte, der sich mit wahren Heroismus der Pflege der von der Seuche Befallenen widmete, und, als er selbst von ihr ergriffen wurde, seine Person als Studienobjekt benutzend mit antiker Seelengrösse die am eigenen Leibe erlebten Symptome kaltblütig verzeichnete, bis der Tod ihn hinwegriss.

Mit Rührung und Bewunderung las man in den Tagesblättern die Schilderung der Vorgänge, die sich in der „Pest-Baracke“ des Kaiser Franz Joseph-Epidemie-Spitals abspielten. Leuchtend und strahlend hebt sich von diesem düsteren und grauenvollen Hintergrund die gross veranlagte Charaktergestalt des jungen, von der Doppelglorie eines Märtyrers der Wissenschaft und edelsten Menschentums verklärten Arztes ab.

Dr. Hermann Müller wurde am 25. Oktober 1866 zu Wien geboren. Nachdem er 1890 in Gratz das medizinische Doktorat erlangt hatte, trat er als Hospitant in die Klinik Nothnagels im Wiener Allgemeinen Krankenhaus ein, habilitierte sich später als Docent an der Wiener Universität, und leitete 1897 die von der Kaiserlichen Akademie zum Studium der Pest nach Indien entsandte österreichische Expedition, die ein höchst wertvolles Beobachtungsmaterial sammelte. Furchtlos drang Müller in die grauenvollen Pesthölen Bombay's; an etwa 1000 Pestkranken studierte er das Wesen und den Verlauf der furchtbaren Seuche. Sein persischer Assistent erlag, während er selbst und seine drei Wiener Kollegen verschont blieben.

Nach seiner Heimkehr widmete er sich, neben seiner Thätigkeit als Docent und als erster Assistent Nothnagels, der Ausarbeitung seines reichhaltigen Berichtes, der vollendet vorliegt; aber der Würgeengel, der ihn in Indien verschont hatte, überfiel ihn heimtückisch in seiner Heimat und streckte ihn nieder.

Das erste Opfer der glücklicherweise lokalisierten, Pest war der 25jährige Spitalsdiener Franz Buhrisch, der als Leichenwärter diente. Buhrischs Aufgabe bestand in der Wartung der Versuchstiere und namentlich in der genauen Desinfizierung des Laboratoriums und der Instrumente, wobei er doch wohl einmal die gebotene Vorsicht aus den Augen liess. Er erkrankte in der Nacht vom 14—15 Oktober. Da die Möglichkeit einer Pestinfizierung vorlag, wurde er sofort isoliert. Am

18. starb Buhrisch, nach dem klinischen Bericht Dr. Müllers an Lungenentzündung. Erst am Tage nach seinem Tode wurden Pestbazillen konstatirt.

Die Wärterinnen Albine Peche und Hohegger, die die Kranken gepflegt hatten und Dr. Müller, der freiwillig ihre ärztliche Behandlung übernahm, wurden in der Pestkammer des Epidemiespitals isolirt; zwei barmherzige Schwestern teilten ihre Weltabgeschlossenheit. Schon am nächsten Tage kam die Pest bei der Pecha zum Ausbruch und am Freitag, den 21. Oktober heftete Dr. Müller an das Fenster der Baracke einen folgendermassen lautenden Zettel:

„Ich bin an der Pestpneumonie erkrankt. Bitte mir keinen Arzt zu senden, da es mit mir in 4 oder 5 Tagen ohnedies zu Ende sein wird.“

Sechzig Stunden später war der kraftstrotzende Mann eine Leiche.

Viel länger und qualvoller hatte Albine Pecha, ein blühendes Mädchen von 22 Jahren zu leiden, ehe der Tod ihr Erlösung brachte.

Die Hohegger genas, da sie nur an einem Ohr-Uebel erkrankt gewesen war.

Mit Rücksicht auf diese in Wien vorgekommenen Fälle von wirklicher orientalischer Beulenpest, die glücklicherweise die einzigen geblieben sind, erlaube ich mir heute über das Vorkommen der Pest bei uns in der Mark Brandenburg und besonders in unsrer Heimatstadt Berlin in früheren Zeiten einige Notizen zu geben. Ich muss zu dem Zwecke weit zurückgehen und auch über das Wesen der „Pest“, genannten Krankheit und deren seuchenartiges Vorkommen im Altertum und Mittelalter sprechen.

Keine Krankheit hat so einschneidend auf die Geschicke der historischen Nationen eingewirkt, als die Pest. Die 2 bedeutendsten Wendepunkte der Geschichte: die Auflösung des Altertums und der Verfall des Mittelalters sind unter ihren Verheerungen vor sich gegangen.

Eine geographische Darstellung derselben wird dadurch erleichtert, dass die Gebiete, in welcher die Pest sich entfaltet hat, meist deutlicher begrenzbar sind, als die anderer Krankheiten. Es ist keine einigermaßen verlässliche Kunde vorhanden, dass die Pest jemals in Amerika aufgetreten sei; und ebenso wenig wie nach Westen über den Ocean scheint die Pest nach Süden über die Sahara weg gewandert zu sein; sie ist wenigstens nie über Wadi Hulfe nach Nubien vorgedrungen, wie neuere Aerzte in Egypten übereinstimmend bekunden.

Auch an die Südküste von Arabien ist die Pest allem Anscheine nach nicht gedrungen. In Vorderindien und in China sind die Pest oder doch wenigstens ähnliche Krankheiten noch jetzt vorhanden. Nach Hinterindien dürfte die Seuche kaum gelangt sein, noch weniger nach den Sunda-Inseln. Die Züge der Pest haben also ein viel beschränkteres

Gebiet als einige andere Epidemien, wie solche den Europäern über die ganze Welt gefolgt sind, so Pocken, Cholera, Masern, Scharlach. Das gesamte Pestgebiet beschränkt sich auf Europa, den grössten Teil Asiens und den nördlichen Saum Afrikas. Noch viel enger begrenzt sind die meisten Pestepidemien der neueren Zeit. Eine grosse Unterstützung wird dem Versuche einer geographischen und historischen Darstellung der Pest dadurch gewährt, dass diese Krankheit deutlicher bestimmbar ist, wie kaum eine andere. — Die meist zur Eiterung gelangenden Drüsebeulen (Bubonen) an den Stellen, wo Beine, Arme und Kopf an den Rumpf anstossen; die in grösserer Zahl gleichzeitig auftretenden grossen Blutschwäre (Carbunkel), die unregelmässigen violetten Flecke und Striemen auf der Haut (Petechien), der schnelle Verlauf, und der meist in der ersten Woche, oft in wenigen Tagen eintretende Tod, haben die meisten Epidemien der gewöhnlichen, sogenannten orientalischen oder Bubonen-Pest so scharf charakterisiert, dass man leicht aus den Mitteilungen auch nicht ärztlicher Schriftsteller die Krankheit erkennen kann.

Allerdings treten eine Anzahl Epidemien unter anderem Bilde auf, und nur besondere Umstände erlauben, sie in die Pestausbrüche einzureihen. Dies gilt besonders von der furchtbaren Seuche des „schwarzen Todes“, wie sie die Völker des Mittelalters grausamer hinweggerafft hat, als je eine andere Krankheit irgend eine Völkergruppe.

Guy de Chauliac beschreibt die Krankheit, die er selbst beobachtet hat. Guy de Chauliac war der berühmteste Chirurg des 14. Jahrhunderts in Frankreich, und sagt:

„Dieses Sterben zeigte zweierlei Verlauf. Zuerst, während zweier Monate, bestand die Seuche aus einem anhaltenden Fieber mit Blutspeien; die Kranken starben innerhalb 3 Tagen. Die übrige Zeit hindurch verlief die Krankheit ebenfalls mit anhaltendem Fieber und Schwären und Brandbeulen der Haut, besonders in der Achselhöhle und den Leistenfurchen. — Der schwarze Tod ging also allmählig in die gewöhnliche Beulenpest über.

Doch bevor ich mich etwas genauer über den sogen. „Schwarzen Tod“ auslasse, muss ich noch aus dem Altertum nachholen, dass unter den vielen Seuchen, die damals geherrscht haben und welche von den Schriftstellern im allgemeinen als „Pestis“, Seuche, betitelt werden, nur eine als wirkliche Beulenpest angesehen werden kann. Das ist die grosse „Justinianische“ Pest, welche von 531—580 nach Christo geherrscht hat. Procopius sagt darüber in seinem Buche: *de bello Persico*: Sie entstand zu Pelusium, und verbreitete sich nach Alexandrien und dem übrigen Egypten, dann nach Palästina und dem ganzen übrigen, damals bekannten Erdkreis. Die Verheerungen dieser Pest müssen ganz ungeheure gewesen sein. So sollen an manchen Tagen in Constantinopel, wo damals Kaiser Justinianus herrschte, nach dem die Pest ihren Namen

hat, über 10 000 Menschen gestorben sein. Vor und nach dieser grossen Epidemie sind noch eine Anzahl anderer schwerer Durchseuchungen des römischen Reiches aufgezeichnet, von keiner aber ist es den neueren ärztlichen Forschern gelungen, sie mit Sicherheit als Pest zu erkennen. Von einigen kann man mit Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie anderen Krankheiten entsprechen, als Pocken, Flecktyphus u. s. w., dass sie unserer Pest nicht angehörten, geht vor Allem daraus hervor, dass die Beobachter der ächten Pestepidemien, diese als etwas Unerhörtes, ihnen ganz Neues beschreiben.

Ich komme nun wieder zum „schwarzen Tod“ zurück. Dieser damals „das grosse Sterben“ genannt, überraschte Europa im Jahre 1347. Die Krankheit brach von Kiptschak, einem Reiche, welches sich im Mittelalter zwischen dem Ural und dem Asow'schen Meere ausbreitete, über Tana am unteren Don, Caffa in der Krim und Constantinopel herein. Die gleichzeitigen Schriftsteller bezeichnen einstimmig Kathay, das nördliche China, als den ursprünglichen Ausgangspunkt der Seuche. Nach Deutschland kam die Seuche von mehreren Seiten her, hauptsächlich allerdings von Süden über Österreich und die Schweiz, aber auch von Westen über Burgund und Lothringen. Die Sterblichkeit muss grauenerregend gewesen sein. In Cairo sollen täglich 10 000 Menschen gestorben sein, in Bagdad, allerdings erst in 3 Monaten, 480 000. In Russland starb 1386 die Stadt Smolensk bis auf 10 Einwohner aus.

Für manchen als besonders interessant möchte ich noch erwähnen, dass Giovanni Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone erzählt, dass, als in Florenz 1348 die Pest wütete, daran 160 000 Menschen gestorben seien und in Folge des Schreckens sich eine Gesellschaft von jungen Herren und Damen auf ein entferntes Landgut zurückgezogen hätten, um dort in gesunder Luft und fernab von dem Herd der Seuche in heiterer Geselligkeit die trübe Zeit zu durchleben und mit humorvollen und ausgelassenen Liebesgeschichten sich zu zerstreuen, aus deren letzteren er sein Decamerone zusammensetzte.

Da die Pest, ebenso wie Pocken, Masern und Scharlach, dieselben Menschen nur einmal zu befallen pflegt, so ist es erklärlich, warum ein durchseuchtes Land nachher sich einer, wenn auch nur kurzen Ruhe erfreuen kann. Die Krankheit verheert dann wohl benachbarte Orte, welche vorher frei geblieben waren, und kehrt nach dem zuerst verseuchten Orte erst dann wieder zurück, wenn eine genügende Anzahl von Menschen, die dieselbe noch nicht überstanden haben, herangewachsen ist.

Nachdem dann im Jahre 1574—77 in Mailand eine grosse Pestepidemie grassiert hatte, die von dem Erzbischof und Cardinal Grafen Carlo Borromeo, der mit der grössten Aufopferung sich der Kranken annahm, den Namen: „die Borromeische Pest“ erhalten hat, brach dann

eine auch weiter ausgedehnte Pestseuche herein, die indessen Nord-Deutschland nur in einzelnen Fällen berührt hat.

Auch im 17. Jahrhundert herrschte in Mailand, wie Alessandro Manzoni in seinem Roman: *I promessi sposi* meisterhaft beschreibt, eine furchtbare Pest, die aber auf Nord-Italien beschränkt blieb.

Die dritte grosse Beulenpest-Epidemie traf Europa im Jahre 1598 und hat auch die Mark Brandenburg arg mitgenommen. Alte Chronisten nennen dieses Jahr 1598 als in der Mark ein von der Pest sehr anreisiges Jahr und das nicht ohne Grund, denn in diesem Jahre starben in der Neustadt Brandenburg 1809 Personen an der Pest „welche sich auch schon im vorigen Jahre etwas merken lassen und in diesem zwar zu Anfang sich nicht sonderlich hervorgethan, aber mense Augusto und Septembri so stark um sich begriffen, dass man täglich 20, 30, auch wohl 40 Todte gezählet.“ In Treuenbrietzen starben 1598 in ganz kurzer Zeit 40 Menschen. In Straussberg ist 1598 nicht allein der Kaplan, sondern auch der märkische Geschichtsschreiber Angelus gestorben, welches er auch auf der Kanzel vorher gesaget: „es schiene die Hoffnung an, die Seuche werde sich legen, er aber würde der letzte sein, so daran sterben würde“ welches auch erfolget.

Mittenwalde hatte den Verlust von 673 Personen zu beklagen, Bernau verlor 1137 Personen an dieser schrecklichen Krankheit. Auch in Müncheberg sind über 1000 Menschen gestorben.

Friedeberg wurde ebenfalls um diese Zeit von der so häufig auftretenden pestilenzialischen Krankheit wieder einmal heimgesucht, und den Armen in den Hospitälern wurde die Stadt verboten; ihnen dafür aber für 20 Gr. Brot aus der Hospitalkasse verabreicht. Die Hospitäler (Armenhäuser) befanden sich damals ausserhalb der Stadt, vor den Thoren.

Das die Pest 1598 auch in Berlin stark grassiert haben muss, geht daraus hervor, dass unser Kammergericht, der höchste märkische Gerichtshof, nach Neu-Ruppin verlegt werden musste, wie eine handschriftliche Chronik jener Zeit berichtet. Diese Verlegung geschah auf besonderen Befehl seiner Churfürstlichen Durchlaucht, Herrn Johann Sigismunds.

Doch blieb Neu-Ruppin auch nicht seuchefrei und bis zum Januar 1599 sind dort 193 Personen gestorben. Später, im Jahre 1611 wurde das Kammergericht, auch wegen Pestgefahr, nach Bernau verlegt, wo die Sitzungen im Rathause abgehalten wurden.

Der alte Chronist Philipp Jacob Schmidt schreibt 1736 in seinen „*annales Berolinenses*“ über verschiedene Pestepidemien zu Berlin folgendes: Im Jahre 1546 grassierte die Pest zu Berlin und sind daran 3000 gestorben; im Jahre 1576 ist zu Berlin und Cöln im Frühjahr und Herbst ein grausamlich pestilenzialisches Sterben gewesen, so dass

etliche Tausend darin aufgegangen. 1588 grassierte abermals zu Berlin die Pest sehr heftig. Im Jahre 1610, um Martini nahm sie in Cöln in eines Brauers Baltzer Schultzens Hause den Anfang; der Eingang von der Strasse zu ihm wurde verboten. Weil aber die Nachbarn dennoch hinten zu besagter Brauerei hineingestiegen, so haben sie sich in der ganzen Stadt infiziert, dass damals 1200 in Cöln und 800 in Berlin gestorben. Ein ehrbarer Rat hatte zwar auf dem Mühlendamm ein Vorwerk erbaut, um die Passage nach Cöln zu verhindern, allein es half wenig; und als der Cölnische Rat auch 2 Gegenthore dahin bauen lassen, haben die Bürger zu Berlin selbige weggeschlagen, worüber bald Mord und Todschatz entstanden wäre.

Samuel Buchholz in seiner 1765 erschienenen „Geschichte der Kurmark Brandenburg“ giebt an, dass während des 30jährigen Krieges im Jahre 1636 die Pest ganz unbeschreiblich die Mark mitgenommen habe.

In Stendal, in der ganzen Altmark wütete eine grausame Pest, die an einigen Orten manchen Tag 30—40 Menschen hinwegriss.

Der nordische Krieg von 1709 zwischen Karl XII und Peter dem Grossen hatte in Polen unter den feindlichen Heeren die Pest erzeugt und ward von diesen, die die preussischen Landschaften nicht schonten, auch hierher gebracht, so dass sie zu Elbing, Königsberg und auf dem platten Lande gewaltig aufräumte und in Preussisch-Littauen fast alles verwüstete. 1710 hörte das Uebel von selbst auf.

Der grosse Kurfürst hatte 1685 ein Collegium medicum eingerichtet und Kurfürst Friedrich III. gab 1694 eine Medizinal-Ordnung heraus. Als daher 1708 die Pest in Polen anfang sonderlich unter den Juden aufzuräumen, die man deswegen daselbst verjagte, ward sogleich Anstalt gemacht, dass sie (die Pest) nicht über unsere Grenzen eindringen möchte, und daher verboten, keine fremden Juden, Bettler oder Zigeuner über dieselben zu lassen.

Von ältern Schriftstellern giebt Dr. Moehsen, damals Kreisphysikus im Teltowschen Kreise, in seiner „Geschichte der Arzneiwissenschaft in der Mark Brandenburg“, welche 1781 erschienen, ganz ausführliche Nachrichten und wenn auch mit den heutigen wissenschaftlichen Ergebnissen der neuesten Forschungen nicht alles übereinstimmt, so sind sie immerhin sehr beachtenswert. Er sagt:

Die Pestseuchen sind gemeinlich Folgen einer vorhergegangenen Hungersnot, so durch verwüstende Kriege oder auch Misswachs entsteht. Die Obrigkeiten sorgten ehemals nicht durch Anlegung von Korn-Magazinen für den Unterhalt und das nötige Brot und Saatkorn der Untertanen in teuren Zeiten. Die Polizei war unbekannt. Wenn Seuchen in der Nachbarschaft wüteten, so wusste man nicht Anstalt zu treffen, um deren Ausbreitung abzuhalten. Die Menschen wohnten mit dem Vieh zusammen in engen und niedrigen Stuben. Die Reinlichkeit

der Städte und Höfe wurde verabsäumt, die Gassen waren so wie die Wohnungen enge und schmutzig. (Ich bemerke hierzu, dass es erst unter dem grossen Kurfürsten den Bürgern von Berlin und Köln verboten wurde, ihre Schweinekoben unter ihren Fenstern auf der damals noch ungepflasterten Strasse anzulegen).

Wenn auch vernünftige und in der Physik erfahrene Männer da gewesen sind, welche den obrigkeitlichen Personen und Magistraten hätten an die Hand gehen können, so waren doch letztere aus Mangel der nötigen Wissenschaft und verbesserten Einsicht nicht fähig, guten Rat zu fassen und anzunehmen, sonst hätten viele Tausend Menschen durch ihre vereinigte Hülfe nicht allein von der Wut der Krankheit, sondern auch von den dabei vorfallenden, grausamen und von der Obrigkeit selbst begünstigten Verfahren können errettet, und die Seuche selbst mehr eingeschränkt werden. So aber war schon alles zu sehr gewöhnt, blindlings den Lehren der Geistlichen zu folgen, die gesunde Vernunft gefangen zu nehmen, oder sie vielmehr niemals anders als unter jener ihrer Leitung zu gebrauchen. Die Geistlichkeit sehe sowohl Hungersnot, Teuerung und Misswachs, als auch die darauf folgenden Pesten, nicht als natürliche Begebenheiten, sondern als Strafgerichte Gottes und als Züchtigungen an, die sich die Menschen wegen ihrer Sünden zugezogen hätten, Durch dieses Vorurteil verfehlten sie des rechten Weges in ihren Verordnungen.

Die Bischöfe gaben Hirtenbriefe heraus, in welchen sie das Volk nicht zu leiblichen, sondern zu geistlichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen vermahnten, weil es nach den Worten David's besser sei, in die Hände des Herrn zu fallen als in die Hände der Menschen. Es wurden Gebete vorgeschrieben und der Heilige benannt, an den sie sich wenden sollten, um Ablass von ihren Sünden und dadurch Hülfe und Befreiung von der Pest zu erhalten. Ja sogar die physischen Hilfsmittel wider dieses Übel wurden als Sünde und Verführungen wider Gottes Strafgericht verworfen und gänzlich verboten. Es mussten die Menschen dieses Zeitalters die Bequemlichkeit, den Verstand ungebraucht zu lassen und von anderen geführt zu werden sehr teuer bezahlen. Es war ein gewöhnlicher Kunstgriff der Geistlichen, dass sie die Gemüter der Menschen in einer beständigen Furcht erhielten, um sie in ihrem Thun und Lassen ungewiss zu machen, damit sie sich ihren Führungen desto unumschränkter überliessen. Der Aberglaube und die Vorurteile der Geistlichen machten, dass sie viele natürliche Begebenheiten als sichere Vorherverkündigungen der göttlichen Strafgerichte ansahen. Nordschein (Nordlichter) und Kometen wurden zu göttlichen Offenbarungen gemacht; Auswürfe der Schmetterlinge oder Papilliones setzten ganze Länder in Schrecken und Trauer. Sie machten das Volk durch das beständige Predigen über diese Luftzeichen und

deren Deutung verzagt, dass es im Falle der Not alle menschliche Hülfe verabsäumte, weil sie die Abwendung der Seuchen, das Flüchten und die Absonderung und das Einhalten der Pestkranken für unerlaubt und dem göttlichen Willen entgegen hielten. Das Volk wurde bange gemacht, dass die Strafen Gottes sich verdoppeln möchten, wenn sie dessen Züchtigungen ausweichen wollten. Dahingegen liefen Gesunde und Kranke haufenweise zu den Altären und Bildnissen der Heiligen in Kirchen und Kapellen, fielen davor nieder, beteten stundenlang nebeneinander und letztere die Kranken wurden oft tot hinausgetragen und erstere die Gesunden angesteckt. Halbtote Pestkranke rafften ihre letzten Kräfte zusammen, und, um selig zu sterben, schleppten sie sich in den häufig durch alle Gassen angestellten Prozessionen mit, bis sie tot danieder sanken. Wie man endlich bemerkte, dass das freie Herumgehen der Pestkranken die Seuche entsetzlich vermehrte, so fiel man auch in diesem Lande an einigen Orten aus Unverstand in eine ausserordentliche Grausamkeit, in der Absicht, die schädliche Gemeinschaft der Gesunden und Kranken zu verhüten. Sobald wie die Pest in einem Hause ausbrach, wurden Thüren und Fenster vernagelt, auch wohl vermauert. Die Kranken starben und die darin befindlichen Gesunden mussten für Hunger, Kummer und Gestank mit umkommen.

Die Obrigkeiten, welche zu der Zeit selbst nicht dachten, sondern den Einsichten und Leitungen der Geistlichkeit blindlings folgten, überliessen Menschen, Städte und Länder dem Schicksal. Weil Gott und die Heiligen nicht helfen wollten, so war weiter keine Hülfe mehr.

Die Grausamkeiten, die zu Pestzeiten gestattet wurden, waren ganz unmenschlich und abscheulich. In Pesten, die lange anhielten, wurden die Menschen hier in der Mark des öfteren Begrabens müde. Man nahm nicht allein die Toten, sondern auch, um sich die vielen Gänge und Führer zu ersparen, selbst die mehr für Hunger als Pest entkräfteten Lebendigen, so noch hätten errettet werden können, und warf sie nebst den Toten zusammen in dazu verfertigte grosse Gruben und liess sie darin umkommen oder verscharrete sie lebendig. —

In diesem Tone fährt Moehsen noch weiter fort, die Geschichte der Pest in der Mark Brandenburg zu schreiben, und wenn auch ein Zweifel an seiner Wahrheitsliebe nicht erlaubt sein kann, da er alles durch Stellen aus zeitgenössischen Schriftstellern beglaubigt, so geht doch eines daraus hervor, dass er jedenfalls kein Freund der Geistlichkeit gewesen ist, denn er macht sie für alles das allein verantwortlich, was sich auch ohne besonderes Zuthun der Geistlichkeit aus dem ganzen Geist der damaligen Zeit erklären lässt, wo die Geistlichkeit ebenso wie die übrige Menschheit unter dem Druck der Unwissenheit dahinlebte. Wissenschaftliche Forschungen über Krankheit, deren Erreger und Bekämpfung hatten damals noch nirgends stattgefunden; nur die rohe

Empirie leitete die wenigen, die sich, ausser den vielen Quacksalbern, mit Heilen befassten, und von wissenschaftlicher Volkshygiene war vollends keine Rede. Der Geistliche war damals, wie ja jetzt noch oft auf dem Lande, der erste, der um Rat und Hülfe angegangen wurde, und des Geistlichen Hauptmittel für alles Übel, leiblich wie geistig, war das Gebet zu den Heiligen.

Auf den folgenden Seiten schildert Moehsen dann die furchtbaren Verirrungen, welche die Pestseuche in den Gemüthern der Menschen hervorbrachte; die grausamen Juden-Verfolgungen, die hier in der Mark ebenso gräuelvoll stattfanden, wie in der ganzen übrigen westlichen Welt:

Die Juden, dieser an sich nur kleine Teil der grossen semitischen Rasse, hatten nach Zerstörung ihres heimatlichen Reiches und ihrer Zerstreung über Europa, sich den allgemeinen Hass der arischen Völker zugezogen, so dass sie überall zu willkommenen Sündenböcken für eintretende grosse Übel gemacht wurden. Das Vorurteil, dass die Pest bloss eine Strafe Gottes sei, hatte sich im Laufe der Zeit gemindert und nun mussten böse Menschen die Schuld tragen. Die grosse Pest, welche 1341 anfang und bis zum Jahre 1357 fort wütete, wurde den Juden Schuld gegeben und deren Verfolgung mit entsetzlicher Grausamkeit und unter Genehmhaltung der meisten Obrigkeiten und fast der ganzen Geistlichkeit beschlossen und veranstaltet. Und wenn die Juden erst an einem Orte angeklagt wurden, dass sie die Pest verursacht hätten, so ward solches überall für wahr angenommen und ihr Verderben auch an anderen Orten beschlossen. Bei den gerichtlichen Untersuchungen fing man mit falschen Beschuldigungen und Martern an, und dieses war hinreichend das Geständnis der abscheulichsten Bosheiten von ihnen auszupressen und solcher Bosheiten, an welche die Juden sicherlich nicht gedacht hatten. Man beschuldigte sie, dass sie aus Hass gegen die Christen die Brunnen und Flüsse vergiftet hätten und bedachte nicht, dass sie selbst daraus trinken mussten. Es geschah, besonders in vorgedachten Pestjahren, dass sie nach der eigentlichen Bedeutung vogelfrei erklärt und von einem jeden, der boshaft und grausam genug war, in der Wut und heiligem Eifer ermordet, auch ausgeplündert und nackend fortgejagt wurden. In der Mark ging es den Juden nicht besser als in dem übrigen Deutschland, ohnerachtet sie in diesem Lande vorzüglich begnadigt worden. Die Juden waren bereits unter der Regierung der askanischen Fürsten und auch noch in der Zeit, wie die Markgräfin Agnes die Altmark besass (nach 1319, dem Tode Waldemars, ihres Gatten), als Einwohner dieses Landes und als reiche Leute beschrieben. In Stendal hatten sie seit 1293 das Bürgerrecht erworben, und konnte solches auch jeder Jude erlangen, der 10 Mark Silber im Vermögen hatte, wovon er den Markgrafen jährlich 1 Loth

von der Mark Schutzgeld geben musste. In Brandenburg und Prenzlau hatten sie schon vor 1319 das Bürgerrecht erworben und durften daselbst eigene Häuser kaufen und bauen. Unter der Regierung des ersten bairischen Markgrafen mehrte sich deren Zahl so dass sie in den Städten ganze Strassen anbauten. Bei Salzwedel hatten sie eine ganze Vorstadt inne gehabt, so „das Judendorf“ oder „der Perver“ genannt wurde. Sie waren gegen Zahlung eines jährlichen Zinses von 12 Mark Brandenburgischen Silbers von allem Schoss, Wachen und geistlichen Abgaben und allen bürgerlichen Pflichten gänzlich frei. Der Markgraf Ludwig der Ältere nennt sie in einem Freiheitsbriefe von 1341 seine „lieben Kammerknechte“ und giebt ihnen den Titel „weise bescheidene Leute“, einen Titel, der sonst nur in den Urkunden dieser Zeit den Magistraten gegeben wurde.

Das Vorurteil, dass die Pest blos durch böse Menschen angestiftet wurde, hatte sich nun immer weiter ausgebreitet. In den Ländern in Deutschland, wo keine Juden waren, als in Sachsen zu Leipzig, Plauen, Weyde, Wolkenstein, wie auch im Erzstift Magdeburg und in verschiedenen Städten in Schlesien, wurden die Totengräber der ärgsten Bosheiten beschuldigt, weil man vorgab, dass sie ihres Gewinnstes wegen Giftpulver und dergleichen ausgestreuet hätten. Man konnte sich nicht überreden, dass die Pest nur aus natürlichen Ursachen und aus eigener Vernachlässigung entstehen sollte. Die Verfolgung der Totengräber bemerkt man sogar noch im 16. und 17. Jahrhundert, wo man mehr Nachdenken und Einsichten den Obrigkeiten hätte zumuten sollen. So einfältig auch diese Beschuldigungen waren, weil die Totengräber gemeinlich mit von den ersten waren, welche von der Pest angesteckt wurden, so wurden diese Leute dennoch aus allen Kirchspielen zusammengetrieben, auf der Tortur zum Geständnis gebracht und nach Urteil und Recht öffentlich verbrannt. Bei einer solchen Begegnung fand sich niemand, der die an der Pest Verstorbenen begrub, und es wurde durch der unbegraben gebliebenen Leichname Fäulnis und Gestank das Unglück noch mehr vermehret und die Pest weiter ausgebreitet.

Es würde bei diesen Umständen die Frage sein: ob die Unvernunft und die Blindheit der Geistlichkeit und der an die Worte der Gesetze festgenagelte Verstand der sich weise dünkenden Rechtsgelehrten dieser Zeit nicht eine grössere Strafe Gottes als die Pest selbst war.

Klagen solcher Art finden sich in fast allen Schriften über die Geschichte der Medizin, welche im 17. und 18. Jahrhundert herausgekommen sind, und wir können nicht umhin, sie als begründet anzunehmen, zumal wenn wir den damaligen Stand der medizinischen Wissenschaft mit der Fülle ernster Arbeit vergleichen, die im gegenwärtigen Jahrhundert, und besonders in den letzten 50 Jahren auf wissenschaft-

liche Erforschung der Krankheitsursachen und deren Bekämpfung aufgewendet wird. Als Curiosum möchte ich noch eine kleine Erzählung vortragen, von Wilhelm Raabe, die der bekannte Schriftsteller, in seinem 1869 erschienenen Roman: „Der Schüdderump“ in der Einleitung giebt.

Er, der Verfasser kommt in eine kleine Stadt am Nordharz und langweilt sich während der vierstündigen Pause des Pferdewechsels ganz entsetzlich. Der Wirt des Gasthofes, wo er abgestiegen, schüttelt auf seine Frage: ob es gar nichts Merkwürdiges in dem Städtchen zu sehen gäbe, traurig mit dem Kopf. Da sagt ein kleiner, schwarz gekleideter Mann, der in der Nähe sitzt und zugehört hat, leise und schwermütig zu ihm:

Wir haben auch noch einen Schüdderump. Ein Schüdderump? Was ist ein Schüdderump? sagt der Erzähler, von dem Worte angezogen.

„Gehe der Herr nur mit mir; ich bin der Totengräber“, erwidert der kleine Schwarze, und führt ihn auf den Kirchhof, wo neben der Amtswohnung des Totengräbers ein uraltes steinernes Gewölbe steht, abgesperrt durch eine rostige, schwarze, eiserne Gitterthür. Diese Thür schliesst der Schwarze auf, deutet in den dunkeln Raum, und spricht unheimlich hohl: „Da steht er!“ und mit ebenso unheimlichem Behagen fügt er hinzu: „und jedermann muss sagen, dass es eine grosse Merkwürdigkeit ist und für jedes Mausoleum eine grosse Ehre wäre.“

Da stand er wirklich, ein hoher schwarzer Kasten, auf zwei Rädern mit einem halb erloschenen weissen Kreuz auf der Vorderwand und der Jahreszahl 1615 auf der Rückwand.

Mein Begleiter legte zärtlich die Hand darauf und sprach:

„Trete der Herr nur näher! Man sagt, es sei der einzige in der ganzen Welt. Anno 1665 ist er zum letzten Male gebraucht worden. Sieht der Herr, so!“

Und der Bursche zog den Kasten herum, schlug einen Riegel weg, und die abscheuliche Maschine that einen Ruck, und kippte über und schüttete eine imaginäre Last von Pestleichen in eine ebenfalls imaginäre Grube.

Zum Schluss dieses Vortrages möchte ich aber, zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, noch anführen, dass ich und wie ich wohl annehmen kann, alle meine ärztlichen Berliner Kollegen, besonders die seit den siebenziger Jahren dieses Jahrhunderts ausgebildeten, unter dem Eindruck der Seuchenfreiheit von Berlin stehen, so dass man fast zu der Ansicht verführt werden könnte, dieser Zustand habe immer geherrscht. So sehr haben die höchst umfangreichen und kostspieligen Assanierungsarbeiten unserer Kommune gewirkt; vorzugsweise die Kanalisation, welche alle Senkgruben auf den Höfen überflüssig machte, die Wasserleitung, die Beseitigung sämtlicher Rinnsteine, die Asphaltierung und strengste Durchführung der Strassenreinigung u. s. w. Der früher endemische Abdominaltyphus ist fast verschwunden, auch die exanthe-

matischen Krankheiten, wie Scharlach und Masern haben sehr abgenommen, und die in Folge der letzten Kriege hierher verschleppten Pocken und Cholera treten nur vereinzelt auf. Influenza grassiert leider jetzt in ganz Europa. Ich schliesse demnach mit dem innigen Wunsche, dass unsere liebe Vaterstadt Berlin auch für alle Zukunft von der schrecklichen Seuche der Pest, sowie von allen anderen Seuchen befreit bleiben möge und mit der frohen Meinung, dass auch Aussicht dazu ist.

Dr. C. Maass.

Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache.

Von Otto Pniower.

Die erste in Berlin gedruckte Zeitschrift war eine französische. Sie erschien in den Jahren 1696—1698 und war von Etienne Chauvin herausgegeben. Zehn Jahre später trat die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache ans Licht. Auch ihr war nur ein kurzes Dasein beschieden. Sie war eine Monatsschrift. Das einzelne Heft kostete 12 Gr. Sie begann im Jahre 1708 zu erscheinen und dauerte bis zum Juni des folgenden. Dann verfiel sie einem Censurverbot. Ein vollständiges Exemplar dieser Monatsschrift besitzt meines Wissens nur die Breslauer Bibliothek. Unsere königliche besitzt ein defektes, das vom ersten Jahrgang die drei ersten Hefte und vom zweiten das erste enthält. Dem Märkischen Provinzialmuseum gelang es vor einiger Zeit, den vollständigen ersten Jahrgang zu erwerben. Ein eben solches Exemplar besitzt die Bibliothek des Gymnasiums zum neuen Kloster in Berlin. Die Zeitschrift führt den Titel: Der von Seiner Königl. Majestät in Preussen Allergnädigst privilegierten Curieusen Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten, Erster Jahrgang von MDCCVIII. Durch R. Oe. Zum Nutzen und Ergötzen. Unter Praesenten sind Geschenke zu verstehen, wie sie der Herausgeber selbst einmal wenig geschmackvoll mit einem makkaronischen Namen „Schenkagen“ nennt. (S. 262). Sein Name erscheint nur einmal auf dem für den zusammengehefteten Jahrgang bestimmten Titel und nur mit den Anfangsbuchstaben. Er hiess Oelven. Weshalb und mit welchem Recht sein Vorname hier mit R. bezeichnet wird, ist mir dunkel. Er wird sonst durchweg Christoph Heinrich genannt. Er war ein Litterat, der sich seiner Zeit auch sonst bekannt gemacht hat. Doch erlosch sein Ruf sehr rasch. Von seinen schriftstellerischen Leistungen hat sich nur wenig erhalten. Sein Zeitgenosse Ancillon spricht von einer beträchtlichen Anzahl von Bänden, die er verfasst hat (S. 113 der Praesenten). Oelrichs (Beyträge zur Brandenburgischen Geschichte S. 292) zählt seine Schriften, wenn auch unvollständig, auf. Er selbst erwähnt ein sonst

nicht genanntes Specimen Terrae novi regni, das er geschrieben habe (Praesente S. 107) und gedenkt (ibid. S. 44. Bd. 2. S. 19) eines Kriegstheatrum, einer Historia Naturalis Marchiae und anderer Werke, die er plante, aber nicht vollendete. Ein bisschen Renommisterei muss man bei der Ankündigung dieser Werke freilich wohl in Anschlag bringen. La Croze (Entretiens sur divers sujets, Köln 1740 S. 241) berichtet von deutschen Satiren, die Oelven gegen ihn geschrieben habe. Eine andere gegen ihn gerichtete, lateinische Streitschrift (Philosophia in cunis de Genio Saeculi XIII ad mentem et modulum Harduini, contra autorem Gallum Pantomastigem Prolusionum prima etc.) scheint nicht zum Druck gelangt zu sein. Auf uns gekommen sind ausser der Monatsschrift nur ein paar deutsche Gedichte, die im Anhang der 9., 1809 in Berlin erschienenen Ausgabe der Gedichte des Freyherrn v. Canitz abgedruckt sind, sowie ein im Besitz des Märkischen Museums befindlicher poetischer Text zu einer Art Oratorium auf den 53. Geburtstag König Friedrichs I v. J. 1709 (Des Preussischen Zions Danck- und Jubel-Opffer Am Geburtstage Sr. Königl. Majestät etc. Den 12. Julii 1709, Cölln an der Spree Ulrich Liebpert). In Musik gesetzt ist das Oratorium von M. Gravius, Music-Direct. Endlich existiert von einer kleinen, gegen den bekannten französischen Kritiker Bayle gerichteten, in französischer Sprache abgefassten Schmähschrift Oelvens „Über eine historische Begebenheit, welche das durchlauchtige Haus Brandenburg angehet“ eine von Oelrichs gefertigte deutsche Übersetzung (Oelrichs Beyträge S. 297 ff.). Von Oelvens Originalschriften besitzt unsere königliche Bibliothek ausser dem verstümmelten Exemplar des Praesenten keine einzige.

Übrigens beabsichtigt Dr. L. H. Fischer, wie er im zweiten Band unseres Archivs, in den Anmerkungen zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel des Rektors Joh. Leonhard Frisch mit Leibniz mitgeteilt hat, eine Monographie über Oelven auf Grund neuen Materials. Das Beste über ihn hat der bekannte Historiker Wilh. Giesebrecht, der Verfasser der Deutschen Kaisergeschichte, vor länger als 50 Jahren geschrieben, als er in einem Aufsatz im 6. Bande der Schmidtschen Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte die geistreiche Hypothese wagte, dass der unbekante, seit langem gesuchte Verfasser der Weissagung von Lehnin unser Christoph Heinrich Oelven sei. Nach ihm hat Guhrauer manches über ihn ermittelt. Im zweiten Band der Zeitschrift „Bär“ (S. 185 f.) veröffentlichte George Hiltl einen inhaltreichen Aufsatz über den Berliner Litteraten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Eine Charakteristik der Praesenten giebt Ludwig Geiger in seinem Werke „Berlin 1688—1840“ Bd. 1 S. 141 ff. Alle Darstellungen habe ich in den folgenden Ausführungen benutzt, vieles jedoch, besonders einige bezeichnende Züge in der Schilderung des Wesens der Zeitschrift, absichtlich unberücksichtigt gelassen, um Wiederholungen zu vermeiden.

Auch über sein Leben ist uns bisher wenig überliefert. Er war vielleicht der Sohn jenes Gottlieb Heinrich Oelven, der im Jahre 1656 als Sekretär der Geh. Kanzlei in Berlin erwähnt wird (Küster, Altes und neues Berlin 3, 331), und sein Vater stand vielleicht im Dienst des Grafen von Wittgenstein, als dieser als Gesandter Brandenburgs im Münster an den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden teilnahm. (Bär 2, 185). Er wurde Offizier und nahm als Rittmeister seinen Abschied. Vielleicht zwang ihn Krankheit dazu, da er später gelähmt war und auf Krücken ging. Er war viel im Ausland, in Frankreich und Holland, wie aus vielfachen Anspielungen auf diese Reisen in seinen Schriften hervorgeht. Seine Bildung war nicht gewöhnlich. Dass er das Französische wie seine Muttersprache handhabte und in ihr schrieb, will zwar in der damaligen Zeit nicht viel besagen. Er war aber auch ein guter Lateiner. Auch des Hebräischen scheint er kundig gewesen zu sein. Sein deutscher Stil ist für seine Zeit gewandt und kräftig. Er war Mitglied der Berliner Akademie, verlor jedoch später seinen Sitz. (Archiv der Brandenburgia 2, 33). Er hatte sich missliebig gemacht durch eine leidenschaftliche Polemik, in die er mit einem Kollegen in der Akademie, La Croze, geraten war, dem katholischen Renegaten, der, nachdem er den Benedictiner-Orden verlassen hatte und zur reformierten Kirche übergetreten war, in Berlin eine angesehene Stellung in der Gelehrtenwelt wie bei Hofe erlangt hatte. Aber sein Verhalten gegen La Croze war wohl nicht das einzige, was man ihm zum Vorwurf machte. Er scheint noch mehr auf dem Kerbholz gehabt zu haben. In einem, in unserm Archiv Bd. 2 S. 12 ff. abgedruckten Schreiben an Leibniz sagt Joh. Leonh. Frisch von ihm: „aber dergleichen Leuthe sind ulcera“ (Geschwüre) und keine Zierden einer Societät“. Die Akademie war es auch, die Oelven verbot, ferner etwas ohne Censur drucken zu lassen und die sich zuletzt genötigt sah, der Fortsetzung seiner Zeitschrift das imprimatur zu versagen. Oelven scheint die Ausstossung aus der Akademie nicht ruhig hingenommen zu haben. Aus einem Brief Leibnizens an La Croze wissen wir, dass er gegen die Societät eine Klage eingereicht und ihr zum Vorwurf gemacht hat, 70 000 Thaler, die durch den Vertrieb von Kalendern gewonnen worden seien, im Kasten behalten zu haben.

Oelven war offenbar eine leidenschaftliche, schmähsüchtige Natur, ein Pamphletist von nicht eben gutmütiger Art und von rücksichtsloser Schroffheit. Sein ganzer Hass galt den Vertretern des Skepticismus in der Wissenschaft, jenen Anhängern der eben entstehenden Aufklärungsepoche, die hauptsächlich von der Kritik des Überlieferten, von der Anzweiflung des bisher Gültigen die Fortschritte der Wissenschaft erwarteten. Der Hauptrepräsentant jener wissenschaftlichen Richtung, deren Gipfel später die Namen Voltaire und Lessing bezeichnen, war

um die Wende des 18. Jahrhunderts der Franzose Bayle, der Verfasser des berühmten Gelehrtenlexikons, der, als Oelvens Zeitschrift zu erscheinen begann, nicht mehr unter den Lebenden war. Er war am 28. Dezember 1706 gestorben. Oelven griff ihn noch zu seinen Lebzeiten im Jahre 1705 in der schon erwähnten Streitschrift an, in der er ihm die in seinen Augen ungeheuerliche Behauptung vorrückt, dass Germaine de Foix, die verwitwete Gemahlin des spanischen Königs Ferdinand, unstandesgemäss heiratete, als sie einem brandenburgischen Markgraf Johann die Hand reichte. Er verfährt dabei mit einer in der an Ausschreitungen gewiss nicht armen Geschichte der wissenschaftlichen Polemiken ungewöhnlichen Zügellosigkeit. „Es darf Bayle nicht befremden, sagt er, wenn redliche Seelen ihn als einen Unseligen betrachten, welcher gleichsam von der christlichen Gesellschaft ausgeschlossen ist und niemals anders handelt, als nach den Willen seines Götzen, des Urhebers des Bösen.“ (Oelrichs a. a. O. S. 297). Er wirft ihm vor, dass er die christlichen Wahrheiten durch Einführung der Lehren des Teufels auszurotten bemüht sei. Auch Bayles Anhänger La Croze fasst Oelven in der Polemik nicht gerade mit Handschuhen an. Er ruft ihn an (Praesente S. 71): „Es ist wahr, mein gelehrter, aber nur Philosophischer oder Grammatikalischer Kaldaunenschlucker“ und ermahnt ihn, „die Gutthaten der Teutschen, die ihn aus dem Staub errettet und ein reichliches Stück Brod zugeworfen haben, zu erkennen.“ An anderen Stellen (Praesente S. 34. 35) nennt er Bayle einen „libertin, scepticus und gar Atheist“, seine Anhänger, „Ertzspötter, Giftmischer u. ä.“

Oelven trieben zu diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen gewiss zunächst persönliche, ja unlautere Motive. Denn sein Character war nicht eben makellos. Züge von Unehrllichkeit und unreiner Eitelkeit weist Giesebrecht in seiner erwähnten Abhandlung nach (a. a. O. S. 450 und 464). Auch hielt er seine litterarische Beschäftigung nicht frei von egoistischen, geschäftlichen Zwecken. Viele seiner Schriften verfolgen das Ziel, ihm die Gönnerschaft einflussreicher Personen und klingende Belohnung zu verschaffen. Man muss diesen Zug freilich historisch verstehen und nicht nach den heutigen Begriffen litterarischer Ehre beurteilen. War doch die Poesie damals überwiegend Gelegenheitsdichtung im schlechtesten Sinne des Wortes und zur Vermittlerin schnöden Gelderwerbs herabgesunken. Es war die Blütezeit der schmeichelnden Hofpoesie. Es mögen bei Oelven also bei seiner Bekämpfung der Aufklärer persönliche Motive mitgewirkt haben, gleichzeitig aber stand er in einem schroffen, innern Gegensatz zu den Vorkämpfern jener skeptischen Richtung in der wissenschaftlichen Forschung. Er war religiös, tief gläubig und von einem verschwommenen Mysticismus erfüllt. Die Überlieferung der Bibel war ihm ein unantastbares Heiligtum. Er schwärmte fürs Mittelalter, für die Herrschaft des alten deutschen

Kaisertums. Das dreizehnte Jahrhundert erschien ihm als die Epoche glänzendster Bildung. Alles fremde, besonders das französische Wesen war ihm verhasst. Gegen die geistige Herrschaft, die damals die französischen Reformierten in Berlin übten, lehnte er sich auf. Ein Mann von dieser Gesinnung musste den Vertretern der französischen Aufklärung, die nur das für wahr hielten, was ihr Verstand begriff, gram sein. Seine bigotte Gläubigkeit musste in allen Deisten oder Atheisten Handlanger des Teufels erblicken.

Oelven nahm ein trauriges Ende. Nicht lange nachdem das Verbot gegen seine Zeitschrift ergangen war, verfiel er in Wahnsinn. Er starb in grösster Dürftigkeit, etwa um 1725.

Dieser Mann also gab die erste Berliner Zeitschrift heraus. Er gab sie übrigens nicht bloss heraus in dem Sinne, wie heute ein Redakteur eine Zeitschrift aus den ihm meist in grösserer Masse als ihm lieb ist, zuströmenden Beiträgen der verschiedensten Mitarbeiter zusammenstellt, sondern er schrieb sie ganz und gar selbst. Seine ausgesprochene Bitte an die Leser, ihn mit Material zu versehen (Praesente S. 58 f.) verhallte ungehört. Daraus ergab sich schon eine selbst für die übermässig geduldigen Leser, als die wir uns die Menschen des siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts zu denken haben, todbringende Eigenschaft der Zeitschrift: Mangel an Mannigfaltigkeit, deutlicher gesagt: Langeweile. Sie herrscht in ihren Blättern mit bleierner Kraft und Sie dürfen es glauben, dass es selbst für einen Philologen, der ja alles lesen können muss, nicht leicht war, sich durch diesen Band hindurchzuwürgen.

Wenn ich Ihnen nun eine deutlichere Vorstellung von dem litterarischen Unternehmen geben soll, muss ich Sie bitten, bei der Würdigung auch hier den modernen Begriff einer Monatsschrift bei Seite zu lassen. Die Wandlung, die die Welt seit fast zwei Jahrhunderten durchgemacht hat, die Umwälzung, die das öffentliche Leben in Deutschland und namentlich in Berlin erfahren hat, wird einem besonders lebendig, wenn man diesen Erstling unseres Zeitungswesens mit einer heutigen Monatsschrift wie etwa der „Deutschen Rundschau“ vergleicht. Was heute einer Zeitschrift und wenn es die vornehmste ist, nicht fehlen darf, dasjenige Moment, das freilich am meisten zur Verflachung der Zeitungs-litteratur geführt hat, das Actuelle, nimmt in den „Praesenten“ nur einen ganz bescheidenen Raum ein. Es muss schon ein Ereignis, wie die dritte Vermählung seines Königs mit Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin sein, um Oelven zu veranlassen, eines momentanen Geschehnisses zu gedenken. Und auch dies thut er gewiss hauptsächlich um des Lohnes willen, den er für seine dithyrambische Verherrlichung erwartete und hoffentlich auch erhielt. Die Politik, die heute auch einer belletristischen Zeitschrift nicht mangelt, ist gänzlich ausgeschlossen.

Ebenso findet die Kunst in ihr keine Stätte trotz dem Titel der Zeitschrift, der ihre Berücksichtigung so gut wie die der Politik verspricht. Es ist, wie wenn dieses wichtigste Element der höheren menschlichen Existenz in der Hauptstadt des jüngsten Königreiches noch nicht Wurzel gefasst hätte. Wir wissen jedoch, dass es so um das damalige Berlin nicht stand, dass in der Stadt, in der ein Schlüter seine Meisterwerke schuf, auch der künstlerische Sinn sein Heim aufzuschlagen begann. Wenn die Praesenten nichts davon spüren lassen, so lehrt das nur, dass man sich hüten muss, die Schöpfung des armen, um das tägliche Brot kämpfenden Litteraten für ein irgend umfassendes Spiegelbild des damaligen Berliner Lebens zu halten. Nur seinem beschränkten Sinn leuchtete nicht der Genius der Kunst. Man müsste sonst annehmen, dass auch Handel und Industrie damals vor den Mauern der Residenz Halt gemacht hätten. Denn auch davon weiss die Zeitschrift nichts zu berichten.

Was enthält sie denn also?

Die Zeit, in der Oelven schrieb, war die der Raritätenkabinette. Damals legten die Fürsten, die vornehmen oder reichen Herren, jene Curiositätensammlungen an, aus denen die späteren Museen hervorgingen. Auch unsere Berliner Museen sind zum Teil aus der kurfürstlichen, später königlichen Kunstkammer hervorgegangen. Ein solches Raritätenkabinet ist denn auch unsere Zeitschrift. Bezeichnend dafür ist schon ihr Titel Curieuse Natur- Kunst- Staats- Sitten-Praesente. Und nicht bloss auf dem Titel erscheint das Wort. Auch in der Zeitung selbst begegnen wir ihm wiederholt. Wie heute der Schriftsteller, einer überlebten Mode folgend, seinen Leser als freundlichen Leser anspricht, so gebraucht Oelven als *captatio benevolentiae* die Anrede 'curieuser Leser.' S. 105 f führt er ganz im Sinne der Curiositätenkabinette ein Naturspiel oder wie er es nennt, ein Spielwerk der Natur vor: eine in der königlichen Orangerie in Oranienburg gewachsene, durch eigentümliche Warzenbildungen entstellte Pomeranze vor. Vielfach preist er ganz im Geschmack der Zeit selbst bereitete Allheilmittel an. Ausführlich ergeht er sich über die alte Panacee, das *aurum potabile*, vor dem er jedoch einem selbst erfundenen Mittel, dem hölzernen Trinkgold, den Vorzug giebt. Genau beschreibt er seine Zubereitung, nennt seine Bestandteile und preist es als ein nie versagendes Medikament gegen alle möglichen Krankheiten. Ein andermal Mal (S. 76 f.) empfiehlt er als ein unfehlbares „Remedium“ gegen das Aufbrechen von Wunden einen „feinen zu dünnem Blech geschlagenen Dukaten.“ „Es zieht alle böse Materie aus dem ganzen Körper des Menschen, wenn auch schon die Gebeine Carios wären und heilet vom Grunde aus ohne einzige andere Zuthat.“ Fast ein ganzes Heft, das erste des zweiten Jahrgangs, widmet er einer „Magenbürste“, von der er ein Abbild giebt, deren Herstellung und Anwendung er bis ins Kleinste und Unappetitlichste auseinandersetzt.

Ein abgesagter Feind ist Oelven des Kaffees oder, wie er sich ausdrückt, des Coffys. Er hält ihn für höchst ungesund und schädlich und schlägt statt seiner einen aus der gerösteten Mandel hergestellten Trank vor, für den er die Bezeichnung „Mandelade“ prägt. Auch hier giebt er umständlich die Zubereitung an und kann sich nicht genug thun in der Anpreisung seiner wohlthätigen Wirkung.

Einmal (S. 29 f.) erörtert er eingehend die Frage, ob der heiligen Kunigunde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs II., der ihr zuerkannte Ruhm der Keuschheit gebühre oder nicht. Nicolaus Hieronymus Gundling, der unbekanntere, aber tüchtigere Bruder des mehr berühmten als berühmten preussischen Historiographen, ein Schüler von Christian Thomasius, hatte ganz in der Art seiner Schule in seinen unter dem Titel *Otia* gesammelten historisch-kritischen Abhandlungen diese so eminent wichtige Frage aufgeworfen und war zu dem Ergebnis gelangt, dass die Kaiserin mit Unrecht in dem Ruf der Keuschheit stehe. Oelven bricht nun mehr ritterlich als wissenschaftlich eine Lanze für die geschmähte Frau, wobei er es jedoch nicht unterlässt, in allerlei Obscoenitäten zu schwelgen. Er entfaltet dabei eine erstaunliche Kenntnis längst verschollener Histörchen, wie es denn seiner abstrusen, polyhistorischen Gelehrsamkeit eigentümlich ist, aus den entlegensten antiken oder mittelalterlichen Schriftstellern allerlei Anekdotenkram zusammenzutragen.

Dieser Erörterung lässt Oelven (S. 36 f.) eine Mitteilung folgen, die ihm Gelegenheit giebt, seinem fanatischen Hass gegen die ‚Henkermässigen Doctoren‘ Luft zu machen. Er erzählt von einem ‚Kleinstädtischen Quacksalber‘, der in zwei Fällen im Leib zurückgebliebene Kugeln durch immer erneutes Schneiden vergeblich zu entfernen versucht habe. Nach unsäglichen Qualen, die Oelven in unheimlicher Freude am Grausigen beschreibt, seien beide Patienten gestorben. Diese Sucht zu operieren, sei um so verwerflicher, als wie er mit fetter Schrift angiebt, folgendes einfache Mittel stecken gebliebene Kugeln entferne: „Nämlich eine Kugel, so aus einem angeschossenen wilden Schweine ausgeschnitten, breit geschlagen und übergelegt, ziehet in 24 Stunden eine im Leibe des Menschen steckende Kugel heraus, wann man sich auf dieselbe Seite legt, da die Kugel steckt.“

Und von hier springt Oelven wieder zu einem ganz anders garteten Thema über. Er hatte ein Jahr vorher eine Theorie über die Entstehung der wohlriechenden Ambra aufgestellt. Er schrieb dieser aus dem Innern des Pottfisches stammenden Substanz einen selbständigen Ursprung zu und hielt sie, wie er sich ausdrückt, für ein „Lufftwerck“, für eine Art Thau, der vom Himmel fallen oder sonstwie sich bilden sollte. Ein Dr. Heinrich Anhalt hatte es gewagt, diese Ansicht Oelvens anzuzweifeln, und gegen ihn wendet er sich und zwar in der unflätigsten Weise.

Er nennt ihn nie anders als Stercutius und überschüttet ihn mit den ärgsten Schimpfwörtern. Mehr als 16 Seiten dieser Zeitschrift in klein 4^o füllt diese Auseinandersetzung. Welche Zumutung für den Leser nach unseren heutigen Begriffen!

Ich habe zuletzt, um Ihnen ein deutlicheres Bild von dem Wesen der Monatsschrift zu geben, den Inhalt einer ganzen Nummer, der zweiten des ersten Jahrganges, skizziert. Der Vollständigkeit halber muss ich noch hinzufügen, dass jener Auseinandersetzung über die Keuschheit der heiligen Kunigunde eine Einleitung vorausgeschickt ist, die ein seltsames Ragout darstellt. Sie beginnt mit einer galanten Anrede an eine ‚Madame‘. Jede Nummer zeigt diese Anrede. Einmal spricht sich Oelven darüber aus, wen er dabei im Auge habe und erklärt zuletzt Madame Fantasie für die Angesprochene (S. 99). In dieser Einleitung entschuldigt sich Oelven wegen der Angriffe, die die Damenwelt als die Trägerin der im ersten Heft geisselten, entarteten Mode erfuhr, erzählt eine Anekdote von einem spanischen Gesandten, der in Paris im Garten der Tuileries unvermutet eine Ohrfeige von einem petit maître erhalten habe und benutzt das, um eine höhnende Charakteristik dieser Klasse von Menschen, der Modegecken und Gigerln jener Zeit, zu geben. Dann erst kommt er auf die Angelegenheit der heiligen Kunigunde zu sprechen.

Ähnlich präsentieren sich die anderen Hefte. Alle zeigen den buntscheckigsten Inhalt. Eine Abgrenzung der so verschiedenartigen Stoffe ist absichtlich vermieden. Im letzten Heft des Jahres 1708, das der Hochzeit Friedrichs I. mit Sophie Luise von Mecklenburg gewidmet ist, wird mitten in der Verherrlichung der Vermählung die Frage erörtert, ob Xerxes oder Artaxerxes mit dem König Ahasver des alten Testaments identisch ist. Den Anlass dazu giebt Oelven der Umstand, dass das Königspaar mit Ahasver und Esther verglichen worden war. Und unvermutet schliesst er daran eine Tabelle zum Unterricht betreffend die Geschichte von Esdras, Nehemias, Esther, Daniel und vielen anderen Büchern der heiligen Schrift. Offenbar hält Oelven diese Mischung des Heterogenen für geistreich. Er erklärt sich zwar für einen Feind des bel esprit (Praesente S. 34), allein was man so oft zu beobachten Gelegenheit hat, dass jemand, der gegen eine Mode, eine Richtung seiner Zeit ankämpft, selber ihr unbewusst huldigt, trifft auch für ihn zu. Auch er steht im Banne einer von ihm getadelten Neigung seiner Zeit. Sichtlich strebt er nach den Lorbeeren eines eleganten Causeurs. Was er bietet, ist der naive Ausdruck dieses Strebens. Es liegen hier die ersten Anfänge des späteren Feuilletons vor, jenes heute Gott sei Dank in der Achtung gesunkenen und nicht für mehr so unentbehrlich gehaltenen Ingrediens jeder besseren Zeitung, das für um so gelungener gilt, je krauser sein Inhalt ist. Auch bei ihm kommt es darauf an, über die

verschiedensten Dinge in unmerklichen Übergängen zu plaudern, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen.

Ich würde einen wichtigen Bestandteil der Zeitung übergehen, wenn ich nicht zum Schlusse eines Auswuchses der Litteratur gedächte, der an Oelven einen besonderen Pfleger fand: des Anagramms. Was damit gemeint ist, sollen Sie an einem kurzen Beispiel, das ich der Zeitschrift entnehme, sehen. Im elften Stück der Monatsschrift (S. 221 f.) giebt Oelven ein Anagramm auf Berlin zum besten, d. h. er stellt die den lateinischen Namen unserer Stadt „Berolinum“ bildenden Buchstaben zu neuen Worten zusammen. Die beiden Worte, die sich ihm ergeben, lauten *orbi lumen* „ein Licht dem Erdkreis“ und so erblickt er darin eine Vorbedeutung der künftigen Grösse Berlins. Ein ander Mal bringt er durch Umstellung der Buchstaben des Namens des im Jahre 1707 geborenen Sohnes des Kronprinzen *Friedericus Ludovicus princeps Arausionensis etc.* das Anagramm zu Stande: *Fili, Caesar eris dux purpureusque Sionis Vincendo* d. h. „Sohn, du wirst einst Kaiser sein und durch Sieg ein Herrscher Zions im Purpur.“ Die Weissagung traf freilich nicht ein. Der Prinz starb schon ein Jahr nach der Geburt. In dem zwölften Stück, das, wie erwähnt, der Vermählung des Königs mit Sophie Luise gewidmet ist, werden auf die Namen des Bräutigams und der Braut nicht weniger als sieben Anagramme vorgetragen. Diese Art der Weissagekunst war Oelven, wie er wenigstens wiederholt versichert, eine ernste heilige Sache. Sein Zorn gegen La Croze entflammte, als dieser von ihm sagte, dass er nur ein Anagramm zu Stande bringen könne. In einer solchen glücklich gefundenen Kombination — er nennt sie *rencontre* — „muss man, sagt er (S. 64), dem Autori etwas, aber alles alles vornehmlich der Göttlichen Providenz zuschreiben.“ Von dem oben angeführten Anagramm aus dem Namen des Prinzen von Oranien, Sohnes des Kronprinzen, sagt er (S. 74): „Der Geist dieser nachdencklich versetzten Buchstaben im Nahmen des neugebohrnen Printzen ist nicht durch Speculation des Anagrammatisten entsprungen, sondern die Hand des Höchsten hat dieselbe rangiret.“ Denn, wie er an einer andern Stelle bemerkt, „Gott der alles pondere, mensura et numero gemacht und unsere Haare gezehlet hat, solte der nicht auch die Buchstaben unserer Nahmen abgewogen, und darin seine Verborgheiten geleet haben? (S. 65).“

Von einem solchen Aberglauben war derjenige erfüllt, der die erste deutsche Monatsschrift in Berlin herausgab! Diese Freude an rätselhaft-spielerischen Weissagungen, an mystisch-kabbalistischen Vordeutungen war es, die Giesebrecht bestimmte, nachdem er einmal gefunden hatte, dass die Lehninsche Weissagung nicht vor 1695 niedergeschrieben sein könne, an Oelven als ihren Verfasser zu denken. Er sprach die Vermutung aus, nachdem er nur vier Stücke unserer Zeitschrift kannte.

Ich, der ich nun den ganzen Jahrgang durchgelesen habe, muss bekennen, dass mir in den übrigen Nummern nichts begegnete, was Giesebrechts Hypothese zu stützen geeignet ist.

Ich habe mich bemüht, die Monatsschrift vom Standpunkt ihrer Zeit aus zu würdigen. Blicken wir vom heutigen auf sie zurück, wie sind wir doch seit dem vorgeschritten! Wie hat Berlin und Preussen nicht bloss auf dem Gebiete der Litteratur, nein auf allen Gebieten des Lebens gewonnen! Wir dürfen von berechtigtem Stolz erfüllt sein, wenn wir diesen Abstand überschauen. Wir wollen uns indes nicht überheben. Wer weiss, wie nach abermals zweihundert Jahren ein Mitglied der Brandenburgia möglicher Weise von derselben Stelle aus über eine heute in Berlin erscheinende Zeitschrift urteilt! Doch soll es uns wiederum recht sein, wenn er dieselbe Kluft wahrnehme, die sich uns zwischen jener Zeit und heute aufthat. Denn was kann uns erwünschter sein, als dass unser Vaterland weiter so blühe und gedeihe, wie es ihm in den verflossenen zwei Jahrhunderten beschieden war?

Kleine Mitteilungen.

Ueber die Wolfsjagden und das Jagdlaufen der Bürgerschaft in Strausberg. (Beitrag zur Geschichte der Stadt Strausberg von B. Seiffert). Keine Verpflichtung mag der Bürgerschaft des 17. und 18. Jahrhunderts un-erträglicher geworden sein, als die, im Winter bei frischem Schneefall (Newe genannt) nach Rüdersdorf zur Wolfsjagd, oder sonst bei grösseren Hetz- und Parforcejagden des Landesfürsten als Treiber mitziehen zu müssen. Tagelang vom Hause, von der Familie fern, ohne regelrechte Beköstigung, ausser was sich ein jeder an Mundvorrat mitnehmen konnte; in dem Erwerb durch Handwerk oder Ackerbau beeinträchtigt; ausser den Unbilden der Winterzeit noch mancherlei Strapazen und selbst roher Behandlung ausgesetzt sein zu müssen — in der That wäre das nach unsern heutigen Begriffen mit der Würde eines Bürgers nicht vereinbar. Und keiner sollte nach der landesherrlichen Verordnung von dieser Verpflichtung befreit sein, nicht Vermögen noch Stand davor schützen, nur ganz wenige waren ausgenommen; was Wunder, wenn man mit Kummer und Unwillen gehorsame, eine gewisse hartnäckige Dickfälligkeit bei Ausführung der Befehle bewahrte und — so oft ein geringer Schimmer von Aussicht auf Erfolg winkte — einfach strikte, um Zeit, Mühe und Geld zu sparen und die Gesundheit zu schonen.

Das umfangreiche Aktenstück im hiesigen Archiv reicht vom 1. Jan. 1652 bis zum 7. März 1769 und bietet in einzelnen Teilen so interessante Beiträge zu diesem schmerzlichen Kapitel, dass es sich wohl der Mühe verlohnt, dieselben im Auszuge zusammenzustellen zu einem charakteristischen Bilde „aus der guten alten Zeit.“

1. Wolfsjagden, Wolfsgarten. Dass vor dem 30jährigen Kriege trotz der vorgedrungenen Kultivierung des Landes in der Gegend Strausbergs Wölfe hausten, wenn auch nur in vereinzelt Exemplaren, zeigen folgende Notizen des alten Stadtbuches:

1534: 2 gr dem scheper vnd kuherdenn do vor dat sy die wulwe hebben den olden genamen

1537: 2 gr dem keue herden gewen alsse he hedde die wulffin vth genommen

1539: 4 gr dem kuhirten vnd francken geben dhun ssie mit den wulffen vmbgingen

1541: 1 gr dem kuhirten gegeben zum tranckgeld als er die wulffe hat gekregen vnd ausgenommen

Die Verödung des Landes durch den 30j. Krieg bewirkte ein Ueberhandnehmen dieses Raubgesindels, und deshalb gab der grosse Kurfürst seinen „Landjägern“ den Befehl, mit aller Energie den Wölfen nachzustellen und sie möglichst auszurotten, um das „nutzbare Wild und das Vieh der Bürger und Bauern besser zu konservieren;“ die dazu notwendigen Mannschaften wurden aus Städten und Dörfern zusammenbefohlen. Die Strausberger mussten, sowie es geschneit hatte, auch ohne besondere Aufforderung nach Rüdersdorf kommen und „mit dem frühesten zur stette sein,“ wie ein Brief vom 1. Jan. 1652 verlangt. Man liess sich aber erst nötigen.

Am 12. März 1652 schrieb der Landjäger: „Man hat gestern die Leute „umsonst erwartet und die Nacht vergebens sitzen müssen; Freitag Abend „sollten alle dazu verpflichteten Mannschaften geschickt werden, damit man „an den Wolfs Jagden, welche zu Luder traben, nicht verhindert werde, „sonst müsse es an S. Chf. D. in Cleve berichtet werden.“ —

Friedrich Wilhelm richtete von dort aus am 15. May 1652 folgende eigenhändige Weisung: „Wir sind berichtet worden, dass die wolffe in „unser Chur- und Marek Brandenburg sich sehr hauffen und grossen Schaden „überall thun sollen. Wann wir dann nöthig befinden, zu dero Vortilgung „einen Wolfsgarten in unserm Nieder Barnimschen Creyse*) verfertigen zu „lassen, und solches auch euch selbst zu gute kommen wirdt, So gesinnen „wir hiermit an euch gnädigst, die Vorfügung zu thun, damit durch die „eurige die hülfreiche handt zu Anfertigung gedachten Wolfsgarten, so in „keine consequentz gezogen werden soll, gebotten werden möge.“ —

Am 13. Febr. 1653 fordert der Landjäger vom Rat, dass die Herren „morgen Montag früh um 6 Uhr ihr Volek in Rüdersdorf erscheinen lassen „und nicht nur 6 Mann schicken, wie am letzten Sonnabend geschehen ist; „dann S. Ch. D. von Köpnick aus kommen und das Jagen mit abwarten „will. Wofern sie sich nicht besser einstellen wollen, wann wir Schnee und „Wölfe haben, so erfolget Anzeige. Die Leute sollen auf 3 Tage Brot mit- „nehmen und sollen diejenigen, so Acker haben, so wenig verschont werden „wie die andern.“

*) Wie aus späteren Schriften hervorgeht, bei Hangelsberg westlich von Fürstenwalde.

Die Säumigkeit der zur Jagd Befohlenen und die damit verbundene Gefahr, dass die Wölfe sich wieder vermehren möchten, veranlasste den Kurfürsten, die Wolfsjagden zu regeln und durch einen seiner Jagdjunker leiten und beaufsichtigen und mit dem Wolfszeug in den Ortschaften, wo Tiere gesehen würden, umherziehen zu lassen, denjenigen aber, die sich drücken würden, schwere Strafen aufzuerlegen. So lautet eine Verfügung vom 24. Febr. 1655: „Nachdem auf S. Ch. D. Verordnung Vorweiser, Dero „Jagdjuncker Andreas von Creuz den Wulffs Jagden im Rüdersdorffischen „beyzuwohnen befehligt. Als wird Dero umbliegenden Städten und Dörfern „so in die Jagd mitzulauffen schuldig, ernstlich auffgelegt, sich auff Erfordern „willich, und zwar aus jeder Stadt in drey theile der Bürgerschaft darzu „einzustellen, die Aussenbleibenden sollen durch den Landreuter zu Münch- „berg jeder auf 2 thl. iedesmal gepfendet werden, und von diesem Pfand- „gelde 2 Theile der gnedigsten Herrschafft berechnet, das 3. Theil aber „unter die aus jeder Stadt auffwartende Bürgerschaft vertheilet und ihnen „zum Vertrincken gegeben werden. Die von Adel, deren Unterthanen bey „den Jagten mit aufzuwarten nicht verbunden, werden gleichs hierdurch der „Gebühr ersuchet, in Betrachtunge die Jagten zu Conservation ihres Viehes „ebenfalls angesehen, die ihrigen Unterthanen auch dabey erscheinen zu „lassen, welches ihnen denn zu keiner consequens reichen soll. —“

Ebenso vom 7. Nov. 1655: „Nachdem die Noturft erfordert, dass die „schädlichen Wölfe, welche an Wildbrät und Vieh hin und wieder grossen „Schaden thun, bey itziger Winterszeit nach Möglichkeit gedempfet werden, „und wir zu dem ende die Verordnung gemachet, dass die Jagden in unserm „Amte Fürstenwalde mit Fleis fortgestellet werden sollen, Als ergeheth unser „Befehl hiermit an euch, das ihr, solange unser Wolfs Zeug im Fürsten- „waldischen Beritt stehet, uf des Heidereiters Pass nicht allein die bedarfende „Fuhren zu dessen Fortbringung willig hergebet, sondern auch die euch „untergebene Bürgerschaft mit Ernst dahin anhaltet, dass sie in Betrachtung „dieses zu Conservation ihres Viehes und ihrem selbst eigenen Besten ge- „reichet (sich bey Vermeidung der in unserer Holzordnung benannten Strafe „unausbleiblich gestellen, oder da sie selbst nicht erscheinen könnten, doch „keine Weibsbilder oder Kinder, sondern erwachsene Manns Persohnen „schicken sollen. —“

Als die „bisherige alte luderstelle am Hangelsberg“ nicht mehr genügte, sollten im Jahre 1656 „damit das Jagdlaufen gemindert“, mehrere neue Wolfsgärten angelegt werden, einer bei Bernau von 244 Ruthen und einer im Amt Rüdersdorf von 184 Ruthen; davon musste Müncheberg 26, Fürstenwalde 80, Amt Fürstenwalde 22, Amt Rüdersdorf 26 und Straussberg 30 Ruthen (à 1 Thl.) anfertigen lassen. — Weiteres steht über diesen Bau nicht in den Akten, es erscheint sogar zweifelhaft, ob der Bau ausgeführt worden ist. —

Nach einer kf. Verfügung vom 23. Jan. 1665 wurde der Jagt Page Hanss Fridrich Vietzthumb v. Eichstedt mit der Leitung des Wolfszeugs betraut; ihm musste in Städten und Ämtern auf 2 Pferde Futter und auf 3 Hunde Brot geliefert, auch die zur Fortschaffung des Wolfszeugs nötigen Fuhren gestellt werden. Über ihn beschwerte sich der Rat unterm 18. Febr. 1665

bei seinem Vorgesetzten, dem Ober-Jägermeister Hans Friedrich v. Oppen (in Cossenblatt*) bei Beeskow), der Jagd Page habe einem Bürger einen Ochsen abpfänden lassen, weil er am Bettage nicht zur Wolfsjagd erschienen sei. Aus der Antwort v. Oppens geht hervor, dass v. Eichstedt sich seinerseits beschwert habe, dass die Bürger nicht ordentlich zur Wolfsjagd geschickt würden und ihm in Ermangelung der Bürger die Wölfe mehrere Male durchgegangen wären. „Nun sei ihm selber allerdings persönlich „bekannt, dass der grösste Theil ihrer Bürgerschaft dürftige Leute seien; „so habe er dem Vitzthumb geschrieben, vor dieses Mal den Ochsen wieder „zurückzugeben; für die Zukunft werde aber die Säumigen doppelte Strafe „treffen.“ — Acht Tage darauf langte aber ein Brief v. Vitzthumbs an, welchen sich der Rat gewiss nicht hinter den Spiegel gesteckt haben wird; es heisst darin: „Ich hätte sie auch für solche Leute nicht angesehen, das sie mit solchen ungereimten Dingen sich besudeln würden; wäre der Ochse „noch hier, solte anders davon geredet werden, sintemal der Herr Ober- „jägermeister doch wohl bei sich ermessen, das ich keinen des Fest- oder „Sonntages in die Wolfs Jagden zwingen oder begehren werde. Es verdriesst „mich nicht wenig, das sie vor meinen guten Willen, mit faulen Fischen „umgangen, derohalben ich wohl bedacht sein werde, wie es zu vergelten!“ Sie sollten sofort welche aus ihrer Mitte zu ihm schicken, damit sie des Herrn Oberjägermeisters Befehle anhörten und wegen ihres Berichtes Rede und Antwort stünden! —

Im August 1668 theilte der Kurfürst dem Rate mit, „dass der Wolfsgarten „beym Hangelsberge sehr schadhaft und verfallen, also dass vor reparirung „desselben kein Wolf darin gefangen werden kann; weiln nun bey Erbauung „itzt gedachten Wolfgartens unser Stadt Strausberg ihr gewisses fach, (welches „sie auch in baulichen Würden zu halten schuldig) nach Ruthen Zahl (52) „angewiesen, — — so soll das fach bis Michaelis (alssda die luderung an- „gehet) unfeilbar gebaut sein.“ Bis zum 15. Oktober hatte Strausberg erst 30 Ruthen fertig, weshalb der Herr Oberjägermeister eine dringende Anforderung schickte, den Anteil am Wolfsgarten schleunigst zu vollenden.

Im Winter 1669/70 „continuierte der Besuch-Knecht Friedrich Blawrock die Wolfsjagden in den Aemtern Köpnick, Rüdersdorf, Fürstenwalde und Stansdorf;“ über die hierdurch erwachsenden Unkosten sollten die Ortschaften „ihre Rechnung nach dem Müllenhoff in Berlin berichten.“ Seitdem wurde die „halbe Bürgerschaft“ gefordert, sowie eine genaue Rolle, damit keiner ausbleiben könnte. Der folgende Jagdjunker Christ. Dietr. von Röbel bestellte die halbe Bürgerschaft nach dem Kleinen Wall**) und befreite ausdrücklich nur „den regierenden Bürgermeister, den Stadtschreiber und die Herren Geistlichen.“ (17. Dez. 1673.) —

Im Jahre 1674 reichten sämtliche Ackerleute eine Supplikation an den „Oberjägermeister v. Oppen ein: „Eigentlich hätten die Handwerker die Ver- „pflichtung, in die Wolfsjagd zu laufen: die Ackerleute dagegen die Pflicht,

*) Das sagenumwobene Schloss in Cossenblatt, auf einer Spreeinsel gelegen, war ehemals ein kurfürstliches Jagdschloss.

**) In der Nähe der Rex- und Stierschen Mühlen.

„die Fuhren zu gestellen für Fortschaffung S. Ch. D. Hofstaates u. s. w. „Jetzt hätte man auch sie zum Wolfslaufen herangezogen; es lebten aber „noch Leute, die das 70. und 80. Jahr erreicht und davon nichts wüssten. „Der Herr Oberjägermeister möchte den v. Röbel anweisen, sie damit zu „verschonen.“ — v. Oppen antwortete ihnen am 17. Sept. 1674: „Da der „Churfürst ausserhalb Landes sei, so könne ihnen augenblicklich nicht ge- „holfen werden. Die Abfuhren kämen doch nur alle paar Jahr einmal vor, „die Wolfsjagden aber müssten jährlich fortgestellet werden. Den armen „Handwerkern könne es unmöglich allein aufgebürdet werden; auch könne „den Bürgern nicht immer in jedem einzelnen Falle erst von Rüdersdorf „angesagt werden, sondern ihr Erscheinen sei selbstverständlich, daferne „neue gefallen oder Thauwetter eingetreten sei.“ —

Im Oktober 1676 musste der „Wolfsgarten im Rüdersdorfischen und „Fürstenwaldischen,“ der ganz unbrauchbar geworden war, „zur conservation „des Churfürstlichen Wildbrahts und Ambter-Viehes“ unumgänglich wieder „erbaut werden. Jeder soll, da die Saat-Zeit vorbei, sein Fach an solchem „Wolfsgarten noch vor dem Frost unfehlbar bauen und zu stande bringen —.“ Einige Jahre später übertrug E. E. Rath die Reparatur seines Faches einem Fürstenwalder Meister.

Fortgesetzte Bittgesuche der schwerbelasteten Bürgerschaft veranlassten endlich im Jahre 1680 den Kurfürsten zu bestimmen, dass fortan nur 12 Mann aus Strausberg zur Wolfsjagd zu laufen hätten, was Kf. Friedrich am 10. Sept. 1688 den Supplikanten aufs neue bestätigte, „doch ohne Consequenz;“ desgleichen verordnete eine kf. Verfügung vom 10. Nov. 1685, dass Neuanbauende auf 3 Jahr von Wolfsjagden befreit sein sollten.

Ein neues Edikt vom 14. Nov. 1688 bestimmte noch einmal, dass bei jedem Wolfszuge 150 tüchtige Männer*) aufwarten und die Jagdten mit verrichten helfen sollten; eine spätere Verfügung vom 6. Nov. 1696 betont aber, dass sich die Jagdbedienten sehr beschwert hätten, „es sei von den Beamten, Magistraten u. s. w. bisher keine behörige Assistenz geleistet worden;“ man solle bereitwilliger sein und namentlich keine Kinder und „andere miserabeln Persohnen**) schicken.“ Ausserdem wurde den „Scharf- „richtern und Abdeckern in diesem revier ernstlich anbefohlen, alles Luder „an diejenigen Stellen, so zu Luderstellen bereits angewiesen oder ange- „wiesen werden möchten, zu schaffen, auch die Wolfsgärten stets mit frischem „Luder zu versehen; in Ermangelung dessen und da das Luder anderswohin „geführt werden oder liegen bleiben sollte, sollten sie schuldig sein, vor „jedes Stück 10 thl. Strafe unfehlbar zu erlegen, davon derjenige, so es „finden wird, den vierten Pfennig zu gewarten haben soll. —“

Ladungen zur Wolfsjagd ergingen dann in den Jahren 1696, 1697, 1699, sogar 25 Mann, 1704 im Jan. und Dezbr., 1705 Jan., wobei die Zahl 12 noch einmal bestätigt wurde entgegen der Forderung des Landjägers Schlundt;

*) Natürlich nicht aus Strausberg allein, sondern aus allen zu dem Jagdbezirk gehörigen Ortschaften insgesamt.

**) Landjäger Schlundt fordert 1697 zwölf tüchtige Leute und „nicht solchene hunsfüttsche Jungens und Weip Stücker wie bishero gekommen sein.“

1707, 1711, 1712; 1705 und 1712 wurde auch der Wolfsgarten ausgebessert, im letzten Jahre musste Strausberg „9—10 Wagen mit Holzketten, Schippen, Spaten und Hacken zum Setzen und Latten zum Festmachen der Palisaten bringen.“ —

Der Rat beantragte als eine der Gegenleistungen für die Ablösung seiner Jagdgerechtigkeit im Jahre 1710 die Befreiung von den Wolfsjagden, doch wurde der Antrag wieder zurückgezogen „aus pflichtschuldiger unterthänigster devotion“. Wohl aber zeigte sich der König Friedrich Wilhelm I. bereit, den Ortschaften und Gemeinden entgegenzukommen, wenn sie eine angemessene Abfindungssumme zahlen wollten, und so fragte er denn am 8. Aug. 1714, wie man sich dazu stellte: „Nachdem bei Uns verschiedene „Clagden eingekommen, dass durch das Wolfsjagdlaufen die Handwerker „und Fabricanten in Städten von ihrer Nahrung merklich abgehalten werden „und Wir in solchem Betracht die Städte von diesem onere gegen ein proportionirliches aequivalent zu befreyen nicht ungeneigt seyn, Als befehlen „Wir von allen Städten gründliche Nachricht einzuziehen: 1. welche Wolfsjagd laufen müssen, seit wie lange und aus was für fundament. 2. wie oft „sie jährlich laufen müssen. 3. mit wie viel Personen. 4. wie viel Wölfe „seit 4 Jahren gefangen worden. 5. ob die Bürgerschaft Geld zur Ablösung „per collectam aufbringen und zu welchem quanto sie sich erklären wolle.“ —

Darauf berichtete der Magistrat unterm 9. Okt. 1715: ad 1. Darüber „hat man keine gründliche Nachricht. ad 2. Ist keine gewisse Zahl determinirt, sondern es kommt auf die Beschaffen- und Gelegenheit des Winters „und des fallenden Neyen an. Im Winter 1714/15 und 1713/14 ist gar keine „Wolfsjagd gehalten worden. Ao. 1713 sind die Bürger nur 2 Mal auf der „Wolfsjagd gewesen, auch nicht mehr Jagden gehalten worden. 1712 sind „die Bürger im Januar und Februar zu 4 Mal auf der Wolfsjagd gewesen. „Ao. 1711 sogar 7 Mal. ad 3. Jedesmal 12 Personen. ad 4. Davon hat „man keine accurate Nachricht; das aber weiss man, dass gar selten ein „Wolf gefangen worden. ad 5. Die Bürgerschaft wünscht zwar befreyt zu „werden, kann sich aber bei ihrer grossen Armuth, sowie der theuern Zeit „zu Aufbringung einer collecta nicht verstehen. Möchte ihnen aber ein „leidliches quantum vorgeschlagen werden, so würden sie sich nach ihrer „Armuth äusserst bemühen, sich dazu zu resolviren. —“ Am 10. Febr. 1716 wurde die Bürgerschaft wiederum in dieser Sache convociret und sie erklärten: „Wenn eine Confirmation darüber erteilet würde, dass sie auf ewige Zeiten „davon befreyet würden, so wollten sie gern in 2 Terminen bis zu 50 thl. „aufbringen“; doch scheint die Angelegenheit nicht spruchreif geworden zu sein, denn es findet sich darüber keine königl. Entscheidung in den Akten, ebensowenig wie auf einen zweiten Specialbefehl vom 12. Januar 1724, „wegen dieser Ablösung eine Zusammenstellung zu fertigen“. Vielmehr wurde der Wolfsgarten in Hangelsberg im Frühjahr 1721 noch einmal gründlich repariert; Fürstenwalde musste dazu 400 Mann, Müncheberg und Strausberg je 200 stellen und die Kosten halb von den Kämmereien und halb von den Bürgern aufgebracht werden.

Eine Erleichterung scheint durch die Verfügung vom 23. Jan. 1726

gewährt zu sein, wonach „allen Dorfschaften verstattet sein sollte, Wolfsgruben anzulegen; welche die Wölfe gefangen, sollten die Bälge zu ihrer „Ergötzlichkeit behalten dürfen“. Ferner bestimmte der § 3 des Wolfs-Jagd-Reglements vom 20. Jan. 1734, dass „kein Wolfszeug mehr hingeschafft werden „sollte, wo ein Wolf verspüret werde; es solle nur angezeigt werden, damit „die Forstbedienten ihn abschössen“; allein dadurch entstand mancher Übelstand, und ehe der Wolf wirklich geschossen wurde, richtete er doch noch grossen Schaden an, darum erging am 17. Okt. 1753 die Änderung dahin: „Sobald ein Bär, Luchs oder Wolf sich sehen lässt, muss es dem Wolfsjäger „jedes Districts sofort angezeigt werden, ein Jagen veranstaltet und die „nöthigen Leute sich sofort einfinden. —“

Dieser Fall trat nach den Akten am 6. Dezb. 1764 ein, wo sich der Rat beschwerte, „dass der Zeugknecht die Bürgerschaft geladen habe“; er gab (ob wider besseres Wissen?) ganz unerschrocken vor, „die Stadt habe „sich dies Privilegium ausdrücklich bei der Jagdablösung vorbehalten, von „den Wolfsjagden dispensirt zu sein“; er erhielt aber darauf den Bescheid am 10. Dezb.: „dass, da bey der Cammer-Registratur sich keine acta fänden, „woraus constiret, dass die Stadt wegen abgetretener Jagden von den Wolfsjagden dispensiret worden, Magistratus von der deshalb etwa habenden „Urkunde copiam vidimatam einzuschicken habe.“ Diese besagte nun freilich nichts von alledem, und so musste das Gesuch zurückgewiesen werden (12. Jan. 1765); dagegen wurde dem Rat anheimgegeben, dass nach § 7 des Reglements vom 20. Jan. 1734 die Tuch-, Zeug-, Strumpf- und Hutmacher, wenn „sie in Person nicht laufen wollen, Tagelöhner an ihrer Stelle gegen „Erlegung von 6 gr. pro Tag stellen können. —“

1768 am 19. Jan. mussten 24 Mann nach Kienbaum, 1769 d. 7. März 24 Mann nach Prötzel; in beiden Fällen nahm der Magistrat Leute für Geld an. Es waren die letzten Wolfsjagden; nach Perlitz' ausdrücklichem Zeugnis haben sie seitdem für die hiesige Gegend aufgehört! — (Schluss folgt.)

Die Taufe mit der Feuerspritze. Das Dorf Ratzdorf, Kr. Guben, an der Mündung der Lausitzer Neisse in die Oder, am linken Ufer beider Flüsse gelegen, war im vorigen Jahrhundert mit dem gegenüber am rechten Oderufer gelegenen Dorfe Schidlow, dem einzigen Territorialgewinn, den Friedrich der Grosse im Hubertsburger Frieden machte, eingepfarrt. Im Frühjahr bei Hochwasser und besonders beim Eisgang war die Verbindung zwischen beiden Dörfern oft mehrere Tage unterbrochen. War in dieser Zeit in Ratzdorf eine Taufe nötig, so wurde der Täufling an das Oderufer gebracht; der Schidlower Pastor begab sich an das gegenüberliegende Ufer, sprach die Taufformel aus und liess die rituelle Benetzung mittels der Feuerspritze vornehmen. Daher schreibt sich die neckende Frage: Du bist wohl in Ratzdorf mit der Feuerspritze getauft? So wurde mir vor etwa 40 Jahren von einem jungen Lehrer, der seine Seminarbildung in Neuzelle empfangen hatte, erzählt. Die Schidlower Kirche liegt südlich vom eigentlichen Dorf auf einer Anhöhe von der Oder östlich und westlich, von der Neisse südlich umschlossen.

Paul Ascherson.

*Bei der Taufe der überzogenen Schidlow mit
Ratzdorf in Prötzel.*

Wrange. In der „Brandenburgia“ (1898, S. 272) teilt Herr Geheimrat Friedel mit, dass Wrange an der märkischen Oder ein Ausdruck sei für Schiffsrippe und für die Rippe des Menschen. Wie mir im Landvolke bekannt geworden ist, heisst die Wrange in der Mark auch die Kurbel oder der Schwengel, mit dem beim Pütt, wenn er sehr tief ist, der Eimer voll Wasser am Seil aufgewunden wird. Wrange nennt man platt auch die gebogene eiserne Kurbel, mit der die, erst in neuester Zeit bekannt gewordenen kleinen eisernen Handmühlen gedreht werden, die man irgendwo im Hause festschraubt, überhaupt die gebogene eiserne Kurbel oder Schwengel, mit der die Räder landwirtschaftlicher Maschinen gedreht werden. Das Zeitwort wrangen hört man auch für: rangen, wenn Rangen sich balgen. Auch wringen und wrangen, z. B. „Die olle Jürenzucht, det muss sich och immer wringen und wrangen“, für ringen und rangen, und der Name Rangen für ungezogene, wilde Kinder mag damit zusammenhängen. Nagelwringe heisst platt in der Mark: der Bohrer. Wäsche wringen, besonders utwringen heisst ringen, ausringen, d. h. durch Zusammendrehen das Wasser aus der Wäsche drücken.

Auch Sanders stellt rangeln, wrangen, ringen als gleichbedeutend zusammen. Ich hörte ganz vereinzelt auf dem Lande in der Mark: utjewrangelt für das übliche utjewraggelt, d. h. ausgewackelt, losgewackelt, z. B. vom Nagel in der Wand, wenn er durch Hin- und Herschlagen wackelig geworden ist. Ebenso sagt man: enen Päl loswrageln, d. h. einen Pfahl losrütteln.

Schiller und Lübben (Niederdeutsches Wörterbuch) haben: „wrangen = ringen, Wrange, f, ein gewrungenes, gewundenes oder gebogenes Ding. So heissen beim Schiffsbau gebogene Hölzer Wrangen, wie man Boden-, Deck-, Flur-, Spiegelwrangen hat. Als Pflanzename: Winde *Convolvulus sepium*“ u. s. w. Sie führen noch mehrere Kräuter an.

Danneil (Altmärkisches Wörterbuch) weist auf das gotische vringan = drehen hin.

W. v. Schulenburg.

In der „Brandenburgia“, 1898, S. 326, teilt Herr Professor Dr. Jentsch eine Pestverordnung mit (gedruckt 1680 in Guben), worin es heisst: „Früh und Abend sind frische Raulen auf Butterbrot . . . zu geniessen, oder Enzian, Bibernell, Olssnitz (zu wendisch Wolschownig) . . .“ Das Kraut Elsenich, das auch nach heutigem Volksglauben des Spreewalds „gut für die Gesundheit ist,“ nach Bestimmung von Herrn Professor Ascherson *Thysselinum palustre* (L.) Mneh., heisst jetzt lausitz-serbisch (wendisch) wólšnik, wólšenik (von wolša die Erle, Else). Auch Pfuhl verzeichnet „wólšnik Sumpfsilge, Thyssellinum, Rstk.“ Soll „frische Raulen“ der Pestverordnung heissen Rauten?

W. v. S.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

I. ordentliche Versammlung des VIII. Vereins- jahres.

Mittwoch, den 19. April 1899, abends 7^{1/2} Uhr,
im grossen Sitzungssaale

des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Geheimrat E. Friedel.

A) Der Vorsitzende macht folgende Mitteilungen:

1. Es wird zur Wahl der Rechnungsrevisoren aufgefordert. Die Wahl fällt auf die vorjährigen Herren: Professor Dr. Galland und Kiesgrubenbesitzer Franz Körner.

2. Von der im Verlag unseres Mitglieds Herrn Karl Siegismund unter Redaktion unseres Mitgliedes Herrn Dr. H. Brendicke erscheinenden Zeitschrift „Der Sammler“ wird der Jahrgang XX (1898) sowie die Nummer 1 des Jahrgangs 1899 unter dem Bemerken vorgelegt, dass das mit schönen Abbildungen ausgestattete Organ eine Fülle von kulturgeschichtlich interessanten Mitteilungen enthält, welche zum Teil unsere engere Heimat angehen. Das Blatt erscheint 14tägig, halbjährlich für 3,60 M.

3. Der Seniorin der deutschen Altertumsforscherinnen, Fräulein Johanna Mestorf in Kiel, hat der Vorstand zu ihrem 70. Geburtstag am 17. April herzliche Glückwünsche in der Hoffnung dargebracht, dass die freundlichen Beziehungen, welche zwischen der ebenso gelehrten wie dienstwilligen Dame und der „Brandenburgia“ von je her bestanden haben, auch fernerhin fortgesetzt werden. Ich habe die Ehre, Fräulein Mestorf seit dem Jahre 1867 zu kennen und bekenne gern, dass ihre seit 1860 erschienenen Übersetzungen von Sven Nilsson's klassischem Werk: „Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens“ mich zuerst in die nordische Altertumskunde eingeführt haben. Bei dem das Bronzealter umfassenden Teile hat sich die Übersetzerin aus Bescheidenheit nicht bekannt, erst bei dem 2., das Steinalter umfassenden Teil (Hamburg, 1868) nannte sie ihren Namen J. Mestorf, welcher lange Zeit für den eines Mannes gehalten wurde. In der Stellung als Kustodin des Museums,

welches im Jahre 1873 aus dem Lauenburgischen Museum in Kiel und der Altertümer-Sammlung in Flensburg zu einem Museum der Altertümer Schleswig-Holsteins vereinigt ward, verharrte Fräulein Mestorf bis zum Tode des Vorstehers Professor Dr. Handelsmann und ist seitdem die Direktorin des weitberühmten, von ihr musterhaft geleiteten Instituts geworden. Frl. Mestorf ist erste Schriftführerin des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, von dem ich die seit 1890 in Kiel erschienenen „Mitteilungen“ vorlege.

Ebenso überreiche ich die von unserer Freundin zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Bestehens des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel herausgegebene, mit 62 Tafeln ausgestattete Festschrift „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“. Frl. Mestorf hat zu ihrem 70. Geburtstag den Charakter als Preussischer Professor erhalten; es ist zum ersten Male in unserm Staate, dass einer Dame dieser Titel verliehen wurde. Möge sie sich desselben noch recht lange erfreuen.

4. Über den weltbekannten, marktschreierischen Arzt Dr. Eisenbart und seine Beziehungen zu Berlin hat die „Brandenburgia“ Jahrg. VII S. 406 eine ausführliche Nachricht gebracht. Der Nummer 1 vom Jahrgang XXI (1899) des „Sammler“ entnehmen wir die folgende ergänzende Mitteilung aus Münden:

„Der Grabstein Dr. Eisenbarts befindet sich nicht mehr auf dem Friedhofe in Münden, sondern wurde bereits vor längerer Zeit bei Auflassung des Kirchhofes von dort entfernt, an der Nordseite der Aegidikirche aussen angebracht und bei dieser Gelegenheit anscheinend restauriert. Die Inschrift ist daher gut lesbar und lautet unterhalb eines Wappens, das von zwei Engeln gehalten wird und einen Vogel zeigt in nachfolgender Schreibweise also:

Alhir | ruhet | in Gott | der weiland | Hochedle | Hoherfahrene
Weltberümte | Herr, Herr | Joh. Andreas Eisenbart | Königl. Gross-
britannischer | und | Churfürstl. Braunsch. Lüneb. | Brivilegirte Land-
arzt | wie auch | Königl. Breussischer Raht | und | Hofoculiste | von |
Magdeborg | Gebohrn Anno 1661 | Gestorben 1727 d. II. Novemb. |
Aetasis 66 Jahr. |

Dass Dr. Eisenbart und sein Grabmal heute noch eine Berühmtheit des reizend gelegenen Städtchens Münden sind, beweist zur Genüge die Thatsache, dass sich die Ansicht-Postkarten-Industrie auch die Weltberühmtheit Eisenbarts zu Nutzen macht: überall in den Läden sind Karten mit der Ansicht des Grabmals ausgestellt.“

5. In Bezug auf die germanische Hochburg bei Knobloch, Kreis Ost-Havelland, sind folgende Notizen nachzutragen. Vgl. unsere Mitteilungen in der „Brandenburgia“ VII. S. 363.

„Knobloch s. von Nauen. Bei dem Dorfe liegt ein sehr beträchtlicher alter Burgwall, wie gewöhnlich vom Landmanne Schwedenschanze

genannt. Am Fusse desselben werden häufig Urnentrümmern gefunden. (L.-B. des Superintendenten Duchstein zu Etzin vom 20. Juni 1845).“
L. v. Ledebur, Die heidn. Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam. Berlin 1852, S. 43.

„Der Burgwall bei Knobloch, umfangreich, westlich von der Nauen und Ketzin verbindenden Chaussee, gelegen auf einer natürlichen, breiten Bergkuppe, von ca. 300 Schritt Umfang, Höhe 3—4 m. Im S.W. und W. befindet sich ein trockner Graben und ein kleiner Vorwall.“
Grupp, Die märk. Ring- und Burgwälle. 1881. S. 21. v. Ledebur, Die heidn. Altertümer, S. 43.

6. Die berühmten beiden uralten Eiben-Bäume (*Taxus baccata* L.) im Herrenhausgarten an der Leipziger Strasse, erwähnt in der „Brandenburgia“ I. 90, 151, VII. 252, 488 und VIII. 31, sind anlässlich ihrer durch den Bau des neuen Herrenhauses notwendig gewordenen Versetzung an eine neue, hoffentlich für alle Zeiten gesicherte Stelle in letzter Zeit vielfach Gegenstand von öffentlichen Erörterungen gewesen. Ein gewisses Aufsehen erregte insbesondere folgende der „Vossischen Zeitung“ vom 16. April 1899 wörtlich entnommene Mitteilung:

„Die berühmten Eiben im Garten des Herrenhauses haben bei ihrer Versetzung weiter nach Westen hin den damit beauftragten Gärtnern eine grosse Überraschung bereitet, indem man 2 m unter Boden und eine ganze Spanne unterhalb der Wurzeln der „uralten“ Bäume auf Fundamentmauerwerk gestossen ist. Die genauere Untersuchung des Bodens ergab, dass thatsächlich die bekannten Eiben über einer Aufschüttung standen, in der man sogar eine Art von Chamottemuffeln, wie bei der Porzellanmanufaktur üblich, entdeckte. Oberhalb des gewachsenen Bodens nahm man ebenfalls eine Schuttschicht wahr, die vielleicht vor etwa 40 Jahren bei der neuen Einrichtung der Gebäude sich angesammelt hat. Wären nun die Bäume so alt, wie die zahlreichen begeisterten Säger des ehemaligen Gartens angenommen haben (so etwa achthundert Jahre in runder Zahl), so müssten die Fundamente dem 13. Jahrhundert angehören, und wäre dann die Frage, ob hier nicht vielleicht früher eine Art von Wehrbau gestanden hat? Nun aber zeigt zwar das Fundament Kalkstein, der im 13. Jahrhundert schon verwandt wird, das übrige Mauerwerk aber besteht aus Ziegeln, die dem mittelalterlichen Format nicht entsprechen und wahrscheinlich der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstammen. Nimmt man alles zusammen, wie es sich nach dieser Sachlage dargestellt, so kann man nur annehmen, dass diese Eiben ältere Bäume sind, die nicht auf ihrem gewachsenen Boden stehen, sondern erst im vorigen Jahrhundert oder Anfang dieses Jahrhunderts eine Zeit lang nach Aufnahme des Betriebes der Porzellanmanufaktur hierhin gepflanzt worden sind. Wie wir hören, sollen einzelne Stücke der ersten bisher versetzten Eibe an das Botanische Museum zur weiteren Untersuchung gegeben werden. In der Thatsache selbst läge nicht etwas sehr Wunderbares, da zur Zeit des grossen Kurfürsten sowohl wie zur Zeit Friedrichs des Grossen

vielfach fremde Bäume hierher übergeführt und verpflanzt wurden und im 17. Jahrhundert die Parkanlagen des Tiergartens sich bis in diese Gegend erstreckten. Hier lagen seit 1757 verschiedene Baulichkeiten der Porzellanfabrik und dahinter, zu Nicolais Zeit, ein Exerzierhaus für das Regiment Möllendorf. Der Mendelsohnsche Garten ist erst um 1820 angelegt worden.“

Sind diese Schlussfolgerungen richtig, so würden beide Bäume von ihrem Interesse allerdings einbüßen, denn sie wären dann erheblich weniger alt als Carl Bolle und vor ihm Theodor Fontane sie geschätzt haben und sie wären nicht „freiwillig“ an Ort und Stelle entstanden.

Hören wir zunächst, was einer unserer bedeutendsten baumkundigen Gewährsmänner, unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle, in der 2. Ausgabe seiner „Andeutungen über die freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg“, Berlin 1887, S. 114 und 115 gesagt hat.

„Dass der vielbesprochene Taxus des Herrenhauses zu Berlin aus einem Sprössling der Wildnis zu einem Gartenbaum geworden sei, wird kaum bezweifelt werden können. Fontane schreibt ihm, sicher mit Recht, ein Alter von 6—700 Jahren zu, während welcher er die wunderbarsten Wandlungen seiner Umgebung erfahren hat, ohne, Dank sei es dem hohen Schutze, der ihm zu Teil ward, von der Unversehrtheit seiner ungeheuren Krone etwas einzubüßen. Die weithin schattenden Äste erscheinen, aus der Ferne gesehen, wie ein Bosket für sich und übertreffen in ihrer Breite die Höhe des Baumes, welche auf etwa 36 Fuss zu schätzen ist, die Kronenausdehnung lässt sich erst mit 22 Schritt abschreiten, während der Stammumfang dicht unter der nicht hoch über dem Boden sich abzweigenden Verästelung, nach Messung am 7. Februar 1887, 1,86 m beträgt. Durch den Bau eines Hintergebäudes ist der Baum etwas ins Gedränge gekommen, indem einerseits die Astspitzen desselben schon fast an die Fenster reichen.

In gleicher Fluchtlinie mit dieser Rieseneibe steht eine zweite, nur wenige Schritte von ihr entfernt. Diese scheint, als der Wald hier zum Garten wurde, als Pendant zu ersterer, die sie an Höhe etwa um 6 Fuss überragt, gepflanzt worden zu sein, hat indes auch schon verhältnismässig respektable Dimensionen erreicht. Stammumfang: 0,92 m, bei einem schlankeren und vom Geäst höher hinauf gereinigten Stamm, dessen Verzweigung sich gleichfalls als eine sehr horizontale darstellt. Belastung durch Schneemassen ertragen diese Taxus leichter, als man glauben sollte; vermöge ihrer Elastizität biegen sich die Äste dabei, ohne jemals zu brechen, tief zum Erdboden hinab. Man will beobachtet haben, dass das Abschütteln des Schnees ihnen eher geschadet als genützt habe.

Beide Eiben sind männlichen Geschlechts. Bei beiden ist auch der Gipfeltrieb ein völlig unverletzt aufwärtsstrebender, so dass wohl gesagt werden darf, man habe es hier mit Normalbäumen zu thun, die in der vollen Kraft des Lebensalters stehend, wenn der Mensch sie zu schonen fortfährt, noch einer langen Zukunft von Jahrhunderten entgegensehen dürfen.

Die grosse Eibe des Herrenhauses verdient zweifelsohne nicht nur den Namen des ältesten aller lebenden Berliner, sondern auch des berlinischsten

aller Berliner Bäume, obwohl sie links der Spree im kölnischen Stadtwalde emporgesprosst, dann im Jagdgehege des Landesherrn erwachsen, erst später fast unbemerkt ein Schmuck der Bannmeile, zuletzt ein solcher und eine wenn auch im Verborgenen grünende Celebrität der Hauptstadt selbst geworden ist.“

Aus Th. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 3. Teil, 1873, S. 56 flg. entnehmen wir noch folgendes über die grosse Eibe:

„Dieser unser Taxusbaum war vor 100 oder 120 Jahren eine Zierde unseres Tiergartens, der damals bis an die Mauerstrasse ging; als später die Stadt in den Tiergarten hineinwuchs, liess man in den Gartenstücken der nach und nach entstehenden Häuser einige der schönsten Bäume stehen, ganz in derselben Weise, wie man noch heute verfahren ist, wo man die alten Elsen und Eichen von „Kemperhof“ wenigstens teilweise den Villen und Gärten der Victoriastrasse belassen hat.

Unser Taxusbaum, Jahrhunderte lang ein Tiergartenbaum, wurde, ohne dass er sich vom Fleck gerührt hätte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gartenbaum. Noch etwa 20 Jahre später tritt der Baum aus seiner bis dahin dunklen Vergangenheit in die Geschichte ein.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörten Haus und Garten dem General-Intendanten v. d. Recke, der öfters von den königlichen Kindern, zumal vom Kronprinzen, dem spätern König Friedrich Wilhelm IV., Besuch empfing. Der Kronprinz liebte diesen v. d. Reckeschen Garten ganz ungemein; es wurde ein bevorzugter Spielplatz von ihm, und der alte Taxusbaum musste herhalten zu den ersten Kletterkünsten des bekanntlich bis zur Ausgelassenheit heitern und lebhaften Knaben. Der Prinz (der spätere König) vergass den alten Eibenbaum nie.“

Von allen Berlinern hat sich mit alten Taxusbäumen am meisten vielleicht beschäftigt Johannes Trojan, welcher, um berühmte Eiben aufzusuchen und zu messen, weite Reisen nicht gescheut hat. Beachten wir noch, was er in seinen „Kleinen Bildern“ (Minden i. W. 1886) in dem Aufsatz „Alte Eibenbäume“ S. 58 flg. zur Sache äussert.

„Die beiden Exemplare vom Eibenbaum, welche im Herrenhausgarten, Leipziger Strasse No. 3, stehen, bilden eine Sehenswürdigkeit Berlins, welche, wie ich glaube, von nicht vielen Fremden oder selbst Einheimischen in Augenschein genommen wird. Denn zu welchem Zweck auch sonst jemand nach Berlin fährt, auf den Gedanken, mitten in der Stadt alte Waldbäume aufzusuchen, wird nicht leicht ein Besucher der Kapitale Deutschlands kommen. Alte deutsche Waldbäume aber sind sie, und der ältere von ihnen darf dreist als das älteste aller lebenden Wesen in Berlin betrachtet werden. —

Diesen (den älteren) Eibenbaum habe ich neuerdings gemessen und folgende Maasse gefunden. Der Stamm misst da, wo er den geringsten Umfang hat, nämlich in geringer Höhe über dem Boden, im Umkreise 1,56 m, wo er am stärksten ist, d. h. unter der Verästelung, 1,80 m. Die Höhe des Stammes beträgt 1,50 m, die Höhe des ganzen Baumes etwa 12,50 m. Der

Radius der Krone, gemessen von den äussersten Zweigspitzen bis zum Mittelpunkt des Stammes, misst 8,25 m, der ganze Durchmesser des Zweigdaches also sechzehn und ein halbes Meter. Der Baum ist demnach im Verhältnis zur Ausbreitung seiner Krone niedrig und nicht stark im Stamme, und das gehört zum Charakter der Eibenbäume. — — Weithin erstrecken die Äste sich, die unteren anfangs nur wenig aufstrebend und in ihrer letzten Verzweigung sich nur wenig senkend. Wenn Fontane sagt, dass der Baum mit seinen Zweigen fast den Boden berührt, so ist das ein Irrtum. Es gehört gerade zur Eigentümlichkeit der Eiben, dass sie nicht, wie alleinstehende Tannen es thun, ihre Zweige gegen den Boden herabsenken, sondern die Kraft des Holzes ist so gross, dass die so ausserordentlich weit ausgestreckten Äste wagerecht über dem Boden schweben und sich in sich halten.*) Das Nadelkleid der Eibe ist dunkelgrün, dem der Edeltanne am ähnlichsten in der Farbe sowohl als in der Stellung der nach beiden Seiten glatt abgeseitelten Nadeln. Die Frühjahrstriebe sind glänzend hellgrün. Um die Zeit, da sie sich entwickeln, gewährt der Baum einen reizenden Anblick. Im ersten Frühling trägt er unscheinbare Blüten; um so mehr fallen im Herbst die Beeren auf, deren Farbe ein eigentümlich feines Rot ist.**)

Unweit dieses alten Eibenbaumes steht ein jüngerer. Ich habe von ihm nur ein Maass genommen, das des Umfanges in mittlerer Stammhöhe. Dasselbe beträgt 85 cm. Er hat einen höheren Stamm und ist im ganzen höher als sein älterer Genosse; weit geringer aber, als bei diesem, ist bei ihm die Spannung des Gezweiges.

Beide Bäume sind von vollkommener Schönheit und ganz tadellos gewachsen. Der jüngere hat für sich den Vorteil, dass er nach allen Seiten hin frei sich ausbreiten kann; dem älteren ist das Hintergebäude des Herrenhauses so nahe auf die Füße gerückt worden, dass auf dieser Seite seine Zweige an die Mauer des Hauses stossen und durch dieselbe umgebogen sind. Das Alter des älteren der beiden Bäume wird auf 5—700 Jahre geschätzt. Ich glaube, es wird mindestens 700 Jahre betragen. Meine Schätzung mache ich nach Eiben, von denen man weiss, dass sie etwa 200 Jahre alt sind. Solche aber erscheinen, mit dem im Herrenhausgarten verglichen, als unmündige Kinder. Dann denke ich auch an den Eibengreis in Mönchhagen bei Rostock, auf dem Grundstück des Erbpächters Hallier, über welchen ich im Vorgehenden berichtet habe. Dessen Alter wird von

*) Hier muss ich Trojan widersprechen. An geeigneten Stellen senken sich die Zweige der Eibe nicht blos bis auf die Erde, sondern bis in die Erde, wurzeln und treiben Schösslinge, die, wenn man sie mit der Säge vom Mutterstamm trennt, als selbstständige Lebewesen weiter wachsen. Wie also eine einzelne Kiefer ein Pinetum, so kann eine einzelne alte Eibe in günstigem Boden unter Umständen ein ganzes Taxetum bilden. Eine solche Eibe, deren Zweige in die Erde gegangen sind und dort wurzeln, ist im Charlottenburger Schlossgarten vorhanden unweit der Spree und des Gartenhauses, in welchem dem König Friedrich Wilhelm II. Geistererscheinungen vorgeführt wurden.

E. Friedel.

**) Dr. Bolle hielt (vgl. seine zuvorstehende Angabe) beide Herrenhaus-Eiben für männlich.

E. Fr.

Forstmännern angesetzt auf 1500 Jahre, und doch misst sein Stamm im Umfange wenig mehr als 2 m, d. h. 0,50 m über dem, was der Berliner Baum hat. Der Mecklenburger ist kaum so hoch als unser Landsmann hier, würde aber seine Zweige wohl weiter breiten als dieser, wenn Menschenhände ihn nicht gemisshandelt hätten. Dass er sehr, sehr, ganz ungemein alt ist, das sagt, abgesehen von der forstmännischen Schätzung, ein Etwas in seinem Anblick, das sich mit Worten nicht wiedergeben lässt.

Auch der jüngere von den beiden Berliner Bäumen hat ohne Zweifel schon viele Menschenalter durchlebt. Wo aber der ältere das Wort hat, darf er nicht mitsprechen.“

Übrigens sei noch bemerkt, dass die Schätzungen Trojans keineswegs willkürliche sind. So sagt er von der auf 1500 Jahre taxierten Eibe S. 60: „Diese Schätzung gründet sich auf Zählung der Jahresringe an kleineren abgeschnittenen Ästen und auf Vergleichung dieser Äste in Bezug auf ihren Umfang mit den angepflanzten Eibenbäumen, deren Alter bekannt ist.*) Was dabei auch als Irrtum unterläuft, so viel darf als feststehend betrachtet werden, dass das Alter dieses Baumes weit über tausend Jahre hinaufreicht.“

Hierzu sei noch bemerkt, dass für die Beurteilung des Alters einer lebenden Eibe nicht sowohl Botaniker oder Gärtner als vielmehr Forstverständige und Dendrologen, insbesondere solche zuständig sind, welche sich dem Studium der Eiben besonders zugewendet haben. Ich selbst habe mich mit dem Taxus, welcher mich auch in volkskundiger Beziehung stets angezogen hat, speziell über 30 Jahre beschäftigt und darf hier eine gewisse Zuständigkeit für mich in Anspruch nehmen. Was die Zweifel an dem Alter namentlich der grösseren Eibe anlangt, welches von einem der besten Taxuskenner, Professor Dr. Conwentz in Danzig, ebenfalls auf mehrere Jahrhunderte geschätzt wird, so muss ich gestehen, dass ich diesen Zweifeln meinerseits vor der Hand mehr Gegenzweifel vorzuhalten genötigt bin.

Da noch ein Fachmann, Geheimrat Dr. Wittmack, sich in der Mai-Nummer der „Gartenflora“ über die Herrenhaus-Eiben äussert wird, so will ich meine definitive Meinung noch verschieben.

7. Ein Bronzeschwert ist auf den zu Französisch-Buchholz gehörigen Ländereien, welche der Berliner Magistrat gegenwärtig als städtisches Rieselfeld aptieren lässt, gefunden und durch den Landmesser Herrn C. Thomsen an das Märkische Museum abgeliefert worden. Die Fundstelle war früher feuchter Wiesengrund, und hat der Dampfpflug, der ungefähr 0,70 m tief griff, das interessante Fundstück, welches ich hiermit vorzeige und welches platt im Wasser gelegen hat, dabei zu Tage gefördert, leider aber auch die Klinge an einer Stelle etwas ein-

*) Dabei berücksichtigt Trojan nicht einmal den Umstand, dass die Zweige allemal jünger als der Stamm sind, weil sie sich später bilden, ja dass — namentlich beim Taxus — die Zweige Jahrhunderte jünger als der Stamm sein können. E. Fr.

geknickt. Zur Vergleichung lege ich Ihnen, in von Gladenbeck naturgetreu gefertigter Nachbildung, einen Abguss des berühmten Briester Schwertes vor, welches in der Sammlung des Altertümer-Vereins zu Bandenburg a. H. verwahrt wird und das grösste Schwert aus unserer Provinz ist.*) Das Briester Schwert ist 96 cm lang und wiegt ohne die bronzenen neun Niete, welche man in Brandenburg später leider herausgenommen und anscheinend verloren hat, 980 gr. Das Riesel-Schwert (vgl. die Abbildung) ist gefälliger gestaltet, hat 6 Niete und wiegt, bei



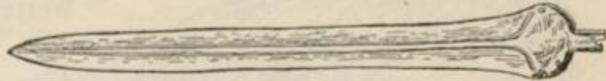
80 cm Länge, 980 gr. Das Briester Schwert ist ohne Beigaben senkrecht unter 5—6 Fuss Torf in thonigem Boden steckend gefunden, eine Scheide hat es nicht gehabt. Dagegen ist das Rieselschwert, wie schon angedeutet, liegend gefunden. Dasselbe hat, wie deutlich ersichtlich, eine Scheide, wahrscheinlich aus Fell (Leder) und Holz gehabt. Auf diesem Rieselschwert zeigen sich deutlich eisenhaltige Niederschläge, so dass derjenige, welcher die in eisenhaltigem Sumpfboden sich abspielenden mineralogisch-chemischen Vorgänge nicht kennt, versucht sein möchte, zu glauben, dies Schwert habe in einer eisernen Scheide gesteckt. Der Vorgang aber ist vielmehr folgender gewesen. Bei der Verwesung organischer Substanzen, als Fell, Leder, Holz, in eisenhaltigem, durch diese Substanzen angesaugtem Wasser entstehen neben der reichlich sich entwickelnden Kohlensäure organische Säuren, wie Quell-, Quellsalz-, Humus- und Huminsäure, welche das zu Eisenoxydul reduzierte Eisenoxyd lösen. Da es nun in Mooren, Sümpfen und Morästen bei uns niemals an solchen organischen Säuren fehlt, so wird von diesen und der Kohlensäure das Eisenoxydul gelöst, welches aber durch Sauerstoffaufnahme leicht in Oxydhydrat übergeht und sich als solches im vorliegenden Falle auf der Bronzeklinge fest niedergeschlagen hat.***) Dies Phänomen erschüttert also die Thatsache, dass diese Art Erzscherter noch der reinen Bronzezeit angehören, in keiner Weise.

Dergleichen Einzelfunde von Bronzeschwertern, in festem Boden senkrecht eingebohrt, bei sehr weichem oder sehr hartem Boden wagrecht liegend, oder auf trockenem Gelände unter grossen Steinen häufig konstatiert, bezeugen, dass es sich hier um Widmungen handelt, die mit gewissen Vorstellungen des Volksglaubens zusammenhängen mögen. Herrn Thomsen sei für seinen Eifer bei Bergung des schönen Fundstücks hiermit öffentlich gedankt.

*) Vgl. Verh. der Berliner Ges. für Antrop. V. 1873. S. 24 und Tafel VII.

**) Vgl. Ernst Fischer: Die Versteinerungs- und Vererzungsmittel. 1891. (Progr. der V. Stdt. höh. Bürgerschule zu Berlin.) S. 20.

Nachträglich ist auf demselben Gelände ein kürzeres zweites Schwert (vgl. die Abbildung) gefunden worden, welches erst in der Sitzung am 31. Mai d. J. vorgelegt werden kann, das aber der Übersichtlichkeit und Zusammengehörigkeit halber gleich hier mit beschrieben werden soll. Auch dies zweite Schwert verdankt das Märkische Museum der Aufmerksamkeit des Herrn Thomsen. Der Dampfpflug hat ein Stück der Griffzunge abgebrochen, welche ebenfalls mehrere Nietlöcher enthielt. Die gefällige äussere Gestalt beider Schwerter geht aus den Abbildungen von selbst hervor. Es sei nur noch hinzugefügt, dass dieses



zweite Schwert keine Spuren von einer Scheide zeigt und dass es höchst wahrscheinlich senkrecht im Boden gesteckt hat, weshalb es wohl von der Pflugschar so gewaltsam an dem herausragenden Griffende gefasst wurde. Anderweitige Gegenstände altertümlicher Natur sind dabei nicht bemerkt worden.

Dies zweite kürzere Rieselschwert wiegt 480 gr und hat eine Länge von 48 cm, die grösste Breite ist 5,5 cm.

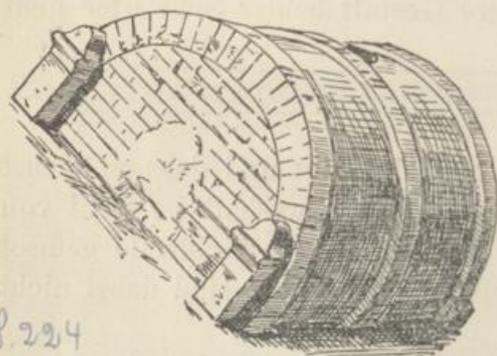
8. In Bezug auf die Tezel-Kästen hat mir Herr Dr. phil. Hans Stadthagen folgende Nachricht hinsichts des zu Annaberg, Königreich Sachsen, befindlichen Exemplars zugehen lassen. Herr Dr. B. Wolf in Annaberg schreibt darüber folgendes:

„Der Kasten, aus etwa $5\frac{1}{2}$ cm starken Brettern bestehend, hat eine Länge, lichte Weite, von etwa 154 cm, eine Breite von etwa 75 cm. Er ist mit starken Eisenbändern beschlagen und hat im Innern auf der rechten Seite einen sogenannten Beikasten, 32 cm breit und 18 cm tief, während die Tiefe des Kastens überhaupt 68 cm beträgt. Die Zahl der Eisenbänder auf der Decke beträgt 13. Die Art des Holzes konnte ich nicht ermitteln. Der ganze Kasten ist sehr schwer, nach einer Mitteilung des Herrn Superintendenten hätten ihn seiner Zeit 8 Männer kaum erheben können. Schon daraus geht hervor, dass ihn Tetzels auf seinen Reisen nicht mitgenommen haben kann. Es ist möglich, dass darin die Baugelder für die Kirche oder wichtige Akten (päpstliche und bischöfliche Gnadenerlasse etc.) aufbewahrt wurden, oder dass der Kasten bei den Festen der heiligen Anna und andern Gelegenheiten in der Kirche stand zur Aufnahme der von den zahlreichen Wallfahrern gespendeten Opfern. Ablasszettel hat man in ihm meines Wissens nicht gefunden.“

Vgl. hierzu meine Mitteilung „Brandenburgia“ VII., S. 355—359.

B) Herr Robert Mielke macht folgende Mitteilung über ein Zigeunergrab zu Kliestow: S. 348 befindet sich eine kurze Mitteilung über ein Zigeunergrab zu Frankendorf bei Luckau, nach der die angebliche Zigeunerkönigin „die Rose vom Winter“ als die Frau eines

Friedrich Rose aus Jessen nachgewiesen ist. Auch in dem dicht bei Trebbin gelegenen Dorfe Kliestow ist ein höchst merkwürdiges tonnenartiges Grabgewölbe zu finden, in das der Volksmund ebenfalls eine tote Zigeunerkönigin versetzt; er erweitert dann noch die Legende durch den Zusatz, dass sich früher ein Glasfenster in der Wölbung befunden habe, durch das man den Leichnam habe sehen können. Heute ist das Grab leer; die Knochen sind verschleppt, doch will man Pfeifen bei



p. 9. 224

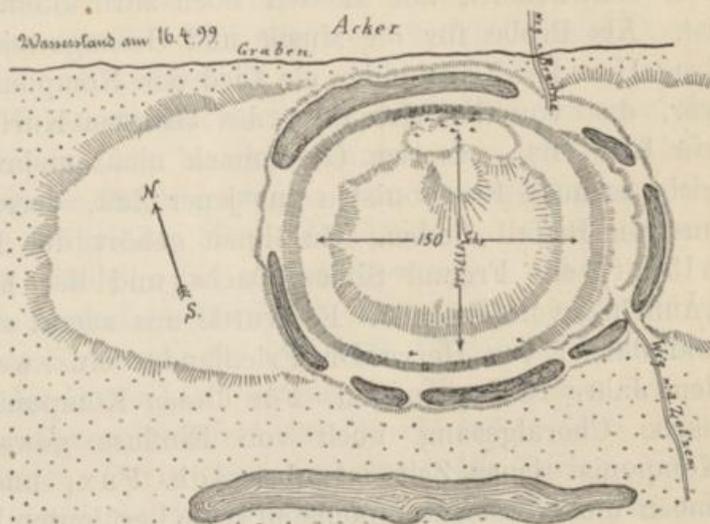
demselben gefunden haben. Auf weitere Erkundigungen wurde mir nun von älteren Leuten berichtet, dass hier vor einem halben Jahrhundert ein Zigeuner mit Namen Rosen aus Beeskow bestattet sein soll, der in Trebbin an der Cholera verstorben und, da man ihn dort nicht beisetzen durfte, von seinen Angehörigen der Platz in Kliestow

für 10 Thaler erworben sei. Alle Jahre seien noch Angehörige der Familie Rosen nach dem Dorf gekommen, die das Grab bekränzt haben und die man erst seit etwa 12 Jahren vermisst hat.

Es ist nun bei der Übereinstimmung der Namen und der seltsamen Grüfte nicht ausgeschlossen, dass wir es in beiden Fällen mit Angehörigen derselben Familie zu thun haben, die auf ihrer Wanderung in den genannten Orten das Zeitliche segneten. Wir wissen ja auch aus manchen Prozessen neuerer Zeit, dass einzelne märkische Zigeunerfamilien nicht unermögend sind und dass sie sich den Luxus eines solchen Angehörigenkultus wohl leisten konnten.

Der Burgwall bei Brunne. Etwa 700 Schritt von dem Nordrande des Briesener Zotzen und 2 km westlich von dem heutigen Brunner Damm, der das Dorf mit Vietznitz verbindet, ist das sumpfige, von vielen Gräben durchschnittene Gelände von flachen, sandigen Erhebungen durchsetzt. Auf einer solchen inselartigen Sandscholle, die sich von Osten nach Westen etwa 500 Schritt weit erstreckt und in der breitesten, mittleren Stelle 150 Schritt zählt, liegt der Burgwall ziemlich regelmässig in der Mitte. Vor Jahrzehnten ist er zum Teil eingeebnet und beackert worden, doch lassen sich sowohl die Walllinien wie der umgürtende Graben noch ohne Schwierigkeit erkennen, obwohl der Zusammenhang des letzteren hier und da unterbrochen ist. Im Norden und Süden sind die Wälle nur an der Krone abgetragen, so dass der untere breite Teil der ca. 45° steilen Böschung unversehrt geblieben ist, der jetzt noch an diesen Stellen 2 m hoch emporragt. Der länglich runde Wall misst von Mitte zu Mitte der Krone 150 Schritt von Ost nach West und 137 Schritt in der Querrichtung. Im oberen Umfang

zählt er 480 Schritt. Bei der Zerstörung der oberen Schichten ist natürlich auch der Innenraum sehr flach geworden, doch lässt sich die ehemalige Mulde noch überall feststellen. Von der Nordseite scheint sich eine leichte Erhöhung in den Grund vorzuschieben. Zweifelhaft ist die Lage des einstigen Eingangs. An den verhältnismässig gut erhaltenen Nord- und Südseiten kann er nicht gewesen sein; am günstigsten erscheint die Ostseite, die auch die Überlieferung als solchen erkennt. Hier befindet sich zwischen dem deutlich erkennbaren Wall und dem Graben ein niedriges Vorland, das sich zunächst als unebener Boden bemerkbar macht, bei genauerer Untersuchung sich jedoch als eine ehemals vorhandene niedrigere Terrasse umgrenzen lässt, die zwar m. W. noch nirgends beobachtet, hier aber zweifellos vorhanden



ist. Da auch über diese Stelle hinweg ein alter Flurweg in den Zotzen führt — die einzige Verbindung in der unmittelbaren Nähe des Walles durch das Luch — so spricht nichts gegen die Annahme, dass hier der Eingang war.

Von Fundsachen sind ausser einigen Lehmpatzen nur wenige Scherben gefunden, deren charakteristische Wellen- und Tupfenornamentik sie der wendischen Zeit zuweisen. Da der Wall von Interessenten bereits mehrfach abgesucht ist, so ist das Fehlen grösserer Scherbenhaufen erklärlich. Eine grosse Anzahl von Resten, die in Brunne dem Märk. Prov.-Mus. geschenkt wurden, dürfte zum Teil wenigstens von der Wallstelle herühren.

R. M.

C) Privatdozent Dr. Max Friedländer: Über Hausmusik.

Die Hausmusik, ihre Pflege und ihre Übung ist eine charakteristische Gepflogenheit des deutschen Volkes, sie ist die Musik des Wohnzimmers und nicht die des Salons. Sie will nicht glänzen, sie will erbauen, erheitern, erfrischen. Bei dem grossen Umfange des Stoffes war es natürlich, dass sich der Vortragende nur einen bestimmten Abschnitt der Geschichte für die Behandlung ausgewählt hatte und zwar war dies das 17. und 18. Jahrhundert. Die Blütezeit des Liedes war schon vorüber, jene Zeit, in der es noch keine Instrumentalmusik gab, wo allein die Vokalmusik den Hausschatz ausmachte, damals freilich aller Kreise

der Gesellschaft. Es war in Deutschland schon jener verhängnisvolle Unterschied zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten eingetreten. Obwohl die grossen Komponisten jener Zeit — Bach und Händel — blühten, so waren sie der grossen Masse doch unverständlich und konnten auch ihrem ganzen künstlerischen Streben nach die Hausmusik nicht bereichern. Charakteristisch für die musikalische Richtung der Zeit ist es, dass in den Jahren 1540—1807 nur eine einzige Sammlung von Volksliedern, auf die wir noch zurückkommen werden, erschienen ist. Als Probe für die Musik und Gesangsweise des 17. Jahrhunderts trug Herr Dr. Friedländer ein Lied des Komponisten Hammerschmidt vor, das von der Gemahlin des Grossen Kurfürsten gesungen wurde, ein Lied, das unserem Geschmack nicht mehr zusagt. Daneben aber giebt es auch Komponisten aus jener Zeit, deren Schöpfungen durchaus unseren Beifall finden. Zu ihnen gehört der Königsberger Komponist Albert, ein Freund Simon Dachs und der Komponist seines Liedes „Ännchen von Tharau“. Es wurde uns zuerst sein Echolied vorgespielt und darauf von Herrn Dr. Friedländer ein zweites Lied desselben aus dem Jahre 1687 gesungen. Für diesen Komponisten war der protestantische Choralgesang noch von Einfluss gewesen. Der berühmteste Komponist jener Zeit ist aber Joh. Fux, und bis Brahms herunter haben die grossen Komponisten seine berühmten Kontrapunkte bearbeitet, so ist auch Graun von ihm abhängig. Über die beliebtesten Musikstücke jener Zeit giebt Touré: „Katalog der Musiksammlung des Königs“ (1740) Auskunft. Aus dieser Sammlung trug Herr Dr. Friedländer ein Lied vor, das von der Gemahlin König Friedrich Wilhelms I. gern gesungen wurde. Seine verschnörkelte Weise entspricht nicht mehr unserem musikalischen Empfinden. Endlich im Jahre 1733 erschien eine Liedersammlung unter dem Titel: „Augsburger Tafelkonfekt“, welche volkstümliche Weisen enthält; aus ihr brachte Herr Dr. Friedländer einige Lieder zum Vortrag. Wir heben ein Studentenlied hervor, welches der Vorgänger des bekannten „Ça Ça geschmauset“ geworden ist, und sodann das prachtvolle Lied: „Willst Du Dein Herz mir schenken“. Nach diesen wahrhaft volkstümlichen Liedern sang Herr Dr. Friedländer ein solches von Hagedorn als Probestück für die Liebhaberei seiner zeitgenössischen gebildeten Damen. Ein eigentümliches Genre jener Zeit, ein Spottlied auf die Philosophie, das uns gleichfalls in seinen merkwürdigsten Versen vorgesungen wurde, ist deshalb beachtenswert, weil der Anfang der Görnerschen Komposition desselben in folgenden bekannten Liedern: „Lasset die verdammten Manichäer“ und „Brüder, zu den festlichen Gelagen“ sowie in einer musikalischen Einlage der „Mottenburger“ zu erkennen ist. Ein zweites Spottlied, das wir hören durften, ist anonym erschienen und trägt den Titel „Die Muse der Pleisse“. Es richtet sich gegen die wissenschaftlichen Bestrebungen der

Frauenwelt und hebt an: „Ihr Schönen, höret an“. Das Lied ist bis zum Jahre 1790 gesungen worden. Von 1740 bis 1790 ist Berlin der Vorort für die deutschen Liederkomponisten. Der grösste unter den Instrumental-Komponisten ist Karl Phillip Emanuel Bach, der Sohn des grossen Bach. Eine seiner brandenburgischen Sonaten gelangte zur Darstellung. Es ist eine kräftige Musik darin, und es ist kein Wunder, dass Mozart von ihm sagte: „Er ist der Meister und wir sind die Buben“, und dass Haydn ihm alles verdankte. Haydn endlich ist der Meister der Hausmusik. Wir bekamen eine Auswahl seiner schönsten Kompositionen zu hören. Er machte die Klaviermusik herrschend und aus seinen Kompositionen ging die Konzertmusik hervor. Prinz Heinrich war ein grosser Verehrer der Haydnschen Musik, während der grosse König die Flötenkompositionen Quands bevorzugte. Von diesem Komponisten, einem speziellen Berliner; rührt die Musik des Liedes von Ramler her: „Wenn ich ein Mädchen wähle“, das gesungen wurde. Neben diesen berufsmässigen Musikern gedachte Herr Dr. Friedländer auch eines Dilettanten, des Justizrats Krause, der im Jahre 1766 eine Sammlung unter dem Titel „Lieder der Deutschen“ herausgab. Eines seiner Lieder: „Die Nachtigall“ hat Anklänge geliefert für die Melodie: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“. Darin eben liegt das beste Zeichen dafür, dass dieser Komponist einen volkstümlichen Ton zu treffen verstand. Wie ganz anders verhält es sich hierin mit Grauns Opern, deren Musik für unser Ohr geradezu unerträglich ist. Auch seine Kompositionen Lessingscher Fabeln sind sehr mässig, wie das vorgetragene Lied „Der alte und der junge Wein“ lehrte. Das beste von ihm ist die im Jahre 1758 komponierte Klopstocksche Ode: „Auferstehen, ja auferstehen“. Einen sehr glücklichen Abschluss dieses Teiles des Vortrages bildete der Gesang des Goetheschen Gedichtes: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ in einer seltsam entstellten Melodie. Herr Dr. Friedländer hat sie aus der Beschreibung hergeleitet, die Gottfried Keller von ihr am Schlusse des „Sinngedichtes“ giebt, an jener Stelle, wo er erzählt, wie der Schuhmacher von dem Helden und seiner Gefährtin belauscht, seinen Faden pecht und dabei jenes Lied in seinem heimischen Dialekt vor sich hinsingt. Die verschiedenen Hindernisse an dem Faden zwingen ihn dabei zu eigener Ausgestaltung der Melodie.

Zum Schluss trug Frau Dr. Friedländer, welche die Gesangsvorträge ihres Gatten in wahrhaft künstlerischer Weise begleitete, auf dem Klavier einige Mozartsche und Beethovensche Kompositionen vor, die in ihren klangreichen und wechselnden Variationen noch immer das höchste in den deutschen Instrumentalschöpfungen bilden.

2. (I. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 3. Mai 1899, nachmittags 2 Uhr,

Besichtigung des

Wesendonckschen Hauses sowie der Gemälde-Galerie,

In den Zelten 21,

unter Führung des Herrn Professors Dr. Galland.

Galerie Wesendonck.

Unter den an Zahl nicht geringen Privatgalerien steht, abgesehen von der jetzt der Nationalgalerie einverleibten Gräflin Raczyńskischen Sammlung, neben der Ravenéschen die Otto Wesendoncksche Bildergalerie durch Bedeutung des Inhalts, Zahl der Werke und berühmter Meisternamen in vorderster Reihe. Der Besitzer und Urheber dieser Sammlung starb erst im Jahre 1897 im hohen Alter von 82 Jahren, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert an dem allmählichen Entstehen dieses vornehmen Kunstbesitzes in stiller Selbstfreude gearbeitet hatte. Sein edler Plan war nicht, in diesen Sälen am Tiergarten einen Haufen alter Werke leblos aneinanderzureihen, zu magazinieren, sondern er wollte diese Werke auch als Wanddekorationen in die mit erlesenem Geschmack geschaffene Ausstattung einer Anzahl von Fest- und Wohnräumen hineinziehen. Und wie Sie sich wohl überzeugen werden, ist es dem thatkräftigen Manne gelungen, den grossenteils auf öffentlichen Auktionen in Paris, London etc. gekauften Erzeugnissen alter Kunst gleichsam neues Leben dadurch einzuhauchen, dass er ihnen eine für den heutigen Kunst- und Geschichtsfreund sehr wertvolle Bestimmung gab: die Freude an dem Schönen rege zu halten, die Entwicklung der älteren Malerei in ihren glücklichsten Epochen stets vor Augen zu haben.

In zwei Stockwerken sind die Gemälde untergebracht. Im Obergeschoss allein ist wirklich der übliche Galerie-Charakter zu finden, die Wände sind von unten bis oben behängt. Dagegen fesselt den Besucher hier unten im Parterre neben den Bildern die kunstgewerbliche Ausschmückung, an der — abgesehen von alten Stücken — wohl alle Epochen seit der Renaissancebewegung in den 70er Jahren, auch die Gegenwart, beteiligt sind. Geschnitzte Möbel aller Art, kostbare Erzeugnisse der Keramik, Gläser und Porzellane, Miniaturmalereien, Metallgeräte, Bucheinbände giebt es hier in Hülle und Fülle, angeordnet in Glasschränken, auf Tischen, Simsen u. s. w., bilden ein reizvolles

Ensemble mit dem überladenen Bilderschmuck der Wände. Dagegen hat die dritte Gruppe von Sälen und Zimmern lediglich den Charakter von Wohnräumen, in denen sich die Gemälde dem freilich sehr eleganten Übrigen unterordnen; Sie werden diese Räume mit den Familienbildnissen und einigen besonders interessanten Arbeiten neuerer Meister, darunter vier grösseren idealen Darstellungen von Hans Makart, die wenig bekannt sind und durch einen eigentümlichen Farbengeschmack auffallen, zuletzt kennen lernen. In beiden unteren Abteilungen der Sammlung unterbrechen kleine Aquarelle, Pastelle und Handzeichnungen, überwiegend von namhaften Künstlern, die Gemäldegruppen, darunter Stücke z. B. von Delacroix, Peter Cornelius, Ludwig Richter, A. von Werner, Albert Hertel, Lenbach.

Mit Aufmerksamkeit werden Sie, durch das persönliche Interesse angeregt, die Familienbildnisse betrachten, zu denen hier auch das von C. Willich gemalte Porträt des berühmten einstigen Freundes des Hauses, Richard Wagners, und das des Politikers Rud. von Bennigsen gerechnet werden. Die Grossmutter der gegenwärtigen Besitzerin der Galerie, Frau Mathilde Wesendonck geb. Luckemeyer, und der Vater ihres Gemahls beginnen den Reigen dieser Bildnisse. Von den Kindern des Wesendonckschen Ehepaares lebt heute nur noch der ältere Sohn Karl Wesendonck, während der jüngere, Hans, im jugendlichen Alter von 20 Jahren als Bonner Student und die Tochter Myrrha, spätere Freifrau von Bissing, starben.

Was die Sammlung in kunstgeschichtlicher Beziehung betrifft, so ist ihr Wert bei mehreren öffentlichen Ausstellungen und auch in der wissenschaftlichen Fach-Presse zu öfteren Malen schon dargelegt worden, und es verbietet sich heute, wo Sie nicht zu anstrengender Belehrung, sondern zu leichtem Schaugenuss hier erschienen sind, ein Eingehen auf Einzelheiten des Galeriebestandes, zumal ja zwei gedruckte Kataloge mit räsonnierendem Texte in verschiedenen Räumen zur Benutzung ausliegen und ich selbst, nach Maassgabe meiner allerdings nur oberflächlichen Kenntnis der Stücke, zu Erläuterungen erbötig bin.

Ein Beweis von der künstlerischen Tendenz, die den Urheber dieser Galerie bei seinen Käufen leitete, war auch die Beschaffung guter alter Kopien unsterblicher Meisterschöpfungen. Wenn je die Wesendoncksche Sammlung öffentlicher Besitz werden sollte, wird man mit den hier vorhandenen Kopien nach Raffael, Tizian, Correggio, Murillo, Rembrandt und anderen Meistern die Frage eines heimischen Volksmuseums praktisch leichter, als es zur Zeit geschehen kann, zu lösen vermögen. Wir sehen hier an Kopien nach Raffael: Die Hl. Cäcilie (Bologna), die Mad. Connestabile (St. Petersburg), die sog. „Perle“, eine Hl. Familie (Madrid), die Granduca (Pal. Pitti, Florenz), die Madonna di Foligno, die Krönung der Maria und die Transfiguration (alle drei im Vatikan in Rom). Von

Correggio die berühmte „Madonna mit dem Hl. Hieronymus“ aus Parma, bekannter unter dem Namen „Der Tag“ (als Gegensatz benannt nach der „Nacht“ in Dresden). Von Tizian die „Himmelfahrt der Maria“ aus der Akademie in Venedig. Von Murillo den jugendlichen „Täufer Johannes“ aus dem Prado - Museum in Madrid . . . Natürlich verschwinden der Zahl nach diese Reproduktionen gegenüber den Originalen, unter denen wir auch einzelne erstrangige bzw. fast erstrangige Werke treffen.

Die altitalienischen und altniederländischen Stücke aus den 15., 16. und 17. Jahrhunderten bilden den überwiegenden Hauptteil der Sammlung. In der ersteren Gruppe finden Sie als immer wiederkehrendes Thema die Heiligendarstellung in einer für den modernen Geschmack manchmal befremdlichen Auffassung, aber der religiösen Empfindungsweise jener Zeit angemessen. Unter den Italienern überwiegen wiederum die oberitalienischen Schulen, namentlich die Venezianer, unter denen ich Namen wie Bellini, Bordone, Palma, Tizian, Bonifazio, Veronese anführe. Ihr Lieblingsthema war die sog. Sta. Conversazione: mehrere Heilige in stiller Beschaulichkeit um die thronende Madonna mit dem Kinde gruppiert. Die sanfte Stimmung wird auch durch die vornehm gedämpfte Koloristik der Venezianer erzeugt. Von den Lombarden sehen wir u. a. Sodoma und Luini, zwei der besten Künstler des sog. Cinquecentos. Von späteren Bolognesen: Carracci und Guido Reni. Der ältere Florentiner Ghirlandajo aus dem 15. Jahrhundert geht mit einigen energischen Heiligengestalten seinen späteren Landsleuten Andrea del Sarto und Carlo Dolci voran. Von der römischen Schule des Cinquecentos sind Bilder von Sebastiano del Piombo und G. Romano vorhanden. Die unteritalienischen Schulen sind auch nicht unvertreten, wie die Namen Antonello von Messina und Salvator Rosa beweisen.

Im Mittelpunkt der Sammlung stehen indes die Niederländer, weniger die Vlāmen, als die Hollānder. Allerdings begegnen wir sogar dem stolzen Namen des Rubens, aber bei zwei minderwertigen Stücken: einer kleinen „Anbetung der Hirten“ und den „4 Kirchenvätern“. Seine Vorläufer und Nachfolger sind freilich besser vertreten. Unter den ältesten Vlāmen fallen Roger van der Weyden und Gerard David auf, der hier als der Autor eines hervorragenden Triptychons, des sog. Altars von Alkemade mit dem Jüngsten Gericht in Mitten, bezeichnet wird. Dann kommt der alte Landschaftler Patinir, der um 1500 geblüht hat, mit zwei miniaturhaft feinen Scenerien. Aus dem 16. Jahrhundert finden sich sehr tüchtige Arbeiten religiöser Gattung von Massys, Scorel, Franz Floris, dem sog. Bauernbrueghel, und seinem Sohne dem sog. Höllenbrueghel. Die Perle des 17. Jahrhunderts endlich ist hier van Dycks Porträt des Herzogs von Buckingham, ein Kniestück, gemalt

etwa zwischen 1627 und 1628, ausgezeichnet durch Lebendigkeit der Auffassung und Kraft des Kolorits, in jeder Beziehung eins der schönsten Stücke der Sammlung. Neben diesem Werke kommen die übrigen vlämischen Bilder des 17. Jahrhunderts, die der Genremaler Brouwer, Ryckaert, Teniers u. s. w. weniger in Betracht.

Ein Eingehen auf die umfangreiche Gruppe der alten Holländer würde viel zu weit führen. Gleich im Eingangszimmer überrascht die Zahl guter Stilleben aller Art: von Blumen-Arrangements, sogenannten Frühstückstischen mit Silber- und Glasgeräten, ferner Fischen, Büchern und Instrumenten, totem Wild und Speisekammern, Motiven von höchst malerischer Wirkung, an die sich der Ruf bekannter Spezialisten dieses Faches, des Cornelis Heda, Pieter Claesz, A. van Beyeren, Huysum, Rahel Ruysch, Weenix — den Deutschen Abr. Mignon nicht zu vergessen — knüpft. Ich müsste Ihnen die ganze Kunstgeschichte vorführen, um alles zu würdigen, denn ich glaube, dass hier kein irgendwie bekannter Name fehlt. Am besten scheint mir die holländische Landschaft der nationalen Epoche vertreten zu sein durch die ersten Meister: van Goyen, Molyn, Vermeer van Haarlem, van der Neer mit abendlichen Scenerien Jan Wynants, Ruysdael Onkel und Neffe, Dujardin, van der Velde, Cuyp, Berchem u. a. . . . Seestück und Tierbild kommen ebenfalls vor, wenn auch nicht in besonders wertvollen Exemplaren. Relativ am schwächsten scheint mir das holländische Porträt vertreten zu sein, wenn im Katalog auch Namen wie Mierevelt, Franz Hals, van der Helst u. a. genannt werden. Vorzügliche Beispiele des Humors und des malerischen Geschmacks jener alten Meister lernen wir unter den Genrebildern kennen, freilich sind darunter Ostade, Jan Steen, Terborch, Dou, N. Maes, Netscher u. a. . . . Das Hauptinteresse wird sich aber naturgemäss auf den grossen Rembrandt konzentrieren, der hier in Gesellschaft einiger Schüler, vor allem des Bol und des Govaert Flinck, zu finden ist. Nicht weniger als 7 Gemälde: drei biblische, 1 Juno, 1 Gelehrter, 2 Porträts, tragen den Namen des Meisters. Ausserdem steht wohl ein berechtigtes Fragezeichen an dem grossen Bilde der „Kreuzabnahme“, die nur entfernte Ähnlichkeit mit den analogen Kompositionen in München und der Petersburger Eremitage besitzt, während sie einer bekannten Radierung Rembrandts fast bis ins kleinste Detail entspricht. Die Lösung dieses Problems würde feststellen, ob Original und also Vorlage für die Radierung, ob etwa eine Schülerstudie nach der Radierung oder aber lediglich eine Fälschung mit Hilfe jener drei Originale hier vorliegt.

Neben den beiden Hauptgruppen treten die deutschen, spanischen, französischen und englischen Meister in den Hintergrund, obwohl wenigstens die Deutschen und selbst die Spanier keineswegs ohne Bedeutung sind . . . Von dem alten Ulmer Maler Zeitbloom ist

eine „Verkündigung“ da, von Albrecht Dürer eine „Flucht nach Ägypten“, Holbein der J. und Amberger sind mit je einer Porträt-schöpfung in Verbindung gebracht, Lukas Cranach mit einer „Kreuzigung“. Neuere deutsche Meister sind in diesem Kreise Anton Graff und die Angelica Kauffmann, jener an dem Bildnis des Malers Mengs, diese an dem des Archäologen Winckelmann kenntlich . . . Die klangvollsten spanischen Meister sind Ribera und Zurbaran, Murillo, Velazquez und sein Schüler Mazo. Das Hauptinteresse gilt in dieser Abteilung dem vor 300 Jahren geborenen Diego Velazquez, dem grossen spanischen Naturalisten und Hofmaler König Philipps IV. Von der Gemahlin des Königs, Erzherzogin Marianne, existiert hier ein Porträt, von welchem in der Akademie in Wien eine Wiederholung zu sehen ist. Dann tragen zwei Szenen aus dem Jagdleben, ein Stilleben und noch ein fünftes Stück (ein Kruzifix) den Namen des Meisters.

Von den Franzosen begegnen wir dem berühmten Poussin mit einer geistreichen Farbenskizze, den „Tod der Maria“ darstellend, und seinem Schüler Gaspard Poussin mit einer römischen Landschaft. Ein viel späterer Meister ist bekanntlich der etwas süssliche Greuze, der uns einen Blick in eine Kinderstube thun lässt. Sein Zeitgenosse war der englische Akademie-Direktor Sir Joshua Reynolds, dessen Frauenporträt von eleganter Wirkung und sorgfältiger Ausführung ist . . . Bleibt uns schliesslich die Abteilung der modernen Meister, der zur Vervollständigung des Ganzen dienende Anhang der Sammlung. Ich möchte nur auf ein paar Sachen aufmerksam machen, neben den zu Anfang erwähnten 4 Makarts: zuerst auf die kleine Ölskizze des Belgiers Gallait, eine „Krönung der Maria von Medici“, von feurigem Kolorit und sehr geistreich arrangiert. Anselm Feuerbachs „Dante's Tod“ ist jedenfalls ein interessantes Gemälde. Von dem Schweizer Böcklin sehen Sie z. Zt. wenigstens das bekannte „Schweigen im Walde“; die beiden Jugendporträts des Malers selbst und seiner Gattin befinden sich eben auf der Weimarer Ausstellung im Künstlerhause. Unter den neueren Landschaftlern sind einige namhafte Meister mit recht guten Arbeiten zu finden, z. B. die Berliner Ed. Hildebrandt, Ch. Hogue, Hans Gude, die beiden Düsseldorfer Achenbach, der Wiener Gauer mann und der Schweizer Calame mit zwei seiner Gebirgsszenen. Die Genremaler Vautier und Ferd. Waldmüller sind characterisch vertreten. Auch die vorhandenen Porträts von Lenbach, Carl Sohn sen. und jr., Frd. Kaulbach, Pohle, G. Lampe u. a. beweisen, dass manches darunter beachtenswert ist. Aber die Hauptsache bleiben doch die Gruppen der älteren Malerei, sie haben der Galerie Wesendonck ihr Ansehen in den Kreisen der Fachmänner verschafft, und ich glaube, dass auch Sie einen dauernden Eindruck allein von den Werken der älteren Kunst mitnehmen werden.

3. (2. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch den 31. Mai 1899, abends 7^{1/2} Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

A) Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen (unter Nr. 1 bis 15):

1. Der bisherige I. Vorsitzende, Oberbürgermeister Zelle, hat dem Vorstände und Ausschuss mitgeteilt, wie er mit Rücksicht darauf, dass er häufig auf Reisen gehe und deshalb die Geschäfte und Versammlungen der „Brandenburgia“ nicht so regelmässig als nötig wahrnehme, den Vorsitz niederlege, während er gern Mitglied bleiben werde. Da dieser Entschluss ein unwiderruflicher ist, so beschloss der Vorstand und Ausschuss, Herrn Zelle für seine Geschäftsführung bestens zu danken, die Wahl eines neuen I. Vorsitzenden aber zu verschieben, weil zum 1. April 1900 der ganze Vorstand und Ausschuss zur Neuwahl stehen.

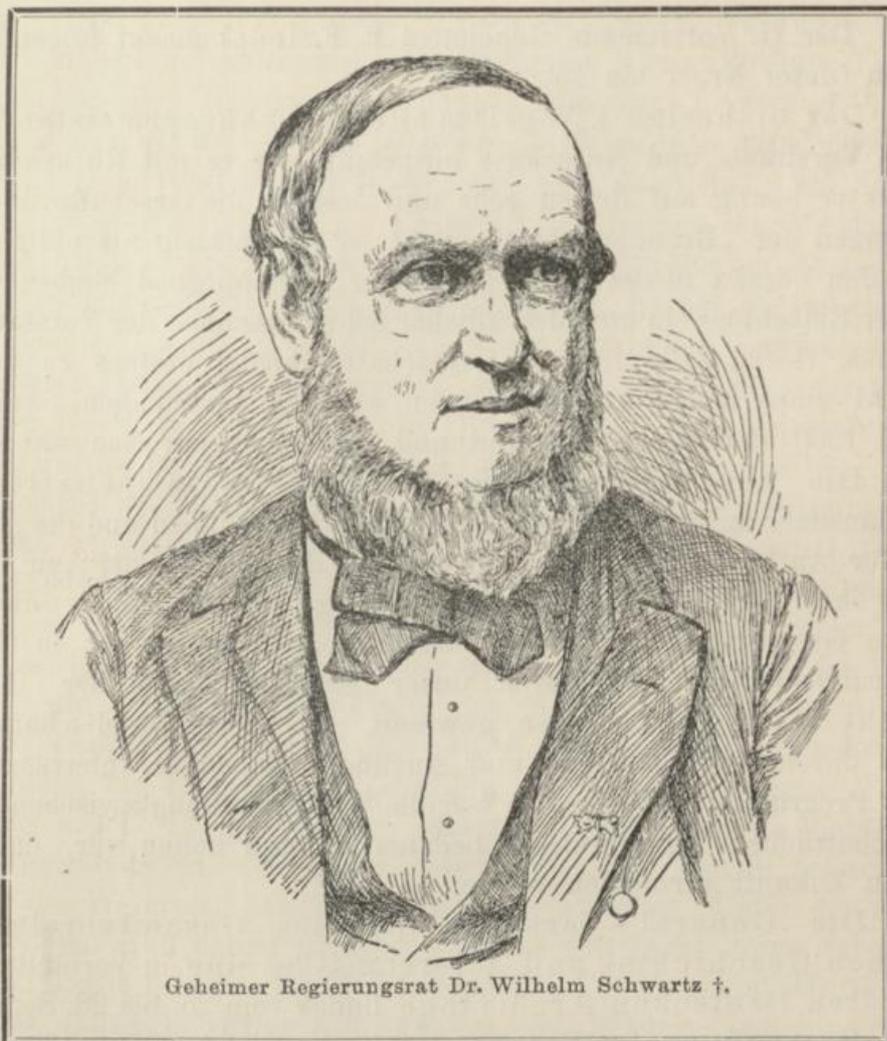
2. Die uns befreundeten Lausitzer Gesellschaften: die „Niederlausitzer anthropologische Gesellschaft“ zu Guben und die „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz“ zu Görlitz feierten ihre Hauptversammlungen leider zu gleicher Zeit, die erstgenannte Gesellschaft zu Triebel, Kreis Sorau, die zweite in Görlitz. Die „Brandenburgia“ ist durch unser Mitglied Herrn Dr. Gustav Albrecht in Triebel vertreten gewesen. Da beide Gesellschaften ein reiches, durch Ausgrabungen und Ausflüge besonders interessant gemachtes Programm aufwiesen, so war die Wettbewerbung zwischen beiden wissenschaftlichen Vereinigungen bedauerlich und hoffen wir, dass eine solche in Zukunft vermieden werde.

3. Die General-Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine in Verbindung mit dem Ersten Deutschen Archivtage findet vom 25. bis 28. September d. J. zu Strassburg im Elsass statt. Am letzten Tage findet ein Ausflug nach dem berühmten Odilienberge statt. Wir laden zur Beteiligung an dieser Wanderversammlung ein.

4. Der Schatzmeister Herr Wilhelm Ritter ersuchte um Entlastung der Rechnung für das Geschäftsjahr 1898/99 und berichtete über den neuen Haushalts-Vorschlag. Die Herren Revisoren Professor Dr. Galland und Grubenbesitzer F. Körner haben gegen die Rechnung nichts zu erinnern befunden und nach § 28 die Entlastung beantragt, die vom Ausschuss ausgesprochen worden ist. Die Versammlung nahm Kenntnis.

5. Durch den am 16. d. M. erfolgten Tod unsers Ehrenmitgliedes Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Wilhelm Schwartz hat die Heimatkunde der Mark Brandenburg und unsere „Brandenburgia“ einen überaus harten Verlust erlitten, der nicht so bald wieder ersetzt werden kann.

Über den äussern Lebensgang unsers verewigten Freundes habe ich mich in der uns befreundeten vaterländischen Zeitschrift „Der Bär“



Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Schwartz †.

am 27. d. M. S. 331 ausführlich geäussert und wiederhole einige Stellen aus dem Nekrologe daselbst. Das vorstehende lebensfrische Bild stammt aus dem Jahre 1878, wurde mir seiner Zeit von Schwartz geschenkt und ist in meinem erwähnten Aufsatz im „Bär“ wiedergegeben, das Cliché aber durch Güte des Herrn Verlegers Friedrich Schirmer, unsers Mitgliedes, der „Brandenburgia“ zur Benutzung überlassen worden.

Friedrich Lebrecht Wilhelm Schwartz, geboren den 4. September 1821 zu Berlin, studierte von 1838—43 daselbst und in Leipzig

Philologie, trat 1844 am Werderschen Gymnasium zu Berlin als Lehrer ein, in welcher Stellung er zum Professor ernannt wurde. 1864 ward er Direktor des Gymnasiums zu Neu-Ruppin, 1872 an das Königliche Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Posen in gleicher Stellung berufen. Er sammelte schon als Student in der Mark und später überhaupt in Norddeutschland mit seinem Schwager A. Kuhn die Sagen, Märchen und Gebräuche und den Aberglauben dieser Gegenden aus dem Munde des Volkes selbst (von 1839—1849). Die Resultate dieser kulturhistorischen Wanderungen waren zunächst die „Märkischen Sagen“ (1843) und die „Norddeutschen Sagen“ (1848).

In der „Berliner ethnol. Zeitschrift“ v. J. 1875 erzählt er selbst in einem Aufsatz „Die neueste, durch die ethnologische Gesellschaft indirekt veranlasste Sagenbildung“ aus der Zeit der Wanderungen behufs Sammlung von Sagen folgende niedliche Geschichte, welche den Horizont des Volks charakterisiert:

„So sagte mir einmal ein sonst sehr verständiger Bauer in Boitzenburg, als er Kuhn und mich bei einer Sagenwanderung, die uns nach ca. 3 Jahren wieder nach Boitzenburg führte, wiedertraf und erkannte: „Ich habe Sie gleich wiedererkannt und dem Wirt gesagt: das sind die Herren, die die Welt herumreisen und hören, was sie überall für Sprachen sprechen und Geschichten erzählen, das ist nun 3 Jahre her, jetzt kommen sie wieder herum.“ Er hatte also in seiner Schule gelernt, 3 Jahre brauche man zu einer Reise um die Welt, und meinte nun in seiner naiven Weise, als er uns nach 3 Jahren wiedersah, wir wären inzwischen um die Welt herumgewandert und kämen so wieder nach Boitzenburg.“

Ausführlich hat sich Wilhelm Schwartz über denselben Gegenstand ausgelassen in dem Aufsätze: „Erinnerungen aus meinen Wanderungen in den Jahren 1837—1849“ in unserm „Archiv“. 1. Band, S. 143 flg.

Schwartz's Doktordissertation vom Jahre 1843 handelte de antiquissima Apollinis natura. 1850 schrieb er „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum“ (2. Auflage 1862); — 1858 „Über die griechischen Schlangengottheiten“; — 1860 „Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischen und deutschen Sagen“; — 1864 „Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie (ein Beitrag zur Mythologie und Kulturgeschichte der Urzeit) I. Sonne, Mond und Sterne“; — in den folgenden Jahren neben Aufsätzen mythologischen und kulturhistorischen Inhalts in Fleckeisen und Masius Jahrbüchern für Philologie und der Berliner ethnologischen Zeitschrift von Virchow i. J. 1878 „Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen“; 1879 „Der II. Teil der poetischen Naturanschauungen“, umfassend „Wolken und Wind“, „Blitz und Donner“. — Schriften päd-

gogischer Art und aus der vaterländischen Geschichte sind u. a. von ihm: „Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung“ (eine Hodegetik für Kandidaten des höheren Schulamts) v. J. 1876, „Bilder aus Brandenburgisch-Preussischer Geschichte“. Vorträge und Aufsätze aus den Jahren 1863—71, Berlin und Ruppin. — „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“, drei Auflagen seit 1871. — Annalen des Ruppiner Gymnasiums: „Gedenkblätter zum 500jährigen Jubelfeste desselben.“ Seit seiner Übersiedelung nach Posen beschäftigte er sich auch mit der Prähistorie dieses Landstrichs und gab heraus 1875: „Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen.“ II. Nachtrag 1879. — Hilfsbuch für den Unterricht in der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte (bis jetzt mehrere Auflagen) mit einem Anhang von Gedichten zur brandenburgisch-preussischen Geschichte.

Mannigfach war Schwartz auch thätig bei der von ihm mitbegründeten „Zeitschrift für preussische Landeskunde“ sowie bei den „Märkischen Forschungen“ und unserem „Bär“. In beiden letzteren Zeitschriften befinden sich von ihm Nachlesen zur Märkischen Sagensammlung. Ebenso verdankt ihm das Johanniterblatt und Pröhles Deutsches Vaterland manchen schönen Beitrag. Vgl. bei Pröhle z. B. die Aufsätze: „Der verhängnisvolle Doppelschuss am 18. März 1848 und sein Zwillingsbruder am 3. April 1615.“ — „Wahrzeichen und Denkmäler Berlins.“ — „Das preussische Königtum, seine Entstehung und seine Entwicklung.“

W. Schwartz ist nicht dazu gekommen, eine ausführliche Lebensbeschreibung aufzusetzen, obwohl er wiederholt dazu, u. A. auch von mir, gedrängt worden ist. Dagegen hat er zu Schilderungen einzelner Abschnitte Anläufe genommen. Als ich ihn im Jahre 1878 um einen biographischen Beitrag ersuchte, teilte er mir von Posen aus die nachfolgenden Notizen mit, welche von ihm nahestehender Seite niedergeschrieben und von ihm durchgesehen bzw. stellenweise erweitert worden sind. Ein Abschluss dieses kurzen Curriculum Vitae ist leider nicht erfolgt.

„Wilhelm Schwartzs Vater war Inspektor (Direktor) am Grossen Friedrichs Waisenhaus in Berlin, ein Beamter vom echten altpreussischen Schlage. (Am 18. März 1848 wollte der alte vom Schlage getroffene Herr die Barrikade vor dem Hause durch die Leute der Anstalt forträumen lassen unbekümmert um alles Weitere! An seiner Stelle seine Pflicht zu thun, schien ihm einfach die Aufgabe! Mit Mühe konnte ihn der Sohn, der vom Werderschen Gymnasium um 2 Uhr aus der Arbeitsstunde kommend, die Entwicklung der Dinge auf dem Schlossplatz mit angesehen, davon abhalten! — In der Waisenhauskirche wurde auch den 19. ruhig Gottesdienst gehalten!)

Der Sinn für märkisches und preussisches Wesen war zunächst ein Erbe des Hauses. Ausser den Erinnerungen an die Jahre des Unglücks von 1807 an und der Grösse Preussens 1813 und 15 nährten ihn im Hause

persönliche Beziehungen. Die Eltern stammten aus Potsdam. Der Grossvater väterlicherseits hatte im Dienste Friedrichs des Grossen gestanden, der mütterlicherseits (Pappelbaum) war Justizamtman in Potsdam gewesen und Justitiarius auf den Rochowschen und Bredowschen Gütern im Havelland. Noch bis zuletzt bewahrte Dir. Schwartz niedliche Landschaftsbilder des Havellandes als Familienstücke, die der Vater des bekannten Landtagsmarschalls Albert v. Rochow seinem Grossvater als Andenken geschenkt. Den Sinn für Wissenschaft nährte der Hinblick auf den Grossonkel, den Archidiakonus Pappelbaum, die Erzählungen von seiner Bibliothek, der berühmten Sammlung Kirchenväter, welche die Studentenschaft später für Schleiermacher kaufte, die Sammlung von 300 Horazen u. s. w. Der Besuch des ehrwürdigen grauen Klosters, die Kirche mit ihren Altertümern mehrte den historischen Sinn. Als er in Prima sass, interessierte ihn sein Schwager Kuhn im Interesse deutscher Mythologie (Grimms Mythologie war erschienen) mit ihm Sagen, die Sagen in der Mark, zu sammeln. Jede freie Zeit wurde zu gemeinsamen Fusswanderungen benutzt, die sich dann immer weiter in den nächsten 10 Jahren ausdehnten und zuerst die Märkischen, dann die Norddeutschen Sagen zur Folge hatten. Nachdem er mit einer mythologischen Abhandlung promoviert (de antiquissima Apollinis natura) und das Oberlehrerexamen gemacht, wurde er von seinem alten Lehrer Bonnell als Hilfslehrer am Werderschen Gymnasium in Berlin angenommen und dann auf dessen Vorschlag vom Magistrat als ordentlicher Lehrer gewählt. Lebenslang blieb er zu Bonnell im innigsten Pietätsverhältnis, wie ihn derselbe auch ausgesprochenemassen gern als Nachfolger gesehen hätte. Am Werder wirkte er aufsteigend als Ordinarius von VI—O. III, den lateinischen und deutschen Unterricht in den resp. Klassen erteilend, gab aber daneben noch griech. Unterricht in II, verwaltete die Lehrer- und Schülerbibliotheken, vor allem aber bildete er, als der Minister von Raumer 1854 die preussische Geschichte in die höheren Lehranstalten installierte, die vaterländische Geschichte in IV und O. III von der Heimatskunde ausgehend lebendig aus. Auch in Ruppin als Direktor behielt er diese Stunden in der IV als ein besonderes Vergnügen bei, schrieb auch dazu einen Leitfaden u. s. w. In Berlin (in den 40. und 50. Jahren) ermunterte Schwartz alljährlich seine Schüler vor den grossen Ferien zu Wanderungen in der Mark, indem er auf die hübschesten Partien aufmerksam machte, wie das später systematisch Riesel that. Im Jahre 1864 sah er sich veranlasst, das Direktorat in Neu-Ruppin anzunehmen, auf Veranlassung des Ober-Bürgermeister Seydel wollte ihn der Magistrat halten, die Unterhandlungen waren aber schon dem Abschluss nahe. In politischer Hinsicht hatte ihn der 18. März 1848 bei seiner preussischen Gesinnung und dem historischen Standpunkt auf die konservative Seite zu treten veranlasst und mit voller Energie, wenn auch in der Form möglichst massvoll, beteiligte er sich an den politischen Bewegungen, indem er, wie auch in seiner Wissenschaft, immer die volkstümlichen Beziehungen festhielt. An das Volkstum wollte er überall in der Schule angeknüpft sehen. Bei seinem Abgang von Berlin passierte beim öffentlichen Examen eine niedliche kleine, echt berlinische Geschichte. Nachdem er Vormittag schon im Homer aufgetreten, gab er auf Bonnells Wunsch Nachmittag noch eine Probe

der brandenb. preuss. Geschichte mit der IV. Er begann mit dem alten Berlin, dem grünen Turm am Schloss, wanderte beim Grossen Kurfürsten vorbei, wo das alte Rathaus des vereinigten Berlin und Kölln gestanden, nach der Post zur Gedenktafel des alten Sparr u. s. w. und dann gelegentlich über Berlin hinaus in die Mark nach Fehrbellin u. s. w. Zum Schluss kam er zufällig noch einmal bei Frankfurt a. O. auf die markgräfliche Zeit zurück und knüpfte an den dort deternierten Hans von Sagan an und fragte einen Quartaner, was die Jungen dem dort auf der Strasse nachgerufen. Den Vers „Herzog Hans von Sagan ohne Leut' und Land hat sich bei Crossen das Maul verbrannt“ hatte der Faselhans nicht zur Hand, sondern unter dem schallenden Gelächter des grossen Auditoriums antwortete er das damals Mode gewordene „Haut ihm“. „Nein,“ meinte Schwartz gleichfalls lachend, „das war damals noch nicht Mode“ und liess von einem der nebenstehenden Genossen, die schon längst eifrig die Hände in die Höhe streckten, die Scharte auswetzen und die Sache richtig stellen.

Unter dem Eindrücke des Jahres 1848 und der blossgelegten in der Tiefe gährenden Elemente — zwischen denen ihm oft auch schon die sozialdemokratischen Entwicklungsphasen entgegentraten — stand ihm stets über allen Ideen sein preussisches Vaterland als Verkörperung des Staatsgedankens. Wie er in Berlin bei den Wahlen stets Stellung genommen, lange mit zu den einflussreichsten Leuten des II. Wahlkreises gehörte mit Holleben, Praetorius, Below u. s. w., nahm er auch in Ruppin in Wort und Schrift Stellung in den Konfliktjahren 1864 und begleitete von seinem Patmos aus, wie er es oft scherzend in Rücksicht auf seine Heimat Berlin nannte, mit derselben lebhaften Teilnahme die Jahre 1870/71 (s. Vorträge: der Schluss der „Ethischen Bedeutung der Volkssage“ — „Vom Markgrafen zum Kaiser“ u. s. w.).“

Hier bricht die Lebenserzählung ab und finden sich nur noch folgende zwei Zusätze:

„In pädagogischer Hinsicht steht Schwartz auf dem altpreussischen, straffen Standpunkt, wie er namentlich in Berlin auf den Gymnasien unter der Notwendigkeit zweimaliger Aufnahme und Versetzung sich ausgebildet hatte, nur entwickelt er ihn systematisch und allgemeiner in der Organisation des Ruppiner und schliesslich auch Posener Gymnasiums. (Litterarisch auch in seinem Buch „Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung“.) Es hängt der betreffende Charakter speziell mit dem als preussisch seit Friedrich Wilhelm I. bezeichneten Wesen zusammen. „Schlagfertig“ und „sicher“, wie es das Prinzip jenes Königs war, ist das Ziel dieser Pädagogik. Dieser Charakter bezeichnet vor allem den elementaren Unterbau, zieht sich dann aber auch entsprechend durch die oberen mehr wissenschaftlich ideeller gehaltenen Bildungsstufen.“

„Hatte Ruppin Schwartz u. A. mit dem märkischen, dort (durch die Torfgeschäfte) reichen Bauernstand in Berührung gebracht, dem das Gymnasium in den Klassen bis zur Erlangung des Einjährigen Zeugnisses Rechnung tragen musste, so eröffnete ihm Posen ganz neue Perspektiven. Nicht bloss die Grösse der Anstalt, sondern der simultane Charakter bei der nationalen und religiösen Mischung von evangelischen, jüdischen und polnischen Schülern

stellte ganz neue Aufgaben, die auf dem Wege praktischer Pädagogik und preussischer Zucht im deutschen Geiste überwunden sein wollten.⁴

Von 1882 bis 1894 wirkte der Verstorbene segensreich als Direktor des neubegründeten hiesigen Königlichen Luisen-Gymnasiums und erhielt kurz vor seinem Übertritt in den Ruhestand den Charakter als Geheimer Regierungsrat.

Alle freie Zeit, welche Wilhelm Schwartz neben seinem aufreibenden Berufe fand, widmete er zum grossen Teil der Pflege der Altertumswissenschaften. Auf dem Gebiet der Mythologie hat unser Schwartz trotz aller Anfechtung grosse Erfolge und Fortschritte zu verzeichnen. Ich fasse dieselben kurz in zwei Thesen zusammen. Für die allgemeine Mythologie der Indogermanen und anderer Völkergruppen hat er den fruchtbaren Gedanken begründet, dass aller Götterglaube aus den Naturerscheinungen abzuleiten ist, wobei er namentlich den Gewittervorgängen, vielleicht mitunter in einer zu weit gehenden Einseitigkeit, den Hauptanteil nachzuweisen bemüht gewesen ist. In Norddeutschland, speziell in unserer Mark, hat er ausserdem den niedern Götterdienst, der sich allein noch von der Heidenzeit unserer Vorfahren in abgeblasster Form im heutigen Volksglauben erhalten hat, an der Hand der Überlieferungen, der Gebräuche und Sitten, der Sprache in ihren Dialektformen, zuverlässig aufgefunden und dargestellt. Er stellte sich dabei in einen bewussten Gegensatz zu Jacob Grimm, der sich bemühte, die germanischen Götter, wie sie sich bei den Skandinaven bis zu der Zeit als sie Christen wurden in der Priesterschaft erhalten und dogmatisiert hatten, auch bei unsern norddeutschen Bauern und Hörigen wiederzufinden, wogegen nach Schwartz, hier schon zur Zeit des Heiligen Bonifacius kaum mehr die Rede sein kann von einer germanischen Götterlehre, die sich vielmehr bereits im Lauf der spätern Völkerwanderung bei der Christianisierung der Hauptstämme der Südgermanen zersplittert und zum Teil bereits aufgelöst hatte, während das in sich abgeschlossene, durch das Meer beschirmte skandinavische Nordgermanien seine Götterlehre bis zum 10. und 11. Jahrhundert, also bis zur allmählichen Selbstauflösung gewissermassen zu Tode philosophieren konnte.

Es ist unserm Schwartz nicht erspart worden, bezüglich seiner Theorien, zu denen auch die gehört, dass sich bei uns in der Völkerwanderungszeit zurückgebliebenes Germanentum durch die Slavenzeit hindurch bis heut erhalten habe, heftige Angriffe zu erfahren, die er aber mit Geschick zurückgewiesen hat.

Vor Jahr und Tag nahm er zur Abwehr unberechtigter Anfeindungen, die ihm in Bezug auf die germanischen Göttingengestalten der Frau Harke und der Frick anlässlich seiner früheren Forschungen widerfuhren, noch einmal die Untersuchung dieser mythologischen

Gestalten mit Feuereifer und siegreich auf; er sammelte zu Grundlagen für eine Vergleichung der plattdeutschen Dialekte in der Mark Brandenburg mancherlei Sprachproben und stellte mit mir zusammen, dem er nicht nur viele Jahre hindurch auf dem Friedrich-Werderschen-Gymnasium ein Lehrer, sondern auch noch weit länger ein väterlicher Freund und wissenschaftlicher Berater gewesen, die Grundzüge für eine brandenburgische Volkskunde auf, die unter der Flagge der „Brandenburgia“ erscheinen soll.

Das Museum im Gymnasium zu Neu-Ruppin, das Posensche Museum, das Museum für Völkerkunde, das Volkstrachten-Museum, sowie das Märkische Provinzial-Museum sind von W. Schwartz wiederholt und reichlich beschenkt worden. Regen Eifer entfaltete er auch als Mitglied der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg.

Eine besondere Ehre wurde dem Verstorbenen dadurch erwiesen, dass die Aufbahrung der Leiche, Freitag, den 19. Mai, in der Aula des Luisen-Gymnasiums an der Stätte seiner Amtsthätigkeit stattfand. Beerdigt ist Wilhelm Schwartz am Nachmittag des genannten Tages auf dem alten Dorotheenstädtischen Kirchhof, Chausseestrasse 119, an der Seite seiner geliebten Gattin Anna geb. Lehnerdt, welche ihm am 28. Dezember 1897 zu seinem grossen Kummer in die Ewigkeit vorangegangen war.

Für uns Mitglieder der „Brandenburgia“ bedeutet der Tod unsers Schwartz nicht bloss den eines teuern Freundes, sondern auch eines allzeit bereiten Helfers sowie eines Mitbegründers derselben. Ehre seinem Andenken!

Zum Gedächtnis des Verewigten erhoben die Anwesenden sich von den Sitzen.

Der Vortragende hatte mehrere Bildnisse von Wilhelm Schwartz sowie eine fast vollständige Sammlung seiner hauptsächlichen Schriften ausgestellt.

Vorstand und Ausschuss sind bei der Beerdigung vertreten gewesen und haben einen prächtigen Kranz mit Widmungsschleife („Die ‚Brandenburgia‘ — ihrem Ehrenmitgliede“) am Sarge hinterlegt. Hierfür hat die Familie ihren wärmsten Dank ausgesprochen.

6. Ich lege ein zweites Bronzeschwert aus dem Märkischen Museum vor, welches der Feldmesser Thomsen auf den der Stadt Berlin gehörigen von Französisch-Buchholz grundbuchlich abgezweigten und dem Rittergut Buch zugelegten Ländereien beim Tiefpflügen gefunden hat. Eine Abbildung und Beschreibung ist nachträglich meinem Berichte vom 19. v. M. über das erste Bronzeschwert von dort der Übersichtlichkeit wegen beigefügt worden.

7. Ich lege ferner die Schädelkapsel eines Löwen vor, welche das Märkische Museum der Sorgfalt seines unermüdlichen und uneigen-

nützigen Pflegers, des Herrn Heilgehülfen Klemm in Mittenwalde, verdankt.

Das besonders merkwürdige und für die Provinz Brandenburg höchst seltene Stück gehört den zwischeneiszeitlichen Kiesschichten an, unter denen sich Thonlager befinden, welche für die vormals Fürstlich Hohenlohese Ziegelei zu Gräbendorf, östlich der Haltestelle Gross-Besten, Kreis Teltow, abgebaut worden sind. Es sind dort ebenfalls ausgegraben und dem genannten städtischen Institut mitgeteilt ein Schädel des Nashorns mit der knöchernen Nasenscheidewand (*Rhinoceros tichorhinus*), ein Backzahn eines Mammuth (*Elephas primigenius*) und der Hornzapfen eines Bos, also Funde wie sie aus dem parallelen Inter-glaciär des benachbarten, am rechten Dahme-Ufer belegenen Ziegler-Dorfs Nieder-Löhme bekannt und seit Jahren im Märkischen Museum vorhanden sind. Die Bestimmung dieses Schädel-Bruchstücks als vom Löwen herrührend ist das Verdienst eines unserer vorzüglichsten Osteologen, des Professors Dr. Alfred Nehring, welcher sich in der Sitzung der hiesigen „Gesellschaft naturforschender Freunde“ vom 18. April 1892 S. 71 flg. auch darüber geäußert hat, weshalb dieser Schädel nicht dem diluvialen Tiger, sondern dem Löwen zuzurechnen sei. Herr Nehring bemerkt darüber wörtlich folgendes:

„Die Resultate meiner Vergleichen sind in kurzem folgende: Der Schädel des erwachsenen Löwen ist in der Stirnpartie niedriger, flacher und breiter als der des erwachsenen Tigers, bei welchem die Stirn deutlich gewölbt ist; dazu kommt, dass beim alten Löwen die Mitte der Stirnbeine deutlich vertieft erscheint. Die Nasenbeine des Löwen sind kürzer und nach vorn breiter als bei Tigern gleichen Alters und Geschlechts. Die Frontalfortsätze der Oberkieferknochen reichen beim Löwen normaler Weise über das hintere Ende der Nasenbeine hinaus und zeigen eine flache, allmählich ansteigende Oberfläche; beim Tiger pflegen die Frontalfortsätze der Oberkieferknochen nicht bis zum Hinterende der Nasenbeine zu reichen, ihre Oberfläche ist concav und steigt steiler nach der Stirn hinauf, auch zeigen sie eine abweichende Form der Grenznaht. Die Foramina palatina des Löwen sind grösser und liegen weiter zurück, als beim Tiger; ausserdem setzen sie sich bei jenem nach vorn in 2 breiten, deutlich markierten Furchen fort, wovon beim Tiger kaum eine Andeutung zu sehen ist. Das Gaumenkeilbeinloch (Foramen sphenopalatinum) des Löwen ist grösser und steht zu den benachbarten Nähten in etwas anderer Beziehung, als beim Tiger. Das Foramen stylo-mastoideum liegt beim Löwen regelmässig so, dass man in seine Öffnung bei der Basalansicht des Schädels direkt hineinsehen kann; beim Tiger liegt die Öffnung jenes Foramen gewöhnlich mehr seitlich an der Bulla. Der Meatus auditorius externus scheint beim Löwen meistens etwas grösser resp. offener zu sein, als beim Tiger.

Nach allen diesen Kennzeichen sind die in der palaeontologischen Sammlung des hiesigen Museums für Naturkunde vorhandenen 4 Gailenreuther Schädel, von denen der eine als völlig intakt bezeichnet werden

kann*), als unzweifelhafte Löwenschädel anzusprechen. Ebenso muss ich die vorliegende Gehirnkapsel einer grossen Felis aus dem märkischen Diluvium nach der Stirnbildung und nach der Bildung des Meatus auditorius externus, sowie auch einiger Foramina des Sphenoids als zu Leo, nicht zu Tigris gehörig betrachten.

Auf die einschlägige Litteratur über *Felis spelaea* Goldf. einzugehen, ist hier nicht der Ort; ich will nur hervorheben, dass auch J. Fr. Brandt einst die im hiesigen Museum für Naturkunde vorhandenen Gailenreuther Schädel mit Entschiedenheit für Löwenschädel (nicht Tigerschädel) erklärt hat, ohne dieses im Einzelnen näher zu begründen. Da von Zeit zu Zeit immer wieder die Ansicht auftaucht, dass „*Felis spelaea*“ ein Tiger, kein Löwe gewesen sei, so scheint es mir angezeigt, dieses für die oben besprochenen, von mir untersuchten Objekte zurückzuweisen. Andere, weniger vollständig erhaltene Objekte lassen kein sicheres Urteil zu; doch ist es sehr wahrscheinlich, dass auch die sonstigen in Deutschland gefundenen Reste, z. B. die von mir bei Thiede unweit Braunschweig und bei Westeregeln unweit Magdeburg, sowie aus Westpreussen nachgewiesenen Reste**), oder der durch Schröder beschriebene Metacarpus von Oderberg-Bralitz***), dem fossilen Löwen angehören. Dagegen mögen manche in Ost-Europa gefundenen Felis-Reste einem Tiger zuzuschreiben sein.“

Es mögen in manchem Museum die Reste des Löwen und Tiger aus dem Diluvium verwechselt sein und giebt hoffentlich Nehrings Auslassung Anlass zu sorgfältigen Revisionen der bisherigen Bestimmungen.

Das nächstliegende Vergleichungsmaterial in den Nachbar-Provinzen bietet uns Westpreussen. In dem XV. Bericht über die Verwaltung der Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1894 finde ich S. 13 folgende Angabe: „Einen sehr bemerkenswerten Fund aus einer Kiesgrube in Klein-Baldrum bei Marienwerder verdankt das Museum dem Regierungshauptkassen-Oberbuchhalter Herrn Peter in Marienwerder. Nach gefälliger Bestimmung des Herrn Professor Dr. Nehring in Berlin stellt dieses Stück einen Zahn (Sectorius des linken Unterkiefers) des sogenannten Höhlenlöwen, *Felis spelaea* Goldf., vor, welcher der jetzt in Afrika und Westasien verbreiteten Löwenart sehr nahe steht und noch in historischer Zeit das südliche Europa bewohnt hat. Wenngleich der Zahn etwas lädiert und abgerieben ist, nimmt sein Vorkommen hier im Norden doch ein besonderes Interesse in Anspruch.“

Und im XVI. Bericht, 1895, S. 16: „Herr Töchtereschullehrer Floegel, Korrespondent des Provinzial-Museums in Marienburg, die vordere

*) Dieser Schädel dürfte wohl einer der besterhaltenen Schädel des *Leo spelaeus* sein, welche überhaupt existieren; er ist für die oben erörterte Frage besonders wichtig, da an ihm alle Charaktere klar und sicher zu erkennen sind.

**) Siehe „Tundren und Steppen“, S. 169, 193, 233. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., 1893, S. 407 ff. mit 2 Abbild. Bericht des Westpreuss. Prov.-Museums, 1895, S. 16.

***) Siehe Jahrb. der Kgl. Geol. Landesanstalt, 1897, S. 20 f.

Partie des zweiten Backzahns aus dem rechten Unterkiefer des Höhlenlöwen, *Felis spelaea* Goldf. (nach Bestimmung des Herrn Professor Dr. A. Nehring in Berlin), aus der Kiesgrube Gross-Waplitz, Kr. Stuhm — ein sehr seltenes und beachtenswertes Objekt.“ —

In der eigentlichen norddeutschen Tiefebene von der Elbe bis zur Weichsel ist der Höhlenlöwe rar. Dagegen erscheint er im westlichen Deutschland, Hannover und Westfalen sowie in den Vorgebirgen Mitteldeutschlands nicht selten. Nehring (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie pp. 1893, S. 407) führt Löwenreste an von Braunschweig (bei Thiede und Rübeland), von Hannover (bei Schwarzfeld a. Harz und Hameln a. d. Weser) sowie von der Provinz Sachsen (bei Quedlinburg und Westeregeln). Nehring schliesst seine bemerkenswerte Mitteilung mit den Worten: „Was die Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Felis spelaea* anbetrifft, so kann ich nicht umhin, dieselbe auf Grund meiner Ausgrabungen im Thieder Gipsbruche zu bejahen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Angaben über paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvial-Ablagerungen von Thiede“, welche in den Verhandlungen unserer Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 357—363 abgedruckt sind. Die betreffenden Feuerstein-Werkzeuge sind (abgesehen von einem Stück) teils in gleichem Niveau mit *Felis spelaea*, teils noch tiefer gefunden worden; für die Annahme einer etwaigen späteren Vermischung der ersteren mit den letzteren konnte ich bei meinen Ausgrabungen keine triftigen Gründe auffinden. Genaueres hierüber habe ich in einer demnächst erscheinenden Abhandlung „Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Hyaena spelaea*“ dargelegt.“ —

Zu dieser Nehringschen Auslassung bemerke ich, dass den Mitgliedern unserer „Brandenburgia“ sowie in weiteren wissenschaftlichen Kreisen bezüglich des Vorkommens des diluvialen Menschen in unserer Provinz mein bejahender Standpunkt seit Jahren bekannt ist. Ich nehme das Vorhandensein des Menschen in der Zwischeneiszeit bei uns an und besitze von ihm hergestellte bzw. bearbeitete Gegenstände u. a. aus interglaciären Kieslagern nahe der Oder im Kreise Angermünde. In der Sitzung der Berliner Anthropol. Ges. vom 15. Januar 1870 machte ich bereits vorläufige Mitteilungen über „Palaeolithische Flintwerkzeuge aus dem Haveldiluvium zwischen Potsdam und Brandenburg“ (Mitt. 1870, S. 158—162), freilich nicht ohne Widerspruch zu erfahren. Da damals selbst in den berufensten Kreisen die Ansichten über die Entstehung unsers Diluviums noch sehr schwankten, zum Teil noch die Ablagerung desselben durch das Meer und ganz allgemein die Drift-Theorie im Gegensatz zur Vergletscherungs-Theorie verfochten wurde, so habe ich mit guter Absicht, fleissig für mich weiter fortbeobachtend, viele Jahre über meine Anschauungen betreffend das Vor-

kommen des Diluvial-Menschen bei uns geschwiegen, bis sich, insbesondere seit dem Tode Beyrichs, welcher letztere berühmte palaeontologische Altmeister von palaeolithischen menschlichen Spuren selbst in England, Frankreich, Belgien, Spanien, Portugal, Italien, Österreich nichts wissen wollte, allmählich richtigere Vorstellungen über das zweifellose Vorkommen des Urmenschen selbst in unserer norddeutschen Tiefebene zu verbreiten beginnen.

Ich sehe demzufolge auch meinerseits gegen das gleichzeitige Vorkommen des Höhlen-Löwen zusammen mit dem Urmenschen in der Provinz Brandenburg an sich kein wissenschaftliches Bedenken. Nun höre ich, dass man an dem Ausdruck „Höhlen“-Löwe bei uns Anstoss nimmt, weil in der Provinz Brandenburg mangels eigentlichen Gebirges auch keine eigentlichen Höhlen vorkommen. Hierauf ist zu sagen, einmal dass wir nicht wissen, ob nicht noch im Pleistocän an manchen Punkten unserer Heimat Gesteinsmassive, z. B. die Rüdersdorfer Kalkberge und die Gipsfelsen von Sperenberg, erheblich in den Luftraum hineingeragt haben und Höhlen oder tiefe Spalten bildeten, in denen sich grössere Raubtiere verkriechen konnten, Gesteinserhebungen, die erst durch den wiederholten Gletscherschub vernichtet sind. Aber Felshöhlen sind für die Existenz so wenig des Löwen wie des Tigers oder des Bären notwendig, alle drei Tiergeschlechter kommen auch in weiten Geländen ohne felsige Beschaffenheit heutigen Tags vor. Auch muss man nicht glauben, dass alle die Tiere, deren Gebeine in Gesteinshöhlen oder Gesteinsspalten des Diluviums ausgegraben werden, auch in diesen Höhlen und Spalten gelebt haben. Ihre Reste sind in der Mehrzahl der Fälle sicherlich dort hineingeschwemmt worden und haben sich unter der schützenden Gesteinsdecke und den übergelagerten Thonen und Schlickmassen hermetisch gegen Atmosphärlinien abgeschlossen, lediglich in Höhlen und Spalten besser erhalten, als in blossen, freien Sand-, Grand- und Kiesbetten. Nur deshalb findet man diluviale Reste vom Löwen und Bären und von der Hyäne und vom Wolf in der Ebene seltener als z. B. in den wirklichen Gesteinshöhlen Westfalens, Thüringens, Braunschweigs u. s. f. Zweckmässiger dürfte es sein, wie man von einem diluvialen Urmenschen, einem diluvialen Urstier pp. spricht, so die *Felis spelaea* „Urlöwe“ zu benennen.

8. Über das Vorkommen des **Hamsters** in der Provinz Brandenburg habe ich in meiner Schrift „Die Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“, Festschrift für die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Berlin, 2. Ausg., Berlin 1886, S. 62 folgende Angaben gemacht: „*Cricetus frumentarius* Pallas. Hamster. — Zemstar oder Semski pjas = Feldhund. Priegnitz, Jüterbog, Treuenbrietzen, Luckenwalde. Im Herbst 1884 schoss Dr. Reichenow ein

schönes, altes Männchen, nach Schalow, bei Nauen. Von mir mehrmals auf dem Berliner Markt lebend gesehen.“

Der vorgenannte Professor Dr. Nehring, Direktor des Zoologischen Museums der hiesigen K. Landwirtschaftlichen Hochschule, hat auch diesem sowohl biologisch wie in seinen Beziehungen zur Kultur des Menschen nicht uninteressanten Nager, der durch ein boshafte Gebahren noch die Ratte übertrifft und sich durch sein massenhaftes Einheimsen von Getreide als ein landwirtschaftlicher Schädling ersten Ranges darstellt, zum Glück aber in unserer Provinz als Seltenheit bezeichnet werden kann, seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es sei mir vergönnt, Ihnen aus dem Nehringschen Aufsatz: „Neue Notizen über die Verbreitung und landwirtschaftliche Bedeutung des Hamsters in Deutschland“ (Deutsche Landwirtschaftliche Presse, XXVI. Jahrgang No. 42, Berlin, 27. Mai 1899, S. 474) dasjenige mitzuteilen, was sich auf unsere engere Heimat bezieht.

„Was die Provinz Brandenburg anbetrifft, so war mir mitgeteilt worden, dass der Hamster in der Gegend von Berlinchen (Neumark) vorkomme. Diese Angabe hat sich aber als irrtümlich ergeben. Durch zahlreiche Korrespondenzen, namentlich mit Herrn Opitz in Siede bei Berlinchen, konnte von mir festgestellt werden, dass dasjenige Tier, welches in dortiger Gegend „Hamster“ oder „Amster“ genannt wird, nicht der wirkliche Hamster (*Cricetus*), sondern die Schermaus oder Wühlratte (*Arvicola amphibius* var. *terrestris*) ist. Ich konnte diese Feststellung um so sicherer machen, als mir zwei frischgefangene Exemplare, das eine von Herrn Opitz in Siede, das andere von Fräulein H. Ruhneke in Ruwen bei Berlinchen (letzteres unter freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Dr. P. Ascherson, hier) übersandt wurden. Das Exemplar von Ruwen wurde am 3. April d. J. unter der Strohunterlage einer Erbsmiete erschlagen; es hatte in seiner Wohnhöhle viele Erbsen („einen grossen Beutel voll“) aufgespeichert. Die Leute nannten es „Amster“ und versicherten, dass diese Art öfter bei „Mieten“ beobachtet würde. Thatsächlich ist es ein starkes Exemplar der oben genannten Wühlratte, die ja, wie bekannt, ähnlich dem Hamster gewisse Vorräte zusammenträgt, in ihrem Aussehen aber von diesem stark abweicht. Auch das von Herrn Opitz übersandte, am 15. März getötete Tier ist ein starkes Exemplar der Wühlratte, was übrigens Herr Opitz schon richtig erkannt hatte; letzterer fügte hinzu, dass diese Art in dortiger Gegend grossen Schaden anrichte und ansehnliche Vorräte von Getreide oder Wurzelwerk zusammenschleppe.

Nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Vorsitzenden des Landw. Vereins zu Königsberg in der Neumark kommt der echte Hamster auch dort nicht vor, fehlt also offenbar im östlichen Teile der Provinz Brandenburg.*)

Dagegen scheint er im westlichen Teile der Provinz Brandenburg ziemlich verbreitet zu sein und während der letzten Zeit an Terrain gewonnen

*) Der östlichste Bezirk der Provinz Brandenburg, in welchem ich bisher den Hamster feststellen konnte, ist die Gegend von Oderberg.

zu haben. Herr Gutsbesitzer Hans Kofahl in Zernikow bei Glöwen an der Berlin-Hamburger Bahn schreibt mir, dass nach Angabe seines Vaters früher bei Zernikow keine Hamster vorgekommen seien; vor 18 Jahren habe man zum erstenmal einen (vereinzelt) Hamsterbau ausgegraben, in den folgenden Jahren einige weitere. Seit etwa 10 Jahren sei die Vermehrung der Hamster dort eine deutlich bemerkbare. Auf der Feldmark von Zernikow (400 ha) seien jetzt ca. 50 Hamsterfamilien vorhanden. Auch in der Nachbarschaft werde über Hamster geklagt.*) Zernikow sei seit 20 Jahren drainiert, und es werde viel intensiver als früher gewirtschaftet. Herr Kofahl fügt noch die interessante Beobachtung hinzu, dass dort seit etwa 7 Jahren die Zwergmaus (*Mus minutus*) in Hafer- und Weizenschlägen zahlreich aufgetreten sei, während die gewöhnliche Feldmaus (*Arv. arvalis*), welche früher sehr häufig gewesen, stark abgenommen habe. Möglicherweise hänge letzteres mit der vermehrten Anwendung von Chilisalpeter und Superphosphat zusammen; wenigstens werde es von manchen anderen Landwirten der dortigen Gegend behauptet.

Herr Rittergutsbesitzer Dr. W. v. Dallwitz schreibt mir über die Prignitz, dass dort der Hamster in geringer Zahl an vielen Orten vorkomme. Bei Tornow, dem v. Dallwitz'schen Rittergute, würden einige Hamsterbaue in jedem Jahre seit langer Zeit beobachtet, ebenso auf der Feldmark des Gutes Brunn (Kreis Ruppin) und in der Umgebung der Stadt Kyritz. Ein massenhaftes Vorkommen des Hamsters sei in der Prignitz bisher nicht festgestellt.

Zu Herrn Nehrings Bericht füge ich noch hinzu, dass mir kürzlich der um die naturgeschichtliche Erforschung der Uckermark eifrig bemühte Lehrer Herr Kortkamp zu Oderberg i. d. Mark mitteilte, wie vor etwa 5 Jahren ein Hamsterbau und eine einzelne Hamsterfamilie auf der Gemarkung Neuendorf nahe der Feldmark des dem Joachimsthalschen Gymnasium gehörigen Amt Neuendorf, etwa eine Meile nördlich von Oderberg entdeckt wurde. Ich habe dies Gelände unlängst besucht. Was Nehring vom Hamster sagt: „Er liebt überall trocknen, lehmig-sandigen Boden mit Lehm im Untergrunde“, trifft hier zu: oben denaturierter oberer diluvialer Sandmergel, der im Untergrunde lehmiger wird und Höhlenbauten, wie sie der Hamster liebt, wohl zulässt. Die Tiere sind von einem Förster erlegt worden, zum Teil haben sie sich auf Nimmerwiederschen verzogen. Einen Ackersmann, der beim Pflügen auf den Bau stiess, sprang ein erwachsener Hamster fauchend an und versuchte zu beißen. Während schon dies dem von mir vorhin skizzierten jähzornigen Temperament des Hamsters entspricht, kann es nach den genauen Schilderungen des Herrn Kortkamp, der die Tiere selbst gesehen, keinem Zweifel unterliegen, dass es sich nicht etwa um die Wühlmaus, sondern den richtigen Hamster gehandelt hat. Namentlich die beobachteten weissen Flecken im Fell an den Oberarmen und an den Seiten bei tiefschwarzer Brust passen durchaus auf unsern typischen

*) Vergl. meine Angaben im „Archiv f. Naturgesch.“ 1894, I, S. 21.

Cricetus. Das westliche Ufer der alten und neuen Oder bildet zur Zeit die Grenze in unserer Provinz für den Hamster, der in der That der Neumark zu fehlen scheint.

9. Die beiden alten Eiben vom Herrenhausgarten, welche Gegenstand der Erörterung in der April-Sitzung waren, haben nunmehr ihre Versetzung in westlicher Richtung bis an die Grenze des Grundstückes der Königlichen Porzellan-Manufaktur dank der aufgewendeten gärtnerischen Sorgfalt anscheinend glücklich überstanden.

Ich lege vier von unserm Mitglied Bartels aufgenommene Photographien vor, welche die beiden Auswanderer in ihrem neuen Heim anschaulich darstellen.

Inzwischen hat sich Herr Geheimrat Professor Dr. Wittmack, Direktor des Botanischen Museums der Landwirtschaftlichen Hochschule, in der Gartenflora, Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde (vgl. meine Bemerkung zu meinem Bericht vom 19. April d. J.) Jahrgang 48, S. 236 flg. in dem Artikel „Die beiden alten Eiben (*Taxus baccata*) im Garten des Herrenhauses zu Berlin“ zur Sache geäußert und zwar, wie zu erwarten, in einer recht vorsichtigen Weise; er führt die von Trojan und Conwentz gemessenen uralten wilden Eiben an und vergleicht mit deren Maassen die entsprechenden Verhältnisse der ältern und stärkern Herrenhaus-Eibe.

Wittmack führt zutreffend aus, dass das äusserliche Ansehen, also auch der Umfang der Eiben, noch nicht zweifellos einen Schluss auf das Alter derselben erlaube, wie denn Conwentz in seinen Berechnungen bei einer westpreussischen Eibe nach dem einen Kalkulationsmodus für diese auf 943 Jahre, nach einem andern auf 311 Jahre komme. Es hängt bei der Stammesentwicklung der Eiben gerade besonders viel vom Boden und Standort ab.

Hier sei gleich eingeschaltet, dass dieser Boden und Standort bei den Herrenhaus-Eiben im Lauf der Zeiten immer ungünstiger und zwar mindestens seit etwa 150 Jahren andauernd unvorteilhafter geworden ist teils durch An- und Unterbauten in der Nachbarschaft, Austrocknen des ursprünglich nassen (bruchigen) Bodens, Vertauschung der ursprünglich feuchten Wald- bzw. Gartenluft gegen staubhaltige, trockene, im Sommer heisse Stadtluft. Hiernach muss man annehmen, dass die Herrenhaus-Eiben sich viel stärker entwickelt haben würden, wenn sie in halbsumpfigem Bruchland oder in stark beschattetem Waldboden sich hätten weiter fortentwickeln können.

Dies wird durch eine von Wittmack angeführte Bemerkung des Kommerzienrats Schütt lediglich bestätigt, welcher erzählt, wie er vor 25 Jahren fünf sechsjährige Eiben in seinem Garten in Steglitz gepflanzt habe, die jetzt schenkeldick sind. Man hat eben für diese Bäume von vornherein bestens Sorge getragen.

Ich halte auch folgenden Ausspruch Wittmacks als völlig einleuchtend: „Die Hauptfrage nach dem Alter der Bäume kann immer noch nicht endgültig entschieden werden. Ein Zählen der Jahresringe der abgeschnittenen Aststümpfe und daraus Berechnung der Jahresringe des Stammes ist, wie Conwentz bemerkt, nicht zulässig, da die Jahresringe des Astholzes im allgemeinen enger sind als die des Stammholzes.“

Ich füge hinzu, dass die Äste und Zweige auch allemal jünger sind als der Hauptstamm und dass gerade bei der Eibe die Differenz Jahrhunderte in einzelnen Fällen betragen kann.

Nach dem im Hohenzollern-Museum im Original, im Berliner Magistrats-Archiv in genauer Kopie, befindlichen grossen Plan von La Vigne vom Jahre 1685 ist hier wie in der Gegend nach Schöneberg und dem botanischen Garten Bruchland verzeichnet; darunter hat man feuchten Wiesengrund mit einzelnen Baumgruppen und stellenweis dichtem Erlen- und Espengehölz zu verstehen. In solchem aber finden sich die wilden Eiben gern vor und gedeihen hier, sobald sie nur Schatten geniessen können, ganz vorzüglich. Auf ähnlichem Boden stehen in der nordöstlichen „Wildnis“ der Park- und Gartenanlagen der ursprünglichen „Lietzenburg“, im jetzigen Charlottenburger Schlossgarten die prächtigen Eibebäume. Diese Anlagen sind 1694 begonnen nach den Plänen des berühmten Le Nôtre, anfänglich unter Leitung des eigens aus Paris verschriebenen Gärtners Simeon Godeau. Aus dieser Zeit stammen die Taxusbäume, welche auf schattigem, bruchfeuchtem Wiesengrund prächtig gediehen sind, seit Jahrzehnten aber sehr langsam sich entwickeln, weil der Charlottenburger Schlossgarten aus gesundheitlichen Rücksichten sehr viel trockner als früher gelegt worden ist.

Eine weitere Eigenschaft der Eiben ist ihre im wesentlichen wagerechte Bewurzelung; sie gehen nicht mit starken Pfahlwurzeln tief in die Erde. Das hat sich beim Abgraben und Unterfangen der Herrenhaus-Eiben deutlich gezeigt. Hätten sie tiefe Pfahlwurzeln gehabt, so wäre eine Abgrabung unmöglich gewesen oder man hätte die Pfahlwurzeln in der Tiefe absägen müssen, was die Bäume getötet haben würde.

Alle flachwurzelnden Nadelholzbäume haben — eben wegen ihrer Flachwurzelung — die Neigung, „Senker“ zu bilden, d. h. Zweige auf den Boden zu legen, die Wurzelknospen treiben und sich in gegebenen günstigen Fällen zu eigenen Bäumen entwickeln können. Dies gilt recht eigentlich von den Eiben. Ich habe dies bereits in einer Anmerkung zu meinen Mitteilungen am 19. v. M. gesagt und finde eine Bestätigung dafür in einem Aufsatz „Neue Beobachtungen über die Eibe, besonders in der deutschen Volkskunde, welcher sich, anlehnend an einen Vortrag von Conwentz, in der „Naturwiss. Wochenschrift“ vom 28. d. M. befindet, vgl. S. 256.

Diese Umstände stehen mit der Lage der unter der grossen Eibe gefundenen Mauerstein- und Kalkstein-Reste in keinem Widerspruch, im Gegenteil wird der Sachverhalt dadurch befriedigend aufgeklärt.

Es sind drei auf das vorige bzw. das laufende Jahrhundert zu verteilende Phasen a, b und c in der Nachbarschaft der grossen Eibe zu unterscheiden. — a) Es wird im 18. Jahrhundert Mauerwerk nahe der grossen Eibe errichtet, welches die Entwicklung derselben über und unter der Mauer zurückdrängt. — b) Die Mauer wird abgebrochen, in der Tiefe bleiben aber davon Fundamentreste stehen; die Eibe hat nunmehr wieder etwas mehr Spielraum erlangt, ihre Wurzeln fangen an sich wieder seitlich nach der Richtung der früheren Mauer zu auszuweiten, in dem Boden, welcher nach Abbruch der Mauer verfüllt und aufgehöhht ist und worin sich Kalkstein- und Ziegelbrocken, auch Klamotten befinden. — c) Beim Aufgraben der Wurzeln der Eibe im Jahre 1894 zeigt sich, dass dieselben teilweise in den seit Abbruch der Mauer freigewordenen, unter b) geschilderten Raum, über den in der Tiefe verbliebenen seitlich und ziemlich wagerecht vorgedrungen sind. Die Eibe steht seither unbestreitbar zum Teil allerdings über relativ modernem Mauerwerk und es gewinnt hierdurch den irrtümlichen Anschein, als sei die Eibe jüngeren Datums wie die Mauer selbst. Dies muss aber als unerwiesen und unwahrscheinlich abgewiesen werden; jedenfalls kann aus dem geschilderten Umstände ein Argument wider das hohe Alter mindestens der grössern der beiden Eiben in keiner Weise abgeleitet werden. Andererseits geben wir selbstredend zu, dass eine genaue Altersbestimmung der Eibe erst dann, wenn man den Hauptstamm durchschneidet und die Jahresringe zählt, möglich ist.

Herr Geheimer Baurat Schulze und die Kgl. Gartenverwaltung haben sich, wie auch wir dankend anerkennen, die grösstmögliche Mühe zur Erhaltung der Taxus-Veteranen gegeben. Seit ihrer Versetzung sind sie mit hohen Sonnenkulissen versehen worden. An der Südseite der beiden ehrwürdigen Bäume hat man je ein haushohes Gestell aus hölzernen Stangen errichtet und dessen Zwischenräume mit Packleinen überspannt. Die so hergestellte Schutzwand umgiebt die Sonnenseite der Bäume nach Art einer spanischen Wand und überragt die Wipfel der beiden Eiben. Die Kulissen haben den Zweck, die Sonnenstrahlen von den neuverpflanzten Bäumen abzuhalten, da man von dem Einfluss der Hitze schädliche Wirkungen auf das Gedeihen der Bäume fürchtet. Ähnliche Schutzwände hat man schon mehrfach bei älteren versetzten Bäumen angebracht. Das aufgespannte Tuch ist so zäh als nötig, um dem Winde Widerstand zu leisten, andererseits aber weitmaschig genug, um die Luft durchzulassen. Bei eintretender Hitze hat man ausserdem die Absicht, das Tuch zu besprengen, um den Bäumen auf diese Weise Feuchtigkeit zuzuführen. Die Versetzung scheint den Bäumen gut zu bekommen. Sie

haben wenig Triebe an den Zweigen getrieben, zeigen aber reichlich Triebe am Stamm. Insbesondere ist es der grössere und ältere der beiden Bäume, der junge Triebe am Stamme zeigt. Somit ist die Hoffnung, die Bäume zu erhalten, eine wohlbegründete.

Johannes Trojan schliesst 1886 seinen Aufsatz „Alte Eibenbäume“ indem er den bejahrteren unserer beiden Herrenhaus-Taxus sprechen lässt: „Ich habe noch die Wolfs- und Bärenzeit mitgemacht. Wie kurze Zeit steht erst das Haus, das mir fatal ist! Ich kann in Ruhe abwarten, dass es wieder umfällt. — Und so frisch und gesund, wie er ist, hat er ja alle Aussicht dazu, dass er noch einmal zu seinem jüngeren Genossen, der dann auch schon steinalt ist, und zu dem ganz jungen Volk, das in seinem Schatten sich angesiedelt haben wird, so ungefähr sprechen kann: Hier, Kinder, wo ich jetzt stehe, und hier herum lag einmal in sehr alten Zeiten eine Stadt, die Berlin hiess.“

Jedenfalls wünscht die „Brandenburgia“ beiden Eiben auch an ihrem neuen Standorte freudiges Gedeihen und langes, recht langes Leben.

10. Die grosse Eibe in der Fasanerie des Rieselguts Buch. Herr Dr. Carl Bolle hat in Ergänzung seiner Mitteilung über die von der „Brandenburgia“ beim Besuch des Rieselguts Buch am 25. August 1898 aufgefundenen uralten Eibe (vgl. „Brandenburgia“ VII, 252 flg.; VIII, S. 31) folgende ergänzende Angaben aus den „Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft“ 1898, No. 7, eingesendet, welche wir mit seiner Erlaubnis nachstehend abdrucken.

Wiederauffindung der Eibe als wild in der Mark Brandenburg. *Taxus, cujus magna copia in Gallia et Germania est* — so lesen wir bei Julius Cäsar. Ja, das ist wohl lange her und die Dinge haben sich seitdem sehr verändert. Der *Taxus*, diese merkwürdigste unserer heimischen Coniferen, geographisch vom Saum der Wüste bis zum finnischen Meerbusen reichend, gehört jetzt fast allerorten zu den Seltenheiten; in Norddeutschland zählt man seine Standorte. Für die Mark waren noch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts ziemlich zahlreiche Lokalitäten, an denen er wild wuchs, nachgewiesen. Wohl war es daher für etwas auffälliges und für mich für einen Glücksfall anzusehen, als ich am 25. August d. J., einer Exkursion der *Brandenburgia* beiwohnend, ganz in der Nähe Berlins Gelegenheit hatte, einen zweifelsohne wilden *Taxus* anzutreffen und dergestalt die Kontinuität des Wildwachsens dieser stark im Rückgange befindlichen Baumart darzuthun. Standort: die Fasanerie von Buch, einem neuerdings von hiesiger Stadtgemeinde erworbenen, früher gräflich Vossischen Gute. Wilderer und ursprünglicherer Laubwald ist, trotz der Nähe einer so grossen Stadt, kaum denkbar; dabei gänzliche Abwesenheit von Eiben in den benachbarten Parkanlagen. Wie seltsam und legendär erhob sich nicht dieser allerdings einzelne und einzige Stamm im Schatten riesiger Waldbäume! Nichts an ihm mahnte an anderes als an tiefe Wildnis und deren ureigenes Grün. Mangelnden Fruchtansatzes halber dürfte dieser Einsiedler des Forstes dem männlichen Geschlecht zuzuweisen sein. Die Höhe desselben ist auf ca.

20 Fuss zu schätzen. Eine Messung des Stammumfanges ergab 88 cm, was bei einem so anerkannt trügwüchsigen Vegetabil schon auf ein erkleckliches Alter schliessen lässt.

Ihre Seltenheit macht diese Eibe als Relikt einer längst entschwundenen Vergangenheit sorgfältiger Erhaltung würdig und sie wird unserer entschieden baumfreundlichen städtischen Verwaltung behufs solcher angelegentlichst empfohlen werden.

Pommern hat sich der Spontanität des *Taxus* günstiger als die Mark erwiesen, obwohl auch hier nur Reste einstiger Häufigkeit übrig geblieben sind. Noch besitzt ihn die buchenreiche Halbinsel Jasmund, ein Teil von Rügen; der Dars, weiter westlich, allein noch in Gestalt gewaltiger, im Walde verrottender Stubben. Auf eine andere Stätte wahrscheinlichen früheren Vorkommens macht uns die schöne Litteratur aufmerksam. Spielhagen, die kleinere nordwärts vom Ausfluss der Peene gelegene Insel Ruden schildernd, sagt in seiner Novelle *Faustulus*, alle dortigen Gärtchen seien von niedrigen *Taxus*hecken eingehegt. Nun liegt zu Tage, dass die dort ansässige ärmliche Fischer- und Lotsenbevölkerung nicht bei Späth oder Lorberg gekauft haben werde. Sie nahm und benutzte eben, was sich ihr als nächstes wildwachsend darbot; zwar ist dieses Ruden eine Dünenscholle, allein die Natur konnte sie ursprünglich ebensogut Eiben tragen lassen, als dies auf der schwedischen Ostsee-Insel Sandöe bei Gothland erwiesenermassen der Fall ist. Wo nicht, so müssen jene ihr Heckenmaterial von Mönchgut, dem nächsten Lande, herübergeholt haben. Jetzt ist auch hier kein wilder *Taxus* mehr aufzufinden.

11. Berlin, Leipziger Platz No. 14. Zwei von unserm Mitglied Bartels aufgenommene Photographien des unserm Mitglied Dr. Carl Bolle gehörigen Hauses Leipziger Platz No. 14, Typus eines behäbigen Bürgerhauses aus den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Das eine Bild giebt die schlichte Fassade. Besonders aber mache ich auf das Hinterhaus und den Garten aufmerksam, welcher von der Voss-Strasse aus aufgenommen ist, wobei zu beachten, dass hier ein ganz schmaler Streifen, eine sogenannte Maske, vorliegt, welche Herrn Bolle nicht gehört, vielmehr sich in anderweitigem Besitz befunden hat, bis beides, das Bollesche Grundstück und die Maske, ersteres für 900 000 Mark, von der Direktion der grossen Berliner Strassenbahngesellschaft erworben worden ist. Das zweiterwähnte Bild ist von eigenartiger Schönheit, Schlinggewächse ziehen sich hoch am Mauerwerk hinan, der Garten ist auch sonst, ein Zeugnis gereiften gärtnerischen Verständnisses und der Liebe für die edle Pflanzenwelt, mit herrlichen und seltenen Gewächsen geschmückt. Schade, dass diese ganze vegetative Pracht vom 1. April 1900 ab verschwinden und einem prosaischen Dienstgebäude der genannten Gesellschaft Platz machen wird. So verschwindet ein Stück floristischer Poesie nach dem andern leider aus dem Innern Berlins.

12. Nach dem Sparrenlande richtete sich unter meiner Leitung am 14. Mai d. J. eine Exkursion des Märkischen Museums, an welcher

verschiedene Mitglieder der „Brandenburgia“, u. A. die Herren Dr. Kossinna, Dr. G. Albrecht, H. Maurer, R. Mielke, Lackowitz jun., Rektor O. Monke, teilnahmen. Wir begaben uns über Bernau nach Prennden. Die nachfolgenden Angaben sind einem Bericht des Herrn Dr. G. Albrecht in der „Frankfurter Oder-Zeitung“ vom 27. Mai d. J. mit dessen Erlaubnis entnommen.

„Prennden bildet den linken Flügel des Sparrenlandes, des früheren Besitztums der Freiherren von Sparr, welches sich von Biesenthal aus in nordöstlicher Richtung bis nach Angermünde erstreckt und dessen hauptsächlichste Punkte Lichterfelde, Trampe, Dannenberg, Greifenberg und Prennden sind. Heutzutage sind die Sparrs dort nicht mehr begütert, bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts ging der letzte Rest ihrer Besitzungen in andere Hände über, aber ihre jahrhundertelange Ansässigkeit — sie kamen bereits mit den Askaniern nach dem Barnim — hat vielfache Spuren hinterlassen: ausser dem Namen Sparrenlande findet man einen Sparrenbusch bei Dannenberg, eine Sparrhaide bei Prennden, eine Anzahl Sparrenglocken in den mehr als zwanzig Gütern, die einst dem Geschlechte gehörten, und mannigfache sagenhafte Überlieferungen, die sich vorzüglich an den Namen des alten Feldmarschalls Otto Christof von Sparr anknüpfen.

In Prennden war der Wohnsitz des Feldmarschalls, hier besass er ein Schloss und hier ist er auch am 9. Mai 1668 gestorben. Von dem Schloss in Prennden ist leider so gut wie nichts erhalten geblieben, nur ein gewölbter Keller, der als Unterschoss eines Eckturmes anzusehen ist, dessen Grundmauern gleichfalls noch stehen, und dann ein paar kümmerliche Mauerreste. Über die Anlage und den Umfang des Schlosses und seiner Nebengebäude liess sich bei der letzten Exkursion nichts mehr feststellen, ebensowenig über die Zeit des Baues und über den Erbauer desselben. Im Keller zeigt man den Eingang zu einem unterirdischen Gang, der jetzt verschüttet ist, ehemals jedoch bis zu einem kleinen Hügel jenseits der Landstrasse geführt haben soll. Vom alten Sparr weiss man in der Gastwirtschaft, welche sich auf dem Boden des Schlosses erhebt und deren Gebäude meist aus Steinen desselben erbaut sind, nichts zu erzählen und auch sonst scheint man in Prennden jetzt nicht mehr viel vom ihm zu wissen. Alte Leute allerdings erzählen von seinen Luftfahrten über die Kirchtürme hinweg, an denen dann seine Peitsche oder seine Therbutte hängen blieb, von seinem nächtlichen Daherbrausen als wilder Jäger und von seinen Zaubereien und seinem Pakt mit dem Teufel, aber die Jugend ist für solche Ammenmärchen viel zu klug. In der Kirche jedoch hat der Feldmarschall sich selbst ein Denkmal gesetzt, das die Erinnerung an ihn im Dorfe aufrecht erhält. Im Turme hängen drei von ihm gestiftete Glocken aus den Jahren 1655, 1656 und 1657, von denen die zweitgrösste seinen Namen

und sein Wappen trägt. Die Inschrift derselben lautet: OTTO CHRISTOF VON SPARR IHRO CHURFUERSTLICHEN DURCHLAUCHTIGKEIT ZU BRANDENBURCH GEHEIMTER KRIGS RAHT GENERAL FELD ZEUGMEISTER OBER COMMENDANT UBER DERO UESTUNGEN UND OBRISTER ZU FUSS. — An den Kirchturm selbst knüpft eine Sparrsche Tradition an. Derselbe ist ganz aus Fachwerk erbaut, und der Sage nach deshalb, weil die Bauern beim Bau die Steinlieferung, der Feldmarschall dagegen die Holzlieferung übernommen hatte; um selbst zu sparen, haben die spitzbübischen Bauern so viel Holz wie möglich in den Turm hineingebaut. Solch ein vom Erdboden bis zum Dache aus Fachwerk erbauter Kirchturm gehört zu den Seltenheiten. In der Kirche selbst findet sich keine Erinnerung an den Feldmarschall oder überhaupt an die Sparrsche Familie — ein grellbemalter Schnitzaltar, ein interessanter Kronleuchter, zwei kunstvolle bronzene Altarleuchter und ein Messingtaufbecken sind die einzigen der Erwähnung werten Stücke des schmucklosen, weissgetünchten Innenraumes. Der Feldmarschall liegt in der Marienkirche zu Berlin begraben und ausser ihm sind auch noch andere Mitglieder seines Geschlechts in dem mit einem prunkvollen Marmorepitaph geschmückten Erbbegräbnis beigesetzt. Dieser Umstand mag mit dazu beigetragen haben, dass man sich des Alten in Prenen so wenig erinnert.

Ausserdem scheint mit der Heimatskunde in Prenen sehr zu hapern, sonst würde man dies oder jenes Faktum aus dem Leben des Feldmarschalls doch wissen, denn Otto Christof von Sparr hat im brandenburgischen Kriegswesen eine hervorragende Rolle gespielt: er ist der Mitbegründer eines stehenden Heeres unter dem Grossen Kurfürsten gewesen und hat besonders die Artillerie und das Festungswesen sehr vervollkommnet. Im Jahre 1605 wurde er zu Lichterfelde als Sohn des Freiherrn Arndt von Sparr und seiner Gemahlin Emerentia von Seestedt geboren und verlebte seine Jugend vorzugsweise in Prenen. Wie so mancher Märkische vom Adel in damaliger Zeit nahm auch Otto Christof bei den Kaiserlichen Dienste und so kämpfte er gegen sein Heimatland, besonders als kaiserlicher Oberst und Kommandant von Landsberg a. Warthe scheint er die Märker arg geplagt zu haben. Im Jahre 1649 unternahm er als Generalkommandeur des Westfälischen Kreises einen Zug gegen Lüttich und zwei Jahre später steht er in brandenburgischen Diensten als Kriegsrat, Gouverneur von Kolberg und Oberbefehlshaber aller Festungen in kurfürstlichen Ländern, mit Ausnahme von Preussen und der Kurmark. Zunächst widmete er sich der Neugestaltung des Heeres, namentlich der Artillerie, und der stärkeren Befestigung verschiedener Festungen. Im schwedischen-polnischen Kriege pflückte er seine ersten Lorbeeren im Dienste des Kurfürsten, durch die dreitägige Schlacht bei Warschau ist sein Name zu hohen Ehren gekommen, und

der Kurfürst belohnte seine Verdienste durch die Ernennung zum Feldmarschall. Als erster brandenburgischer Feldmarschall hat sich Sparr 1658 im Feldzuge nach Holstein und 1659 in Pommern gegen die Schweden und 1663 im Türkenkriege in Ungarn bei St. Gotthard an der Raab ausgezeichnet und weiterhin für die Vermehrung und Verbesserung des Heeres und die Umgestaltung des Kriegswesens Sorge getragen. Die letzte Lebenszeit verbrachte er auf seinen Gütern, wo er sich wohlthätigen Werken wie Kirchenbauten und Landverbesserungen widmete. In Prenen ist er 1668 gestorben.

Aus prähistorischer Zeit befindet sich in Prenen in Privatbesitz ein interessanter Fund, aus vier Steinwerkzeugen von sächsischem Typus bestehend, einer zerbrochenen, durchbohrten Doppelaxt, zwei Steinmeisseln von hobelförmiger Gestalt und einer keilförmigen, flachen Hacke. Diese Stücke sind auf den „Gersteplänen“ beim Dorfe durch den Pflug zu Tage gefördert worden und werden von dem Besitzer ängstlich gehütet; ein Meissel wurde schliesslich dem Märkischen Museum durch die Güte des Herrn Küsters Mielke überwiesen. Ausserdem wurden verschiedene Tierschädel, die beim Ansschachten eines Hauses ausgegraben worden sind, für die Sammlung des Museums erworben. Am Nachmittage wurden der Grosse Teufelsstein, ein Findling am Ufer des Strelsees, ein ehemaliges Urnenfeld und die Krumme Lanke besichtigt.“

Der Grosse Teufelsstein hat eine Höhe von etwa 2 m und einen Umfang von nicht ganz 24 Schritt. Menschliche Einwirkung ist an dem Stein, der ein grau-weisser Gneis sein dürfte, nicht erkennbar. Rechts, etwa 4 Schritt vor dem Grossen Teufelsstein, deutet eine Vertiefung die Stelle an, in welcher der Kleine Teufelsstein, ein mehr rötlicher Granitfindling, lag, der mit grossen Umständlichkeiten und bedeutenden Kosten nach dem Humboldthain in Berlin geschafft worden ist. Dort bildet er den interessantesten Block unter den vielen riesigen Geschieben, die zu dem schlichten Denkmal Alexander von Humboldts aufgetürmt worden sind. Die frühere wagerechte Fläche des Steins ist jetzt senkrecht nach vorn zu gebracht.

Herr Maurer nahm auf der Exkursion mehrere Photographien mit dem Apparat des Märkischen Museums auf. Ich lege vor den Grossen Teufelsstein in drei Aufnahmen, den in starkem Holzverband und Fachwerk derb konstruierten Turm der Kirche in Prenen, den im 17. Jahrhundert hergerichteten Altaraufbau, das Taufbecken aus Messing, welches die Kundschafter mit der Traube, eine sehr beliebte Darstellung der Renaissancezeit, aufweist, daneben ein etwas jüngerer interessanter Leuchter, ferner den Kronleuchter aus dem 16. Jahrhundert, über dem ein auf dem Adler reitender defekter Jupiter tonans thront und eine Ansicht des Dorfes Prenen über den Strele-See hinweg aufgenommen, ein still anmutiges, echt märkisches Landschaftsbild.

In diesem See sowie in der Krummen Lanke kommt noch jetzt die Sumpfschildkröte lebend vor.

13. Photographien von Schloss und Park Buderose bei Guben hat mir unser Mitglied Herr Burkardt in reicher Auswahl übergeben. Sie wollen daraus ersehen, wie mannigfaltige und interessante Gegenstände der „Brandenburgia“ am 11. Juni d. J. gezeigt werden sollen, an welchem Tage wir Buderose nach einer Wasserfahrt auf der Neisse von Guben aus aufsuchen werden.

14. Nach dem Dossenlande richtete sich am Sonntag, den 28. d. M. eine wissenschaftlich höchst lohnende Exkursion des Märkischen Museums. Auch dieser lege ich einen Bericht unsers Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht aus der „Frankfurter Oder-Zeitung“ mit Genehmigung des Verfassers zu Grunde.

In früher Stunde gelangten die Theilnehmer der Wanderfahrt nach dem Städtchen Wusterhausen an der Dosse, wo sie von Herrn Altrichter, dem Archivar der „Brandenburgia“, empfangen wurden, der die Führung durch die Stadt und ihre Umgebung übernommen hatte. Herr Altrichter ist längere Zeit hindurch in Wusterhausen amtlich thätig gewesen und hat auch eine Geschichte des Städtchens geschrieben.

Zunächst wurde ein Rundgang um die Stadt angetreten. An Stelle des früheren Walles ist eine kleine Promenade angelegt worden, welche zwischen Gärten und Wiesen rings um die Stadt führt und einen Überblick über die Strassen und Häuser von Wusterhausen gewährt. Das erste Bauwerk, welches bei diesem Spaziergange den Besuchern auffiel, war die kleine Stephanskapelle, welche sich auf dem Friedhofe befindet und jetzt als Leichenhalle benutzt wird. Sie stammt aus dem Jahre 1351 oder aus noch früherer Zeit und war dem heiligen Stephan, dem Schutzpatron gegen ansteckende Krankheiten, geweiht. Vermuthlich ist sie Zeuge der vielen Pestepidemien im 14. Jahrhundert gewesen, deren Opfer in ihrer Umgebung bestattet wurden. Die Stephanskapelle ist ein kleiner Backsteinbau mit schmalen Spitzbogenfenstern und polygon geschlossenem Chor, der von Strebepfeilern gestützt wird. An der Südseite ist ein Grabstein des Samuel Schönermark († 1745) eingemauert, ausserdem befinden sich hier wie an der Westseite mehrere Rund- und Längsmarken, eine in Gestalt eines liegenden Kreuzes. Der Kapelle gegenüber auf der anderen Seite der Chaussee liegt eine Wassermühle am Mühlengraben, der sich längs der Promenade entlang vom ehemaligen Kampehler-Thor bis zum Wildberger-Thor hinzieht. Letzteres ist, wie auch das alte St. Spiritus-Hospital vor einigen Jahren abgebrochen worden, jetzt erhebt sich dort ein schmucker Neubau des Hospitals, der in den Giebelformen dem alten Bau nachgebildet ist. Am Wildberger-Thor finden sich noch einige spärliche Überreste der ehemaligen Stadtmauer, auch der Unterbau eines Wachtthurmes ist in der Nähe erhalten. Der Mühlengraben zeigt auch an dieser Stelle, wo der Stadtgraben entlang ging, erst nördlich am sogenannten Burgwall weicht er von der ehemaligen Richtung ab und geht zwischen den beiden Burgwallstellen hindurch zur Dosse, von welcher er eine Abzweigung bildet.

Der grosse Burgwall liegt im Norden der Stadt zwischen der Dosse und dem Mühlengraben und zeigt nur eine mässige Erhebung, er ist nicht zugänglich, da er mit Gärten bepflanzt ist. In der schwärzlich-grauen Erde finden sich viele slavische und mittelalterliche Gefässreste, auch einige im Feuer gewesene Wildknochen. Ähnliche Belagstücke wurden auf dem kleinen Burgwall, einem Wiesenplan jenseits des Grabens, aufgelesen und bestätigten die Annahme, dass sich hier am Ufer der Dosse, welche früher südlich von beiden Stellen entlang floss, eine slavische Ansiedlungsstätte befunden hat. Der kleine Burgwall wird als solcher schon 1744 im Stadtinventar aufgeführt.

Der Rückgang zur Stadt erfolgte durch die Domstrasse, wo Herr Alt-richter auf ein altes unansehnliches Fachwerkhäuschen aufmerksam machte, das früher als Kaserne für einige der in Wusterhausen stehenden „gelben Reiter“ benutzt wurde. Die Leute wurden des Nachts dort eingeschlossen, so dass ein Desertiren bei den kleinen Fenstern gänzlich ausgeschlossen war. (Die „gelben Reiter“, ein Kürassierregiment, lagen zur Zeit Friedrich Wilhelms I. in Perleberg, Kyritz, Neustadt und Wusterhausen in Garnison.) Aus Fachwerk sind übrigens die meisten Häuser der Stadt erbaut, aber nur schlicht und einfach, ohne Verzierungen an den Thür- oder Giebelbalken, höchstens hier und da ein frommer Spruch oder eine Inschrift, die an den grossen Brand von 1758 erinnert. Diese Feuersbrunst war viel umfangreicher als die anderen, welche die Stadt in den Jahren, 1637, 1679 und 1811 heimsuchten, sie legte das ganze Stadtviertel von der Kirche bis zum Kampehler-Thor und das Rathaus in Asche, nur die Kirche blieb verschont. Acht Jahre später allerdings schlug der Blitz in den Kirchturm, der vollständig niederbrannte, die Kirche selbst litt aber keinen Schaden und stellt sich infolgedessen noch in den Formen dar, in denen sie 1474 erbaut wurde. Das dreischiffige Langhaus mit polygon abgeschlossenem Chor zeigt schöne Kreuzgewölbe, die im Predigtraum auf viereckigen, im Chore auf gegliederten Pfeilern ruhen; eine Inschrift im Chor anno domini MCCCCLXXIV giebt das Jahr der Erbauung an. Das Innere ist mit Altertümern fast überladen und die Art und Weise, wie diese in den Seitenschiffen und im Chore untergebracht sind, übt gerade keinen schönen Eindruck auf den Besucher aus. Entweder sind sie so versteckt aufgestellt oder angebracht, dass man sie nur mit Mühe betrachten kann, oder so übereinander gehäuft, dass ihr Anblick die Erinnerung an ein Antiquitätengeschäft hervorruft. Verständige Aufstellung und teilweise Erneuerung einzelner Gegenstände würde sicher zur Verbesserung des Gesamteindrucks beitragen. Die Wirkung des grossen von Rode gemalten Altarbildes „der ungläubige Thomas“, mit der Überschrift „Ich bin's selber“, das zwischen zwei Pfeilern des Chors eingefügt ist, wird durch blaue, an die Pfeiler gepinselte Portieren sehr beeinträchtigt, die Malereien an den Brüstungen des Nordchors und des Orgelchors kommen nicht zur vollen Entfaltung, da sie zu versteckt sind, das Kruzifix vom Triumphbogen, das hinter dem Hochaltar hängt, würde an anderer Stelle auch besser wirken u. s. f. In der mit Kreuzgewölben überspannten Taufkapelle an der Südseite steht ein alter Taufstein mit mächtiger Taufschiessel aus Messing, in der Sakristei auf der Nordseite befinden sich verschiedene interessante

17
5-1764

6

Gegenstände: Abendmahlsgeräte aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ein Geldkasten mit schönem Eisenbeschlag und ein Hängeleuchter aus dem Geweih eines Zwölfenders vom Jahre 1565. Die Aussenseite des aus Granitquadern und Ziegeln errichteten Gotteshauses hat mannigfache architektonische Schönheiten aufzuweisen, so an der Nordseite ein Spitzbogenportal mit Säulchen und zierlichen Laubkapitälen, am Turm hübsche Friese und an der Südseite einen reichgegliederten Staffelgiebel über der erwähnten Taufkapelle, auf dem ein Storchnest thront. Ausserdem sind in den Ziegeln viele und deutliche Schleiffrillen und Rundmarken vorhanden, namentlich an einem Strebepeer der Südseite. Leider entbehrt das stattliche Gotteshaus eines würdigen Turmes, denn der an Stelle des 1758 eingestürzten Baues errichtete hölzerne Glockenturm passt eher für eine Dorfkirche, wie für diese Kirche. Der Magistrat soll bereits einmal die Absicht gehabt haben, einen neuen Turm zu errichten, der mit dem Bau beauftragte Zimmermeister hatte aber das gelieferte Holz so verschnitten, dass es nicht mehr zu jenem Zwecke zu benutzen war und vom Stadtkämmerer angekauft wurde, der sich ein Haus am Markt davon baute.

Durch das Kyritzer Thor verliessen die Teilnehmer der Wanderfahrt die Stadt und begaben sich am Ostufer der langen Seenkette zunächst nach dem Dorfe Bantikow. Die Gegend an dem Schützen-, Klempow- und Bantikow-See ist sowohl landschaftlich wie geschichtlich interessant, da sich hier im Thal der östlich fliessenden Dosse zahlreiche Spuren prähistorischer und slavischer Wohnstätten vorfinden. Es ist hier nicht der Raum näher auf diese Spuren einzugehen, zumal auf der Exkursion nur an einer Stelle flüchtige Nachgrabungen angestellt wurden, in einer Sandgrube hinter dem Schützensee, wo Brandschichten, Knochenteile und einige germanische Scherben aufgefunden wurden. Im Dorfe Bantikow ist nichts von Bedeutung vorhanden, die Kirche ist einfach, das Innere derselben schmucklos, die Häuser niedrig und verwittert. Die Lage des Dorfes dagegen ist sehr hübsch, vom erhöhten Ufer bietet sich ein reizender Ausblick auf die Seenkette und die kleine Insel des Untersees. Diese Insel war das nächste Ziel der Exkursion: auf derselben hat sich eine slavische Wohnstätte befunden, wie zahlreiche Gefässscherben in der schwärzlichen Bodenschicht der Insel ergeben haben. Auch bei dem letzten Besuch wurden Ausgrabungen veranstaltet, welche viele Bruchstücke von Urnen zu Tage förderten, die meisten mit schönen Verzierungen, ausserdem stellte der Besitzer des Inselrestaurants, Herr Rolla, dem Museum eine grosse Anzahl von Altertümern, die er ausgegraben hatte, zur Verfügung. Nach kurzem Aufenthalt setzte man nebst den Herren aus Kyritz, welche mit Herrn Bürgermeister Rüniger zur weiteren Führung eingetroffen waren, nach dem anderen Ufer über und schlug durch den Wald den Weg nach der Stadt ein. Bald wurden die beiden Türme der Kirche und das kastellartige Rathaus sichtbar und kurze Zeit darauf hatte man die Jägelitz erreicht, welche bei Kyritz vorüberfliesst. Zunächst wurde der Kirchhof mit seinen alten Denkmälern besichtigt, dann ging es zum Rathaus, wo die kleine Sammlung städtischer Altertümer in Augenschein genommen wurde. Sie ist erst im Entstehen begriffen, daher nur von geringem Umfang, und enthält ausser einigen prähistorischen Gefässen und

Knochengeräten, die im Weichbilde der Stadt gefunden wurden, Waffen und Uniformstücke der in Kyritz früher garnisonierenden Truppen, alte Druckwerke, Urkunden und Aufzeichnungen zur Geschichte der Stadt. Das Paradestück der Sammlung ist das Bassewitz-Schwert, ein breites Schlachtschwert mit Parierstange und birnförmigem Knauf, welches die Kyritzer anno 1403 dem Ritter von Bassewitz abgenommen haben. Dieser mecklenburgische Edelmann, welcher bereits 1381 vergeblich versucht hatte, Kyritz zu erobern, unternahm im genannten Jahre eine neue Belagerung und liess einen Minengang anlegen, um so in die Stadt einzudringen. Der Anschlag wurde aber verraten, und als der Bassewitz sich in der Mitte der Stadt aus der Erde emporarbeitete, empfangen ihn die Kyritzer und schlugen ihn todt. Zur Erinnerung an die glorreiche Abwehr dieser Belagerungen wurde noch bis in die jüngste Zeit am Montag nach Invocavit das Bassewitzfest in Kyritz gefeiert. Von der starken Befestigung der Stadt, von der dreifachen Umwallung ist fast nichts mehr vorhanden. Die Wälle wurden schon um das Ende des 18. Jahrhunderts in Gärten verwandelt, die Mauer liess man verfallen und benutzte das Material zu anderen Bauten, zur Zeit sind nur einige derselben in der Nähe des Rathauses und beim ehemaligen Kloster zu finden. Das Hauptgebäude dieses Klosters, das den Franziskanern gehörte, ist noch erhalten, die Hintergebäude, der Kreuzgang und die Klosterkirche sind dagegen verschwunden. Von letzterer, die zu Büschings Zeiten, der 1779 Kyritz besuchte, noch vorhanden war, ist nur ein Pfeiler mit Kapitäl und Resten eines Kreuzgewölbes erhalten; dieses Ueberbleibsel zeigt indess, dass die Kirche in schönen Formen erbaut gewesen sein muss, und es ist zu bedauern, dass man sie so leichtfertig verfallen liess. Der Besitzer des Klostergebäudes, Herr Richter, machte hier den freundlichen Führer.

Vom Kloster begab man sich nach dem Schützenplatz, wo ein Kriegerdenkmal und das zum Andenken an die von den Franzosen 1807 erschossenen Kyritzer Schulz und Kersten errichtete Denkmal stehen, dann ging es in die Stadt zurück zur Besichtigung der Kirche. Diese, ein dreischiffiger Hallenbau aus Feldsteinen und Ziegeln erbaut, zeigt im Innern prächtige Formen der Kreuz- und Sterngewölbe und lässt den Mangel an anderer künstlerischer Ausführung ganz vermissen. Ein neues Altargemälde, die Auferstehung und ein Sandstein-Taufbecken aus dem 15. Jahrhundert, ferner zwei Renaissance-Chorstühle sind der einzige Innenschmuck des Gotteshauses. Die Grundmauern und der Chor sind alt, das obere Mauerwerk und der Westgiebel mit seinen beiden Türmen stammt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Die Kirche wie auch die Stadt selbst hat mannigfache Schicksale erduldet, namentlich hat die Chronik mehrere Belagerungen und zahlreiche Brände zu verzeichnen.“

Zur Illustrierung dieses Berichts lege ich eine grössere Anzahl von Photographien vor, welche der Sohn des vorgenannten Herrn Rolla, Photograph in Wusterhausen a. D., aufgenommen hat.

15. In Neu-Ruppin und Umgegend hielt ich mich mit unserm Mitglied Herrn Hermann Maurer über Pfingsten am 20. bis 22. Mai auf.

Am 20. besuchten wir Wustrau mit den Erinnerungen an den alten Feldmarschall Zieten, am 21. die Ruppinsche Schweiz am Tornow-See und weiter bis Binenwalde vorstossend, auf dem Rückwege passierten wir die Försterei Rottstiel. Am 22. wurden Alt-Ruppin und die Weinberge bei Neu-Ruppin besucht.

Die mitgebrachten Photographien mögen Ihnen zeigen, wie viel Interessantes in der von Berlinern noch immer recht wenig besuchten Gegend zu sehen ist.

B) Herr Kustos Buchholz:

1. Ausser den bereits vom Herrn Vorsitzenden vorgelegten Photographien des Bolleschen Hauses, Leipziger Platz 14, und der Eiben im Herrenhausgarten hat das Märk. Museum neuerdings noch 3 Strassenprospekte photographisch festgelegt:

- a) Das „Konzerthaus“, Leipziger Strasse 48, das demnächst abgebrochen werden soll, um einem grösseren geschäftlichen Bau Platz zu machen. Zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. hatte dort die Kaiserliche Gesandtschaft ihr Heim. Später gehörte das Grundstück einer Familie v. Gräve. Es ging bis zur Krausenstrasse durch, an deren Seite zuerst ein Speicher stand. Hier an der Krausenstrasse wurde im Jahre 1722 das erste katholische Bethaus eingerichtet, zunächst als Gesandtschafts-Kapelle mit dem Mitbenutzungsrecht für die hiesigen Katholiken, namentlich die angeworbenen katholischen Soldaten; die Geistlichen wurden von der Gesandtschaft unterhalten, bis Friedrich der Grosse im Jahre 1755 die Besoldungen selbst übernahm und der Kapelle den Charakter einer öffentlichen katholischen Kirche gab. Als 1773 die Hedwigs-Kirche fertig geworden war, kam das bisherige Bethaus an der Krausenstrasse durch Verkauf in Privatbesitz. Das Konzerthaus an der Leipziger Strasse hat diese Bezeichnung erst seit 31 Jahren. Es hat unter diesem Namen eine grosse Berühmtheit erlangt in der Zeit von 1868 bis 1885, während welcher die Bilsesche Kapelle hier konzertierte. Auch Richard Wagner (1873—1875), Anton Rubinstein und andere musikalische Grössen haben in dem Saal gewirkt. Vor der Bilseschen Zeit war das um 1850 auf dem Hofe des Grundstücks errichtete Saalgebäude unter dem Namen „Musenhalle“ ein öffentliches Tanzlokal und zwar galt es in seinen ersten Bestehensjahren als das schönste der verschiedenen ähnlichen Lokale, bis es vom Glanz des etwas später entstandenen Orpheums überstrahlt wurde.
- b) Der Hegelplatz, im Hintergrunde die Bauhof-Strasse. Vor 100 Jahren hiess der Platz „Auf dem Bauhof“, die Strasse „Bauhofs-Gasse“ und die Dorotheenstrasse „Letzte Strasse“. Die

jetzigen „Akademischen Bierhallen“ waren damals eine Schmiede und gegenüber war ein Zimmerhof. Die Häuser an der Bauhofgasse No. 1 und 2 waren in gerichtlicher Verwaltung, No. 3 und 4 Königliche Kohlen-Schauer, No. 5 und 6 waren militärische Gebäude und No. 7, jetzt Stadtrat Kochhann gehörig, gehörte einem Gipsbrenner. In der Mitte des 19. Jahrhunderts bestand hinter dem Bauhof das „Gesellschaftshaus“.

- c) Ein charakteristisches Bild eines bürgerlichen Hauses aus dem 18. Jahrhundert geben noch 2 Häuser auf der rechten Seite der Prenzlauer Strasse, namentlich das als „Goldenes Lamm“ durch das entsprechende Wahrzeichen bekannte Schlächterhaus, von dem hier eine Aufnahme aus den 1870er Jahren und eine von diesem Jahre vorliegt.

2. Vor einigen Wochen war in den Zeitungen über den Fund einer geheimnisvollen vermauerten Kammer berichtet worden, die beim Abbruch der Häuser zwischen der Nikolaikirche und der Spandauerstrasse geöffnet worden sei. Es war dabei die Rede von Druckplatten mit Ansichten von Berlin aus dem 16. Jahrhundert und Reporter-Phantasien sprachen auch noch von anderen lokalgeschichtlich wichtigen Funden. Als ich der Sache nachspürte, ergab sich nach Versicherung des Abbruchsunternehmers, dass eine solche vermauerte Kammer gar nicht gefunden sei und dass nur 4 Holzklötze mit Schnitzwerk vorgefunden worden sind, die aber gestohlen sein mussten, da sie aus der Bauhütte verschwunden wären. Nur ein vom mittelalterlichen Nikolaikirchhof herrührender Schädel, ausgesprochen brachycephal, bildete die einzige erhältliche Fundausbeute. Nachträglich sind nun von dem Abbruchsunternehmer, Herrn Jacobus, 2 von den Holzklötzen ermittelt und dem Märk. Museum übersandt. Es stellt sich, wie Sie sehen, heraus, dass es geschnitzte Gussformen für sehr leicht schmelzbaren Metallguss sind und zwar für flache Zierstücke zu Särgen oder zu anderen ornamentalen Zwecken. Nach den Kunstformen wie nach der Beschaffenheit des Holzes dürften die Stücke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrühren. Wie nachträglich Herr Lackowitz mitteilt, rühren die Gussformen aus der Spandauerstrasse 36 seit 100 Jahren betriebenen Zinn-giesserei der Firma E. A. Lentz her.

Herr Buchholz macht noch kurze Mitteilung über die auf den 18. Juni festgesetzte feierliche Enthüllung des Brunold-Denkmal in Joachimsthal und ladet zur Beteiligung an dem zugleich eine Fahrt auf dem Werbellin-See und Besichtigung des Jagdschlösses Hubertusstock einschliessenden Festprogramm ein.

C) Herr Dr. Otto Pniower: „Heinrich von Kleist und Berlin“. Wir hoffen, den Vortrag in erweiterter Form später bringen zu können.

Kleine Mitteilungen.

Zur Geschichte des **Weihnachtsbaumes**. Im „Daheim“ (1898, S. 208) ist eine Zeichnung von Daniel Chodowiecki wiedergegeben, die eine Weihnachtsbescherung darstellt. Man sieht auf einem Tische ein Gestell, das aus einer aufrechten Mittelstange besteht, an der in Abständen drei Querarme befestigt sind, einer immer höher als der andere. An ihren Enden tragen diese Querarme je 2, also zusammen 6 Kerzen. Oben auf der Mittelstange ist ein siebentes Licht. Die 7 Flammen bilden ein längliches Dreieck, wie der siebenarmige Leuchter der Juden. Vor dem Gestell sieht man die Geschenke: eine Puppe, einen Reiter zu Pferd, einen Soldaten, auch Kleidungsstücke, einen Männer- und einen Frauenhut oder Jungen- und Mädchenhut, und ein Frauen- oder Mädchenkleid. Rechts, mehr nach vorn, steht in der Stube ein Schaukelpferd. Vater und Mutter zeigen die Herrlichkeit den Kindern, die eben ins Zimmer getreten sind. Ein Knabe und ein Mädchen freuen sich lebhaft, wie man an ihren Armbewegungen sieht, während rechts, mehr ernst blickend, ein kleines Mädchen dasteht. Über Zeit und Ort ist nichts vermerkt.

W. v. S.

Fragekasten.

Woher stammt der Ausdruck Papphahn? Im Handwerkerverein zu Lenzen a./E. fragte der Fischereibesitzer Steinkopf aus Körbitz, Besitzer des Rudower Sees bei Lenzen, bei mir an, was der Ausdruck Papphahn bedeutet und woher er stammt.

Gemeint war in der etwa vierzig Jahre hinter uns liegenden Zeit mit dem Ausdruck „Papphahn“ das uns Älteren wohlbekannte Geldstück 2½ Silbergroschen = 25 Pfennig, wofür uns die Ausdrücke „Zwei gute Groschen“ bzw. „Zweigroschenstück“ — in Ostpreussen genannt „Achthalber“ mehr üblich waren. Insbesondere, erzählte Hr. Steinkopf, wäre in und bei Lenzen der Ausdruck üblich gewesen für die sog. „Pferdestücke“, d. i. Zwei-ein-halb-Groschenstücke Braunschweig-Lüneburgischen Gepräges, und ganz besonders sei der Ausdruck gebraucht worden beim Handelsverkehr der Fischer.

„Das Gericht Kleinfische kostet einen Papphahn“ — diese Redeweise sei ihm, Hrn. Steinkopf, aus seinen Kinder- und Jugendjahren erinnerlich geblieben.

Einige ältere Anwesende wussten sich der Geldbezeichnung „Papphahn“ ebenfalls zu erinnern und zwar als üblich sowohl bei Fischern wie bei Schiffen und Bewohnern der Dörfer und Kleinstädte beider Seiten des Elbestroms unserer Gegend, d. h. der hier zusammenstossenden altmärkischen, hannoverschen, mecklenburgischen und brandenburgischen Landesecken. Gelegentliche Umfrage in Seedorf und anderen Dörfern zwischen Wittenberge und Dänitz (rechts der Elbe) wie Pernstorf, Bruneckendorf, Vietz

(links der Elbe), bestätigte, dass, jetzt zwar verschwunden, aber bis etwa 1875 hin der Ausdruck „Papphahn“ für das $2\frac{1}{2}$ -Silbergroschenstück im Fisch-, Eier-, Bier- und Kartoffel-Kleinhandel im Umlauf gewesen ist, auch ab und zu im sonstigen Hausierhandel und in Kleinkramläden.

Kann nicht ein Sachverständiger, wie Herr Micha, oder ein sonstiger Freund der „Brandenburgia“ freundlichst die Frage nach dem Papphahn beantworten?

Seedorf bei Lenzen a. E.

E. Handtmann.

1. Im Jahre 1898 wurde beim Abbruch der alten 1777 erbauten Kirche in Guscht, Kreis Friedeberg N.-M., der noch ziemlich gut erhaltene Sarg eines kleinen Kindes gefunden, welcher merkwürdigerweise mit roter Farbe verziert war. Da nun rot sonst bei uns nicht die Farbe der Trauer ist, bitte ich um gütige Mitteilung, ob irgendwo ein ähnlicher Sarg gesehen wurde.

Anscheinend hat der Sarg vor oder unter dem Altar gestanden; ausgeschlossen ist es vielleicht nicht, dass derselbe sich schon vor 1777 dort befand, weil bereits 1584, jedenfalls an derselben Stelle hier, eine Block-Kirche stand. An dem stets trockenen Fundort konnte das Holz sich wohl lange halten. Der kleine Sarg war ursprünglich weiss gestrichen und mit roter Farbe (jetzt zinnoberrot) verziert. Die weisse Farbe ist fast vollständig verschwunden, sie hat sich nur unter dem deckenden Rot erhalten. Bänder und Schleifen des Kinderhäubchens sind gleichfalls erhalten, die gefundenen Glasperlen dienten wohl als Zierrat des Häubchens. Das Köpfchen des Kindes war in Blumen gebettet.

2. Kann jemand Auskunft geben, wann und wo der Name „von Killinghausen“ sonst noch vorkommt?

Im Jahre 1577 hat ein Herr von Killinghausen, erbsessen zur Gosche (Guscht) die hiesige Wassermühle angelegt und den See angestaut.

H. Voigt, Guscht.

Das Liesenkruz heisst eine Stelle im Walde bei Eberswalde am Nonnenfluss, 3 km von Spechthausen.

„Es ist dies eine Stelle, wo einst ein Mordkruz gestanden hat.“ (Mitg. durch Hauptmann v. S. 3. 10. 1890.)

Ich selber habe in Eberswalde i. J. 1896 vergeblich nach einer Sage geforscht; man wusste auch nicht, ob dort jemals ein Kreuz gestanden habe. Eventuell erbitte ich bezügliche Auskunft.

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

4. (2. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Montag, den 11. Juni 1899:

Wanderfahrt nach Guben und Buderose.

Um 8 Uhr 25 Min. früh bestieg die Gesellschaft in Stärke von ca. 70 Personen den Schnellzug auf Bahnhof Friedrichstrasse. Nachdem die Stadt und die Vororte passiert waren, begleiteten uns die einförmigen Kiefernwälder des Spreethals mit ihren schlanken Stämmen, zwischen denen nur gelegentlich dunkle Wachholderbüsche oder Farnkraut und Besingskraut schwache Abwechslung bringen. Erst hinter Berkenbrück wird der Wald lichter, und die Ränder des Lebuser Plateaus mit ihren sanften Böschungen treten hervor. Zwischen Briesen und Jakobsdorf führen die flachen Einschnitte auf das Plateau hinauf. Nun breiten sich zu beiden Seiten der Eisenbahn ebene Ackerfelder mit Roggen und Kartoffeln aus, und nur fern am geradlinigen Horizont hebt sich ein dunkler Strich Wald ab. Sobald wir uns aber in der Nähe von Rosengarten dem östlichen Rande nähern, wird die Oberfläche coupiert; es stellen sich Schluchten mit Buschwerk und flache Kuppen ein. Bald macht sich auch die Nähe von Frankfurt bemerkbar, die Kasernen tauchen auf, und die Schornsteine von Fabrikanlagen ragen in die Luft. Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter. Südlich der Stadt läuft die Bahn neben dem Steilufer des Oderthals entlang. Die Gehänge sind mit Laubholz dicht bedeckt, und nur gelegentlich kann man einen Blick in das Oderthal werfen, das hier kurz oberhalb Frankfurt sich merklich verengert, so dass die jenseitigen Höhen deutlich hervortreten. Tief unten leuchtet ab und zu das glänzende Band des Stromes zwischen Buschwerk und Wiesen hervor. Von der Frühjahrs-Überschwemmung sind die Wiesen noch grau und schlammig, und von den Weidenbüschen hängen noch die angetrockneten Schmutzfetzen herab. In der sog. Tzschezschnower Schweiz ist der Plateaurand ganz besonders zerrissen, und mehrere Dämme führen über tiefe Schluchten hinweg. Dahinter kommt die „steile Wand“, an deren oberer Kante die Eisenbahn

entlang geführt ist, so dass man unter sich den Brieskowschen See, dicht bedeckt mit Flosshölzern, liegen sieht. Das Oderthal hat sich allmählich wieder verbreitert, so dass der gegenüberliegende Höhenrand des Sternberger Plateaus nur undeutlich erscheint. Neben Brieskow ist der südlichste Vorsprung der Lebuser Hochfläche erreicht. Die Bahn überschreitet hier den Anfang des Berliner Thals, d. h. jener Rinne, welche das Oderthal mit dem Spreethal verbindet. In dieser Rinne ist noch eine zweite eingesenkt, welche den alten Friedrich Wilhelms-Kanal und die Schlaube beherbergt. Während der Bahnkörper in dem Niveau der Hauptrinne liegt, ist er auf einer Brücke über die zweite hinübergeführt. Die Böschung des unteren Thales ist überall deutlich ausgeprägt. Auffallender Weise bildet das höhere Thal eine mehrere Kilometer breite Terrasse neben dem Lieberoser Plateau. Auf ihr liegt der Eisenbahnkörper zwischen Finkenherd und Lawitz und in ihr ist der neue Oder-Spreekanal eingegraben worden. Aus dem Fenster sieht man auf der einen Seite die Schluchten und Kuppen des Plateaus mit seinen Ackerflächen und Kiefernwäldern, und auf der andern Seite des Zuges tauchen über dem Rande nacheinander die Dächer und Kirchtürme von Krebsjauche, Ziltendorf und Vogelsang auf. Diese Dörfer liegen neben dem östlichen Rande der Terrasse im Oderthal. Der Boden der Terrasse ist das ödteste Land, auf dem nur sehr spärlicher Roggen und dürftige Kiefern gedeihen. Von dem neuen Oder-Spree-Kanal ist nicht viel zu sehen. In den Lücken zwischen den Kiefern Schonungen tauchen ab und zu ein paar Telegraphenstangen auf, und erst kurz vor Fürstenberg erblickt man den Damm, welcher ihn streckenweise begleitet. Die Stadt Fürstenberg liegt zu weit von der Bahn ab, man erkennt nur die Häuser der neuen Strasse, welche allmählich zwischen dem Bahnhof und der Stadt entstanden ist. Auf der anderen Seite des Bahnhofs fällt das grosse Gebäude einer Glashütte in die Augen und weiterhin der Schornstein und die zugehörigen Anlagen einer Briquettfabrik. Südlich der Stadt wird der neue Oder-Spree-Kanal dicht oberhalb der ersten Schleuse überschritten. Vor der Schleuse waren die Kähne in einer langen Reihe neben dem Ufer verankert. Bei Lawitz, nördlich von Neu-Zelle hört das Vorland auf und die Eisenbahn läuft von nun ab in dem Thal der Oder. Prächtig liegt Neu-Zelle. Vom Abhang herunter blicken die beiden weissen Kirchen mit dem Lehrerseminar in das Thal, und die Häuser sind dicht von grünem Laub eingehüllt. Der Plateaurand schiebt sich von Fürstenberg bis Wellmitz in einem flachen Bogen nach Osten vor, so dass man südwärts von dieser Stelle aus Neu-Zelle am Rande hervorleuchten sieht, während im Hintergrunde das massige Dach und der niedrige Turm der Fürstenberger Kirche sich scharf gegen den Himmel abheben. Im Neissethal wird der Plateaurand immer eiförmiger, und die Schluchten und Böschungen werden immer flacher.

Es folgen die Dörfer Wellnitz, Breslack, Coschen, Bresinchen, Oft führt die Bahn dicht neben den Gehöften und den Gärten vorüber.

Endlich ist Guben erreicht. Wir wurden von Herrn Oberbürgermeister Bollmann, Herrn Stadtrat Dr. Kühn, Herrn Professor Dr. Jentsch und Herrn Lehrer Gander begrüsst. Auch Herr und Frau Dr. Kreisel waren zum Empfang herübergekommen. In einem dem Bahnhofe benachbarten Hotelgarten wurde ein kleiner Imbiss gehalten, während dessen Herr Oberbürgermeister Bollmann die Brandenburgia in Guben willkommen hiess und ihr einen lehr- und genussreichen Tag wünschte. Der Rundgang durch die Stadt führte neben der Neisse entlang, so dass am jenseitigen Ufer die Weingärten mit ihren Villen sich auf das schönste präsentierten. Der erste Halt wurde in der Klostervorstadt gemacht, wo Herr Gander vor dem Amtsgericht eine kurze Erklärung der historischen Bedeutung der Örtlichkeit gab. Es standen hier bis 1874 alte Baulichkeiten, die Reste eines Cisterzienser Nonnenklosters, das 1156—58 unter Markgraf Dietrich von Meissen errichtet worden war. Darauf wurde die Neissebrücke überschritten, neben welcher noch die Trümmer eines halbeingestürzten Hauses zu sehen sind, dessen Fundamente von den Hochwassern des Jahres 1897 weggerissen worden waren. Hinter der Brücke liegt die eigentliche Stadt mit ihren engen Strassen. Den Mittelpunkt bildet der Markt mit dem Rathaus, der Stadtkirche und dem Zweikaiserbrunnen. Das Rathaus, das auf der Stelle eines älteren steht, erhielt seine heutige Gestalt im Jahre 1671—72. Prächtig ausgestattet ist der Sitzungssaal. Die Stadtkirche ist ganz allmählich aufgeführt worden. Der älteste Teil wurde im Jahre 1509 fertig und umfasste nur das Stück zwischen dem Altar und der Kanzel. Im Jahre 1557—60 wurde der Rest nebst dem Turm aufgeführt. Erst im Jahre 1794 war der innere Ausbau vollendet. Die Kirche ist ein gotischer, dreischiffiger Hallenbau, und das Innere hat ein reiches Netzgewölbe, das von 15 Säulen getragen wird. Der Altar von 1727 ist reich ausgestattet und die Kanzel ist mit vergoldeten Holzschnitzereien verziert. Der Zweikaiserbrunnen ist 1898 errichtet worden, er ist aus rotem Sandstein ausgeführt und trägt einen kunstvollen eisernen Aufsatz. An der einen der vier Flächen befinden sich die Reliefs der ersten beiden Kaiser. Auch in der Kirche hatte Herr Gander die nötigen Erklärungen gegeben. In der Bibliothek des Gymnasiums waren in übersichtlicher Weise die wertvollsten Stücke der Sammlung aufgestellt. Herr Professor Dr. Jentsch gab hier über die wissenschaftliche Bedeutung der einzelnen Funde die nötigsten Aufschlüsse. Eine grosse Anzahl von Urnen, Steinbeilen, Waffen, Schädeln, Handwerkzeugen u. s. w. aus den verschiedensten Zeiten waren zu sehen. In der Aula wurden die zwei Gemälde besichtigt, welche von einem Bürger der Stadt geschenkt worden sind. Das eine stellt die Christianisierung

der Mark vor und das andere die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.

Endlich besichtigten wir von der Stadt noch den letzten Überrest der alten Befestigung. Auf dem Pflaster hatte Herr Professor Jentsch mit Kalklösung den Grundriss der ursprünglichen Baulichkeiten auftragen lassen; von dieser Befestigung ist nur noch der dicke oder Zindelturm erhalten mit einem kurzen Stück der Mauer und der Bastion.

Zwischen der Stadt und den Bergen breiten sich die Anlagen aus. Auf dem Wilhelmsplatz steht das Kriegerdenkmal, eine Germania auf hohem Postament mit den Namen der Gefallenen. Die Anlagen führen allmählich auf die Weinberge. Sie sind auf dem östlichen Ufer der Neisse gelegen und tragen an ihren Abhängen und auf der Höhe eine grosse Zahl von Villen und Häusern neben mehreren Restaurationen. Es führen anmutige Promenaden durch diese Berge, Hohlwege oder mit Buschwerk bepflanzte Steige. Auf dem höchsten Gipfel hat man einen kleinen Pavillon mit einer Orientierungstafel errichtet. Man sieht von hier oben auf die Stadt, deren Häuser und Fabrikschornsteine aus dichtem Laubwerk hervorschauen. Dahinter aber breiten sich die Wiesen und Felder des Neisseethales aus und ringsum in weiterer Ferne bis an den Horizont die Wälder der Niederlausitz.

In dem Restaurant Kaminski's Berg war bei unserer Ankunft die Tafel schon gedeckt. Nach der Suppe brachte Herr Geheimrat Friedel den Kaisertoast aus und Herr Oberbürgermeister Bollmann toastete auf die „Brandenburgia“. Herr Telge feierte die Stadt Guben und dankte für den gastfreundlichen Empfang, während Herr Feyerabend-Görlitz das Hoch auf die Damen ausbrachte. Endlich gedachte Herr Professor Jentsch noch im besonderen unseres II. Vorsitzenden, des Herrn Geheimrats Friedel, den er als den ersten Förderer der prähistorischen Wissenschaft in der Mark feierte. Eine zweite Ehrung aber wurde dem Gefeierten dadurch zu Teil, dass von der Tischgesellschaft ein reizendes Lied gesungen wurde, dessen Text während der Tafel verteilt worden war, und das in neckischer Weise die mannigfachen Bestrebungen und Interessen unseres Vorsitzenden aufzählte.

Pünktlich um 4 Uhr begab sich die Gesellschaft bergab zu den Kähnen, welche bald unter heiterer Musik neisseabwärts schwammen. Die Ufer sind nicht hoch, trotzdem ist vom Wasser aus ein Einblick in die nähere Umgebung unmöglich. Weiden- und Eichenbuschwerk begleiten die Flussränder.

Der Park von Buderose stösst mit seinen niedrigsten Partien bis an das Ufer der Neisse. Hier steht sogleich eine stattliche Eiche, von der leider schon der grösste Teil der Äste abgestorben ist. Die Eiche ist der Anknüpfungspunkt für einige Sagen und abergläubische Vorstellungen geworden. Neben dieser finden sich noch andere, auch recht

stattliche, im Park. Auf der Terrasse des Schlosses empfing uns Frau Dr. Kreisel. Unter prächtigen Linden waren an einer langen Tafel Tassen und Kuchen bereit gestellt, und in kurzer Zeit war die Gesellschaft beim Kaffee versammelt. Herr Geheimrat Friedel dankte für den freundlichen Empfang und brachte ein Hoch aus auf die Schlossherrschaft von Buderose. Die Besichtigung des Schlosses war ausserordentlich genussreich und belehrend. Das Treppenhaus ist mit prächtigen Gemälden, zum Teil afrikanische Landschaften darstellend, ausgestattet. Die Zimmer des oberen Stockwerkes sind ganz besonders reich und künstlerisch eingerichtet. Hier ist auch die afrikanische Sammlung untergebracht. Sie ist sehr zweckmässig aufgestellt und gewährt einen Einblick in die Kultur der afrikanischen Völkerschaften. Waffen, Handwerkzeuge, Fetische, Spielwaaren, Musikinstrumente, Kunstsachen, Naturobjekte, Handelswaaren, Fälschungen, kurz von allem war etwas zu finden. Photographien und Ölgemälde führten auch hier dem Beschauer die Landschaft vor Augen. Bei Bier und Cigarren wurden die letzten Viertelstunden verplaudert, und Herr Justizrat Bürkner fand die Stimmung auf einer Ansichtspostkarte des Schlosses in einigen heiteren Versen die glückliche Situation zu schildern und mit einem Hoch auf die Schlossherrin zu schliessen.

Endlich aber war die Zeit zum Aufbruch gekommen. Wagen standen bereit und in einer halben Stunde war die Station Coschen erreicht, wo Herr Dr. Pniower alles für die Rückfahrt nach Berlin vorbereitet hatte.

5. (3. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres

zur Besichtigung des
Tunnelbaus unter der Spree zwischen Treptow und Stralau
am 14. Juni 1899.

Trotz des sehr regnerischen Wetters hatten sich gegen 80 Teilnehmer in dem elektrischen Maschinenhaus der Gesellschaft für Bau von Untergrundbahnen zu Treptow eingefunden. Der II. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, führte einleitend Folgendes aus:

Es ist in früheren Zeiten bei uns sowohl in technischen Kreisen wie im grossen Publikum fast übereinstimmend die Meinung gewesen, dass tiefe Tunnelbauten in und bei Berlin unausführbar seien. Man staunte den im harten Oxford-Clay gebohrten Tunnel unter der Themse

in London an, man hielt selbst den in der obern Kreide anzulegenden untermeerischen Tunnel unter dem Pas de Calais zwischen Calais und Dover für eher möglich als einen Tunnel unter der Spree. Der Name „Tunnel unter der Spree“ existierte zwar seit alter Zeit in Berlin für eine litterarisch angehauchte Vereinigung, diese führte aber den Namen wie *lucus a non lucendo*, mehr scherzhaft. Als Hauptgründe gegen die Möglichkeit von dergleichen Tiefbauunternehmungen führte man an, dass der Berliner Untergrund unter dem Spreestrom zuviel Triebsand oder Moor enthielte, dass im übrigen der Grundwasserstand unterirdische Tunnelbauten unmöglich machen, jedenfalls äusserst erschweren werde.

Als aber die Beseitigung der offenen Rinnsteine und ihr Ersatz durch eine unterirdische Kanalisation beschlossen wurde, da zeigte sich, dass es der modernen Ingenieurkunst auch im durchlässigen Berliner Untergrund, freilich mit grossen Mühen und Kosten, möglich ist, tiefe Kanäle anzulegen. Das Verdienst, diese gewaltige Stromkanäle projektiert und ausgeführt zu haben, welche die Abwässer Berlins sammeln und mittels der Pumpstationen nach den Rieselfeldern befördern, gebührt dem vormaligen Chef-Ingenieur der Berliner Kanalisationswerke, jetzigen Stadtbaurat a. D. Geheimen Baurat Dr. James Hobrecht. Diese Kanäle, die durch Ein- und Aufsteigeschachte mit dem Strassenniveau kommunizieren, habe ich, ehe sie dem Verkehr übergeben wurden, meist durchwandert. Sie sind so hoch, dass man kaum die Decke berühren kann, haben ein ovales Profil — der heut zu besichtigende Spreetunnel hat ein kreisrundes Profil — und sind geräumig genug, um daselbst Versammlungen wie die heutige abzuhalten.

Das sind aber alles Tunnelbauten, welche, wie schon angedeutet, dem Wagen- und Fussgängerverkehr nicht dienen sollen. Inzwischen hat sich nun die Zahl der Strassenbahnen in Berlin so gehäuft, dass die Anlegung neuer Bahnen der Art immer wachsenden Schwierigkeiten begegnet. Der Professor Dietrich an der technischen Hochschule zu Charlottenburg hat schon vor vielen Jahren die städtischen Behörden vor der Häufung des Strassenbahnverkehrs gewarnt und statt dessen empfohlen, so viel als möglich Asphaltpflaster zu legen und nach dem Beispiel von Paris und London statt der Strassenbahn- thunlichst nur Omnibus-Unternehmungen zuzulassen. Man hat dies in Berlin nicht beherzigt; die Folge aber des gehäuften Strassenbahnverkehrs ist, dass Störungen im Betrieb durch Fallen von Pferden oder Versagung der Elektrizität häufig in der lästigsten Weise eintreten, was beim Omnibusverkehr selbst bei Glatteis nicht in diesem Maasse der Fall ist.

Es verbleibt also zu einer ausgiebigeren Ausdehnung des Strassenbahnverkehrs nur noch der Luftraum in der Höhe oder der Untergrund. Was die Hochbahnen anlangt, so kollidieren sie leicht mit den vorhandenen Dampfisenbahnen, insbesondere mit dem Stadt-

und Ringbahnverkehr. Es bleiben also nur die Untergrundbahnen, die in der That eine Zukunft haben. Ich habe als Dezentent der Städtischen Bau-Deputation schon vor etwa 20 Jahren vorgeschlagen, allmählich die hauptsächlichsten Strassen Berlins zu untertunneln, d. h. die Strassendämme, und in die entstehenden Hohlräume u. A. auch Strassenbahnen zu verlegen. Es ist aber bisher nicht gelungen, auch nur eine einzige solche Untertunnelung bezw. Untergrund- oder Unterpflasterbahn in Berlin auszuführen.

Um so dankenswerter ist es, dass die hiesige Gesellschaft für Bau von Untergrundbahnen, an deren Spitze der energische und umsichtige Kgl. Regierungs- und Baurat Herr Schnebel steht, den schwierigen Versuch gewagt und glücklich ausgeführt hat, einen Tunnel für den Strassenbahnverkehr zwischen den Vororten Treptow und Stralau herzustellen, an den sich die elektrische Strassenbahn des innern Berlins anschliessen wird. Für die Verstattung der Erlaubnis zur Besichtigung spricht die „Brandenburgia“ ihren wärmsten Dank aus.

Nach diesem bereits im Tunnel-Eingang an der Treptower Seite gehaltenen Vortrage machte Herr Ingenieur Bruno Rudloff in wenigen Worten Mitteilung über die Maasse des Bauwerkes und gab kurze Anweisung, wie sich die Gesellschaft beim Durchwandern des Tunnels vor Berührung mit der in der Mitte der Tunnelsohle geführten Wasser- rinne in Acht zu nehmen habe, indem er ausführliche Erläuterungen für später, bei Besichtigung des Wagenhauses auf der Stralauer Seite, versprach, wo die Pläne ausgehängt seien. Der nunmehr beschrittene Tunnel zeigte sich in seiner ganzen Ausdehnung durch zahlreiche elektrische Glühlampen glänzend erleuchtet. Er ist von kreisrundem Querschnitt, 4 m im Durchmesser und gleicht einem grossen, gemauerten, inwendig abgeputzten Kanal. Seine Länge ist im ganzen, nämlich einschliesslich der Einfahrtsrampen in Treptow und Stralau, 581,71 m, ohne diese Rampen 454,17 m. Davon fallen ca. 200 m unter das Strombett, ca. 254 m unter das Vorland auf beiden Seiten. Auf der Stralauer Seite ist die Einfahrtsrampe erheblich länger als in Treptow, nämlich 75 m gegen 52,54 m, während das unterbaute Vorland in Stralau nur eine Länge von 107,50 m gegen 146,67 m auf Treptower Seite aufweist. Diese längere Strecke in Treptow war durch die Notwendigkeit bedingt, die Ausfahrt aus dem Tunnel bis nahe an die Treptower Chaussee heranzuführen, während in Stralau eine 80 m lange Tunnelkurve genügte, um genau an dem vorher festgelegten Punkt der Stralauer Dorfstrasse in der Nähe der alten Dorfkirche zu landen. Das Gefälle des Tunnels ist von beiden Seiten her ein in allen Teilen gleichmässiges, im Mittel 1:20. Der tiefste Punkt des Tunnels, von dem also nach jeder Seite Anstieg stattfindet, liegt nahezu unter der Mitte der Spree, 12 m unter dem Wasserspiegel, wovon 3,50 m auf den Fluss, 4,50 m auf den Boden

unterhalb der Flusssohle und 4 m auf den Tunnel entfallen. Soweit der Tunnel unter dem Flussbett liegt, ist er vollkommen geradlinig geführt und genau im rechten Winkel zum Wasserlauf; aber da, wo er rechts und links der Spree das Vorland erreicht, beschreibt er leichte Kurven, die beiderseitig stromabwärts gerichtet sind. Erst in den oben angegebenen Entfernungen vor den Ufern setzen sich dann in schärferem Winkel, gleichfalls beiderseitig stromabwärts gerichtet, die in's Freie führenden und oben offenen, durch eiserne Seitengitter eingefassten, also nicht mehr einen geschlossenen Tunnel, sondern mit Backsteinen ausgemauerte Einschnitte bildenden Rampen an. Auf der Sohle des Tunnels liegt in der Mitte zwischen den eisernen Schienen des nur in der Zahl eins vorhandenen Geleises von 1,435 m Spurweite eine flache Cementrinne von rechteckigem Querschnitt, dazu bestimmt, das in den oben offenen Rampen sich sammelnde Tagewasser, sowie etwaiges Schwitzwasser von den Wänden aufzunehmen. Zur Abführung des letzteren sind in der Tunnelsohle in angemessenen Entfernungen noch flache Quer-Rillen angebracht, welche sich nach der tieferen Mittelrinne entleeren. Das am tiefsten Punkte sich in einem eingebauten Pumpensumpf ansammelnde Wasser wird nach Bedarf von da aus durch Wasserstrahlpumpe beseitigt, welche das zu ihrem Betriebe nötige Wasser aus einem Strang der städtischen Wasserleitung empfängt, der in einem 65 mm starken Rohr auf der Stralauer Seite in den Tunnel eingeführt wird. Dieses Rohr läuft auf der westlichen Seite des Tunnels bis zur Mitte. Sein Wasser drückt dort das im Sumpf befindliche Sammelwasser mit einem Druck von 5 Atm. in das ebenso grosse Ausflussrohr, das den Tunnel auf Treptower Seite verlässt und in einem gemauerten Schacht mündet, von dem das gesammte Wasser nach der Spree abgeführt wird. Auf der östlichen Seite des Tunnels ist gleichfalls ein Wasserleitungsrohr, jedoch von 160 mm Querschnitt, angebracht, welches die städtischen Wasserwerke durch den Tunnel gelegt haben, um den Druck in den Leitungen in Treptow und Stralau auszugleichen. Die Zuleitung der Elektrizität erfolgt durch eine am höchsten Punkte des Tunnels geführte Schiene, die gegen ihre Umgebung isoliert ist. Die Stelle, wo der Tunnel unter die Spree tritt, ist an der Treptower Seite besonders markiert. Etwas vorher ist der Tunnel zu einem rechteckigen Raum erweitert, der zu dem Zweck angelegt ist, um später eventuell die Bahn ohne Betriebsstörung nach einer zweiten, also östlichen, Richtung aus dem Tunnel zu führen. Zu gleicher Zeit giebt dieser Rechtecktunnel ein anschauliches Bild der für Berlin geplanten zweigeleisigen Unterpflasterbahn. (Dies war beiläufig auch der Raum, worin die Gesellschaft den einleitenden Vortrag von Geheimrat Friedel anhörte.) Das elektrische Licht zur vorläufigen Beleuchtung des Tunnels wird mittels einer Dampfmaschine geliefert, die ihren Platz am Treptower Ufer hat und eine kräftige

Dynamo-Maschine betreibt. Die spätere definitive Beleuchtung wird von dem Bahnstrom entnommen werden.

Alle diese Wahrnehmungen hatte die Gesellschaft bei Durchwanderung des Tunnels in der Richtung nach Stralau gemacht und sich, wo es erforderlich schien, durch Herrn Ingenieur Rudloff erläutern lassen. Drüben angelangt wurde allseitig anerkannt, dass man nicht die geringste Belästigung empfunden habe, sei es durch herabtropfendes Wasser — die Wände erwiesen sich im Gegenteil völlig trocken —, sei es durch eingeschlossene Luft — man athmete so frei wie draussen und hatte nicht entfernt den gefürchteten Eindruck dumpfer Kellerluft. An der Stralauer Seite, wenige Schritte vor dem Tunnelausgange und hart an der Spree liegt das sehr übersichtlich angeordnete Wagenhaus der Gesellschaft, worin bereits ein Dutzend der eleganten Wagen ihren Platz gefunden haben, welche den Verkehr durch den Tunnel zu vermitteln bestimmt sind. Hier gab Herr Ingenieur Rudloff an der Hand von Bau- und Konstruktions-Zeichnungen die versprochenen Erläuterungen über die Herstellungsweise des Tunnels. Wer nach dem täuschenden Augenschein sich innerhalb eines massiven, aus starken Steinwänden hergestellten Cylinders zu befinden glaubt, erliegt einer argen Täuschung. Die Tunnelwände sind in Wahrheit nicht stärker als 15—20 cm, und nicht ein einziger Stein hat zu dem eigentlichen Tunnel Verwendung gefunden. Diese Wände bestehen aus vielen (mehr als 1000) an einander gereihten, mit einander durch Bolzen verbundenen Ringen von starkem Eisenblech in der Dicke von einem Centimeter und der Breite von fünfzig Centimetern. Jeder einzelne Ring vom Durchmesser des Tunnels = 4 m ist wieder zusammengesetzt aus 9 einzelnen mit einander verschraubten Segmenten und von aussen mit einer Mörtelschicht von etwa 5 cm bedeckt, während der innere Verputz, welcher den Eindruck sorgfältig abgeputzter Kalkwände hervorruft, etwa 10 cm stark ist. Die Herstellung des Tunnels aus diesem Baumaterial erfolgte nun in der Weise, dass man von einer ausbetonierten Baugrube am Treptower Ufer aus zunächst in der geeigneten Tiefe und Richtung ein ca. 60 m langes Stück Tunnel fertigstellte und vor dasselbe den Vortrieb-Apparat einbaute. Dieser, von etwas grösserem Durchmesser als der Tunnel, besteht aus zwei Teilen, einer vorderen, vorn schräg abgeschlossenen Arbeitskammer und einem hinteren Mantelstück, das etwa 65 cm über den fertigen Tunnel übergriff und in Folge seines grösseren Durchmessers einen Zwischenraum von ca. 5 cm um den Tunnel herum frei liess, der mit Cementmörtel ausgestopft nachher die äussere Schicht des Tunnels bildete. Beide Teile des Vortrieb-Apparates waren durch eine eiserne Abschlusswand getrennt, durch welche man mittels einer in der Mitte angebrachten Luftschleuse von der hinteren in die vordere Betriebskammer gelangen konnte und umgekehrt. Der so gebildete Raum, der am Ende des

fertigen Tunnels durch eine eingemauerte Querwand, worin sich wiederum zwei Luftschleusen zur Gestattung des Verkehrs mit der Aussenwelt befanden, abgeschlossen war, wurde mit komprimierter Luft gefüllt, die den Zweck hatte, das Eindringen des Wassers durch Undichtigkeiten in der Tunnelwand zu verhindern, zugleich aber auch das Lockern und Entfernen des Bodens durch vier in der vorderen, schrägen Abschlusswand angeordnete Schiebeklappen zu erleichtern, ohne die Arbeiter in dem vorderen Raum zu gefährden. So gelang es, den eigentlichen vorn schräg zulaufenden Vortrieb-Apparat einschliesslich des zu ihm gehörigen, mit ihm, wie oben gezeigt, fest zusammenhängenden hinteren Mantels mittels 16 um den ganzen Umfang in gleichen Abständen angeordneter Wasserdruckpressen mit einem Druck von 350—400 Atm. in der gewollten Richtung langsam aber stetig vorwärts zu schieben. Stets nach 50 cm Vorwärtsbewegung wurde hinten ein neuer Ring angefügt, mit dem vorhergehenden verbolzt und zugleich der Zwischenraum zwischen dem letzteren und dem umschliessenden Gehäuse der hinteren Kammer mit Cementmörtel ausgefüllt, nach dessen Erhärtung dem weiteren Vorwärtsschieben des Apparates nichts im Wege stand. Es ist klar, dass diese sich immer wiederholende, zum grössten Teil durch Hand zu leistende Arbeit sehr zeitraubend und langwierig war. Hieraus erklärt sich die mehrjährige Bauzeit aber nur zu einem Teil. Den grössten Aufenthalt brachten behördliche Schwierigkeiten und vielfache Versuche, bis man auf die einfachsten und fördersamsten Methoden gekommen war. Es geschah eben zum ersten Mal, dass man einen Tunnel in seiner ganzen Länge nur in flüssigem Trieb sand, sogenanntem schwimmenden Gebirge, herstellte, eine Arbeit, die bisher noch nirgends versucht, geschweige denn an irgend einer Stelle in der Welt ausgeführt worden, bei der somit auf keinerlei Erfahrungen anderer zu fussen war, wobei vielmehr jede neue Schwierigkeit ein „Hic Rhodus hic salta“ bot, das nur durch das Nachdenken der leitenden Ingenieure und vorsichtige Versuche überwunden werden konnte. Auch ist dieses Werk der erste Unterwassertunnel der Welt, der so scharfe Krümmungen aufweist. Es bedarf der Begründung nicht, wie bedeutend auch durch diesen Umstand die Schwierigkeiten der Herstellung vermehrt wurden.

Das Arbeiterpersonal betrug in maximo 100 Köpfe, die, in drei Arbeitsschichten zu 8 Stunden eingeteilt, ohne jede Unterbrechung des Betriebes, Tag und Nacht, sowie an Sonn- und Feiertagen, sich immer abwechselnd, die Arbeit ausführten. Man durfte rücksichtlich des nur von ganz gesunden Leuten ertragenen Arbeitens in Luft unter stärkerem als Atmosphären-Druck (der grösste Druck betrug im eigentlichen Vortrieb-Apparat, sowie in der hinteren Kammer ca. 1,5 Atm.) nur Arbeiter mittlern Alters auf Grund eines ärztlichen Attestes annehmen, das sie als frei von Lungen- und Herzleiden beglaubigte.

Die Kosten des gesamten Baues sind ohne Grunderwerb auf ungefähr zwei Millionen Mark zu veranschlagen. Die Bahn wird gegenwärtig von der Stralauer Tunnelmündung aus durch Stralau nach dem Schlesischen Bahnhof als elektrische Bahn mit oberirdischer Zuleitung der Triebkraft ausgebaut. Sie soll zunächst im Laufe des August bis Treptow eröffnet und später entlang der Oberspree bis Niederschönweide weitergeführt werden. Eine den hohen Anlagekosten entsprechende Rentabilität ist bei diesem ersten, durch kostspielige Versuche schwer belasteten Unternehmen kaum zu erwarten; aber der Beweis, dass alle Besorgnisse wegen Ausführbarkeit solcher Bahnen im Berliner Untergrund hinfällig sind, konnte nicht besser und schlagender erbracht werden, als durch diesen kühnen und wohl gelungenen Versuch eines Unterspree-Tunnels. Verglichen mit den hier erfolgreich überwundenen Schwierigkeiten, sind alle anderswo zu erwartenden geringfügig. Der Einsatz bei diesem Unternehmen war hoch, die Gefahr ihn zu verlieren bedeutend. Um so sicherer erscheint nach dem glücklichen Gelingen der dauernde Gewinn, woran nicht blos der Kreis der gegenwärtigen Interessenten, nicht blos Berlin allein, sondern die gesamte Kultur-Welt Anteil haben wird.

6. (4. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Wanderfahrt

nach Joachimsthal, Werbellin-See und Hubertusstock
in Verbindung mit der

feierlichen Enthüllung des Brunold-Denkmal in Joachimsthal

am Sonntag, den 18. Juni 1899.

„Ehre seinem Andenken!“ heisst es in dem Bericht unseres Herrn Vorsitzenden, Geheimrat Friedel, (cfr. „Brandenburgia“, Band III, S. 5, 6) über den am 2. März 1894 in Joachimsthal erfolgten Tod des Lehrers und märkischen Dichters F. Brunold. Die „Brandenburgia“ hat treulich mitgewirkt, dass dieses Andenken an einen verdienten Märker verewigt wird. Sie hat die Bestrebungen, welche von Verehrern und Schülern Brunolds in Joachimsthal ausgingen und die Errichtung eines würdigen Denkmal bezweckten, mehr als irgend eine andere Vereinigung gefördert und dem Brunold-Denkmal-Ausschuss den I. Vorsitzenden (Geheimrat Friedel) und ein geschäftsführendes Mitglied (den

Unterzeichneten) gestellt. In Bd. IV, S. 374 ist der Aufruf zu Beiträgen für das Brunold-Denkmal abgedruckt; in Bd. V, S. 257 ist sein Bild gegeben, zugleich einige von Brunold 1878 dem Museum gegebene kulturgeschichtliche Notizen aus der Umgegend von Joachimsthal; in Bd. VI, S. 340 wird auf die Fertigstellung des Walgerschen Modells des Brunold-Denkmal hingewiesen; in Bd. VII ist auf S. 63 eine Beitragsliste veröffentlicht und Anregung zu weiteren Beiträgen gegeben, desgl. auf S. 355. Als im März d. J. die erforderliche Summe von 2700 M. eingekommen war, konnte die Aufstellung des Denkmals beschlossen und der Tag der Enthüllungsfeier auf den 18. Juni festgesetzt werden.

Von der „Brandenburgia“ hatten sich einige dreissig Mitglieder der vom Denkmals-Ausschuss arrangierten grossen Wanderfahrt angeschlossen. Die Hauptmasse der Berliner Teilnehmer bildeten verschiedene Touristen-, Schriftsteller- und historische Vereine. Die Feier vollzog sich unter Beteiligung von 150 Eberswalder Sängern, sämtlicher Korporationen, Vereine und Schüler Joachimsthals, im ganzen vielleicht 3000 Personen, genau nach der hier abgedruckten Ordnung.

Festordnung:

- 8¹/₄ Uhr Morgens: Begrüssung der auf dem Bahnhof ankommenden Festteilnehmer durch den Ortsausschuss.
- 8¹/₂ Uhr Morgens: Besuch der Grabstätte Brunolds und Chorgesang: „Dann“, gedichtet von Brunold.
- 10¹/₄ Uhr (pünktlich!): Aufstellung der Festteilnehmer vor dem Rathause und Zug nach dem Denkmalsplatz mit Musik.
- 10¹/₂ Uhr: Beginn der Enthüllungsfeier.
- Chorgesang: „Tausend Sternenheere loben“, Hymne von Vogel.
- Ansprache des Vorsitzenden des Denkmals-Ausschusses, Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel. — Während unter Musikbegleitung ein Vers der preussischen Volkshymne gesungen wird, fällt die Hülle.
- Festrede, gehalten von Herrn Lehrer und Schriftsteller Müller-Bohn.
- Chorgesang: „Manche Hoffnung“ von Mücke.
- Dank des Ausschusses an alle Förderer des vollendeten Werkes, von Herrn Kustos Buchholz.
- Dank des Ausschusses an den Künstler Herrn Walger, von Herrn Lehrer und Schriftsteller H. Jahnke.
- Uebergabe des Denkmals an die Stadt, vom Herrn Vorsitzenden.
- Uebernahme seitens der Stadt Joachimsthal, durch Herrn Bürgermeister Korte.
- Chorgesang: „Das deutsche Lied“ von Kalliwoda.
- 11¹/₂ Uhr: Festessen im grossen Saal von Friedrich am Denkmalsplatz.
- 1¹/₂ Uhr: Wanderung durch den Wald nach dem Werbellin-See (Zabels Restaurant).

2 $\frac{1}{2}$ Uhr (pünktlich): Dampferfahrt auf dem See nach Jagdschloss Hubertusstock (Landing bei Forsthaus Spring). Besichtigung des Schlosses.

5 $\frac{1}{2}$ Uhr (pünktlich): Rückfahrt per Dampfer von Spring zu Zabel. Abend-Imbiss.

7 $\frac{3}{4}$ Uhr Abends: Rückfahrt von der 10 Minuten von Zabel entfernten Eisenbahnhaltestelle „Werbellin-See“.

Über den zweiten Punkt dieser Festordnung hat unser Mitglied Herr Bakschat folgende Notiz gemacht:

„Auf dem hochgelegenen Friedhofe von Joachimsthal, unter dem Schatten dichter Linden ruht der gefeierte märkische Dichter F. Brunold. Schlicht und einfach wie Brunold selbst war, ist auch sein Grab. Ein einfaches gusseisernes Kreuz mit der Inschrift:

Ludwig Ferdinand Meyer
(F. Brunold)

und der Mahnung auf der Rückseite:

Nicht frage mich nach Leid und Schmerz,
Mein Auge schauet himmelwärts.
Mir ist so sanft, so still zu Mut —
Mein Haupt im Arm von Engeln ruht.
Gott grüsse Dich!
Lass schlafen mich!
Nicht schaue mich so weinend an,
Dass ich nicht bei Dir bleiben kann.
Hörst Du es nicht? Man rufet mich;
Lass schlafen mich!
Gott tröste Dich!

kennzeichnet seine Ruhestätte. Der Duft der Linden und das Spiel der Kinder beleben sie. Dicht neben ihm ruht seine Frau Louise Meyer. Ihr Kreuz trägt die Worte:

Geht leise über meines Grabes Flur,
Ich schlafe nur!

Am Sonntag, den 18. Juni, war dieser stille Platz der Sammelpunkt einer grossen Menge von Verehrern und Freunden des heimgegangenen Dichters, die sich aus der Reichshauptstadt, Eberswalde und der näheren Umgebung Joachimsthals zusammengefunden hatten, um an der Enthüllungsfest des Brunold-Denkmal teilzunehmen. Hier am Grabe lauschte die andächtige Menge dem von Brunold gedichteten und vom Eberswalder Gesang-Verein stimmungsvoll vorgetragenen Chorgesang „Dann“.

Von den gehaltenen Reden führen wir wegen des vorzugsweise historischen Inhalts die beiden Ansprachen unsers Herrn Vorsitzenden bei der Enthüllungsfest und beim Festessen an:

„Meine hochzuverehrenden Herren!

Als Vorsitzender des Brunold-Ausschusses habe ich die Freude und die Ehre, die heutige festliche Versammlung zu eröffnen, in deren Mitte das Denkmal für einen mit Recht beliebten deutschen Dichter und Schriftsteller und für einen der wackersten Bürger der Stadt Joachimsthal, als Zeichen dankbarer Gesinnung und Verehrung, nunmehr enthüllt werden soll.

Die besonderen Verdienste unsers Landsmanns Brunold zu schildern, liegt dem Festredner ob. Meine Pflicht ist es, die Erschienenen zu begrüßen. So begrüße ich denn die behördlichen Vertreter, die Vertreter der Korporationen und Vereine, den Meister des Denkmals, die Gönner und Freunde des Werks und alle sonst Anwesenden; ich danke Ihnen für Ihr Erscheinen und heisse Sie alle auf das Herzlichste willkommen.

Bevor ich das Zeichen zur Enthüllung gebe, weise ich darauf hin, dass wir uns auf einer Stätte und in einer Stadt befinden, welche unserm Erhabenen Herrscherhause ihre Entstehung verdankt. Unter dem Schutz und Schirm unsers Landesherrn sind auch wir heute hier versammelt, und so fordere ich Sie, geehrte Anwesende, auf, demselben mit einem dreimaligen Hoch zu huldigen. Seine Majestät der Kaiser und König, Er lebe Hoch — Hoch — Hoch!“

Während die Musik „Heil, Dir im Siegerkranz“ intonierte und die Versammlung einen Vers des Nationalliedes sang, fiel die Hülle des Denkmals.

„Meine verehrten Damen und Herren!

Es ist immer eine besondere Ehre und ein Vergnügen, bei feierlicher Tafel den Toast auf unsern Kaiser und König auszubringen. Hier in Joachimsthal aber ist der Kaisertoast für den Festredner um so dankbarer, als ihm der historische Stoff gewissermassen von allen Seiten zuströmt, denn hier vermag der Redner eine fast ununterbrochene Kette geschichtlicher und vorgeschichtlicher Erinnerungen von der Steinzeit ab durch das Mittelalter hindurch bis in die hohenzollersche Epoche und bis auf die allerneuste Gegenwart zu ziehen.

Zwar der Ort Joachimsthal selbst ist jung, denn er ist noch nicht 300 Jahre alt, aber die Umgebungen sind um so älter. In der benachbarten Schorfhaide liegen Hünengräber und Zeugen der Stein- und Bronzezeit. Im Norden von Joachimsthal klingt die Sage von Berenskirchhof und vom Hackelberend an die germanische Göttersage an. Im Werbellin-See ist nach der Sage eine Stadt versunken, welche Rudolf Virchow gewiss mit Recht mit den daselbst von ihm untersuchten wendischen Pfahlbauten in Verbindung gebracht hat.

An die askanische Markgrafenzeit erinnert uns die Askanierburg am Südende des Sees, an deren Stätte Prinz Karl von Preussen, der

Bruder unsers unvergesslichen Kaiser Wilhelms des Grossen den stattlichen Aussichtsturm errichtet hat. Ebenso bei Althof die noch jetzt vorhandenen mittelalterlichen Substruktionen.

Am Grimnitz-See, im Vorort von Joachimsthal, stehen noch jetzt Ruinen einer anderen Askanierburg, in welcher Otto mit dem Pfeile verweilte. Das bekannte Bild in der jetzt in Heidelberg verwahrten sogenannten Manesseschen Liedersammlung stellt diesen Minnesänger dar, wie er in Schloss Grimnitz mit seiner Gemahlin, der schönen Heilwigis, Schach spielt. Nahe dem östlichen Ufer des Grimnitz-Sees erinnert Alt-Grimnitz an ein Jagdhaus der Joachimischen Zeit, in welchem die Gemahlin Joachims II. den bekannten unglücklichen Fall beim Durchbrechen der Decke that, welcher so verhängnisvolle Folgen gehabt hat.

Ein anderer Joachim wurde i. J. 1604 der Gründer der Stadt und drei Jahre später des berühmten Joachimsthalschen Gymnasiums. Ich will auf die wechsellvollen Geschicke dieses Städtchens nicht eingehen, vielmehr nur noch darauf hinweisen, dass die Aufmerksamkeit auf die hiesige Gegend besonders dann wieder hingelenkt wurde, als König Friedrich Wilhelm IV. in der Schorfhaide das Jagdschlösschen erbauen liess.

Seither haben die preussischen Herrscher, Wilhelm der Grosse, Kaiser Friedrich (als Kronprinz) und unser jetziger Kaiser hier zur Erholung von schweren Regentensorgen oder Amtspflichten dem edlen Waidwerk häufig und gern obgelegen.

Als ein besonders günstiges Omen begrüßen wir es, dass gelegentlich des neuen Bahnbaues Se. Majestät die Anlegung einer eigenen Kaiser-Station am Werbellin angeordnet hat. Möge das Wohlwollen, welches unsere Herrscher diesem schönen Stück märkischer Erde schenken, demselben auch fernerhin erhalten und insbesondere auf die gute und freundliche Stadt Joachimsthal ausgedehnt werden.

Nachdem wir unserem Herrscher auf dem Denkmalsplatz bereits ein dreimaliges Hoch gewidmet, lassen Sie uns jetzt die von Allerhöchst Demselben selbst gern gesehene Form des Zurufes und der Huldigung, d. h. ein dreimaliges kräftiges Hurrah zum Ausdruck bringen. Seine Majestät der Kaiser und König: Hurrah! Hurrah! Hurrah!“

Die zweite Rede beim Festessen hielt Herr Bürgermeister Korte mit anerkennenden Worten für den Vorsitzenden und die Mitglieder des Denkmalsausschusses; der Unterzeichnete antwortete darauf und schloss mit einem Hoch auf die Stadt Joachimsthal und auf den für das Fest thätigen Ortsausschuss. Ein Toast auf die anwesenden Damen wurde von dem anwesenden Vertreter der „Historischen Vereinigung“ ausgebracht.

Die Fahrt auf dem Werbellin-See, an der sich wohl über 600 Personen beteiligten, verlief sehr schön. Das Innere von Schloss Hubertus-

stock konnte immer nur in Gruppen von 25 Personen besichtigt werden; während der Zeit besichtigten die anderen die nächste Umgebung dieser Waldidylle.

Etwa 60 Schritt östlich vom Schloss steht ein Bild des Heil. Hubertus, vor einem weissen Hirsch knieend, zwischen dessen Geweihstangen ein Kruzifix erscheint. Das Bild wird von einer mannshohen steinernen Säule getragen, die in einen natürlich in der Erde lagernden Granitblock fest eingelassen ist. Als König Friedrich Wilhelm IV., auf dessen Befehl das Bild errichtet wurde, es zum ersten Mal sah, soll er gesagt haben, „es sieht aus wie ein Stock“ und er wählte deshalb für das Jagdschloss den Namen „Hubertusstock“.

Dreihundert Schritt nordöstlich vom Schloss liegt eine Quelle, die mit einem massiven Baldachin überbaut ist. Unter diesem hat derselbe König ein Siegfrieds-Bild nach der Legende des Schwertschmiedens anbringen lassen.

Auch auf ein im Jahre 1884 vom unterzeichneten durchforschtes altgermanisches Gräberfeld wurde hingewiesen, das an einem wenig bewachsenen Abhange, 400 Schritt nördlich vom Jagdschloss lag.

Wir schliessen diesen Bericht mit dem Abdruck eines bisher nicht bekannten Gedichts des gefeierten Brunold, das eine Freundin von ihm, die Schriftstellerin Emilie Schröder in Charlottenburg (Herausgeberin von Werken Friedrich des Grossen) sorgsam aufbewahrt und zu diesem Festtage der Stadt Joachimsthal gewidmet hatte.

Buchholz.

O wolle mich, auf's Neu', nicht wieder fragen,
Warum ich blieb und nun so einsam sei —
Du kennst sie ja die alten schönen Sagen
Vom Venusberg und von der Loreley.

Und ob mich auch kein weicher Arm gebunden,
Kein süsser Mund mich rief mit Allgewalt —
Ich dachte in der Stille zu gesunden,
Und kam, und sah — und blieb in meinem Wald.

Der Wald war immer schön! Der Bäume Rauschen,
Vom Mond beschienen, Nachts der tiefe See!
Des Wildes Nah'n — und dann dies sel'ge Lauschen
Beim Drosselsang — es stillte alles Weh!

Stand ich im Garten dann bei meinen Rosen
Und freute mich wie Blüth' um Blüthe kam —
Die Vögel sangen — da — bei ihrem Kosen —
Ich merkt' es nicht — die Jugend Abschied nahm.

Man kann auch unter Blumen endlich sterben,
 „Der Blumen Rache“ sang uns Freiligrath —
 Es ist ein langsam, langsam still Verderben,
 Ein Vampyrfächeln, das unmerkbar naht.

Und zwischen allem dann dies Treiben,
 Dies Haschen nach dem Schein! Der Hass! Der Neid!
 Ich musst' mit meinem Streben einsam bleiben:
 Ich liebt' die Kunst — und hasste jeden Streit.

Drum, ob ich leb' — ich bin nun doch gestorben,
 O frag' nicht mehr warum ich einsam blieb.
 Was ich gedichtet — was mir hier erworben
 Ein bischen Ruhm — ich mit dem Herzblut schrieb.

Ihr Kraniche, ihr kommet aus dem Süden!
 Geht ihr im Herbst zurück zum fernen Strand —
 Dann sagt den Freunden, dass ich sei geschieden,
 Dass ich die lang entbehrte Ruhe fand.

Du aber, Wald, rausch' über meinem Hügel,
 Du, Drossel, sing' — ihr, Heckenrosen, glüht —
 Und trägst du, Wind, einst über'm Seeesspiegel
 Ein Lied, — so lass es sein mein eigen Lied.

O wolle mich auf's Neu' nicht wieder fragen,
 Warum ich einsam blieb — wie tief der Schmerz!
 Ein Tropfen fiel — und hat den Stein zerschlagen,
 Es nagt ein Wurm — und endlich bricht das Herz.

Die Anfänge einer Hofkapelle in Berlin.

Von W. Lackowitz.

Die ersten Anfänge der jetzigen berühmten Königl. Kapelle in Berlin sind in Dunkel gehüllt. Bis jetzt hat sich nicht einmal das Jahr feststellen lassen, in welchem einer der brandenburgisch-preussischen Fürsten den Entschluss fasste, eine Anzahl von Musikern ständig zu besolden, um die edle Frau Musica in Berlin jederzeit zu seiner und seiner Gäste Ergötzen zur Hand haben zu können. Die berühmte Königl. Kapelle in Berlin hat keinen Stiftungstag.

Zurück verfolgen lassen sich die Spuren einer Hofkapelle bis in das 16. Jahrhundert, da Brandenburg noch ein kleines Kurfürstentum war, bis

in die von den Jahreszahlen 1535 und 1571 umgrenzte Regierungszeit des Kurfürsten Joachim II. Schon damals gab es in Berlin eine musikalische Kapelle, seit wann aber, das lässt sich nicht genau mehr nachweisen. Jedenfalls existiert schon von diesem Fürsten im Geh. Staatsarchiv eine Urkunde: „Vnsers gnedigsten Herren des Churfürsten zu Brandenburgk Verordnung, wornach sich der Capellmeister, Senger vnd Instrumentisten vermuge jhrer Pflichten richten vnd vorhalten sollen.“

Leider erfahren wir auch aus dieser Verordnung nichts über die Zusammensetzung der Kapelle, und bezüglich der Mitglieder werden nur gelegentlich und ganz beiläufig „Johannes der Franzose und Eliass“ erwähnt, und es ist nicht einmal ganz sicher, ob das zwei Geiger oder einer ein Harfenist gewesen. Nur so viel geht aus der Urkunde hervor, dass die Kapelle ausser dem Kapellmeister aus Sängern, Singknaben und Instrumentisten bestand, von welchen letzteren „Organisten, zween Geiger, Harpfenisten vnd Czinkenbleser“ erwähnt werden und zwar gelegentlich der Trinkgelder, worüber der § 11 bestimmt: „Was von frembden herrschaften oder aus der gleichen gelegenheit zu Tranckgeldern gefallet, es sej jnnerhalb od' ausserhalb des Hofflagers, do die gantze Musica aufgewartet, solle der Capellmeister solches vntter sie zugleich theilen, Also das er der Capellmeister zum ersten vor sich von wegen der Knaben zwej theil davon nehmen vnd darnach die vberrest solches gefallenen tranckgeldes allein vntter die andern Senger, Organisten, Geiger, harpfenisten vnd Czinkenbleser gleich ausstheilen soll, das eine Person sovil als die andere bekomme vnd je der Gleichheit gehalten werde.“ Unter diesen fremden Herrschaften sind weiterhin nicht nur die „Herrn Gesanten oder dergleichen“ verstanden, sondern auch Junker und andere, von denen die Kapelle „zur frohigkeit erfordert vnd gebraucht“ werden durfte, wie in der Urkunde noch ausdrücklich bemerkt und wofür denn auch ganz genau vorgeschrieben ist, wie die für solche „Aufwartung“ bezahlten Gelder verteilt werden sollen, damit jeder Unfriede und Zank unter den Herren Künstlern vermieden werde.

Im allgemeinen nämlich scheinen diese Herren Kammermusiker, wenn wir sie schon so nennen dürfen, eine ziemlich verrottete Gesellschaft gewesen zu sein, denn die Mehrzahl der 18 Paragraphen der Verordnung ist lediglich dem Wohlverhalten dieser Herren gewidmet. Es muss da wohl ziemlich arg zugegangen sein. So sagt § 8: „Do sie im Musiciren ein stueck zue ende bracht, sollen sie stille zuechtig vnd heimlich sein vnd bei Tisch kein Geschwetz oder geseuff treiben“; ferner in § 9: „Auch sollen sie mit sonderen vleis darob sein das sie im Musiciren keine saw machen, da es aber geschieht, soll ein ieder schuldig teil ein ortsgulden verfallen sein“; ferner § 10: „Do auch einer oder mehr in Zeit wen man auffwarten soll betruncken gefunden wirt, soll er iedes mahll einen halben Gulden verfallen sein.“ Und gleich an die Spitze der ganzen Verordnung hat man zu setzen für nötig gefunden: „Erstlich sollen sich Vnsere Musici semptlich aller Godttseligkeit vnd Erbarkeit befleissigen vnd sich des fluechens, volsauffens vnd anderer leichtfertigen vngebuhr gantzlich enthalten.“

Die Musiker waren sämtlich dem Kapellmeister unterstellt, gegen den ihnen Gehorsam eingeschärft wird, und dessen Befehlen „zum auffwarten

oder zum exerciren sie alsbaltt“ zu folgen hatten, bei „straff eines Orts fl.“ Ferner sind dem Kapellmeister in dieser Urkunde auch schon wöchentlich zwei Proben vorgeschrieben, damit sich „vnser Musicos vnd Instrumentisten wegen dem auffwarten im Musiciren so vil besser gefast machen können“. Mit einem Wort: diese Urkunde ist eine vollständige Kapellordnung, die nur bedauern lässt, dass ausser den beiden obigen sonst keine Namen darin genannt sind. Übrigens beachte man in dem zuletzt citierten Satze wohl, dass zwischen „Musicos“ und „Instrumentisten“ unterschieden wird; es scheint also, dass man damals nur die Sänger u. dergl. als höher stehend und als wirkliche Musiker respektiert hat, die Instrumentisten aber nicht. Was würden wohl unsere heutigen Kammermusiker zu solchem Unterschiede sagen?

Mit dem Nachfolger Joachims, Kurfürst Johann Georg (1571—1598) kommt erst Licht in die Sache, denn aus dem Jahre 1572 schon finden sich Generalquittungen über die der Kapelle ausgezahlten Gelder. Danach bestand die Kapelle insgesamt aus 20 Personen, welche sämtlich genannt sind und verschiedenes Gehalt bezogen, vierteljährlich variierend von 4 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf. bis zu 25 Thlr., wclch letztere Summe aber nur die drei Organisten Johann Hornburg, Jakob Mors und Johannes Rettel bezogen. Dazu kam noch ein Kostgeld, vierteljährlich von 5 bis 15 Thlr. Auch von diesem bezogen die Organisten den höchsten Betrag, so dass sich das Einkommen jedes derselben auf 40 Thlr. vierteljährlich belief. Seltsamerweise wird trotz aller Namen auch hier der Kapellmeister nicht genannt; in der Gehaltsquittung stehen nur 18 Thlr. 18 Sgr. für den „Capellmeister“ verzeichnet, ohne Namen, während in der Kostgeldquittung ein Posten dafür fehlt. Daraus darf man wohl den Schluss ziehen, dass von den sonst sämtlich genannten Personen eine zugleich als Kapellmeister fungierte und die genannte Summe als Separatzulage erhielt.

Für letzteres spricht auch die Thatsache, dass noch in demselben Jahre 1572 ein gewisser Johannes Wessalius, anscheinend ein Niederländer, als „Oberkapellmeister“ angestellt wurde, also als wirklicher Kapellmeister, der über den andern stand. Es ist dies der erste Name eines Kapellmeisters, der uns in Berlin begegnet. Bei seinem Eintritt muss es mit der Musik in Berlin wohl sehr traurig bestellt gewesen sein; denn in der Anstellungs-urkunde, gegeben auf dem Jagdhouse Letzlingen am Tage Martini, heisst es ausdrücklich, dass gedachter Wessalius angestellt worden sei zur „Anrichtung und Bestellung einer Cantorey“, woraus hervorgeht, dass er wohl eine gründliche Reorganisation dessen, was Johann Georg als Kapelle vorgefunden, vorzunehmen beauftragt war. Seine Besoldung bestand in jährlich 150 Gulden Märk.-Währung und wöchentlich 1 Thlr. Kostgeld; ausserdem wurde ihm eine Hofkleidung zugesichert, wie sie die kurfürstlichen Diener erhielten. Unterstellt wurden ihm „sieben Gesellen als zu Cantoressen (Sänger), drey Jungen“ als Diskantisten und zwei Instrumentisten nebst einem Jungen als deren Gehilfe. Die Besoldung aller dieser Leute ist folgendermassen festgestellt: Jeder der sieben Sänger erhielt jährlich 100 Gulden märkisch, wöchentlich 1 Thlr. Kostgeld und Hofkleidung; die vier Jungen bekamen wöchentlich einen halben Thaler und ebenfalls Hofkleidung; die beiden

Instrumentisten jeder jährlich 40 Thlr., wöchentlich 1 Thlr. Kostgeld und Hofkleidung. Das alles wurde „zugesagt und verschrieben“.

Aus dem Anstellungsdekret geht weiter hervor, dass Wessalius allen Mitgliedern der Kapelle übergeordnet wurde, daher auch der Titel „Oberst Capellmeister“. Nicht nur die Sänger und Instrumentisten, sondern auch die Hoforganisten waren angewiesen, dem Oberkapellmeister „an Unser Statt“, also als ob es der Kurfürst selber wäre, in allen billigen Dingen zu gehorsamen und sich nach seinen Befehlen zu richten. Wenn Uneinigkeit, Hader und Zank ausbricht, dessen sie sich freilich möglichst enthalten sollen, so haben sie diesbezügliche Beschwerden immer zuerst bei dem Kapellmeister vorzubringen und erst dann, wenn dieser die Sache nicht allein entscheiden könne, höheren Austrag zu gewärtigen. Auch die Auszahlung der Besoldungen soll stets durch den Kapellmeister erfolgen, der gegen seine Quittung die gesamte Summe aus der kurfürstlichen Rentei in Empfang zu nehmen hat.

Die Reorganisation, welche Wessalius mit der vorgefundenen Kapelle vornahm, scheint ganz gründlich gewesen zu sein, denn von den 20 Namen aus dem J. 1572 findet sich schon im folgenden kein einziger mehr. Die Kapelle zeigt sich nun folgendermassen zusammengesetzt: an Sängern zwei Bassisten, zwei Tenoristen, drei Altisten, vier Diskantisten; Instrumentisten: zwei Geiger, zwei Zinkenbläser, ein Harfenist und ein Junge als Zitherist; die Organisten rechneten also nicht mehr dazu. Die Namen sind sämtlich genannt. Trotzdem muss die Unzulänglichkeit einer solchen Kapelle, gegenüber den gleichen Instituten an anderen Höfen, dem Kurfürsten wohl sehr fühlbar gewesen sein. Unter dem 20. April 1574 nämlich bittet er seinen „freundlich lieben Sohn und Gefatter“ Joachim Friedrich, damals Administrator des Erzstifts Magdeburg, ihm doch „etzlich Quart-Zincken, Bommarten und dergleichen blasende fürnehme und ansehnliche Instrumente“ zu leihen und zwar „eine Zeit langk zu besserer Staffirung Unserer Musica“. Dass diese Bitte gewährt wurde, unterliegt gewiss keinem Zweifel, denn ein solch gegenseitiges Aushelfen mit Musikern und Sängern war damals an den Höfen üblich.

Wie es scheint, ist jedoch Wessalius nicht der Mann gewesen, sich die nötige Autorität zu verschaffen und die Kapelle in Ordnung zu halten. In den ersten Jahren scheint alles noch gut gegangen zu sein, denn er bat den Kurfürsten 1577 nach dem Tode seiner Frau, ihm seine Besoldung und das Kostgeld auf Lebenszeit zu verschreiben, ihm auch die jährlich mit 6 Thlr. 15 Sgr. zu entrichtenden Abgaben von seinem Häuschen für immer zu erlassen. Er drohte sogar mit seinem Abgange, und der Kurfürst scheint diese Forderungen genehmigt zu haben, denn Wessalius blieb bis zu seinem Tode 1582 in der Stellung als Oberkapellmeister. Aber schon 1580 erschien nicht nur eine neue Kapellordnung, in welcher auf die schärfste Weise gegen den Lebenswandel und die mannigfachen Ausschreitungen der Herren Musiker vorgegangen wurde, sondern der Kurfürst sah sich auch genötigt, in dem „Ehrenvesten“ Dietrich von Holtzendorff der ganzen Hofkantorei, den Kapellmeister einbegriffen, einen Inspektor vorzusetzen, mit dem Ersuchen, darauf mit Ernst zu achten, dass allen in der Verordnung gegebenen „Punkten und Artikuln unverbrüchlich gelebet und nachgesetzt werde“. Diese Verordnung

umfasst 23 lange Paragraphen, und Dietrich von Holtzendorff, der also gewissermassen als der erste Berliner General-Intendant zu betrachten ist, mag mit dem leichtlebigen Künstlervölckchen wohl seine liebe Not gehabt haben.

Wenige Tage nach dem Tode des Wessalius sah sich der Kurfürst genötigt, ein Schreiben an die Beamten der Rentei zu erlassen, worin er anordnete, ein genaues Inventarium von allen Instrumenten und Musikalien aufzunehmen, die sich sowohl in dem Hause des verstorbenen Kapellmeisters, als auch bei den einzelnen Musikern oder sonstwo vorfinden möchten. Es heisst in dem Befehl wörtlich: „Als wir auch in Erfahrung bekommen, dass Unsere Instrumenta fast ungebührlich in Vnordnung und weder in Acht noch Wartung erhalten, sondern einer hier und der andere da ein solches haben und seins Gefallen brauchen thut, darüber schon unterschiedliche abhanden gekommen und verlohren, welches Uns nicht wenig aufgefallen und befremdet hat.“ Das wirft ein übel Licht auf die Verwaltung des verstorbenen Oberkapellmeisters. —

Aus der nicht grossen Reihe der Nachfolger dieses ersten Berliner Kapellmeisters aus der Regierungszeit der brandenburgischen Kurfürsten mag hier nur Joh. Eccard genannt sein, der Komponist vieler schöner, geistlicher Lieder. Er starb in Berlin 1611. Die Kapelle erlebte zur Kurfürstenzeit keine besonders fortschreitende Entwicklung. Einerseits verhinderten dies die Wirren des dreissigjährigen Krieges, anderseits schwärmten die Hohenzollern überhaupt nicht für überflüssigen Prunk. Eine Ausnahme machte nur der Sohn des Grossen Kurfürsten, der als Friedrich I. auch das Kurfürstentum Brandenburg zum Königreiche erhob und seinen Hof wenigstens in etwas dem von Versailles nachzubilden bestrebt war.

Schon im ersten Jahre des Königreiches weist der Etat der nunmehr Königl. Kapelle für 14 Musiker die Summe von 3622 Thlr. auf. Da der König bemüht war, die an andern Höfen schon mit so vieler Vorliebe gepflegte Oper auch nach Berlin zu verpflanzen, wozu mannigfache, wenn auch noch ziemlich primitive Versuche gemacht wurden, so reichte eine solche Kapelle aber nicht aus. Und so finden wir denn i. J. 1712 im Etat verzeichnet 6 erste und 5 zweite Violinen, 2 Bratschen, 5 Violoncells, 3 Bässe, 2 Oboen, und der ganze Bestand weist 37 Kapellmitglieder auf, welche einschliesslich der Nebenämter wie Kopist, Aufwärter, auch einiger Emeriti, in Summa 8138 Thlr. kosteten.

Der Glanz des jungen Königshofes verlangte aber noch weit mehr. Gleich mit dem Beginn desselben war die Verordnung erlassen worden: „Hinführo sollen 24 Trompeter und zween Pauker sein, deren jeder nebst Livrée an Besoldung und Kostgeld auf sich und einen Knecht jährlichen bekommt 223 Thlr., zusammen 5798 Thlr.; und dazu jeder auf zwei Pferde Futter und Rationen zusammen 275 Thlr. Die Pauker werden denen Trompettern in allem gleich geachtet und gehalten. Johann Schobert der ältere bekömmt noch über den ordinären Trompeter-Gehalt aus Churfürstlicher Gnade jährlich 300 Thlr.“ Diese Festtrompeterzunft, welche überaus prachtvoll uniformiert wurde und hauptsächlich bei Tafel und festlichen Gelegenheiten in Thätigkeit trat, kostete allein jährlich 6373 Thlr., so dass König Friedrich I. für seine Hofmusik jährlich rund 14 500 Thlr. aufwendete.

Das war im Jahre 1712, aber nach einem Jahre schon war diese Bevorzugung der Musik am Berliner Hofe mit einem Schlage zu Ende. Im Februar 1713 starb der prachtliebende erste König von Preussen, und sein Sohn Friedrich Wilhelm I., für seine Person und seinen Hof wohl der einfachste und sparsamste Fürst, den je die Welt gesehen, schaffte mit einem einzigen dicken Federstriche die ganze Herrlichkeit aus der Welt. Der derbe Soldatenkönig machte den ganzen überflüssigen Pomp zu Gelde, ersparte die Besoldung von Hunderten von Hofbediensteten und tilgte vor allen Dingen die gemachten Schulden. Die prachtvolle Trompeterzunft wartete beim Leichenbegängnis seines königlichen Vaters zum letzten Male auf; dann schrieb der König hinter die Namen einfach das lakonische: „Kann sich zum Teufel scheren.“ Nur einer fand Gnade vor seinen Augen — Gottfried Pepusch hiess der Mann — den er infolge seiner riesenmässigen Figur zum Stabshautboisten der sogenannten roten oder grossen Potsdamer Garde machte. Die lustigen Jagd- und Feldstückchen der paar Regiments-trompeter genügten dem Könige völlig für sein musikalisches Bedürfnis.

Es versteht sich von selbst, dass die Existenz der eigentlichen Kapelle gleichfalls vollständig zu Ende war, und so blieb Berlin ohne Musik bis zum Tode des Königs 1740. Erst mit seinem Sohn und Nachfolger Friedrich II., den die Welt nachmals den Grossen nannte, erhielt Berlin nicht nur eine neue Kapelle, sondern auch sofort ein grossartiges Opernhaus und eine so prachtvolle italienische Oper darin, dass Preussens Hauptstadt in wenigen Jahren einer der Mittelpunkte für alle höheren musikalischen Bestrebungen wurde. Schon als Kronprinz hatte Friedrich hinter dem Rücken des Vaters sich in Rheinsberg eine kleine, aber ausgezeichnete Kapelle geschaffen. Diese brachte er bei seinem Regierungsantritt mit nach Berlin, und diese Rheinsberger Kapelle ist es eigentlich erst, aus welcher in stetiger Entwicklung unsere jetzige Königliche Kapelle hervorgegangen ist. Der eingangs ausgesprochene Gedanke: unsere berühmte Königliche Kapelle habe keinen Stiftungstag, ist also nur dann richtig, wenn man die ganze vorstehende Vorgeschichte mit in die Wagschale wirft.

Wanderfahrt des Märkischen Museums nach Brunne im Osthavelland.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Die Pflugschaft des Märkischen Museums zu Berlin unternahm am 16. April 1899 unter Führung des Geheimrats E. Friedel die erste dies-jährige Wanderfahrt nach dem Dorfe Brunne im Osthavelland, um die dort befindlichen Altertümer und den südlich vom Dorfe gelegenen Burgwall zu besichtigen. Von der Station Betzien-Carvesee der Ruppiner Bahn gelangten die Teilnehmer auf einem Feldwege zunächst nach dem Dorfe Betzien, in dessen breiter Dorfstrasse sich die aus Backsteinen im Rundbogenstil 1886/87 neuerbaute Kirche erhebt. Die Häuschen dieses Ortes sind zum grossen

Teile niedrige Fachwerkbauten mit Lehmwänden, die vielfach aussen mit Schutzdecken von Binsen bekleidet sind, um die Kälte fernzuhalten; zwischen diesen Lehmkathen finden sich hier und da nüchterne Steinhäuser. Stattdessen stellt sich das Dorf Brunne dar, das nach halbstündlicher Wanderung erreicht wurde. Schmucke Steinhäuser fassen die Dorfstrasse zu beiden Seiten ein, in deren Mitte die ziemlich grosse Kirche liegt. Südlich von ihr erstreckt sich bis an die sumpfigen Wiesen des Brunner Luhs der kleine Park des Zietenschen Gutes mit dem Herrenhause und den Wirtschaftsgebäuden. Unter Leitung des Pastors Siemann, der sich nebst dem Lehrer Nagel um die Führung der Teilnehmer sehr verdient machte, wurde zunächst dem Gute ein Besuch abgestattet. Wirtschaftshof wie Park sind in bescheidenen Verhältnissen angelegt, das Herrenhaus, ein einfacher, einstöckiger Bau, stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts; im Jahre 1634 wurde das alte Schlossgebäude von den Schweden niedergebrannt. Bei den Ausschachtungsarbeiten zu dem jetzigen Hause wurde 2 m tief im Sande ein dreibeiniger Grapen gefunden, ein hartgebranntes, grauschwarzes, thönerne, mittelalterliches Gefäss, das vermutlich als eines der bekannten Bauopfer anzusehen ist. Dieser Grapen befindet sich in einer kleinen Sammlung im Schlosse, die ausserdem einen Mahlstein aus wendischer Zeit und einige Geräte aus Hirschgeweih*) enthält. Zwei Mahlsteine, anscheinend aus der Zeit der Völkerwanderung, sind an einem Speicher des Wirtschaftshofes eingemauert. Die Familie von Zieten ist alten Überlieferungen zufolge mit Albrecht dem Bären nach der Mark gekommen und seit dieser Zeit auf Brunne ansässig. Ein früher im Besitze der Bredows befindliches Allodialgut ist jetzt mit dem Zietenschen Lehngut vereinigt. — Hierauf schritt man zur Besichtigung der Kirche, die in nüchternem Barok als Kreuzkirche zur Zeit Friedrichs des Grossen erbaut ist und ausser einem geschnitzten Barokaltar nebst Kanzel und einer bebänderten Totenkrone nichts von Bedeutung enthält. Das Altarbild zeigt eine mässige Malerei des heiligen Abendmahls und ist von dem damaligen Patron gestiftet, die dasselbe einschliessenden Pilaster tragen die Gestalten des Paulus und Petrus. Über dem Altar ist die Kanzel angebracht, auf den Feldern der Brüstung mit farbigen Darstellungen des Heilandes und der vier Evangelisten geschmückt; auf dem einfachen Schalldeckel erhebt sich eine kleine Figur des auferstandenen Erlösers, dahinter befindet sich in der den Aufbau abschliessenden Holzwand ein auf Glas gemaltes farbiges Gottesauge, von goldenen Strahlen umgeben. Die Pilaster zu beiden Seiten der Hinterwand tragen die Gestalten des Moses als Gesetzgeber und des Aaron als Hoherpriester. Die erwähnte, mit bunten Bändern geschmückte Krone, die an einem Pfeiler der Nordseite hängt, ist „zur Erinnerung an die Jahre 1813, 1814 und 1815 am Friedensfeste von dem Mädchenverein gewidmet“ und 1898 von den Jungfrauen Brunnes erneuert worden. In diesem Jahre wurde die Kirche renoviert. An der Nordostecke des Gotteshauses sind aussen drei Grabtafeln eingemauert, die dem Ge-

*) Genauer eine Hirschhornhacke mit angefangener quadratischer Durchlochung und ein abgeschnittenes Hirschhornende, beide Stücke bereits derartig mineralisiert, dass sie vielleicht noch vorwendisch sind. Alles im Gutshof beim Herrenhaus gefunden.

dächtnisse eines Pastors von Brunne, seiner Frau und seines Enkels gewidmet sind. Die Inschrift der ersteren Tafel ist äusserst charakterisch und lautet:

„Allhier ruhet in Gott der weyland wohlgebohrene und wohlgelahrte Herr CHRISTOPH BRAND . . . jähriger Prediger hierselbst der in seinem Amte und Wandel ein brennend und scheinend Licht war, als ein frommer und getreuer Knecht Gottes brannte er innerlich und äusserlich, innerlich entzündet durch das heilige Licht des h. Geistes, erfüllet mit himmlischer Weisheit und Erkenntniss, brennend in der Liebe zu Gott und dem Nächsten, um begierig Gottes Ehre und der Menschen Seligkeit zu befördern, äusserlich schien und leuchtete er mit heilsamer Lehre und heiligem Leben denen Verdusterten zur Erleuchtung, denen in Liebe erkalteten zur Erwärmung und denen in Lüsten erhitzten zur Gluthesdämpfung, biss er endlich selbst als ein Brand aus dem Feuer der Trübsal gerissen ins helle Licht des ewigen Lebens versetzt wurde den 9. Maji MDCCXLVI nachdem ihm das Licht dieses Lebens geleuchtet 81 Jahr, worin er durch den keuschen Liebes-Brand 9 Kinder Vater und 36 Kinder Gross Vater geworden.“

Am Nachmittag wurde der Burgwall südlich vom Dorfe besichtigt. Er liegt etwa dreiviertel Stunden vom Orte entfernt auf einer flachen Sanddüne inmitten des Brunner Luches und gehört bereits zum Bezirk Briesen im Westhavelland. Er ist nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, da er vor ungefähr 50 Jahren bereits abgetragen und beackert worden ist, immerhin kann man die jetzt etwa 2 Meter hohe Umwallung nebst dem davor liegenden Graben und die Einsenkung in der Mitte noch ziemlich gut erkennen. Der Umfang des fast kreisrunden Burgwalles beträgt 480 Schritt, der Durchmesser von Osten nach Westen 150 Schritt und von Süden nach Norden 138 Schritt. Der Boden ist mit dichtem Graswuchs bedeckt, der das Graben sehr erschwert, zahlreiche Maulwurfshügel haben Scherben von Gefässen und gebrannte Knochenreste zu Tage gefördert, die, wie auch die vielfach umherliegenden gebrannten Thonpatzen, zeigen, dass der Wall in wendischer Zeit bewohnt gewesen ist. Ausser zwei mit Wellenornament gezierten Scherben wurden nur unverzierte Scherben und die bekannten Burgwall-schnecken aufgelesen; die geringe Ausbeute erklärt sich daraus, dass der Wall leicht zugänglich und schon häufig besucht worden ist. Im Dorfe wurden nachher noch weiter verzierte Gefässreste bei einem Privatmann vorgefunden, die dieser früher aufgelesen hatte. Nach der Rückkehr ins Dorf wurde noch der nördlich gelegene Weinberg besucht, wo sich in einer Kiesgrube mannigfache Versteinerungen, namentlich Belemniten, vorfanden. Die gefundenen Gegenstände, sowie mehrere im Privatbesitz vorhandenen Funde, eine grosse germanische Urne mit Fingernagel-Verzierung aus dem Dorfe Dectow, ein Bronzekeil mit Schaftlappen von seltener Grösse aus Brunne und verschiedene Gefässreste aus Brunne und vom Burgwall in Wildberg, sowie ein ca. 15 cm langer gelbbrauner Feuerstein-Dolch von nordischem Typus wurden der Sammlung des Märkischen Museums einverleibt.

Diesem unter geringen Veränderungen mit Genehmigung des Verfassers der Frankfurter Oderzeitung vom 23. April 1899 entnommenen Berichte sei ergänzend noch folgendes hinzugefügt:

Der Urwald des Zotzen, hier der Briesener Zotzen, hat sich noch vor einigen Jahrzehnten östlich bis über den Burgwall erstreckt, der übrigens noch jetzt zum Teil von einem Wassergraben umgeben ist und in dem Buschwald völlig versteckt und fast unzugänglich gelegen war. Nach Mitteilung des anwesenden Herrn Maurermeisters Nieters soll ein schmaler Steg nach der Seite des Zotzen zu gelegen haben. Auf dem Wall stand, als er noch etwa 2 m höher war, ein dichter Hag von Dornesträuch wie eine undurchdringliche Wehr.

Sehr auffallend war der Befund der Schnecken und Muscheln innerhalb des Burgwalles, ausser Landschnecken: als *Succinea*, mehre *Helix strigella*, *H. fruticum* und *H. hortensis*, sowie *H. hispida*, eine Schliessmundschnecke *Clausilia laminata*, welche im Zotzen lebend vorkommt und angeschwemmt sein mag, daneben abgestorbene Wasserschnecken der Gattungen *Planorbis* und *Limnaea*, sowie *Paludina vivipara* und die Muschel *Sphaerium corneum*. Seitdem der Burgwall erniedrigt ward, ist das Hochwasser in denselben wiederholt eingedrungen und hat diese Schaltierreste abgesetzt.

Der Sage nach soll in der Mitte des Burgwalls ein Schloss gestanden haben; dies ist wohl ein wendisches Unterkunftshaus aus Holz mit Lehmbewurf gewesen. Grosse gebrannte Thonpatzen hiervon stammend schenkte die verwittwete Frau Kaufmann Krüger nebst charakteristisch slavisch ornamentierten Gefässscheiben.

Bei dem Burgwall wechselt viel Dammwild aus dem Zotzen und wird vom Wall aus nicht selten erlegt.

E. Friedel.

Am Stienitzsee.

Wanderfahrt des Märkischen Museums.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Vom Bahnhof Straussberg aus begaben sich die Teilnehmer unter Führung des Geheimrats Friedel am 23. April 1899 an der alten Walkmühle vorüber auf der östlichen Seite des kleinen Wasserlaufs nach der Neuen Mühle und folgten dann den mannigfachen Windungen des Fliesses bis zur Chaussee nach Hennickendorf. Die Flora war infolge der kühlen Nächte noch ziemlich weit zurück, die weisse und gelbe Anemone und die gelbe Schlüsselblume erhoben erst schüchtern ihre Blütenköpfchen, und auch die Schuppenwurz, deren rosafarbene Blütenstauden um diese Zeit bereits einen Fuss hoch über dem Erdboden prangen, kroch gedrückt im welken Laube dahin, die Obstbäume in den Gärten der Mühle trugen erst einen leisen Hauch des weissen Blütenschnees, und Erlen und Buchen hatten nur winzige Blättchen entfaltet. Dagegen leuchteten Gänseblümchen und Butter-

blumen überall aus dem grünen Wiesenteppich hervor, und ein kleiner Buchenhügel war ganz mit den blauen Glöckchen der bei Berlin seltenen Leberblume besät. Eine kurze Wanderung auf der Chaussee führte zum Ufer des Stienitzsees, hinter dem die zahlreichen Ziegeleischornsteine von Hennickendorf sichtbar wurden. An der Nordostecke des Sees breitet sich ein sumpfiges Wiesenterrain, das auch teilweise als Tortstich benutzt wird, aus, und auf dieser Wiese erhebt sich dicht am Seeufer neben der Mündung des erwähnten Mühlenflusses ein kleiner Hügel, der wegen seiner kreisrunden Zeichnung auf der Generalstabskarte den Teilnehmern der Exkursion auffiel und deshalb eingehend untersucht wurde. Auf der etwa 100 Schritt im Umkreise messenden, mit Birken bestandenen Erhöhung fanden sich indess keine Spuren ehemaliger Wohnstätten oder dergl., und die dem ganzen Charakter der Umgebung nach mögliche Annahme, es könne sich um einen Burgwall handeln, wurde dadurch hinfällig. Auf der Erhebung, wie auch auf den sumpfigen Strecken fanden sich zahllose Schalen von Wassermuscheln, die zeigten, dass das Wasser einst diese Wiesen bedeckt hatte, und da sich unter den Schalen auch solche von der erst im Anfange dieses Jahrhunderts eingewanderten Schafklauenmuschel (*Dreissensia polymorpha**) befanden, so neigte Geheimrat Friedel zu der Ansicht, dass der See sich noch bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts weiter nach Nordosten hin erstreckt hätte. — Der Stienitzsee zieht sich von dem Wiesenterrain etwa eine halbe Meile lang nach Südwesten bis in das Gebiet der Rüdersdorfer Kalkberge hin. Er ist als Rest eines grossen Seenbeckens oder eines alten Flussbettes zu betrachten, das sich vom Straussee aus nach Süden über Tasdorf und den Kalk- und Flakensee bis zur Spree verfolgen lässt. Die Ufer des Stienitzsees sind beträchtlich hoch; die Anhöhen im Nordwesten bewaldet, die südwestlichen, wo sich umfangreiche Thonlager befinden, zum Teil abgetragen und mit Ziegeleien besetzt. Kurz vor dem Dorfe Hennickendorf, das am östlichen Zipfel des Sees liegt, zeigt eine hohe Sandwand, bis zu welcher Höhe hier die Uferwände einst aufstiegen. Das Dorf selbst ist ein einfaches Bauerndorf, das sich mit seinem ältesten Teile um die Kirche gruppiert, während sich einzelne Häuser hinter den Ziegeleien an der Strasse nach Tasdorf zu erheben. Die niedrige Kirche ist, wie der schlanke Turm, in ihrem vorderen Teile aus gelben Ziegelsteinen erbaut, zwischen denen sich einzelne Feldsteine eingesetzt finden, der hintere Teil dagegen ist ganz aus unbehauenen Feldsteinen erbaut. Dieser Teil stellt sich als die älteste Anlage dar — auf der Chorseite zeigen die fast meterdicken Mauern zwei schmale Schiesschartenfenster — und rührt aus der Zeit her, wo Hennickendorf als Besitz zum Kloster Zinna gehörte, ist also als Bau der Cisterziensermönche zu betrachten. Die älteste Nachricht über den Ort im Landbuche von 1375 nennt die Mönche von Zinna als Besitzer aller Abgaben, doch dürften sie wohl schon erheblich früher mit diesem Besitztume und den anderen umliegenden Dörfern ausgestattet worden sein. Das Kloster blieb bis zur Kirchenreformation im Besitze des Dorfes, dann ging dieses an den

*) Vgl. „Brandenburgia“ Bd. III, S. 142, IV, S. 376—388, VII, 377 über die Schafklauenmuschel.

Kurfürsten über; in neuerer Zeit ist Hennickendorf zu dem Amte Alt-Landsberg gelegt worden. Während die historischen Nachrichten nur bis ins 14. Jahrhundert hinaufreichen, hat sich im Dorfe selbst ein Überrest aus vorgeschichtlicher Zeit im Sande am Ufer des Sees erhalten. Es ist eine alte Ansiedlungstätte aus dem 8.—6. Jahrhundert vor Christi Geburt auf dem Gelände der Wegnerschen Ziegelei, wo ausser einem grossen gehenkelten Bronzegefässe mehrere kleine Thongefässe und zahlreiche Scherben, sowie Spuren von Pflasterungen mit Steinen und viel Kohlenstückchen gefunden worden. Die Stelle wurde bereits 1886 von Geheimrat Friedel untersucht, die Fundstücke befinden sich in der Sammlung des Märkisehen Museums. Die Ansiedlungstätte liegt auf einem Vorsprunge im See, auf einer Art Anhöhe, die jetzt allerdings ziemlich beseitigt ist, und konnte durch das umgebende Wasser und durch Verhaue vollständig isoliert werden. Jetzt ist der Charakter der damaligen Anlage nicht mehr zu erkennen, da Ringöfen, Trockenschuppen und dergleichen die Sandfläche bedecken und eine Drahtseilbahn quer hindurchgeht, die das Material aus der grossen Thongrube herbeischafft. Die Einrichtungen der Ziegelei, sowie die Thongruben wurden von den Teilnehmern der Exkursion besichtigt, dann ging es weiter am Südostufer des Stienitzsees entlang nach Tasdorf zu. — Hinter der Wegner'schen Ziegelei eröffnet sich ein hübscher Blick auf das bewaldete Ufer des Stienitzsees und auf die tiefeingeschnittene Thalmulde nach Nordosten hinauf, dann wird die Aussicht wieder durch ein kleines Gehölz unterbrochen, und hinter diesem am Ufer liegen die grossen Ziegeleiwerke von Oppenheim. Ein schöner Park auf der anderen Seite der Strasse umzieht das Wohngebäude des Besitzers und weiterhin reihen sich kleine steinerne Arbeiterhäuschen zu beiden Seiten des Weges an Park und Ziegelei an. Dann wird das Ufer wieder frei und gestattet den Ausblick über die ganze Länge des Sees, der im Schein der untergehenden Sonne glitzert und flimmert.*) Links schliessen die bewaldeten Höhen am See das Landschaftsbild ab, rechts recken sich die vielen Schlote der Ziegeleien in die Abendluft hinein, und weit hinten neben dem Dorfe Hennickendorf mit seinem gelben Kirchlein breitet sich in verschwommenen Umrissen die breite Thalmulde aus, in der in der Vorzeit der glänzende Strom dahinflutete. Ein stimmungsvolles, echt märkisches Bild. Nach der Südseite hinüber werden die Höhen von Rüdersdorf sichtbar, namentlich fällt die „grosse Halde“ in die Augen, und vor uns liegt Tasdorf mit seinem schlossartigen Gutshause auf der Höhe inmitten des Ortes.

(Der Frankfurter Oderzeitung vom 29. April 1899 in abgekürzter Form mit Genehmigung des Verfassers entnommen.)

*) Herr Oppenheim unterhält auf dem Stienitzsee gegen 30 Schwäne, welche im Winter in einer Scheuer untergebracht werden. Die ziemlich scheuen Tiere kommen gut fort und vermehren sich. Im Winter gefüttert, suchen sie sich ihre Nahrung im Sommer selbst. Da im Gebiet der Spree und der Dahme (wendischen Spree) Schwäne nicht gehegt werden, so verdient der Versuch auf dem Stienitzsee die vollste Anerkennung.

Kleine Mitteilungen.

Ueber die Wolfsjagden und das Jagdlaufen der Bürgerschaft in Straussberg. Schluss. (Beitrag zur Geschichte der Stadt Straussberg von B. Seiffert.)

II. Die Hetz- und Parforcejagden. War das Wolfsjagd-Laufen schon ein beschwerliches onus für die Bürger, so waren die Treiberdienste bei den Hetzjagden noch viel lästiger; denn sie dauerten nicht allein viel länger, oft mehrere Wochen, sondern es traf auch viel mehr Einwohner, insofern die ganze Bürgerschaft, d. h. aus jedem Hause eine Person, oder die halbe, selten nur weniger zum Jagdlaufen beordert wurde.

Vor der Zeit des 30jährigen Krieges war der Rat nur dazu verpflichtet, einen Stadtknecht mit den Stadtpferden und dem Wagen in den Jagddienst des Landesherrn auf jedesmaliges Erfordern zu stellen; aber gleichzeitig mit der Verpflichtung zur Wolfsjagd scheint auch die zu den Treiberdiensten aufgelegt worden zu sein, denn gleich nach dem 30j. Krieg beginnen die Klagen der Bürgerschaft und ihre Bittgesuche, sie von dieser Last zu befreien.

Unter einer Anzahl „Beschwer Punkte eines Erbarh Raths der Stadt Straussbergk, welche Churf. g. zu Brandenburgk Ihrem gnedigsten herrn vnderthenigst sollen berichtett vndt vorgebracht werden“ findet sich unter 6: „Mussen auch die Burger vnd wir am Rathe selbst alhier, winter vnd Sommers „Zeiten vf 4 oder 5 Meill weges weitt vf vnser vnkost vnd zehrung in die „Jagdt lauffen, darüber mancher handtwereksman, Burger vnd Rathsherr „verhindert wirdt, was er zu den schössen gesamblet, das er dass vf der „Jagd verzehren muss, vnd sein handwerck oder Nahrung zu hauss auch „verseumen, derowegen bitten wir E. Ch. g. underthenigst, E. C. g. wölle „solchs gnedigst abschaffen. Oder wo es jha nicht gentzlich solte abgeschafft „werden, zuuorordnen, das doch die Raths Personen, welche fast teglich mit „einmahnen der schösse, Mahlgelt, Bierzeise vndt andern sachenn zu Rathause „zu thuende haben vnd zu hauss das ihre verseumen, in der Jagt mitzu- „lauffen oder für Ihre Person jemandts hinzuschicken amptshalben möchten „vbersehen vndt verschonet werden. —“

Aus späteren Schriftstücken geht hervor, dass dies Gesuch nur für den regierenden Bürgermeister und den Stadtschreiber gewährt wurde; ja als der Rath auch zwischen den Bürgern einen Unterschied zu machen wagte, erregte er S. Ch. g. Missfallen in hohem Grade und liess dem Rath von Rüdersdorf aus sagen: „er kenne es nicht gestatten, dass E. E. Rath sich „belieben liesse, diejenigen, so gutes Vermögens sein, zu Hause zu lassen. „Arme als Reiche sollen mit einer richtigen Rolle überschickt werden, sonst „erfolge nach gehaltener Jagd Execution durch die Jägerei. — Die Bürger „sollen zur Jagd (10. Nov. 1653) sich vff 8 tage verproviantiren. —“

Am 11. Juli 1670 fordert der Chf. Jagdjunker Vrban Wolff v. Zetwitz 50 Mann auf 3 Tage zur grossen Hirschjagd nach Rüdersdorf. —

Am 21. Nov. 1673 verlangt der Oberjägermeister v. Oppen von Köpnick aus auf 8 Tage nach Herzfelde: „aus jedem Haus eine tüchtige Perschon,

keine Kinder!“ — „E. Ch. D. können,“ so supplizierte die Bürgerschaft, „wir „blutarmen Leute aus hochdringender Noth unterthänigst flehentlich anzugehen „nicht in Umgang nehmen; nachdem wir auf Zuschreiben Sr. Hoch Edel „Gestrengen des Herrn Oberjägermeisters des von Oppenss zu S. Ch. D. „angestellten Jagd im Amte Rüdersdorf am 24 Novb. nemblich die gantze „Bürgerschaft oder aus jedem Hause eine tüchtige Person bei höchster „Pfändung des Aussenbleibens, mithin die lossunge vnser armen Weiber und „Kinder, da wir doch die Executoren vnser monathlichen Contingens, auch „Verpflegung der Reuter alhier liegend haben, dennoch gehorsamst unser „Schuldigkeit nach erschienen sind: so will doch die schwere Contribution, „indem fast alle Tage einige Bürger ausweichen, gleichwohl uns wenigen die „Last bleibet, ferner auszustehen unmöglich fallen — —;“ damit bricht der Entwurf ab.

Im Jahre 1707 (August) veranstaltete König Friedrich I. im Rüdersdorfischen und Fürstenwaldischen ein Feistjagen; Oberjägermeister v. Hertvelt verlangte am 12. Aug. dazu „eine accurate und richtige Rolle aller und „jeder Jagdlaufenden, wovon ausser dem Bürgermeister, Stadtrichter, Stadtschreiber und Accis-Bedienten niemand eximiret, zu formiren und nach der „Klein Walschen „Schneidemühle“ zu bringen; am 14. fordert er 50 Mann auf „3 Tage nach Jänickendorf, am 22. d. M. 70 Mann nach Kienbaum unterm Amte Fürstenwalde.“

Durch kgl. Verfügung vom 3. Febr. 1708 wurde die Befreiung vom Jagdlaufen ausgedehnt auf: „Geistliche, Schulbediente, regierender Bürgermeister, Richter und Stadtschreiber, ingleichen die Post-Accise-Zoll- und „Ziesebedienten, Salz Factores, Land- und Mühlenbereitern, Refugirte Franzosen, schwangere Frauen, Wehemütter, wie auch den Stadt Physikus, wenn „einer vorhanden, und wer sonst ein privilegium exemptionis vorzuzeigen „habe; alle anderen aber sollten ohne Unterschied herangezogen und niemand „hinfüro durch die Finger gesehen werden, sondern wider die Morosos und „die Ausgebliebenen sei die Execution ergehen zu lassen.“

Nachdem König Friedrich I. die Herrschaft Alt-Landsberg erworben und daselbst mit Einbeziehung der Strausberger Forst ein grosses Wildgehege angelegt hat, mussten vom 5.—7. Okt. 1711 auch die aus Strausberg zur Jagd laufen. Dies erschien dem Magistrat als eine Neuerung, da sie bisher nur in Rüdersdorf, noch niemals nach Alt-Landsberg gewesen; man schickte „kleine Jungens und Mädchens“, was ihnen jedoch bei einer zweiten Vorladung von 50 Mann auf 2 Tage nach „Eckersdorff“ zum 12. Okt. untersagt wurde. Eine ziemlich derbe Supplikation ging an den König ab: „Majestät „möchte sie von dieser Neuerung befreien; andre lägen doch viel näher, und „es sei auch eine plötzliche Theuerung entstanden, dass man vor Geld nicht „einen Scheffel Roggen bekommen könne und sie fast crepiren müssten.“ Dafür erhielten sie aber von der Kriegs- und Domänenkammer einen gehörigen Verweis (21. Dez. 1711): „— — Aldieweille S. K. M. nicht gemeynet „seye, Dero hohes Königliches Regale von jemandem einschränken zu lassen, „so befrembdet Ihnen um so mehr, dass die Supplicanten, anstatt der ihnen „obliegenden allerunterthänigsten devotion sich unterstehen dörffen, S. K. M.

„mit ungegründetem sollicitiren zu behelligen, welches ihnen hiermit verwiesen und dabeneben anbefohlen wird, sich dessen fernerhin zu enthalten, hingegen aber zu dem, wozu ihre allerunterthänigste Schuldigkeit sie verbindet, sich jedesmal auf Erfordern willig finden zu lassen — —! (unten: „Der Bürgerschaft zu Strausberg wird vermittelst eines Verweises anbefohlen, sich des Jagdlaufens nicht zu entziehen!). —“

Am 23. Juli 1712 zeigte v. Hertevelt wieder an, dass „S. M. sich resolviret, in dieser Gegendt sich mit einigem Hirsch-Feistjagen zu divertiren; die Rolle schicken!“ Am 1. August wies er den Rat an: „Da Majestät auf dem Wege von Alt-Landsberg nach Fürstenwalde den Hennickendorffschen Damm passire, so solle E. E. Rat den Weg auf Strausberger revier sofort von Wurzeln, Stubben und andrer Hinderung frey machen, reinigen und planiren, damit die allergnädigste Herrschaft gemächlich passiren könnte. Zum 7. müsste die halbe Mannschaft in Fürstenwalde sein, und von 3 zu 3 Tagen abgelöst werden“; am 9. war die erste Hälfte „völlig ausgezehret“; vom 11.—20. brauchte nur noch ein Viertel zu laufen, das waren aber immer noch 53 Mann. Zum 3. Oktober wurde die halbe Bürgerschaft nach Eggersdorf befohlen; der Rat erhielt das Schreiben am späten Abend des 1. Okt. und liess sofort bekannt machen, dass die Leute sich am andern Morgen vorm Rathause einfinden sollten: „allein keiner hat sich gehorsam gefunden,“ und dem Rat blieb nichts anders übrig, als es v. Hertevelt zu melden mit dem Bemerkten: „er habe sein devoir gehorsamst gethan, man möge daher das Ausbleiben der ungehorsamen Bürger nicht ihm imputiren.“

Noch ein zweites Beispiel offenbarer Weigerung findet sich aus dem Jahre 1714. Zum Abschiessen der Füchse in S. K. M. Alt-Landsbergischem Gehege sollen Strausberg, Amt Rüdersdorf und die zunächst Alt-Landsberg gelegenen Dörfer, ingleichen Maltzdorff, Arnsfelde und Münikehofe zum Jagdlaufen erscheinen. Magistrat schickte die Rolle, aber — keine Leute! „Die Bürgerschaft wurde zum Gehorsam ermahnt, aber die Anwesenden trugen vor, dass sie zu solcher Fuchsjagdt sich nicht verstehen könnten, weiln die Füchse meistentheils in ihren Lägern lägen, die Läger aber mit überflüssigem Gewässer angefüllt wären; darin sie bei diesem noch frostigen Wetter von der Jägerei mit ungestüm und Schlägen gejaget würden, davon mancher schwere Krankheiten zu besorgen hätte. Alles Zureden, sich gehorsam zu bezeigen, hätte nichts verfangen wollen. —“

Ob die Schuldigen eine Strafe getroffen und welche, davon ist nichts vermerkt; jedenfalls aber hat es ihnen nicht geholfen, schon im März des folgenden Jahres 1715 musste die halbe Bürgerschaft wieder auf 3 Tage nach Alt-Landsberg, 1717 im Oktober desgleichen „zur gewöhnlichen Herbsthetze“. 1728 sollte im Monat Juli die „Cöpenicksche Heyde zum Wusterhausischen per Force Garten hin abgetrieben werden“; am 12. früh morgens um 3 Uhr mussten 50 Strausberger zum Stellen und Treiben antreten und 4 Tage aushalten. Genau dasselbe geschah am 19. Juli 1728 und am 16. Juli 1733.

Die letzte Ordre datiert vom 12. Nov. 1735: „40 Mann nach Köpenick, um die Wildsauen auf der Cölnischen Seite zusammen und in den Saugarten einzutreiben —.“ Bis zum Dezember dauerte das Jagen.

Damit hat das Kapitel Jagdlaufen seine Endschaft erreicht; „als endlich „ein Philosoph, Friedrich der Grosse,“ so schliesst Perlitz seine Jagdbetrachtung, „auf den Thron kam, der seine Zeit besser anzuwenden wusste, „hörten solche Lustjagden gänzlich auf; leider aber fingen nun, welches „noch schlimmer war, die Menschenjagden im Kriege wieder an.“ — —

Schönow bei Bernau. 3 Gräber. Der am 8. Februar 1896 in der Nähe des „Roten Wegweisers“ auf der Jagd verunglückte Förster W. Conrad liegt auf dem neuen Kirchhofe am Nordostausgang des Dorfes begraben. Der Grabstein trägt folgende Inschrift:

Hier ruhet in Gott
mein herzensguter Mann,
der Jagdverwalter
Wilhelm Conrad,
geb. am 25. Juli 1862
gest. am 8. Februar 1896.

Joh. 17. 24.

An der Unglücksstätte am Roten Wegweiser steht bekanntlich ebenfalls ein Denkstein mit dem Namen und Todestag des unglücklichen Försters (80 Schritt vom Kilometerstein 30,00 am Wege nach Forsthaus Liepnitz).

Neben W. Conrad ruht ein anderer Förster, Max Wolff, der gleichfalls in Ausübung seines Berufes den Tod fand. Der Grabstein besagt:

Hier ruhet in Gott
mein unvergesslicher Mann,
unser guter Vater,
der Revierförster
Max Wolff,
welcher seinem Berufe zum Opfer fiel,
geb. 31. Juli 1854, gest. 14. Decbr. 1895.

Sei getreu bis in den Tod, so will
ich dir die Krone des Lebens geben.

Wolff war am 14. Dezember 1895 mit seinem 15jährigen Sohne Curt ausgegangen, um Bernauer Wilddieben, die seit einiger Zeit auf Schönower Gebiet ihr Wesen trieben, das Handwerk zu legen. In der Nähe der Haltestelle Zäpernick traf er mit zwei Männern aus Bernau zusammen, die gerade damit beschäftigt waren, einen Kaninchenbau aufzugraben. Mehrere Kaninchen hatten sie schon erbeutet. Als sich der Förster bückte, um die Kaninchen zu ergreifen, erhielt er von einem der Wilddiebe, dem in Bernau ansässigen Arbeiter Krauts, einen wuchtigen Schlag mit dem Spaten über den Schädel, sodass er sofort zusammenbrach und bald darauf seinen Geist aufgab. Der Sohn ergriff das Gewehr des Vaters; es wurde ihm jedoch sogleich entrissen und zerschlagen. Curt Wolff rettete sich nun durch die Flucht. Die Mörder wurden indessen bald ergriffen; Krauts erhielt 10 Jahre Zuchthaus; sein Genosse kam mit 7 Jahren davon.

Zwei Jahre später wurde auch Curt Wolff von einem jähen Tode ereilt. Er war 1897 nach Kiel gegangen, um sich dem Seemannsberufe zu widmen. Ein Herzschlag machte seinem Leben ein Ende. Die Mutter liess die Leiche des Sohnes nach der Heimat bringen und in Schönow zu Häupten des Vaters bestatten. Die Inschrift des Grabsteines lautet:

Hier ruht in Gott
mein lieber Sohn, unser guter Bruder
Curt Wolff,
geb. am 19. September 1880
gest. am 6 Juni 1897 auf
S. M. S. Stein.

Zwischen den Worten ruht und in der ersten Zeile ist ein Anker eingemeisselt. O. Monke.

Märkische Getreide-Preise in alter und neuer Zeit. An der Getreide-Börse in Berlin und Frankfurt a. O. wurden folgende Preisstände vermerkt, die wir der Uebersichtlichkeit halber in alter Münzwährung aufführen:

Preisstand von 1798:

	höchster	mittlerer	niedrigster Preis
Weizen à Scheffel	3 Thlr. 6 Sgr. — Pf.	2 Thlr. 18 Sgr. — Pf.	2 Thlr. 10 Sgr. — Pf.
Roggen	2 „ 10 „ — „ 1 „ 18 „ 2 „ 1 „ 9 „ — „		
Gerste	2 „ — „ — „ 1 „ 9 „ 2 „ 1 „ 2 „ — „		
Hafer	1 „ 6 „ — „ — „ 21 „ 9 „ — „ 19 „ — „		

Preisstand von 1898:

	höchster	mittlerer	niedrigster Preis
Weizen à Scheffel	2 Thlr. 18 Sgr. — Pf.	2 Thlr. 2 Sgr. 1 Pf.	1 Thlr. 18 Sgr. — Pf.
Roggen	2 „ 12 „ — „ 1 „ 15 „ — „ 1 „ 2 „ — „		
Gerste	1 „ 20 „ — „ 1 „ 3 „ 5 „ 1 „ 3 „ — „		
Hafer	1 „ 10 „ — „ — „ 21 „ 11 „ — „ 16 „ — „		

Erwägt man, dass vor 100 Jahren das Geld einen weit höheren Wert hatte, so muss man sich wundern, wie enorm hoch der Preis des Kornes vor 100 Jahren im Gegensatz zu 1898 war. Dabei ist 1898 nicht einmal ein Jahr mit ungewöhnlich niedrigen Kornpreisen gewesen. F.

Fragekasten.

Der Storch wird in Hohennauen neben Adebar auch „Knäppner“ genannt. Wo kommt dieser Ausdruck noch vor? R. M.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Altmodische Blumen.

Von Carl Bolle.

Kaiserkrön' und Päonien rot
Die müssen verzaubert sein;
Denn Vater und Mutter sind lange tot.
Was blühen sie hier so allein?

Eichendorf.

Der Januskopf — welch ein wahrhaftiges Symbol auch menschlicher Persönlichkeit. Tragen wir ihn nicht alle auf den Schultern und blicken wir nicht mit dem Doppelgesicht des alten Lateinergottes, der im Olymp keine Stätte hatte, bald vorwärts, bald rückwärts in die Welt um uns her? Manchmal, und mit den vorrückenden Jahren mehr und mehr, weit lieber in die Vergangenheit als in eine oft rauhe Gegenwart oder in die Ungewissheiten einer nicht selten bedrohlichen Zukunft. Meist ist's der Traum dann, der uns zurückgeleitet, aber es giebt auch schlummerlose Träume. Ein Klang, ein Duft, eine Wolkenbildung am Himmel können sie wach rufen. So erneuern sich Bilder, so kehren Stimmungen wieder, die eine Lethargie langer Jahre vor uns verborgen gehalten hatte. Nicht zum mindesten ist es die Blumenwelt, der die Fähigkeit innewohnt, den Zauber einer dergestalteten Hypnose über uns kommen zu lassen.

Darauf hin wirkt ihr altmodische Blumen am eindringlichsten, die ihr euch einmal vornehm dünken durftet, weil euer Platz vor Schlössern, Abteien und Patricierhäusern war. Jetzt seid ihr in Pfarr- und Bauerngärten am meisten zu Haus oder hinter den Zäunen irgend eines blütenreichen Oblongs der Kleinstadt, durch welche heranwachsende Jugend sich Himbeeren und Kussfinger zuwirft. Man begegnet euch auf begrasteten Kirchhöfen, bisweilen auch, verwildert hervorsprossend, an Burgruinen oder moosgrünen Klostermauern; ja es kann sich ereignen, dass man euch, selten genug, im Gewühl der Grossstadt hinter verschwiegenen Planken einmal unerwartet wiederfindet. Gewohnte Stätten werden schwer von euch aufgegeben. Wo man euch aber umsonst suchen würde, das sind die gepflegten und geleckten Gärten der Neuzeit wo längs kiesbestreuten Wegen die Teppichbeete voller Scharlachgeranien im grellem Feuer prangen. Dahin kehrt ihr höchstens einmal an der

Hand des Zufalls wieder, der aus übersättigter Laune von den Fuchsien und Begonien modernsten Stiles zu Grossmutter's Muskathyacinten zurückzugreifen beliebt.

Sagte mir doch einmal ein neubetitelter „Gartendirektor“, nachdem er nicht ohne Beifall vor einem prachtvoll blühenden *Lathyrus latifolius* gestanden hatte, von dem ich ihm Vermehrung anbot: Ach nein, so etwas dürfen wir doch in unseren Gärten nicht pflanzen.

Wir aber schauen gern prüfend auf jene stillen Winkel, in denen man — wer weiss wie lange noch? — die Lieblingsblumen unserer Voreltern hütet und ihnen die geringe Sorgfalt zuteil werden lässt, welche sie beanspruchen. Das wollen wir heut thun; schüchtern zwar, denn unsere schneidige Zeit wird kaum ein Ohr dafür haben. Dennoch wollen wir es versuchen, nicht mit der Schärfe streng analysierender Wissenschaftlichkeit, nein, mit einem lebendigen Gefühl der Pietät, denn, wohl gemerkt, es handelt sich diesmal um ganz intime Dinge, nur mit leisem Finger zu berühren, wenn Hauch und Duft davon sich nicht verflüchtigen sollen.

Wer allein die Augenscheinlichkeit des greifbar Objektiven fordert, der wird schwerlich unseren Betrachtungen folgen wollen, die sich, oft ungewiss, in das Dunkel fernster Vergangenheit verlieren. Dennoch darf auch ihm versichert werden, dass aus den Nebeln der Vorzeit manche Lichter auf Forschungsobjekte fallen können, die der historisch gewordenen Flora der Gärten angehören. Solche geben zuweilen recht deutlich Antwort, wenn man sie nur zu fragen versteht.

Sobald wir uns nach ihnen umsehen und nicht bei der Empfindung allein verweilen wollen, meldet sich sogleich der Gedanke: woher stammen diese freundlichen Gebilde? Wie sind sie hergelangt oder beherbergte sie etwa von jeher der vaterländische Boden? Ohne zu einer Schematisierung schreiten zu wollen, darf angenommen werden, dass die altmodischen Blumen sich in drei Klassen theilen: solche die voraltern von jenseit der Alpen gekommen sind; andere die mehr oder weniger durch Menschenhand verändert der deutschen Flora entnommen wurden und endlich diejenigen, welche erst eine verhältnismässig neuere Zeit, vom 16. Jahrhundert an, bei uns eingebürgert hat.

Übrigens fasse man den Begriff dieser Kulturgewächse, ohne den Blick ausschliesslich auf rustikalen Gärten ruhen zu lassen, obwohl solche in der Gegenwart als Hauptstandorte derselben gelten dürfen. Über den Inhalt letzterer ist in ausgiebiger Weise, es genügen die Namen Kerner, Fischer-Benzon und Eschenburg, geschrieben worden, wobei freilich den Pflanzennamen speciell Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Es scheinen jedoch auch noch andere Seiten der Beachtung wert.

Keineswegs ist die Kategorie der altmodischen Blumen eine scharf umgrenzte. Einführungen verschiedenster Epoche lassen sich in derselben

vereinigen und selbst annähernd Modernes hat unsere Zeit schnell veralten sehen. Immerhin bleibt ihre Zahl, obwohl schwankend, eine ziemlich beträchtliche. Dadurch jedoch nähert sie sich wieder derjenigen der Kultursumme der Gegenwart, dass auch diese, zu Gunsten weniger prunkvoller Species, im Ganzen nur eine gegen früher stark geminderte Menge in den Bereich allgemeineren Anbaues eintreten lässt.

Fürs Erste müssen wir das Auge sehr weit rückwärts schweifen lassen um, allerdings noch diesseits Darwinscher Evolutionstheorien, unveränderlich fest gewordenen Pflanzengestalten auf deren Wanderungen folgen zu können. Durch Funde in den verborgenen Grüften ägyptischer Pyramiden ist bewiesen worden, dass mit denen der Jetztzeit gleichartige Typen bereits in fast prähistorisch zu nennenden Zeitaltern sich befestigt hatten.

Wie paradox es klingen mag, so erscheint es mehr als wahrscheinlich, dass Gartenbau in allereinfachster Gestalt dem Ackerbau vorangegangen sei. Unberechenbar lange vorher ehe an den Bau der Cerealien zu denken war, mag der Höhlenmensch an seine Grotteneingänge und in die Nachbarschaft seiner Lagerstätten diesen oder jenen fruchttragenden Baum, irgend ein nutzbares Kraut, warum nicht auch eine oder die andere Blume, durch Farbe oder Wohlgeruch seinen Sinnen schmeichelnd, aus der Wildnis verpflanzt haben damit sie ihm näher zur Hand seien. Schmuckbedürftig, wird er sich nicht leicht mit den Trophäen der Tierwelt allein zu diesem Behufe begnügt haben. Es liegt jedoch naturgemäss ein zu dichter Schleier über so frühen Dingen als dass es geraten wäre, sich in sie zu vertiefen.

Fest steht nur: wo Gartenwesen beliebiger Form sich anbahnt, ohne dem Prinzip der Nützlichkeit allein huldigen zu wollen, da entsprach es von jeher dem Bedürfnis dafür, einen und sei es auch den kleinsten Fleck idealisierter Natur zu schaffen und auf demselben sich mit Erzeugnissen der Vegetation zu umgeben, die durch Duft, Zierlichkeit und Farbenpracht die Gewöhnlichkeit des herrschenden Grüns überragten. Man verlangte eben nach etwas mehr als Alltäglichem. Es scheint als wären dies die ersten Anfänge der Blumenzucht gewesen.

„Im Süd,“ sagt Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte, „hatten schon volkreiche Nationen feste und grosse Städte, reiche Paläste, Tempel voll Majestät, schöne Künste, Wollüste“ . . . auch Gärten hätte er hinzusetzen und sie zu letzteren rechnen können. Als im Orient blühend gedenken solcher sowohl heilige wie profane Urkunden. Über Griechenland gelangten diese Vervollkommnungen zu Etruskern und Römern. Früh schon verfeinerte sich Alles bei diesen, die zuerst doch nur ein Bauernvolk gewesen waren. Bereits vor der Kaiserzeit feierte die Hortikultur Triumphe in Italien. In dem blumenreichen Lande ergänzte das Götterbild Floras überall das Waffengeklirr des Mars. So stehen wir

vor der Zeit, wo zuerst germanische Jünglinge in den Dienst des Imperiums traten, die Legionen den Rhein erreichten, ja weit überschritten. Damals mögen die ersten italischen Blumen in Thusneldas Würzgärtlein oder um den Thurm Velledas her gepflanzt oder gesäet worden sein.

Seitdem hat wenigstens eine Minderheit von diesen, wie denkbar, wohl die schönsten darunter, auf deutschem Boden festen Fuss gefasst. Der verwildert an Burgen hängende Goldlack, die Levkoien, der Jasmin, einige Iris und Narcissen gehören bestimmt dazu. Man darf dreist sagen: ein kleiner aber sicherer Stamm altmodischer Blumen reicht zurück in die Römerzeit und wurde Germanien durch friedliche wie kriegerische Berührung mit lateinischer Kultur zugeführt.

Leichter als der gegen Temperaturen spröde Lorbeer oder die noch zärtlichere Myrte der Venus vermochten schönblühende Krautgewächse sich einer Verschiedenartigkeit des Klimas anzupassen. Wer, wie der Rosmarin, das nicht konnte, der fand wohl auch unter dem Strohdach des Germanen gegen Winterkälte wenigstens nöthdürftigen Schutz. Darüber sind Jahrhunderte hingerauscht.

Hier ist der Ort, von den oft citierten Capitularen Karls des Grossen (Capitulare de villis) zu reden, die ausführlich vom Gartenbau handeln. Am Rhein hatte das Frankenvolk die Erbschaft der Römer angetreten. Es brauchte, bildungsbedürftig, nicht erst am Tiber mildere Sitten zu lernen. Das Nachahmungswerte fand es, allerdings in kleinerem Maassstabe, nah genug in den erhalten gebliebenen altrömischen Municipien. Da waren Mainz, Köln und Trier, dieses vorübergehend Cäsarenresidenz, da war die aufblühende Lutetia Parisiorum Kaiser Julians, da waren Metz, Soissons und Tours, Königs- oder Bischofssitze, alle diese durch Stürme der Völkerwanderung hindurch, obwohl nicht ohne Anflug von Barbarei, Centren der Civilisation geblieben. Vom Main und Neckar zur Mosel hin blühten mit den Fruchtbäumen und Reben, wenn auch vernachlässigter, immer noch jene alten Blumen, mit denen einst Agrippina ihre rheinische Colonia geschmückt hatte.

Karl der Grosse wollte dies alles wieder neu beleben. Zwei Jahre vor seinem Tode, 812, erliess er seine Capitularen, darin unserem Friederich vergleichbar, den noch in den letzten Tagen seines Lebens die Edelkastanie und der tatarische Maulbeerbaum beschäftigten. Gross war der Einfluss dieser Verordnungen auf das verwildernde Frankenland, auf die neugewonnenen Gaue der Sachsen und Alemannen; aber überschätzen, allzuweit ausdehnen dürfen wir sie nicht. Was Förderung der Blumenzucht anbelangt, so findet sich darin, ausser für Lilie und Rose, kaum eine Fürsorge angedeutet. Pflege des Nützlichen, des Obstes, des Gemüses, einiger Heilkräuter, wird allein empfohlen, Sinn für das Ästhetische tritt gänzlich zurück. Es mag wohl auch Manches als selbstverständlich und in dem mit römischem Brauch durchsättigten Gallien

reichlich vorhanden, ausgelassen worden sein. Kulturelle Initiative muss diesen Bestrebungen abgesprochen werden; es waren allein Wiederbelebungsversuche.

Thatsache ist: die durch die Capitularen bezeichneten und zum Anbau empfohlenen Gewächse sind sämtlich der Latinität entnommen. Was Baum wie Kraut betrifft, so weisen Spontaneität und Namen der meisten unter ihnen auf eine südeuropäische Heimat hin.

Später hat die Kirche, in stetem Verkehr mit Rom, das gleiche Werk weiter fortgesetzt. Benediktinermönche zumal waren es, denen ihre Ordensregel so Studium wie Land- und Gartenbau zur Pflicht machte. Sie werden in der Abgeschiedenheit des Klosterlebens am ehesten Gelegenheit gefunden haben, das Poetische der Blume zu empfinden, sie bedurften ihrer zum Kirchenschmuck. Eine Abzweigung dieses Ordens waren die Cistercienser, mit deren Wirken sich der Faden in unsere Mark hinüberspinnt, wo die Namen der grossen Abteien Lehnin, Chorin, Himmelfort allein genügen, ihr Wirken als segensreich erkennen zu lassen. Diese Kuttenträger arbeiteten zuerst an der Urbarmachung des langsam eroberten Slavenlandes. Möglich auch, dass sie nur wiederherstellten was in der Verwüstung langer Kriege an Wendenfleiss verloren gegangen war. Ob Einiges, alte Blumen betreffend, von diesem ebenso phantasiereichen wie betriebsamen Volke herrühre, dürfte schwer zu ermitteln sein.

Noch später mag ein Weniges den Kreuzzügen verdankt worden sein; oder auch den heimgekehrten Ordensrittern, die in Syrien ein altes und reiches Gartenland verlassen mussten. Ein Mehreres jedoch verbot allzu grosse Verschiedenheit der Klimate. Von da an Stillstand durch Jahrhunderte des Mittelalters bis man die Türken, auch friedfertig, kennen lernte und bis Amerika entdeckt ward.

So gewann unser Vaterland bis auf den heutigen Tag in Süd und Nord den gleichen Pflanzenbestand für die Physiognomie seiner geringen Ziergärtlein. Der Deutsche aber modelte an der ihm fremd klingenden Klassicität überkommener Namen so lange herum, bis er sie sich mundrecht gemacht und sie seiner Zunge angepasst hatte. Sie dienen uns noch heut zur Verständigung. Der Klang vieler Vokabeln allein würde genügen, ihre Herkunft darzuthun. Seit lange unantastbar und der Nation lieb geworden, schmücken sie anmutig und erinnerungsreich unseren Sprachschatz. Rein teutonische Etymologien fehlen zwar nicht ganz, sind aber für die eigentlichen Blumen weit seltener.

Warum sind nun von den vielen, doch so schönen wilden Blumen der Heimat nur wenige unserem Gartenbestand einverleibt worden? Sehen wir uns um, so ist es nur eine äusserst geringe Zahl, die darin Raum gewonnen hat: Schneeglöckchen, Salomonssiegel, Akelei, Veilchen, Leberblümchen, Waldanemone, diese oder jene Glockenblume und wenig

mehr, manches allein in gefüllter Form. Gab es denn aber nicht in Wald und Wiese an Blütenpracht genug, um die Aufmerksamkeit stärker zu fesseln? Konnten Liebfrauenschuh, mehr als eine Orchis oder Orchidee, der Frühlings-Adonis, Türkenbund, Bienen-Melisse, unsere blaue Salvei, die Sandlilie nicht mit mancher Gartenblume um den Preis ringen? Dass sie nie zum Rang einer solchen gelangten und höchstens einmal da wie heimlich Eingang fanden, wo botanische Instinkte, latent oder offen eingestanden, sich, selten genug, geltend machten, mag wohl an dem dem einmal Angenommenen treu bleibenden Charakter des Deutschen, dann auch daran gelegen haben, dass man in freier Natur fast bei jedem Schritt eine so grosse Fülle von Blüten vorfand, dass deren Überführung in Gärten überflüssig erschienen wäre.

Viele Länder haben seitdem an der Bereicherung alter Gärten teilgenommen. Zuvörderst der Orient, in welchem Blumenzucht von jeher die Schönen des Harems für manche Entbehrung getröstet hatte. Dorthier kamen, bis aus Persien her: ein Flieder, Anemone, Ranunkel, Muskat-hyacinthe, sowie andere schöne Zwiebelgewächse, Tulpe und Kaiserkrone voran. Die neue Welt von Canada bis zur Magellanstrasse erschloss eine Unzahl vegetativer Wunder, von welchen zwar nicht die köstlichen Passifloren oder die im dunklen Feuer glühende Flor de Noël, wohl aber einzelne Cakteen, die Kapuzinerkresse, Mirabilis und die alles an massiger Grösse übertreffende Sonnenblume rasch auch in Bauerngärten sich vervielfältigten. Kreta lieferte die ersten europäischen Neuheiten, wenn auch anfangs nur in botanische Gärten. Liebevoll und bedächtigt lud der heimkehrende Holländer am Kap Stecklinge und Knollen aus der reichsten Flora der Welt, darunter die zu so allgemeiner Verbreitung vorausbestimmten Geranien, auf sein Schiff. Der canarische Lorbeerwald spendete Cinerarien und Semperviven. Noch vor Ende des 18. Jahrhunderts öffneten die uralten, bisher verschlossenen Gartenländer China und Japan behutsam ihre noch heut offen gebliebenen Pforten dem Pflanzenaustausch. Ganz zuletzt sind es die Prärien des fernen West und das nicht allein gold-, sondern auch blumenreiche Californien gewesen, deren Erzeugnisse zu uns gelangten, um sich schnell über Europa, bis in ganz abgelegene Winkel unseres Vaterlandes hinein, zu verbreiten.

Wir gehören einer raschlebigen Generation an. Selbst von dem spät erst gewonnenen Grün der Fremde ist Manches bereits wieder veraltet. So erweitert sich das Gebiet unmoderner Pflanzen und man verstösst jetzt oft rasch wieder in Dunkelheit was kaum erst bei uns festen Fuss gefasst hatte. Zu dem richtigen Altmodischen zählt dergleichen aber doch nicht; dagegen kann man dazu andererseits Dinge rechnen, die selbst der modernste Garten heut nicht ausschliesst.

Dieser Strom rinnt noch immer. Soviel Neues treibt auf seiner Oberfläche, dass es fast mehr verwirrt als entzückt; neue Einführungen aus

dem Auslande, sogenannte Verbesserungen, Kreuzungen verschiedenartigster Species, sich überstürzende Ausstellungen, Wertzeichen, die den Blumen angeheftet werden, wie Bändchen dem Knopfloch eines strebenden Staatsbürgers. Weit ab von unserer modernen Hortikultur liegt der Friede eines stillen Gartens voll altmodischer Blumen. Wo wir ihm noch begegnen, soll unser Gruss zu ihm voll zärtlicher Liebe reden, unser Blick auf ihn voll sehnsüchtigen Bedauerns gerichtet sein.

Doch es ist Zeit, sich einmal flüchtig in einem jener ländlichen Gärten umzusehen, die Zufluchtsorte unserer Lieblingsblumen geblieben sind. Es wird hier nicht beansprucht, ihren schlichten Reiz zu erschöpfen oder gründlich auszumalen, nur mit leichten Strichen mag Einiges angedeutet sein.

Hinter dem Hause liegt altmodisch der grüne Fleck, mehr oder weniger gross, wiederum altmodisch in regelmässige Formen zerteilt und von geraden Stegen durchkreuzt. Gegen den Hof schliesst ein Zaun gegen Eingriffe von Federvieh oder Ziegen ab. Weit hinten als Grenze ein Teich, von Busch, darin Schneeglöckchen stehen, und von kleiner Wiese zur Bleiche, eingehegt. Seltener die Hecke aus Gesträuch von Sauerkirschen oder Haberschlehen, meist Zaun oder Mauer umfriedigt das Ganze. Innerhalb auf der Sonnenseite Wein, auf der Schattenseite Himbeerreihen, an Obst, in der Mark, Pflaumen- und Birnbaum viel häufiger als der Apfelbaum und die oft fehlende Süsskirsche. Den weitesten Raum nimmt natürlich auf parallelen schmalen Beeten, vielfach von kleinen Wegen durchbrochen, die Prosa der nutz- und gewinnbringenden Gartenfrüchte ein. Im Winkel zwischen Hof und Garten der weitschattende Nussbaum, die Weihnachtsfreude der Kinder voraus sagend und der zwar entbehrliche, aber gern gesehene Hollunder, an welchem mit verschwindend schwachen Fäden ein letzter Rest althergebrachter Baumverehrung haftet, während man seine Büschel schwarzer Beeren den Rotkehlchen gönnt oder ein Paar davon als Würze in den Kessel zum Pflaumenmuss wirft. Am Bienenstand ist der Standort einiger aromatischer Labiatenkräuter, am Backofen steht ein Haselstrauch besserer Sorte, um den im Lehm wuchernde Üppigkeit grosser Unkräuter: Nesseln, Klette, Huflattig und wildgewordener Hanf, sich breitet. Es fehlt nicht die Laube: sie umrankt seltener der Hopfen, häufiger Gaisblatt, Bryonie und wilder Wein, nachdenkliche Ruhe und süsse Geheimnisse verhüllend. Es klettern an ihr oder an Stangen Feuerbohnen aufwärts und selten wird die trichterförmige Winde, von der man den lateinischen Namen *Convolvulus* kennt, vermisst. Vom Acker in den Garten übergetreten prangt hie und da auch buntfarbig und zwischen Flor- und Nutzpflanze die Mitte haltend, ein kleines Mohnfeld, im voraus Gedanken an die Mohnpielen des Sylvesterabends weckend.

Wo aber, fragt man, bleiben die Blumen? Für die läuft ein Beetstreifen den gradlinigen breiten Hauptweg entlang, und verzweigt sich

zu einem Labyrinth rechtwinklig abweichender kleiner Fussessteige. Einfassung: Buchs, Lavendel und Thymian, auch wohl die seit lange spärlicher werdende Strand-Grasnelke. Im Hintergrund Fruchtgesträuch der Stachel- und Johannisbeere; weiter vorn Centifolien oder andere Landrosen. Auf sothanen Rabatten nun wuchert und drängt sich ein möglichst buntfarbiges Gemisch von Gartenblumen verschiedener Art. Immer noch gilt für diese, deren Mannigfaltigkeit zu gross ist, um sie hier einzeln aufzuführen, der Ausspruch eines der Väter der Botanik:

welche die Jungfrawen zielen in ihren Kranzgärten und mit denen die jungen Töchter ihre Kurtzweil haben.

Männer teilen seltener die Freude an solchem Gartenwesen, falls es aber geschieht in um so lebhafterer, zumeist mit dem Alter zunehmender Weise. Sind sie aber jung und hübsch oder auch nur heiratsfähig, so wird es ihrer Mütze und ihrem Knopfloch selten an einer schönen Nelke oder sonst an einem Strauss, von lieber Hand gespendet, mangeln.

Gewächse zarterer Natur und daher der Kultur im freien Lande widerstrebend, Rosen- und Schuster- oder Nessel-Geranium, Heliotrop, Baumnelke, Aloe, die Meerzwiebel vom Kap und ein oder der andere Cactus (*Cereus speciosus* und *alatus*), auch wohl in Fällen stärkerer Liebhaberei etwa noch die honigtriefende *Asklepias* (*Hoya carnosa*), verharren im Topf hinter den wenig geöffneten Fensterscheiben oder werden nur für die wärmsten Monate an die Luft gesetzt. Sehr viel früher geschieht dies mit der Myrte, mit dem nicht oft vermissten Rosmarin und mit dem nicht gerade zahlreich kultivierten Oleander. Nur die drei strengen Herrn liebt man auch für diese abzuwarten.

Nur eine und zwar die prachtvollste altmodische Blume, ich möchte sie die Krone der Unmodernen nennen, fehlt den Bauerngärten absolut. Es ist jene stolze Cactusart, die den Namen der Königin der Nacht trägt. Dieselbe bleibt Privileg der Städte und nie habe ich sie schöner zwischen brennenden Lichtern ihre kurze Blütezeit angestaunt vollenden sehen, als bei kleinen Leuten, vor Schusterwerkstätten und Barbierläden, deren Inhaber Geduld und Sesshaftigkeit genug zu ihrer oft undankbaren Pflege besessen hatten.

Obiges wurde für Stadtleute geschrieben, die seltener aufs Land gelangen und dann gewöhnlich Wald und Feldflur oft mehr Aufmerksamkeit widmen als den Gärten ihrer Wirtsleute; Landleute verstehen Vieles von solchen Dingen besser als ich.

So nun sieht es aus in Bauerngärten, abseits von grossen Städten oder von kleineren Industrieorten, da wo man noch unangekränkt lebt vom Bodengeiz und von der Nachahmungssucht der Neuerungsfreunde. Wo dies nicht der Fall, ist man oft blumenärmer, was Gärten anbelangt, wie meist um Berlin, dafür desto stolzer auf seine Fuchsien, Verbenen und Knollenbegonien, verwaist dagegen an dem Höhwuchs altfränkischer

Malven, desto reicher aber an grellfarbigen Georginen und an der Winterdecke bedürftigen Remontant-Rosen. Man besetzt auch wohl kleine Frühlingsbeete mit sehr vergänglichen Stiefmütterchen und hat nette Einfassungen von Krokus und Tausendschönchen. Alles dies allerdings mehr im Vorgärtchen, weil man den eigentlichen Garten hinten für Nutzpflanzen allein reservieren möchte, den überdies noch weissgekalkte Obstbäume wenig angenehm überschatten. Immer weiter dringt solche Hyperkultur, mit den Sommergästen, in die Provinz vor. Wird sie nicht vielleicht selbst im idyllischen Pfarrgarten bald die alte Weise stören und dessen altmodische Blumen zuletzt zur Legende werden lassen?

Noch verdient eins hervorgehoben zu werden: so gut wie alle Letztere mussten von leichtester Kultur und meist auch dem Klima vollkommen angemessen sein. Zum Säen wäre wenig, zum Decken und Herausnehmen gar keine Musse übrig gewesen, daher auch das Überwiegen der Stauden über die Annuellen.

Ja, Flora ist eine anspruchsvolle Göttin geworden, welche die Erde tributär zu ihren Füßen sieht. Sie gleicht jetzt mehr ihrer hoheitsvollen Statue aus den Bädern des Caracalla als jener ländlichen Nymphe, welche zu Numas Zeit, leicht geschürzt, durch die Sabinerberge schritt oder am Nemisee, dem Spiegel der Diana, Narcissen pflückte. Sie ist ganz unähnlich jener stark an sie mahnenden Sulamith des Hohen Liedes, die nichts dringender mit ihrem Geliebten zu sehen begehrte, als ob der Granatbaum schon grüne und ob der Weinstock Knospen gewonnen habe. Aber sie hat doch vielleicht noch Stunden stiller Einkehr, in denen sie sich zu den alten Gärten mit ihren altmodischen Blumen zurückwendet. Dann freut sich die Himmlische wieder der vielen Freude, welche diese spenden durften, der glückseligen Ruhe, die von ihnen ausging und ihr Grün Decennien, ja Jahrhunderte hindurch auf gleichem Grund ungestört wurzeln und blühen liess. Unsere jetzigen Gartenpflanzen, selbst unsere Bäume, haben es nicht mehr so gut. Vielleicht lächelte Flora einmal auch unserem Fontane zu, als sie ihn erzählen hörte, er habe im Garten eines havelländischen Edelhofes eine Phloxstaude, lebend und voller Blüten, angetroffen, von der überliefert worden war, sie sei vor länger als funfzig Jahren von der Königin Luise gepflanzt worden. Recht altmodisch, gewiss, aber doch unbeschreiblich hübsch!

Zum Schluss folgt hier ein Verzeichnis als altmodisch anzusehender Gewächse. Was an Systematik mahnt, ist immer langweilig und schwer zu lesen, wenn auch oft von der Notwendigkeit gefordert. Versucht sei daher, dasselbe durch Zwischenrede von dem oder jenem Wissenswerten geniessbarer zu machen.

LISTE

mehr oder weniger altmodischer Gartenpflanzen.

An Blütensträuchern:

- Rainweide. *Ligustrum vulgare*.
 Persischer Flieder. *Syringa persica*.
 Schneeball, *Viburnum Opulus roseum*.
 Tatarische Heckenkirsche. *Lonicera tatarica*.
 Jasmin. *Philadelphus coronarius*. Öfters auf Gemäuer, auch auf Ruinen, als Hinterlassenschaft mittelalterlicher Gartenkultur, verwildert; selbst auf bemoosten Baumstämmen sich ansiedelnd. Vom stärksten Wohlgeruch unter unseren Blumen.
 Gefüllte Brombeere. *Rubus bellidiflorus*. Rosenrot und weiss blühend.
 Gefüllte Mandel. *Amygdalus communis*.
 Knallschote. *Colutea arborescens*.
 Sibirischer Erbsenbaum. *Caragana arborescens*.
 Rosenakazie. *Robinia hispida*. Lieblingspflanze der alten Berliner.
 Bocksdorn. *Lycium barbarum*. Früher gern zur Laubenbekleidung gewählt und erst mit der Zeit zur plebejischen Sand- und Schuttpflanze hinabgesunken.

An Rosen:

- Centifolie. *Rosa centifolia*. Die vom hellenischen Altertum uns überkommene exilierte Königin ihres Geschlechts, an Duft und Zartheit der Färbung die meisten der zahllosen neueren Rosen, denen sie den Platz räumen musste, übertreffend.
 Damascener Rose. *R. damascena*. Früher Monatsrose geheissen, welcher Name jetzt für *R. indica bengalensis* gilt.
 Weisse Rose. *R. alba*.
 Land- oder Essigrose. *R. gallica*. Niedrigen Wuchses, aber von schöner Füllung der Blume.
 Frankfurter Rose. *R. francofurtana*.
 Pfingstrose. *R. cinnamomea*. Ein hochwachsender Strauch mit zumal in der Knospe reizender Blüte; den Beginn des Rosenflors der Zeit nach eröffnend.
 Gelbe Rose. *R. Eglanteria*. Einfach blühend; dazu die noch schönere zweifarbige Varietät *bicolor austriaca*. Diese war bei Berlin so selten geworden, dass sie Rat Späth für die Mittelmark erst wieder im Pfarrgarten und auf dem Kirchhofe zu Britz entdecken musste, um sie in seinen Baumschulen erneuter Vermehrung zuzuführen.
 Der typisch baumartige Buchs. *Buxus sempervirens*. Zeichen altererbter Vornehmheit, auch bäuerischer, in Land- und Stadtgärten; als geweihter Zweig die, wenn auch unbewusste, Erinnerung an die Heiligkeit von Kirchenfesten während.

An Schlingpflanzen:

- Feuerbohne. *Phaseolus multiflorus*.
 Spanische oder Kapuziner-Kresse. *Tropaeolum majus*. Bei Luckau Lerche genannt.
 Winde. *Ipomoea purpurea*.
 Wilde Gurke. *Sicyos angulata*.
 Wilde Rübe. *Bryonia alba* und *B. dioica*.
 Gaisblatt. Das heimische wie das aus dem Süden heimisch gewordene: *Caprifolium Periclymenum* und *C. italicum*.

An Zwiebelgewächsen:

- Reizende Frühlingsboten ihrer Mehrzahl nach, und besonderer Lieblichkeit halber vorzugsweis als „Blumen“ angesehen.
- Weisse Lilie. *Lilium candidum*. Durch Arom und Anmut noch heut den Gärten gesichert, neuerdings jedoch durch eine eigentümliche Krankheit, auf deren Ende wir hoffen, an Zahl verringert.
- Feuerlilie. *L. bulbiferum*. Für diese die humorvolle, keiner Erklärung bedürftige plattdeutsche Benennung: Näsenfärber.
- Tigerlilie. *L. tigrinum*.
- Tulpe. *Tulipa Gesneriana*. Insbesondere die hochwachsenden spätblühenden roten und gelben.
- Kaiserkrone. *Fritillaria imperialis*.
- Kiebitzei. *F. Meleagris*.
- Traubenhyacinthe. *Muscari racemosum*. Gern zu Einfassungen benutzt.
- Muskathyacinthe. *M. moschatum*. Symbolisch für die gute alte Zeit der Rokokoepoche; matte Färbung durch köstlichen Wohlgeruch ausgleichend.
- Scilla. *Scilla amoena*. Seit länger schon durch die leuchtendere sibirische Gattungsgenossin, *Sc. sibirica*, bei Seite gedrängt.
- Orange Taglilie. *Hemerocallis fulva*.
- Gelbe Taglilie. *H. flava*. Der vorigen durch Duft überlegen.
- Vogelmilch. *Ornithogalum umbellatum*.
- Grau-Hyacinthe. *O. nutans*.
- Narcisse. { *Narcissus Pseudonarcissus*.
 { *N. incomparabilis*.
 { *N. poeticus*.
- Schneeglöckchen. *Galanthus nivalis*. Bekanntlich den Frühling, manchmal in der That allzuvorzeitig, einläutend; sonst wie jetzt meist im Gebüsch der Gärten gepflanzt und als erste Blume, oft noch im scheidenden Winter, nie ganz veraltet. Ich erinnere mich, einen Kirchhof im Ruppinschen gesehen zu haben, den vieljährige Ruhe mit einem Teppich von Schneeglöckchen vollkommen und aufs

lieblichste überzogen hatte, so dass kaum Gras dazwischen aufkommen konnte.

Märzbecher. *Leucojum vernum*. Auch Sommertierchen geheissen, welcher Name mitunter auch für die Narzisse, besonders für die gelbe, im Schwange ist.

Italienische Maiblume. *Polygonatum multiflorum*. Trotz des ihr volkstümlich beigelegten Adjektivs eine richtig deutsche, ja selbst eine märkische Pflanze, die vor nicht langer Zeit selbst im Berliner Tiergarten noch wild zu finden war.

Salomonssiegel. *Polygonatum officinale*. Früher sogar gefüllt blühend jetzt kaum mehr noch in Kultur.

Schwertel. *Gladiolus communis*. Nah verwandt mit einer leider verlorenen Zierde der Berliner Flora, dem Schwertel Bouchés, *G. palustris* oder Bouchéanus, welcher der Urbarmachung eines Teils der Rudower Wiesen zum Opfer fallen musste.

Schwertlilie oder Iris.	{	<p><i>Iris germanica</i>. <i>I. sambucina</i>. <i>I. lutescens</i>. <i>I. variegata</i>. <i>I. graminea</i>. <i>I. pumila</i>, in zwei Farben. Öfters als Einfassung.</p>
-------------------------	---	--

An Gräsern nur eine Art:

Bandgras. *Phalaris arundinacea* var. *picta*. Von unseren alten Gärtnern französisch Ruban de bergère genannt, poetische Verklärung des von der Landwirtschaft für den nahrhaftesten Bestandteil des Oderbruchheues gehaltenen Militsch, der die typische grüne Form darstellt. Unter beiden Namen kann dies nützliche und schöne Gras in Praxis und Theorie für gleich arkadisch gelten.

Die Übrigen:

Gefüllte Waldanemone. *Anemone nemorosa* flore pleno. Weiss und rot blühend.

Leberblümchen. *Hepatica triloba* fl. pl. Für ganz altmodisch und gegenwärtig selten geworden darf zumal die wahrhaft reizende rotgefüllte Spielart gelten; die doppelte blaue lässt sich noch mehr suchen. In feuchten Waldgründen unter Haseln und anderem Laubholz findet man die typische blaue Gestaltung oft in Menge, aber auch rosenrot und weiss, ja selbst aschfarben blühend, mischen sich die betreffenden Abweichungen darunter.

Wiesenraute. *Thalictrum aquilegifolium*.

Gefülltes Scharbocks- oder Kleines Schöllkraut. *Ficaria ranunculoides*.
Nach dem frühzeitigen Einziehen schwer zu finden, pflanzt sich
dies Frühlingsgewächs durch in den Blattachsen erwachsende
Knöllchen fort.

Goldknöpfchen. $\left\{ \begin{array}{l} \text{Ranunculus repens fl. pl.} \\ \text{R. bulbosus fl. pl.} \\ \text{R. auricomus fl. pl.} \end{array} \right.$

Letzterer wird nur für Österreich als Insasse von Bauergärten
aufgeführt; demselben würde, bei oft fehlschlagenden Petalen, die
Verdoppelung dieser am schwersten fallen. Was bei uns an Gold-
knöpfchen vorkommt und bei den Landleuten „Gelbe Männerken“
heisst, gehört immer dem kriechenden Hahnenfuss (*R. repens*) an.

Silberknöpfchen. *R. aconitifolius*.

Adonisröschen. *Adonis auctumnalis*.

Gefüllte Kuhblume. *Caltha palustris* fl. pl. „Sie blühet etwas später
als die einfache wilde, unter welcher sie bisweilen gefunden wird.“
(Gleditsch.)

Jungfer im Grünen. *Nigella damascena*.

Akelei; Französischer Kopfputz. *Aquilegia vulgaris*. Sowohl einfach
wie leicht gefüllt in vielfachen Farben kultiviert, während die Blüte
der auch bei uns wildwachsenden Pflanze regelmässig blau erscheint.

Rittersporn. *Delphinium Ajacis*. „Es ist ja eigentlich ein Bauergarten,
aber doch mit viel Rittersporn drin. Und zu jedem Rittersporn
gehört eine Stiftsdame.“ (Fontane, Stechlin.)

Venuswagen; Blauer Schuh; Eisen- oder Sturmhut. *Aconitum Napellus*.
Kinder sind arg nach den honigreichen Nektarien, die sie aus-
lutschen, nachdem sie in ihnen zwei Täubchen erkannt haben.

Päonie; Pione; Bauernrose. *Paeonia officinalis* fl. pl. Lieblingsblume
der Litthauer und Wenden, aber auch bei Deutschen von fast
gleich grosser Beliebtheit.

Winterling. *Eranthis hyemalis*. Mehr in alten Parks verwildernd als in
den Gärten anzutreffen; eröffnet, im Februar zur Blüte gelangend,
den Reigen der uns erfreuenden Inflorescenzen.

Niesswurz. *Helleborus viridis, foetidus und niger*. Alle drei mehr
Arznei- als Zierpflanzen der Bauergärten, jedoch schon wegen ihrer
auffallenden immergrünen Belaubung darin gern gesehen. Die
schwarze Niesswurz, zwischen Schnee und Eis blühend, ist als
Christwörtel in den Bauergärten der Uckermark sehr verbreitet.
Ein Stückchen von der Wurzel in einen hohlen Zahn gesteckt, hilft
gegen den Schmerz.

Gefüllter Mohn. *Papaver somniferum* fl. pl. In gleicher Weise Pracht-
blume wie Nutzpflanze, zeigt die Mohnblüte konstant zwei unter
einander gemischte Formen: rot mit weissem, violett mit dunklem

Nagel der Petalen. Gar eigen mutet es an, wenn ein Kieler Professor in seiner „Altdeutschen Gartenflora“ schreibt: „In Süd- und Mitteldeutschland sieht man Mohnfelder. In Norddeutschland findet man den Mohn wohl nur in Gärten.“ Unsere Mark, die man höchstens in Memel zu Süddeutschland rechnen wird, muss Herr Fischer-Benzon zur Zeit der Mohnblüte nie besucht haben. Schon die Wilzen, habe ich früher einmal gesagt, hatten zwar keinen Bacchus, vom Morpheus aber wenigstens das Attribut. Und dies bauen unsere Landleute bis auf den heutigen Tag auf Äckern.

X Klatschrose; Coquelicot. *P. Rhoëas*. Einfach und gefüllt in Gärten alten Stils. Levkoie. *Matthiola annua* und *M. incana*. Letztere, die Winter-Levkoie, hier ausschliesslich als Topfgewächs.

Goldlack. *Cheiranthus Cheiri*.

Nachtviole. *Hesperis matronalis*. Aus feineren Gärten ausgeschlossen, dafür aber nicht leicht in einem Landgarten, neben Pechnelken, Rittersporn und Feuerlilien, fehlend. Die gefüllte besitzen wir kaum mehr. Gleditsch lehrt uns, dass sie als Gartenviole oder Muskatoblume zur friedericianischen Zeit ein Liebling der Gärten gewesen sei. Er nennt sowohl die weisse wie die rote prächtig und sagt von ihr, sie gehöre in jede gute Blumensammlung. Schade darum!

Gefülltes St. Barbenkraut; Winterkresse mit vollen Blumen. In gleichem Fall wie vorige. „Eine zweijährige recht feine Pflanze, die aus der wilden Art, welche sonst unter den Salatkräutern gezogen wird, entstanden ist. Die Blüten sind recht gefüllt, dass man keinen Samen hoffen kann. Man zerteilt also die Wurzelstöcke ehe sie sich durch Blühen schwächen können.“ (Gleditsch.)

Mandelblume. *Arabis albida*. Meist zur Einfassung benutzt; wo Pfauen sind, die sie abweiden, nicht aufzubringen. Zwar im strengen Sinne des Worts keine eigentlich altmodische Pflanze, aber doch jetzt weit seltener anzutreffen als früher.

Gefülltes Schaumkraut; Wiesenkresse. Ebenso wenig mehr in Kultur. „Ihre grossen roten gefüllten Blumen verdienen, dass man sie an nasse, niedrige Orte verpflanze.“ (Gleditsch.)

Mondviole; Silberblatt; Judaspfennig. *Lunaria annua*. Hier manchmal ebenso in Menge verwildert wie in den Gärten, wo sie schwarzen fetten Boden liebt, selten geworden. Aus dem Park von Petzow, den sie zahlreich bewohnt, wohl in die Nachbarschaft anderer Edelsitze des Havellandes übergetreten, z. B. nach Kemnitz u. a. m.

X Bauernsenf. *Iberis amara* und *I. umbellata*.

Veilchen; Märzveilchen. In gleicher Häufigkeit, wie sonst, kultiviert; oft wirklich wild oder zum Verwildern in Parks angepflanzt; auch gefüllt und weissblühend. Die feineren Sorten meist unter Glas als Treibveilchen, von Ascherson als *Viola maderensis* erkannt.

Baumnelke. *Dianthus arboreus*. Nur Topfpflanze; selten mehr echt anzutreffen, dagegen in vielfacher Kreuzung mit der gewöhnlichen Nelke zusammenfliessend.

Karthäuser-Nelke. *D. barbatus*.

Federnelke. *D. plumarius* und *caesius*. Letztere unter dem angegebenen deutschen Namen vorwaltend.

Gefülltes Seifenkraut. *Saponaria officinalis*. Aus den Gärten an Zäune und wüste Stellen verstossen, daselbst in der Regel gefüllt. In seiner gegenwärtigen Erniedrigung immer noch mit feinstem Wohlgeruch begabt, aber eine gefährliche Wucherpflanze, bei deren Anpflanzung Vorsicht zu empfehlen sein dürfte.

Gefüllte Pechnelke. *Lychnis viscaria*. Diese aus der heimischen Wildnis hergeholte überaus schöne Pflanze spielt in den Gärten kaum noch eine Rolle; desto üppiger entfaltet sie sich in einfacher Form auf unseren Hügeln, dieselben mit lieblichster Farbenwirkung rot kolorierend.

Gefüllte Kuckuksblume. *L. flos cuculi*. „Eine angenehme Abänderung der gemeinen wilden Art, vor die Lustgärten.“ (Gleditsch.)

Weisse und rote gefüllte Sammtrose (dieser Name bei Gleditsch). *L. dioica* und *L. diurna*. *Ocymastrum fl. rubro pleno*. „Die weissen und roten gefüllten Sammtrosen sind zwei schöne Abänderungen unserer wilden Arten durch gute Unterhaltung der Gärtner so verschönt, dass viele Blumenliebhaber diese, nebst der roten und weissen *Matronalis*, vielen anderen Staudengewächsen vorziehen. Sie verdienen die Unterhaltung und ein fleissiges Verpflanzen. Ihre Blumen, welche gewiss schön sind, blühen im Junius und Julius.“ (Gleditsch.)

Vexiernelke. *Lychnis* oder *Agrostemma coronaria*.

Brennende Liebe. *L. chalydonica*.

Nickende Silene. *Silene nutans*. Auf den Hügeln und am Waldrande gewöhnlich Begleiterin der Pechnelke.

„Klebrige Berg-Lychnis mit gefüllter Blume; Weisser Widerstoss. Die weissen gefüllten Blumen, die die Gestalt von kleinen Nelken haben, aber viel tiefer eingeschnitten sind, werden von den Liebhabern gesucht und in besserem Boden, der nicht nass sein darf, erhalten. Die Pflanze verdient die wenige Unterhaltung.“ (Gleditsch.)

Taubenkropf. *Silene inflata*; *Cucubalus Behen*.

Über mehrere der obengenannten Caryophyllen ist die Mode am schonungslosesten zur Tagesordnung übergegangen. Sie können nicht mehr als in Kultur befindlich angesehen werden. Vielleicht dass ein glücklicher Zufall eine oder die andere unter ihnen aus der Spontaneität wieder dem Anbau zuführt.

Malve. *Althaea rosea*. Eine viel zu kräftige und beliebte Species, als dass sie Gleiches befürchten dürfte, wie sie denn auch allen An-

griffen von Pilzkrankheiten, die sie überfielen, glücklich widerstehen konnte. Sie ist und bleibt die mächtigste an Wuchs und eine der schönsten und buntfarbigsten unter den Gartenblumen. Die Zahl ihrer Freunde kann gegen sonst abgenommen haben, erlöschen wird sie sobald nicht; immer noch prangt die Malve, volkstümlich, selbst an den abgelegenen Orten. Da vielleicht am meisten.

Malva mauritiana.

Krause Malve. *M. crispa.* Syrischen Ursprungs, wahrscheinlich durch Pilger oder rückkehrende Ordensritter mitgebracht, jetzt auf Gartenland häufig sich selbst aussäend. Unscheinbares Blühen kompensiert das zierlich gefranzte Blattwerk, welches den hohen Stengel bekleidet. Man braucht es mitunter zum Garnieren von Schüsseln.

Baummalve. *Lavatera arborea.*

Einjährige Lavatere. *L. trimestris.*

X Wiesen-Storchschnabel. *Geranium pratense.*

Raute. *Ruta graveolens.* Mehr dem Küchengarten angehörig.

Lupine. *Lupinus luteus; angustifolius; albus; versicolor.* Von der gelben Lupine, jetzt so allgemein als Feldfrucht, mehr noch zur Gründung auf Sandboden gebaut, begreift man kaum mehr wie sie unter die Gartenblumen komme; sie figurierte indess unter diesen noch vor nicht allzu langer Zeit wirklich, wie Erfahrung noch Lebender und die Gartenbücher bestätigen.

Gaisraute. *Galega officinalis.* Weiss und hellblau blühend.

Spanische oder wohlriechende Wicke. *Lathyrus odoratus.* Früher in zwei konstanten Farbenvarietäten vorhanden, die gleiche Gunst genossen, jetzt durch Kunst der Gärtner verschiedenfarbiger, wenn auch nicht wohlduftender geworden.

Breitblättrige Platterbse. *Lathyrus latifolius,* mit schöner weissblühender Abänderung.

/ Trippmadam. *Sedum reflexum.* Auch Suppenkraut.

Rote fette Henne. *S. purpurescens.*

Hauslauf. *Sempervivum tectorum.*

Immer noch, wenn auch seltener wie früher, pflanzt man den Hauslauf auf die Dächer, aber wie Viele wissen wohl noch zu welchem Zweck? Wüssten sie es, sie würden doch nicht mehr daran glauben. Mythologische Erinnerung lehrt uns, diese Pflanze solle das Haus gegen Feuersgefahr schützen. Wo ein Strohdach sich ganz mit ihren fleischigen Rosetten überzogen hat, mag wirklich etwas Wahres daran sein; doch wie selten ist dies! Dazu bedarf es jahrhundertlanger Ruhe, die ihr kaum je gegönnt wird. Schön und friedvoll ist der Anblick, wenn solche Rasen der Fettpflanze Ziegel oder Rohr hoch über dem Gebäude, rötlich-grün, wuchernd bekleiden.

Es erinnert dies dann an die von verschiedenen, oft arborescierenden Semperviven, den Berodes, phantastisch übergrüntem Hohlziegel-dächer der canarischen Inseln oder an die Irismassen, die in Frankreich auf der First ländlicher Bauten massenweis entlang laufen: die Vegetation also sich wieder des Menschenwerks bemächtigend, ohne es zu zerstören. Im Dorfe Heiligensee gab es noch zu Menschengedenken solch ein mehr als moosgrünes Scheunendach, das sich malerisch von dem übrigen Gehöfte abhob. Auch Fontane scheint mit dem gleichen raren Pflanzenbild vertraut gewesen zu sein. In „Grete Minde“ lässt er uns das anmutsvolle Phänomen in einem Damenstift der Altmark gewahr werden. Der fromme Glaube unserer Vorfahren hat den Hauslauf aus alpiner Felsenheimat über ganz Norddeutschland verbreitet, wo ein einheimischer Gattungsgenosse, das sandbewohnende Sempervivum soboliferum, zu gleichem Zwecke unbenutzt blieb. Auch auf Grabhügeln habe ich den Hauslauf angetroffen. In den fränkischen Kapitularen bereits steht von ihm geschrieben: Et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam.

In der Stadt Brandenburg trägt das Rolandsbild einen Busch Hauslauf perrückenartig auf dem Kopfe.

Gefüllter Steinbrech. *Saxifraga granulata*.

Schattenliebender Steinbrech; Porzellanblümchen. *S. umbrosa*.

Roter Baldrian. *Centranthus ruber*.

Aster. *Aster chinensis*. Gefüllt wie einfach. „Nur nicht A stern! A stern sind ganz gut, aber doch, so zu sagen, unterm Stand und sehen immer aus wie ein Bauerngarten.“ (Fontane, Stechlin.)

Winteraster. *A. Novae Angliae* und *Novi Belgii*. Erstere sehr aromatisch, obwohl von unserem Ascherson üblen Geruchs geziehen, mit einer überaus schönen rosenroten Varietät; letztere leicht an Ufern reichlich verwildernd. Beide nordamerikanischen Ursprungs, mit verwirrend zahlreicher Verwandtschaft bei uns eingebürgert; angenehm als letzte Herbstblüten des scheidenden Jahres.

Goldrute. *Solidago serotina* und *canadensis*. Oft im Ufergebüsch gänzlich verwildert. ✕

Tausendschönchen. *Bellis perennis* fl. pl.

Alant. *Inula Helenium*. Man räuchert in Holstein über Kohlenfeuer mit den Wurzeln gegen Mücken, wie bei uns mit Wachholder.

Silphium. *Silphium perfoliatum*.

Rudbeckie. *Rudbeckia perfoliata*. Neigt zum Verwildern und wird nur selten noch in Gärten kultiviert angetroffen.

Erdartischocke; Topinambur. *Helianthus tuberosus*. Fast in allen Bauerngärten, obwohl von den Knollen wenig Gebrauch gemacht wird. Kommt sehr spät im Jahre und nur in warmen Sommern zur Blüte. ✕

- Kleine Sonnenblume. *H. multiflorus*. Öfter gefüllt als einfach.
- Studentenblume. *Tagetes patulus*.
- Wermuth. *Artemisia Absinthium*. Häufig in Dorfstrassen und an wüsten Stellen. Wenn im Garten, Bienenpflanze.
- Eberraute; Gottespflanze. *A. Abrotanum*. Fehlt selten in einem Garten auf dem Lande; heilkräftig.
- Gefüllter weisser Bertram. *Achillea Ptarmica*.
- Rote Schafgarbe. *A. Millefolium fl. rubro*.
- Mutterkraut. Römische Kamille. *Pyrethrum Parthenium*. In Gärten oft gefüllt und ohne Pflege, halbwild erscheinend.
- Sumpf-Sternblume. *P. uliginosum*.
- Krauser Rainfarn. *Tanacetum crispum*.
- Römische Salvei. *Balsamita suaveolens*. Eine streng, aber angenehm riechende Species, die so leicht niemand mehr pflanzt; am ehesten noch auf ländlichen Kirchhöfen anzutreffen. Wahrscheinlich der *Costus* der Kapitularen.
- Garten-Wucherblume. *Chrysanthemum coronarium*. Mit weissem und gelbem Strahl. Im Süden Saatpflanze.
- Kaukasische Gemswurz. *Doronicum caucasicum*.
- Ringel- oder Totenblume. * *Calendula officinalis*.
- Strohblume. *Xeranthemum annuum*.
- Kornblume. *Centaurea Cyanus*. In den Gärten, statt blau, sehr mannigfaltig gefärbt, meist rosa.
- Orangerotes Habichtskraut. *Hieracium aurantiacum*.
- Pfirsichblättrige Glockenblume. *Campanula persicifolia*. Aus blau in weiss abändernd; auch gefüllt.
- Knäuel-Glockenblume. *C. glomerata*.
- Breitblättrige Glockenblume. *C. latifolia*.
- Karpathische Glockenblume. *C. carpathica*.
- Nesselblättrige Glockenblume. *C. Trachelium*. „Rauhe Waldglocke. Wird im Garten mit Fleiss unterhalten, da sie wenig Pflege braucht, in Farben abwechselt und durch Zerteilung der Wurzeln im Frühling leicht vermehrt werden kann, wenn der Boden nur locker und dabei gut und frisch ist, als in welchem Falle sich alle Arten dieses Geschlechts sehr verschönern.“ (Gleditsch.)
- Grosse Glockenblume. *C. Medium*.
- Pyramidal. *C. pyramidalis*. Wohl die schönste aller Glockenblumen, hier fast ausschliesslich Topfgewächs, doch in geschützter Lage an Mauern aushaltend.
- Sinngrün; Totenmyrte. *Vinca minor*.
- Sperrkraut; Griechischer Baldrian. *Polemonium coeruleum*.
- Flammenblume. *Phlox paniculata*.

Garten-Vergissmeinnicht. *Omphalodes verna*. In alten Parks, z. B. in Meseberg, oft in grösster Menge den Boden überziehend.

Borrätsch. *Borrago officinalis*.

Pfefferschote; spanischer Pfeffer. *Capsicum annuum*. Der Name Paprika, aus Ungarn gekommen, ist neuer und weniger für die Pflanze als für ihr Produkt üblich.

Judenkirsche. *Physalis Alkekengi*.

Bauerntabak. *Nicotiana rustica*.

Löwenmaul. *Antirrhinum majus*.

Fingerhut. *Digitalis purpurea*.

× Rattenschwanz. *Veronica longifolia*.

Breitblättriger Ehrenpreis. *V. latifolia*.

Basilicum; Brosilge. *Ocymum Basilicum*.

Ysop. *Hyssopus officinalis*.

Melisse. *Melissa officinalis*.

× Katzenmelisse. *Nepeta Cataria*. Aus einer alten Gartenpflanze zur Dorfstrassen- und Schuttpflanze geworden; von fast gleichem Wohlgeruch mit der echten Melisse. Diese Katzenmelisse habe ich in Scharfenberg am Fuss einer Mauer mannshoch werden sehen.

Türkische Melisse. *Dracocephalum Moldavica*.

Letztere vier von den Imkern als Bienennahrung geschätzt.

Monarde. *Monarda fistulosa* und *didyma*.

Spike; Lavendel. *Lavandula Spica*. In alten Gärten war, neben Buchs, Spike die übliche Einfassung der Rabatten; jetzt ist die einst so beliebte Pflanze schwer erhaltbar; auch legen nur noch wenige Hausfrauen sie in den Wäscheschrank.

Salvei. *Salvia officinalis*. Sowohl Küchengewächs wie Arzneipflanze zum Hausgebrauch; unentbehrlich beim Kochen der Aale.

× Muskat-Salvei. *S. Sclarea*. Einstmals als Würze des Landweins beliebt.

Rosmarin. Kein Gewächs war früher dem Landmann teurer als dieser aromatische Strauch, der bei uns die Topfkultur erfordert; keiner hat, wenigstens in der Nähe grosser Städte, tieferen Niedergang gehabt. Man will eben nicht für bäurisch gelten und keine „Totenpflanze“ am Fenster haben. Und doch erinnere ich mich, in alten Berliner Gärtnereien den Rosmarin hochstrauchartig in mächtigen Kübeln sorgsam kultiviert gesehen zu haben.

× Gelber Weiderich mit gefüllter Blume. *Lysimachia vulgaris*. Jetzt verschwunden.

Primel. *Primula acaulis*.

Aurikel. *P. Auricula*. Einst gefeierte Florblume; zur Zeit allein noch von wenigen Liebhabern gezogen.

- * Grasnelke. *Armeria maritima*. Veraltete Einfassung, von der wir jetzt eine weit lebhaftere Varietät, *Lauchiana*, besitzen, die der Art aufs neue Freunde verschafft.
- Fuchschwanz. *Amarantus caudatus*.
- * Wunderblume. *Mirabilis Jalapa*. Der Don Diego de noche der Spanier, die ihn aus Peru nach Europa brachten. Die Pflanze wächst auch auf den capverdischen Inseln in typischer Form überaus häufig wild.
- Orientalischer Knöterich.
- * Springkraut. *Euphorbia Lathyris*. Gleicht vor der Blüte Oleanderschösslingen. Samen Hausmittel zum Abführen.
- * Welsche Nessel. *Urtica pilulifera*. Hat früher zu groben Spässen dienen müssen, indem man Unkundige daran riechen liess, damit sie sich die Nase verbrannten.
- Gartenmelde. *Atriplex hortense*. Subspontan im Gartenlande, wo sie früher als Spinatpflanze gebaut wurde. Die schönere rotblättrige Abänderung, eher noch in Gärten sich erhaltend und aussäend, mag mir Gelegenheit geben, eine erinnerungsreiche Studie mit etwas Spasshaftem zu schliessen. Vor einer hochaufgeschossenen Gruppe roter Melde in Scharfenberg stand eine Dame mit ihren Zöglingen. Sie schien der Botanik nicht fremd zu sein, denn sie hatte die florentinische Iris für die Pflanze erklärt, welche zu Kapitän Cooks Zeiten die menschenfressenden Neuseeländer mit ihrem Fasergewebe kleidete. Überrascht und demonstrierend rief sie zuletzt aus: „Ah, welch schönes Gebüsch junger hoffnungsvoller Blutbuchen!“ So kann üppiger Wuchs einer rotblättrigen Annuellen selbst eine Pflanzenkunde docierende Erzieherin dendrologisch irreführen.

Zur Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg.

In der am 17. Dezember v. J. unter dem Vorsitze des Herrn Oberpräsidenten Staatsminister Dr. von Achenbach abgehaltenen Sitzung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg regte, bei Gelegenheit der Neuwahl einer Anzahl von Vertrauensmännern in mehreren Kreisen der Provinz, Herr Architekt Wallé die Bestallung solcher auch für die Denkmalpflege im Gebiete der Stadt Berlin an, wo selbst sich für diese, in Anbetracht der vielfach und unvorhergesehen eintretenden Veränderungen an Denkmälern und des Umstands, dass Berlin z. Z. noch einer Organisation der Denkmalpflege

in der Weise, wie sie in allen Provinzen der Monarchie eingerichtet sei, entbehre, ein reiches Feld der Thätigkeit biete. Nach dem der Provinzial-Konservator, der Geh. Regierungsrat Dr. Schwartz, Wirklicher Geheimer Rat von Levetzow und Geheimer Regierungsrat Friedel sich gegen diesen Antrag ausgesprochen hatten, weil die Thätigkeit der Brandenburgischen Kommission sich auf die Stadt Berlin nicht erstrecke und nachdem der letztere hervorgehoben hatte, dass diese für einen wirksamen Schutz — soweit es in ihrer Macht liege — durch ihre Organe Sorge trage, modifizierte Herr Wallé seinen Antrag dahin, die Kommission möge dem Wunsche Ausdruck geben,

dass auch für Berlin eine ähnliche Einrichtung für den Schutz und die Pflege der Denkmäler geschaffen werde, wie solche in allen übrigen Provinzen ins Leben getreten sei.

Diesem Antrage stimmte die Versammlung bei.

Herr Geh. Regierungsrat Friedel referiert alsdann für den in der Sitzung am 15. Dezember 1897 eingesetzten Unter-Ausschuss über die Vorschläge der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Hannover, betr. die Kartierung der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer. Nach dem schriftlich niedergelegten Votum dieses Ausschusses erachtet letzterer die Vorschläge der hannoverschen Kommission zur Annahme und Durchführung nicht geeignet, da diese Vorschläge mehrfach die grossen wissenschaftlichen und internationalen mit der provinziellen und heimatlichen Aufgaben vermengen und insbesondere das allgemein wissenschaftliche mit dem, im vorliegenden Falle allein ins Gewicht fallenden, konservatorischen Interesse verwechseln. So erwünscht auch die Schaffung einer allgemeinen Zeichensprache (Legende) für eine internationale Verständigung auf dem Gebiete der Vor- und Frühgeschichte sei, habe sie doch im konservatorischen Interesse nur beschränkte Wichtigkeit. Eine allgemeine, möglichst international auszubauende Legende werde durch die grossen wissenschaftlichen Gesellschaften, durch Schriften-Austausch, durch Kongresse, durch Unterstützung seitens der verschiedenen Staaten geschaffen werden müssen und es haben sich dafür auch vielfach Bestrebungen bereits geltend gemacht. Ein Einmischen in die dieserhalb schwebenden Verhandlungen — mit zum Teil neuen Zeichen, wie sie Hannover vorschlägt — würde die schon vorhandene Buntscheckigkeit nur vermehren und die Verständigung erschweren. Von den für die Kartierung vorgeschlagenen Massstäben erscheint derjenige von $\frac{1}{20000}$ zu klein, derjenige $\frac{1}{25000}$ in gewissem Sinne zu gross, insofern bei letzteren der Überblick über diese Pläne, selbst wenn nur mehrere Kreise auf einer Karte zur Darstellung gelangen, kaum noch möglich wäre. Auch sei die Beschaffung der Messtischblätter für die Provinz Brandenburg nicht abgeschlossen und werde deren Herstellung noch längere Zeit in Anspruch nehmen.

Der Ausschuss erachte danach die Ausführung von Inventarisationen mit Abbildungen und Orientierungskärtchen, in welch' letztere die beteiligten Örtlichkeiten hinsichtlich der daselbst stattgehabten Funde und vorhandenen Denkmäler einzutragen wären, für zweckentsprechender und beantragt:

die Vorschläge der Hannoverschen Denkmal-Kommission abzulehnen, dafür aber eine neue verbesserte und vermehrte, insbesondere auch kartographisch ausgestattete Ausgabe des Bergauschen Inventars der Kunst-Denkmäler in die Wege zu leiten.

In der an dieses Referat sich schliessenden Besprechung teilt Herr Professor Dr. Jentsch mit, dass auch Sachsen die hannoverschen Vorschläge abgelehnt habe. Herr Schwartz erachtet die Anwendung von Zeichen für kartographische Arbeiten so lange für bedenklich, als nicht eine allgemeine Einigung über die zu verwendenden Farben erzielt sei und empfiehlt zur Erwägung, die Kartierung für vorgeschichtliche und geschichtliche Gegenstände gesondert auszuführen. Er spricht, unter Hinweis auf umfangreichere Benutzung älterer Quellen bei Neubearbeitung des Bergauschen Werkes, den Wunsch aus, dass der Zeitschrift „der Bär“ zur Herausgabe eines Inhaltverzeichnisses von den bisher erschienenen Jahrgängen, eine Beihilfe aus Provinzialfonds gewährt werden möchte. Indem der Provinzial-Konservator sich dem Vorschlage des Referenten, auch bezüglich der Neubearbeitung des Bergauschen Werkes, bei welcher auf eine Trennung der Gebietsteile der Provinz — nach Kreisen, oder den alten geschichtlichen Verbänden — Bedacht zu nehmen sein werde, anschliesst, giebt er der Hoffnung Ausdruck, dass die Provinz demnächst in der Lage sein werde, dieser Aufgabe näher zu treten. Nachdem über die Kosten für die Herstellung des Inhaltsverzeichnisses der Zeitschrift „der Bär“ mitgeteilt war, dass diese etwa 500 bis 600 Mark in Anspruch nehmen würden, wurde der Antrag des Unterausschusses angenommen.

Über von dem Professor Thudichum zu Tübingen dem Herrn Ober-Präsidenten, mit dem Antrage auf Förderung der Herstellung solcher Pläne auch in der Provinz Brandenburg, vorgelegte historische Grundkarten von der unteren Maingegend und den Ämtern Hessen-Cassel berichtet der Provinzial-Konservator. In der Provinz Brandenburg hat der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg die Herstellung von Grundkarten zu seiner Aufgabe gemacht und sind diese Arbeiten, welche in letzter Zeit eine Unterbrechung erlitten haben, von der Provinz unterstützt worden. Dem Antrage auf Überweisung der von Herrn Thudichum eingesandten Grundkarten, von denen die Versammlung mit Interesse Kenntnis nahm, wurde zugestimmt.

Mit Bezug auf einen Antrag des Herrn Professor Dr. Jentsch, betreffend Massnahmen zum Schutze der Sammlungen geschichtlicher

und vorgeschichtlicher Gegenstände, welche sich im Eigentume von Gemeinden, Schulen, Vereinen etc. befinden, führt der Provinzial-Konservator aus, dass der Bestand solcher Sammlungen, welche sich im Eigentum von Gemeinden und Kirchengemeinschaften befinden, durch die geltenden gesetzlichen Bestimmungen und ministeriellen Verordnungen gesichert erscheine, insofern nach diesen die Genehmigung der Königl. Regierungen zu Veräusserungen oder wesentlichen Veränderungen an im Besitze dieser Körperschaften befindlichen Gegenständen, welche einen besonderen wissenschaftlichen, historischen oder Kunstwert haben, erforderlich sei. Da die Schulen entweder staatliche oder kommunale — jedenfalls öffentliche — Anstalten sind, so geniessen die Sammlungen derselben den gleichen Schutz. Anders verhält es sich mit den von Vereinen angelegten Sammlungen, deren Bestand allerdings in gleicher Weise nicht gesichert ist. Bei der Zerstretheit der hinsichtlich des Denkmalschutzes bestehenden Bestimmungen und da in diesen die Sammlungen von Vereinen nicht berücksichtigt sind, ist der Erlass eines auf den Schutz der vorhandenen Denkmäler abzielenden Gesetzes anzustreben. Für ein solches sind zwar schon mehrere Entwürfe, sowohl im Kultusministerium als auch vom Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine ausgearbeitet, doch sind dieselben den parlamentarischen Körpern noch nicht vorgelegt worden.

Nachdem Herr Geh. Reg.-Rat Schwartz als den wirksamsten Schutz für derartige Sammlungen die sorgsame Aufstellung und Fortführung eines Inventars derselben empfohlen hatte, wurde der Prov.-Konservator beauftragt, dem Herrn Kultusminister die Bitte vorzutragen, dass bei gesetzlicher Regelung des Denkmalschutzes auch für die Sicherung des Bestandes der Sammlungen von Vereinen Sorge getragen werden möge.

Infolge einer Benachrichtigung des Magistrates zu Brandenburg über den mangelhaften Bauzustand der auf dem altstädtischen Friedhofe daselbst befindlichen Nicolaikirche hat der Prov.-Konservator diese einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Diese Kirche, welche bereits 1173 vorhanden war, gehört im wesentlichen der romanischen Kunstperiode an und ist ein durch ihr Alter und ihre Architekturformen bedeutsames Baudenkmal. Wenn sie auch hinsichtlich der Grossartigkeit der Verhältnisse und der Schönheit der Durchführung der Klosterkirche zu Zinna nicht an die Seite zu stellen ist, so ist auf ihre Erhaltung und Wiederherstellung in kunsthistorischen und künstlerischem Interesse grosser Wert zu legen, da andere Kirchen in der Bauart der Basilika, im Backsteinbau und von ähnlichen Abmessungen aus dieser Zeit und Kunstperiode in der Mark Brandenburg nicht vorhanden sind. Abgesehen von der Schadhaftheit der Dächer und der Verwahrlosung der Architekturteile — besonders der Gesimse und interessanten Friese an den Aussenflächen und der Ausgestaltung im Innern — ist das Gebäude in gutem

Bauzustande, welcher eine ordnungsmässige Wiederherstellung sehr wohl ermöglicht und rechtfertigt. Nach einer Mitteilung des Magistrates zu Brandenburg ist aber die Nicolaikirchenkasse unvermögend, für diesen Zweck Kosten zu übernehmen; dagegen würde die Stadtgemeinde in kunsthistorischem Interesse sich zu einem Beitrage für die Restauration bereit finden lassen, wenn auch vom Staate und der Provinz Beihülfen dazu geleistet würden. Auf ein von dem Herrn Ober-Präsidenten an den Herrn Kultusminister gerichtetes Ersuchen, um Anordnung einer Aufnahme der Kirche und eines Projektes nebst Kostenanschlag, auf Grund welcher Unterlagen dann die Mittel für die Wiederherstellung bei dem Staate, der Provinz und der Stadtgemeinde nachzusuchen wären, hat der Herr Minister die Aufstellung eines Restaurationsprojektes für jetzt nicht als angezeigt erachtet, da zunächst nur die Instandsetzung der Dächer, welche der Stadtverwaltung zur Last falle, dringlich sei. Der vollständigen Wiederherstellung sei übrigens der Umstand hinderlich, dass die Seitenschiffe zu Erbbegräbnissen benutzt werden, deren Beseitigung behufs Freilegung der Seitenschiffe zuvor zu erfolgen habe. Die Stadtgemeinde ist infolge dieses Erlasses sofort mit der Wiederherstellung des gänzlich deformierten und von Fäulniss ergriffenen Dachstuhls und mit der Eindeckung des Daches über dem Mittelschiffe vorgegangen und wird alsbald die Dächer der Seitenschiffe ordnungsmässig wiederherstellen lassen, auch wegen Freilegung der Seitenschiffe von den darin befindlichen Gruftstätten die nötigen Verhandlungen einleiten. Sobald diese in dem Ministerial-Erlass enthaltenen Voraussetzungen ihre Erfüllung gefunden haben, würde der Antrag auf Herbeiführung der stilgemässen Restauration wieder aufzunehmen sein. Nachdem der erste Bürgermeister Herr Hammer aus Brandenburg auf das lebhafteste Interesse hingewiesen hatte, welches die Stadt durch die mit erheblichen Kosten verbundene ordnungsmässige Wiederherstellung der Dächer bekundet habe, und gebeten hatte, dass die Provinzial-Kommission die Bestrebungen der Stadt um Erhaltung bzw. Wiederherstellung der Nicolaikirche unterstützen möge, erklärte die Versammlung sich mit dem von dem Provinzial-Konservator vorgeschlagenen Vorgehen einverstanden.

In der Angelegenheit, betreffend die Verhinderung von dem auf dem Marienberge zu Brandenburg errichteten Denkmal nachteiligen Abgrabungen dieses Berges und die Aufstellung eines Bebauungsplanes für das unterhalb des Denkmals belegene Gelände, durch welchen die Ansicht auf dies Denkmal von der Stadt aus gewahrt wird, teilt der Provinzial-Konservator mit, dass entsprechend dem dieserhalb in der vorjährigen Sitzung an den Engeren Ausschuss gerichteten Ersuchen die erforderlichen Anträge an den Magistrat zu Brandenburg und den Amtsvorsteher des Domgutsbezirkes gerichtet sind. Letzterer hat darauf eine Polizeiverfügung erlassen, durch welche den Besitzern der am Marienberge

belegenen Grundstücke die Vornahme von Abgrabungen in geringerer Entfernung als von 200 m vom Denkmal untersagt wird; auch wird der Amtsvorsteher bei Genehmigung von Bauplänen darauf halten, dass durch Neubauten der Blick auf den Marienberg nicht beeinträchtigt wird. Vom Magistrate zu Brandenburg ist über das von ihm Veranlasste eine Mitteilung noch nicht eingegangen. Dem Vernehmen nach befindet sich der betreffende Bebauungsplan noch in der Vorbereitung. Nach einer Mitteilung des Herrn Hammer trifft letztere Voraussetzung zu; anderweitige dringende Aufgaben der städtischen Bauverwaltung haben eine Verzögerung veranlasst, doch werde der Bebauungsplan im bevorstehenden Frühjahr fertiggestellt und dabei auf die Wahrung eines angemessenen Anblickes auf das Denkmal von der Stadt aus und auf die Verhinderung für das Denkmal schädlicher Abgrabungen Bedacht genommen werden. Das Grundstück Jary's Berg gehöre aber nicht zum Stadtgebiete und auch nicht zum Domgutsbezirke und lenkt Herr Hammer die Aufmerksamkeit des Engeren Ausschusses auf die Verhinderung von Abgrabungen an diesen Grundstücken. — Auf Ersuchen des Vertrauensmannes Pfarrer Schmolling zu Wusterhausen a. D. hat der Provinzial-Konservator eine Besichtigung der in ihrer Ausgestaltung und in ihren Architekturteilen, namentlich im Innern, sehr vernachlässigten Kirche St. Petri und Pauli daselbst vorgenommen. Das im XV. Jahrh. errichtete Bauwerk, eine dreischiffige Hallenkirche mit polygon geschlossenem Chore, ist in den Wand- und Gewölbeflächen weiss getüncht, während die birnenförmigen Gewölberippen in gelbem Tone herausgehoben sind; die Formsteine der Dienste an den Pfeilern und Wandflächen sind vielfach abgeschlagen, Fenster und Thüren sowie der Fussboden sind von sehr mangelhafter Beschaffenheit und gewährt der Innenraum der Kirche daher einen keineswegs befriedigenden und würdigen Eindruck. Durch eine Restauration des in edlen Verhältnissen errichteten Gebäudes, bei welcher die Gewölberippen, die Dienste und Pfeiler im Schiffe, sowie die reicher gegliederten Pfeiler des Chores im Rohbau herzustellen wären — wie dies, allem Anscheine nach, bei der gut erhaltenen Struktur des Gebäudes sich durchführen lässt — würde eine sehr befriedigende Raumwirkung zu erzielen sein. Einer sachgemässen Wiederherstellung würden auch die der Spätrenaissance angehörende, mit ihren Brüstungen und dem Schalldeckel in guter Holzschnitzarbeit ausgeführte Kanzel, ferner die mit 21 Gemälden aus der Leidensgeschichte Christi und über diese hinaus, geschmückte Brüstung der Nordempore, und die Brüstungen der Orgelempore sowie die auf jeder Seite des Chores vorhandenen, in Eichenholz geschnitzten Chorstühle, deren Endwangen mit Figuren in guter Holzschnitzarbeit — eine Maria mit dem Kinde, ein Bischof, ein Abt und ein Mönch — geschmückt sind, zu unterziehen sein. So wünschenswert eine Restauration dieses ehrwürdigen Denkmals ist, so

ist, da die Kirchenkasse unvermögend, und der Patron — der Magistrat — nicht in der Lage ist, die dafür erforderlichen Mittel aufzubringen, auch sonst Mittel von Seiten der Gemeinde oder von Mitgliedern derselben nicht zur Verfügung stehen, nicht darauf zu rechnen, dass der Staat oder die Provinz sich zur Gewährung von Beihülfen werde bereit finden lassen, zumal eine Gefahr für den Bestand der Kirche nach ihrem gegenwärtigen baulichen Zustande nicht vorliegt.

Den durch den Herrn Regierungspräsidenten zu Potsdam unterstützten Bemühungen des Provinzial-Konservators ist es gelungen, die Stadtgemeinde Mittenwalde zur Annahme des von der Provinzial-Kommission gebilligten Entwurfes für die Restauration des Pulverturmes zu Mittenwalde in seinen ursprünglichen Formen mit Zinnenkranz und kegelförmiger Spitze zu bestimmen. Die auf 3000 Mk. veranschlagten Kosten sollen je zu $\frac{1}{3}$ vom Staate und von der Provinz erbeten werden, während die Stadt den Rest der Kosten, unter Gewährung einer Unterstützung von Seiten des Kreises Teltow von 500 Mk., übernehmen wird. Der letztere, sowie der Provinzial-Ausschuss haben die bei ihnen nachgesuchten Beihülfen bereits bewilligt.

Über die Aufdeckung eines in der Gemarkung Sommerfelde, Kreis Ober-Barnim, aufgefundenen Gräberfeldes, von welchem Herr Custos Buchholz der Brandenburgia Kenntnis gegeben hat, erstattet der Provinzial-Konservator der Versammlung nähere Mitteilung. Derselbe giebt ferner Nachricht von der erfolgten Konstituierung des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereines zu Prenzlau, welcher die Erlaubnis zur Benutzung der dem XIV. Jahrhundert angehörenden kleinen Kirche St. Spiritus zu Prenzlau zur Unterbringung seiner Sammlungen nachgesucht hat.

Über im Laufe des Jahres 1898 ausgeführte oder eingeleitete Restaurationen an Denkmälern in der Provinz erstattet der Provinzial-Konservator folgende Mitteilungen:

- a) die Ruine des runden Turmes in der Stadtmauer zu Lübben nahe der Spree, welcher infolge langer Verwahrlosung in Verfall geraten und dem Einsturze nahe war, ist von der Stadtgemeinde ordnungsmässig wiederhergestellt worden;
- b) durch das Epitaphium des Generalleutenants von Derfflinger in der Kirche zu Krauseiche — Kreis Soldin — sowie die Porträts des von Derfflingerschen Ehepaares;
- c) der Berliner Thorturm zu Alt-Landsberg, dessen Abbruch von den städtischen Körperschaften beantragt war, vom Provinzial-Konservator aber abgelehnt wurde, ist mit einer Beihilfe des Provinzial-Ausschusses von 75 Mark ausgebessert worden;
- d) die Kirche zu Neuenhagen — Kreis Nieder-Barnim — ist gelegentlich eines Erweiterungsbaues wiederhergestellt worden. Die Gemeinde hatte einen Neubau zur Befriedigung des kirchlichen

Bedürfnisses der sehr angewachsenen Einwohnerzahl in Aussicht genommen, nahm hiervon aber auf den Vorschlag des Kommissars der Königl. Regierung zu Potsdam und des Provinzial-Konservators Abstand, welche die Erweiterung der aus dem XV. Jahrhundert stammenden, in Granitquadern errichteten Kirche durch Beifügung eines Seitenschiffes befürworteten. Diese Erweiterung ist inzwischen nach einem Plane des Herrn Geh. Reg.-Rates von Thiedemann erfolgt und sind dabei die nördliche Wand der Kirche sowie der Ostgiebel, der massige Turm mit Satteldach und die mit abgetreppten Laibungen versehenen Granitportale erhalten worden. Das neu angefügte südliche Seitenschiff wurde mit den bei Herstellung der Bogenarkaden zwischen diesem und dem alten Kirchenraum gewonnenen Granitquadern aufgeführt; die in früherer Zeit erweiterten und mit Flachbogen versehenen Fenster wurden stilgerecht wiederhergestellt, auch die drei im Ostgiebel befindlichen vermauerten schmalen Fenster wieder geöffnet;

- e) zur Wiederherstellung des sehr schadhaften mittelalterlichen Luckauer Thorturmes zu Beeskow, deren Kosten auf 1700 Mk. veranschlagt sind, hat der Provinzial-Ausschuss für die Restauration der Architekturteile — Zinnenkranz und Spitze — eine Beihilfe von 350 Mark bewilligt;
- f) die Verhandlungen mit der Stadtgemeinde Kyritz wegen Instandsetzung derjenigen Teile der dortigen Stadtmauer, welche sich nach dem Urteil des Provinzial-Konservators für die Erhaltung eignen, haben zu einem befriedigenden Ergebnisse nicht geführt, da die städtischen Körperschaften die Hergabe von Mitteln für diesen Zweck abgelehnt haben. Der Herr Regierungspräsident zu Potsdam hat nunmehr Anlass genommen, die zwangsweise Einstellung von Mitteln für diese Herstellung in den nächstjährigen Etat der Stadt anzuordnen;
- g) in Gransee sind die zunächst des Berliner Thores belegenen Strecken der Stadtmauer, deren Abdeckung verfallen war, in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt worden;
- h) die Restauration der an den Chor der Hauptkirche zu Sorau sich anschliessenden Promnitzschen Gruftkapelle, der darunter befindlichen Gruft und des Epitaphes für Balthasar Erdmann von Promnitz ist bei dem Herrn Kultusminister erneut in Anregung gebracht worden. Ein Bescheid ist darauf noch nicht erteilt worden; der Herr Konservator der Kunstdenkmäler, Geh. Ober-Regierungsrat Persius hat aber mit einer Revision der stattgehabten Restauration des Chors und der Seitenkapellen an der Hauptkirche, eine Besichtigung der Gruftkapelle u. s. w.

vorgenommen und dabei das Bedürfnis der beantragten Herstellungen anerkannt, so dass gehofft werden darf, dass nunmehr die Königl. Staatsregierung die Kosten für die dringend nötigen Herstellungen übernehmen wird;

- i) über die von dem Provinzial-Konservator befürwortete Erhaltung der im Holzblockverbande errichteten Kirche zu Burschen — Kreis Ost-Sternberg — ist eine Entscheidung noch nicht getroffen. Bei einer, unter Zuziehung des Provinzial-Konservators, von Kommissaren, des Herrn Ministers und der Königl. Regierung zu Frankfurt a./O. vorgenommenen Besichtigung wurde festgestellt, dass bei Vornahme zweckentsprechender Instandsetzung die Erhaltung der Kirche möglich sei. Behufs Feststellung der zu diesem Zwecke aufzuwendenden Kosten würde eine Veranschlagung derselben angeordnet, bei welcher diese auf 14 760 Mark ermittelt wurden. Da hierbei auch wesentliche Verbesserungen berücksichtigt waren, welche durch andere minder kostspielige Herstellungen ersetzt werden könnten, wird, nach Ansicht des Provinzial-Konservators, der erforderliche Austausch sich für 11 300 Mark bewirken lassen. Dieser Betrag erscheint nicht zu hoch, um ihn für die Erhaltung der für die Holzbauweise des Mittelalters immerhin bedeutsamen Kirche aufzuwenden und bleibt jedenfalls erheblich zurück gegen die Kosten, welche der Neubau der Kirche für die gleiche Zahl von Kirchgängern in Anspruch nehmen würde.

Von Photographien, welche der Baurat Hese zu Frankfurt a. O. von Teilen des Seminars zu Neu-Zelle, von einem Altar nebst Kanzel in der Kirche zu Hohenwalde und von einem Altarschreine in der Kirche zu Münchehofe aufgenommen hat, und welche der Sammlung des Provinzial-Konservators einverleibt werden sollen, sowie von einer durch Herrn Geh. Rat Friedel vorgelegten Photographie des Belvedere bei Knoblauch nebst Beschreibung des Zustandes dieses Bauwerkes nahm die Provinzial-Kommission Kenntnis; ebenso von den Jahresberichten der Denkmal-Kommissionen in den Provinzen Posen, Westfalen, Schleswig, Rheinprovinz und Sachsen.

Der Munifizienz des Ministers der geistlichen pp. Angelegenheiten ist die Überweisung der dritten Lieferung von „Aufnahmen mittelalterlicher Wand- und Deckenmalereien in Deutschland“, herausgegeben von Richard Borrmann, an den Provinzial-Konservator zu danken.

Urkunden zur Geschichte der Berliner Anatomie.

Aus den Akten der Armen-Direktion zu Berlin
mitgeteilt durch E. Friedel.

1.

Demnach Seine Königliche Majestätt in Preussen, Unser allergnädigster König undt Herr in Gnaden resolvirt, dass ins künfftige undt von nun an alle die Jenige Leuthe Beyderley Geschlechts so in denen hiesigen Hospitälern Verstorben, zum Besten undt Aufnahme des hiesigen Theatri anatomici, Jedesmalh zur Anatomie geliefert, und dahingegen von der Societät der Wissenschaften vor eine Jede dergleichen verstorbene Persohn dem Hospital Fünff Rthlr. gezahlt werden sollen. Alss befehlen Dieselbe Dero hiesigen Societät der Wissenschaften, auch Magistrat und sämbtlichen Vorstehern der Armen Häuser und Hospitäler, wie auch des Arbeits Hauses Krafft dieses in Gnaden, sich hiernach gehorsamst zu achten und hierüber gebührend zu halten.

Signatum Berlin, den 17^{ten} Marty 1718.

(L. S.)

gez. F. Wilhelm.

J. M. F. v. Blaspil.

2.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König in Preussen, Marggraff zu Brandenburg, des H. R. Reichs Ertz-Cämmerer und Churfürst pp. pp.

Unsern gnädigen Gruss Zuvor, Wohlwürdiger, Würdiger, Wohlgebohrner, Edler, Vester und Hochgelahrte Rächte, Liebe Getreue. Welchergestalt Wir allergnädigst Verordnet, dass die Körper von denen in hiesigen Hospitälern Verstorbenen Leute zur Anatomie geliefert undt von der Societät der Wissenschaften Vor einem Jeden derselben 5 Rthlr. gezahlet werden sollen, solches zeigt Beygehende Abschrift, Vornach Ihr Euch zu achten.

Seyndt Euch mit Gnaden gewogen. Geben

Berlin den 2^{ten} Aprilis 1718.

Auff Sr. Königl. Majt. allergnädigsten Special - Befehl.

Heyer. v. Blaspil. C. B. v. Kameke.

An
die Directores des Friederichs Hospital.

3.

Nor. CXII.

Verordnung, dass die Körper von allen Delinquenten, so allhier am Leben gestraft und executiret werden, ingleichen diejenige so sich selbst ermordet, auf die Anatomie abgefolget werden sollen, vom 15^{ten} April 1719.

Demnach S^e Königliche Majestät in Preussen pp. Unser allergnädigster Herr in Gnaden resolviret, dass die Körper von allen Delinquenten so allhier am Leben gestraft und executiret werden, imgleichen diejenige so sich selbst ermorden, es wäre denn, dass wegen der ersteren bei der Confirmation der Urthel expresse ein anderes verordnet, wegen der letztern aber ihrer Familien oder eigener Condition halber, und wann es etwa aus Raserei oder grosser Melancholie geschehen, Bedenklichkeit dabei vorkäme, an Dero hiesigen Societät der Wissenschaften und derselben membrum, den profesorem anatomiae, Hof-Rath und Hof Medicum Henrici zu Fortsetzung der höchst nöthigen anatomischen Uebungen abgefolget werden sollen. Als hat sich männiglich, denen es zu wissen nöthig, insondernheit aber Dero Kriegs-, Hof- und Criminal Gericht, wie auch der hiesige Magistrat gehorsamst darnach zu achten.

Signatum, Berlin den 15^{ten} April 1719.

4.

Demnach Seine Königl. Majestät in Preussen p. Unser Allergnädigster Herr in Gnaden resolviret, dass die Körper derer, so in hiesigen Armen-Häusern verstorben, imgleichen derer unehelichen Weibes-Personen, so während ihrer Schwangerschaft, wie auch in oder nach der Geburt, verstorben, zum Besten des Publici, und zum Unterricht derer Wehe-Mütter zum allhiesigen Theatro anatomico geliefert werden sollen; als hat dero Kriegs-, Hof- und Criminal-Gericht, nicht weniger Dero hiesiger Magistrat und Beamte zum Mühlhoff sich allergehorsamst darnach zu achten, und die Verfügung zu machen, dass, wenn dergleichen Todesfälle sich ereignen, solche nicht verhehlet, sondern sofort dem zeitigen Stadt-Physico angezeigt werden sollen. Darin geschiehet allerhöchstgedachter Seiner Königl. Majestät allerdgstr. Wille und Befehl.

Signatum Berlin, den 28. Augusti 1722.

(L. S.) Wilhelm.

M. L. v. Printzen.

5.

Demnach Seine Königl. Majt. Unser Allergnädigster Herr laut copeylich beyliegender Ordre Allergnädigst wollen, dass aus

den hiesigen Armen- und Waysen-Häusern, auch Hospitälern die Todte Körper zur Anatomie jederzeit gelieffert werden sollen: So wird solches denen Vorstehern des Armen-Wesens hierselbst bekant gemacht, und dabey nachdrücklich anbefohlen, bey denen Armen- und Waysen-Häusern, auch Hospitälern die ernstliche Verfügung zu machen, dass kein Todter Körper eines Hospitaliten, der Allmosen genossen, oder aus der Armen-Casse sonsten beerdiget worden müsste, fernerhin begraben, sondern bey der Anatomie Cammer angegeben und dahin abgefolget werde.

Berlin den 26. Januarii 1724.

ad Speciale Mandatum
v. Katsch.

An
die Vorsteher des hiesigen Armen Wesens.

6.

S. Königl. Maj. in Preussen Unser allergndgstr. Herr befehlen Dero Würcklichen Geheimte Etats Ministre von Katsch hiermit in Gnaden die Verfügung zu machen dass aus dem hiesigen Armen- und Waysen Häusern und Hospitalen die Todten Körper zur hiesigen Anatomie Cammer jederzeit auf Verlangen ohne ferners raisoniren abgefolget werden, wie denn der Doctor Budaeus und Regiments-Feldscheer Sempff, sich deshalb melden, und wie es damit zu halten, angeben werden.

Berlin, d. 26. Jan. 1724.

gez. Fr. Wilhelm.

Ordre an dem Würkl. Geheimte Etats Ministre von Katsch. Dass aus denen hiesigen Armen und Waysen-häusern auch Hospitalen die Todten Körper zur Anatomie jederzeit abgefolget werden solln.

7.

Demnach Seiner Königl. Majestätt in Preussen, Unserm allergnädigsten Herrn allerunterthänigst vorgetragen, wasgestalt es auf dem hiesigen Theatro Anatomico an Subjectis oder Todten Körpern fehle, und dass den an die Vorsteher, des hiesigen Armen-Wesens und der Hospitälern deshalb ergangenen Verordnung nicht nachgelebet werde.

Alls lassen allerhöchst Dieselbe nicht nur ermeldte Vorsteher hierdurch in Gnaden erinnern und zugleich ernstlich, auch bey Vermeidung arbitrairer Strafe befehligen, nach Insinuation dieses keine Leichen weiter zu begraben sondern alle Körper derer in den

Armen-Häusern Verstorbenden auf die Anatomie zu bringen, und wochentl. eine Specification derer Verstorbeneu bey dem Collegio Medico Chirurgico allhier einzureichen, sondern es wird auch dem hiesigen Magistrat hiermit allergnädigst anbefohlen, die Todtengräber nachdrücklich dahin anzuhaltcn, dass Sie keinen auss dem Armen Häusern, so allmosen genossen, ohne Vorwissen des Collegii Medico Chirurgici begraben sollen.

Signatum Berlin d. 19. Janarü 1725.

(L. S.) F. Wilhelm.

Dr. v. Katz.

Wiederholte und geschärfte Verordnung, dass alle Körper derer in den Armen Häusern und Hospitäler verstorbenen zur Anatomie gebracht und wochentl. mit Specification der Verstorbeneu dem Collegio Medico Chirurgo eingereicht werden soll.

Ausflug nach Golssen, Alt-Golssen und Landwehr bei Golssen (Kreis Luckau).

Exkursionsbericht vom 29. Oktober 1892.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

Golssen.

Auf dem höher gelegenen Acker zwischen Schloss Golssen und dem Klinkenberg, sind beim Abfahren von Kies, Steinen und Sand mehrfach Urnen mit Knochenasche ausgegraben. Die von der Pflugschaft des Museums heut vorgenommene Angrabung ergab keine intakten Gräber, wohl aber wurden auf und in dem Boden hin und wieder altgermanische Urnen in Trümmern gefunden.

Früher sollen hier auch Bronzesachen gefunden sein.

An der nordöstlichen Seite der Stadt, hinter dem Fürstlich Solmsschen Wirtschaftshofe, liegt eine künstlich aufgeschüttete und mit Wallgräben umzogene Anhöhe von ungefähr 140 Schritt Plateau-Umfang, 6—8 m über dem umgebenden Wiesenterrain hervorragend.

Der Boden ist durchweg fast kohlig-schwarz und mit Topfscherben, Knochen-Abfällen, Steinsplittern und dergl. durchsetzt. Die Topfscherben sind meist früh- oder spät-mittelalterlich, doch fanden sich auch einzelne, an wendische Technik erinnernde thönerne Gefässreste. Es muss hier eine vielleicht dem 12. oder 13. Jahrhundert zuzuweisende Siedelung bestanden haben.

An einzelnen Stellen, sowohl am schroffen Rande des Plateaus, wie auch innerhalb desselben, konnte mit dem Spaten Fundament-Mauerwerk

aus Feldsteinen, hin und wieder mit Ziegel ausgeflickt, angestochen werden, woraus geschlossen wird, dass jene Siedelung mit Mauerwerk befestigt war und Gebäude enthielt. Dieser Schluss findet einige Bestätigung dadurch, dass in Neumanns Chronik der Niederlausitz neben den Kastellanen von Cottbus und Lübben auch einer „von Guhlens“ im 13. Jahrhundert genannt wird, dessen Burg mangels jeder anderen geeigneten Stelle hier gestanden haben muss und vermutlich auf einem hier vorher schon von den Wenden errichteten Burgwall (Borchelt nach niederlausitzischer Weise) im 12. Jahrhundert unter dem Wettiner Grafen erbaut ist.

Beim Kantor Walter waren einige, auf dem Urnenfriedhof bei Landwehr gefundene Altertümer angesammelt, die dem Museum überwiesen wurden.

Das Schloss Golssen, dem Fürsten Solms-Baruth gehörig, enthält nur aus neuerer Zeit Erinnerungsstücke, die in diesem Jahrhundert angesammelt sind; es ist auch nur ein einfaches, wenn auch grosses, zweistöckiges Gebäude, von einem mässigen Park umgeben.

Das Schloss der Gräfin Fontana, der früheren grundherrlichen Familie von Golssen, steht als ein einfaches, dem Verfall nahes Haus an der nördlichen von den beiden Hauptstrassen des freundlichen Landstädtchens.

Alt-Golssen.

Bei dem Ausfluge in die Gegend von Golssen am Sonntag den 29. October 1892 (vergl. Golssen) wurde auch die Kirche in Alt-Golssen besucht.

Es ist ein sehr altes Feldstein-Bauwerk, das an der südöstlichen Spitze des Dorfes, auf einer, aus dem niedrigen Wiesenland aufragenden und vermutlich schon von den Wenden burgwallartig aufgeschütteten Höhe von etwa 40 Schritt im Durchmesser sich erhebt.

An der westlichen Giebelseite stehen die Ruinen des einstigen Turms, nach dem Dorf zu ein hölzerner Glockenturm. Ueber die Glocken vergl. Lausitzer Magazin, Band 8, S. 305.

Der oberste Teil der Kirche scheint in späterer Zeit, vielleicht im 16. oder 17. Jahrhundert, und zwar nach vorangegangener Zerstörung durch Gewalt oder Brand, erneuert zu sein, denn die Fensterbogen sind nicht mehr geschlossen, sondern mit Balken überlagert, auf welchen der Dachstuhl ruht. Innen hat die sehr kleine Kirche keine mittelalterlichen Reste mehr, der Altar erscheint ganz modern, davor liegen im Ziegelfussboden 2 abgetretene Grabsteine über von Stutterheimschen Grabgewölben. Vor dem herrschaftlichen Chor hängen 2 Bilder, Portraits eines v. Stutterheimschen Ehepaares aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Auf dem gefährlich zu betretenden Kirchenboden lagert eine Kanzel mit den gemalten Evangelisten in den 4 Fächern, und ein Altarblatt, beides aus dem 17. Jahrhundert.

Aussen an der Nordostseite der Kirche liegen noch 8 mit grossen sandsteinernen Gedenk-Platten bedeckte Gräber derer von Stutterheim, auch einige recht alte Linden stehen dabei.

Der mitanwesende Museumspfleger Tismar aus Berlin machte mit seinem photographischen Apparat 2 Aufnahmen der Kirche.

Ein heidnisches Gräberfeld liegt nach Mitteilung des Lehrer Walter etwa 2 km westlich vom Dorf, an den Abhängen des niedrigen Flämning. Es handelt sich um Brandgräberreste in Urnen.

Landwehr bei Golssen.

800 Meter südlich vom Dorf liegt ein mässiger Anberg als Lichtung zwischen 2 Kiefernbeständen, über welchen die Strasse nach Falkenhain führt.

Dieser Berg gehört der Dorfgemeinde und wird von dort Kies, Sand, auch Steinmaterial geholt. Berichtet wird, dass bei dem Herausholen von Steinen oder auch Sand und Kies, schon seit Jahren Urnen- und Knochen-Asche gefunden seien, wie auch zuletzt einige der Funde in die Sammlung des Dr. Behla gekommen sind.

Die verschiedenen angegrabenen Stellen, die ein bequemes Abstechen ermöglichten, wurden mit dem Spaten erweitert, wobei sich hin und wieder Urnenscherben, zuletzt auch an 3 Stellen ziemlich unberührte Gräber fanden. Die Ränder der Urnen standen nur wenige Centimeter unter der Oberfläche, woraus zu schliessen, dass eine Sandabtragung oder Sandabwehung daselbst stattgefunden haben muss. Steinpackungen befanden sich nicht um die Urnen herum, obgleich der Boden sonst geschiebereich ist.

Die Leichenverbrennung ist gegen die Zeiten der ostgermanischen Gräberfelder eine weniger vollkommene, so dass grosse Gebeinstücke da sind, welche nicht ohne Mühe in die Todtenuernen hineingezwängt erscheinen. Ganz zu oberst, auf diesen gebrannten Gebeinresten lagen in einer der Urnen eine eiserne Nadel und ein kleiner eiserner Ring; die anderen beiden Gräber enthielten keine metallischen Beigaben.

Die Urnen selbst waren schon in der Erde zerbrochen, eine war mit 2 Linien und einem Ring verzierter Punkte um den oberen Bauch versehen. Die Urne mit den 2 Eisenbeigaben enthält auf der Aussenwand, jedoch nur an einer Stelle, eine wulstartige Erhöhung in wagerechter Richtung, die eine Art Handhabe (Griffleiste) darstellt. Beigefässe fanden sich nicht, nur Schalen als Deckel. Die sonst gefundenen Beilagen waren auch meistens aus Eisen, doch kamen auch segelförmig aufgeblähte Bronze-Ohringe und blaue Schmelzperlen, sowie thönerne Spinnwirbel vor.

Die Funde, die nachträglich durch einige Stücke aus der Sammlung des Herrn Kantor Walter in Golssen vermehrt wurden, gehören anscheinend der Periode der Römischen Kaiser des 2. oder 3. Jahrhunderts an. Sie sind im Märkischen Provinzial-Museum unter II. 18629—30 katalogisiert.

Von der wallartigen Erhebung, welche der Ortschaft den Namen Landwehr gegeben hat, ist noch ein Ueberrest vorhanden, vermutlich dem Mittelalter angehörig. Auf einem Teil stehen hohe Bäume, unter denen es sich gut lagert und von wo aus man eine weite Aussicht über das weite Flachland hat.

E. Friedel.

R. Buchholz.

Der Wallberg bei Menz, Kreis Ruppin.

Exkursionsbericht vom 23. Oktober 1892.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

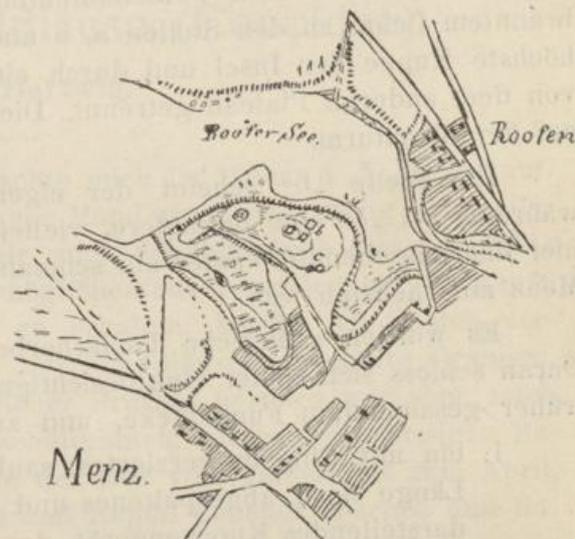
An der nordwestlichen Seite, nach dem Roofener See hin, liegt eine natürliche Anhöhe, 14 m über dem angrenzenden See, etwa 400 m lang und 20 m breit, welche gegenwärtig zu $\frac{3}{7}$ vom See und zu $\frac{1}{7}$ von Wiesengrund eingeschlossen und mit dem Dorf durch einen aufgeschütteten Zuweg verbunden ist, früher aber von Wasser ganz umschlossen war und nach Angabe des Herrn Gutsbesitzers Schall auf Neu-Roofen von dem schon seit Jahrhunderten wüsten Dorf Roofen aus durch eine Pfahlbrücke über den See von Norden her zugänglich gewesen ist.

Auf dem sehr coupierten Plateau dieser Wallberg genannten, ehemaligen Insel, welches eine Rund-sicht über die schöne weite Umgebung bietet, wie aus dem beigegebenen Lageplan ersichtlich ist, haben die Steinsucher seit langen Zeiten ihr Material zu Häuser- und Strassenbauten geholt und seit mehreren Jahren, als nichts Erhebliches mehr zu Tage, auch an denjenigen Stellen aus dem Boden gehoben, wo sich die Steine in wohlgesetzten, mit Lehm — nie mit

Mörtel — verbundenen Fundamenten gefunden haben und noch gegenwärtig finden, so dass die Bevölkerung seit unvordenklichen Zeiten davon spricht wie hier eine Burg gestanden habe. Die ältesten Leute des Dorfes erinnern sich noch von ihren Altvordern gehört zu haben, dass Mauern und Gewölbe sich dort befunden haben.

Herr Gutsbesitzer Schall auf Neu-Globzow ist seit einiger Zeit der Sache näher getreten; er hat dort in der That zahlreiche Topfscherben und viele andere Kulturreste gefunden und das Märkische Museum zur Feststellung der Altersverhältnisse p.p. aufgefordert, infolge dessen Herr Stadtrat Friedel und der Unterzeichnete am Sonntag, den 23. Oktober 1892, dorthin fahren, auch von Herrn Schall auf das Freundlichste empfangen und an Ort und Stelle begleitet wurden.

Eine ganze Anzahl mehr oder weniger tiefer Löcher, welche von den Steinsuchern gegraben waren, erleichterten die Untersuchung, obgleich die grösseren Steine meist schon entfernt waren, so dass wirklich gemauertes Gefüge nicht mehr sichtbar war. Wohl aber ergab sich aus den Richtungen



der Gräben, die den Fundamenten gefolgt waren, der Grundriss einzelner viereckiger oder auch runder Gebäude ganz deutlich.

Die überlagernden, teils brandlehmigen, teils kohligen Massen, in welchen zahlreiche Topfscherben, zum Teil von spätwendischen, zum Teil von frühmittelalterlichem Character, auch viele gespaltene Knochen, Steinstücke mit Schlißflächen, allerhand Eisenkram u. s. w. lagen, lassen sich als Schutt, teils bei Zerstörung der dort gestandenen Bauwerke, teils durch Verwitterung der Reste entstanden, erklären. Bei Vorbeugung und Planierung der Fläche zur Beackerung sind diese Massen durch einander und zwischen die damals vielleicht noch bestandenen Hohlräume innerhalb der Fundamente geworfen. So kommt es, dass an einzelnen, wenn auch nur wenigen Stellen derselben Fläche der ursprüngliche Boden zu Tage tritt, während grössere Stellen unmittelbar daneben bis zu grosser Tiefe nur von mit Kulturresten durchsetzten Schuttmassen erfüllt sind.

Insbesondere sind Feldsteinfundamente und kohliges Schutt mit gebranntem Lehm an den Stellen a, b und c gefunden. Die Stelle „a“ ist die höchste Kuppe der Insel und durch eine mässige und schmale Senkung von dem anderen Plateau getrennt. Die runde Form der Fundamente deutet auf den Wartturm.

Die Stelle „b“ scheint der eigentliche Burgplatz gewesen zu sein, während bei „c“ eine besondere, vielleicht thorartige Befestigung war, weil hier das umgebende Wasser am schmalsten und die mitbeherrschte Ortschaft Menz am nächsten war.

Es wurden zahlreiche Topfscherben, Knochen, Steingerät gesammelt. Daran schloss sich später eine Besichtigung der von Herrn Schall hier schon früher gesammelten Fundstücke, und zwar waren dies in der Hauptsache:

1. ein mit Ringeln verziertes, sauber bearbeitetes, jedoch der ganzen Länge nach abgespaltenes und deshalb nur eine Seite vom Ganzen darstellendes Knochengerät, das nur als Parierstück zu einem Dolch gedeutet werden kann, da auch das Loch erkennbar ist, durch welches die Griffzunge gelegt war. Form und Verzierung deuten auf die letzte wendische Zeit;
2. Zwölf eiserne Messer und Dolchmesserklingen verschiedener Grösse, zum Teil mit eigentümlichen Metallplättchen, welche den (zerfallenen) Knochen- oder Holz-Griff einfassten;
3. zwei eiserne sichelförmige Messer;
4. eiserne Thorhespen, Winkelstücke und andere eiserne Baustücke;
5. drei längliche eiserne Bogen-Pfeilspitzen, zwei mit Schafttülle, eine zum Einstecken in den Schaft;
6. ein grosser gotischer Schlüssel mit Kreuzgriff;
7. „ „ „ „ „ ringförmigem Griff;
8. ein eiserner Kienfackelhalter aus einem gedrehten Hängestab bestehend, der unten in 2 nach oben pfeifenkopfförmig ausgebogene kleine Tüllen ausläuft;
9. zwei Spinnwirtel aus gebranntem Thon;
10. eine Anzahl spätwendischer und frühmittelalterlicher Topfscherben.

Aus dem Befunde und den Fundstücken lässt sich entnehmen, dass auf der Stelle in der That eine durch Steinmauern (wenn auch nur mit Lehm verbunden) geschützte und mit Türmen und Wohngebäuden ausgestattete Befestigung (Burg) gestanden hat und zwar in der letzten Wendenzeit und in der Zeit der ersten Askanier.

Ihre Zerstörung muss nach dem Befunde gegen Ende des 12. oder Anfang 13 Jahrhunderts erfolgt sein. R. Buchholz.

Die im Winter 1898/99 auf unseren Südfrüchten beobachteten Schildläuse (Coccidae).

Von W. Hartwig.

Herr Geh.-Reg.-Rat E. Friedel machte mich im Januar d. J. darauf aufmerksam, dass die in Berlin feilgebotenen Mandarinen sehr häufig mit Schildläusen bedeckt seien und schickte mir auch Schalenstücke dieser Früchte zu. Um reichlicheres Material, und möglichenfalls verschiedener Herkunft, für die Bestimmung dieser Cocciden zu erhalten, kaufte ich in den verschiedensten Gegenden unserer Stadt mit Schildläusen behaftete Orangen. Die besten Dienste beim Aufsuchen solcher Früchte leisteten mir aber, nach vorhergegangener Belehrung, meine Schülerinnen. Durch die emsigen Bemühungen derselben gelang es mir, in der Zeit vom Januar bis zum April, mehr als hundert infizierte Südfrüchte und Aepfel genauer ansehen und davon geeignetes Material für die Untersuchungen entnehmen zu können. So fand ich sechs Arten von Schildläusen auf den Früchten; es sind dies:

1. *Mytilaspis citricola* (Packard) = *Mytilaspis fulva* Targ. Wir nennen das Tier deutsch vielleicht am besten die Mandarinen-Schildlaus, obwohl sie von dem Amerikaner Packard zuerst auf der Citrone gefunden wurde. Sie kommt häufig, manchmal sogar massenhaft, auf den Mandarinen und Apfelsinen vor.

Das Schild ist hell- bis dunkelbraun, am vorderen Ende zugespitzt und etwas seitlich gekrümmt. So erinnert es in der Form gewissermassen an ein dickes, fettes Komma oder auch an die Miesmuschel (*Mytilus*); es ist, möchte ich sagen, eine *Mytilus* „en miniature“. Die Mandarinschildlaus findet sich in Süditalien an den Zweigen, Blättern und Früchten der Orangenbäume sehr häufig. In den letzten Jahren ward sie den Orangekulturen geradezu verderblich. Hier in Berlin fand ich den Parasiten ausser auf Mandarinen und Apfelsinen nicht selten auch noch auf Citronen und in wenigen Stücken auch auf einigen Aepfeln.

2. *Mytilaspis Gloverii* (Packard). Packard hat diesen Parasiten nach dem Amerikaner Glover benannt. Einen bezeichnenden deutschen Namen

kann man dafür nicht gut einführen. Soll man sie etwa Glovers Komma-Schildlaus nennen?

Das Schild ist gelbbraun, also heller als das der vorgenannten Art, und bei gleicher Länge auch viel schmalere; es erinnert in der Form mehr an ein dünnes, zierliches Komma.

Ich fand diese Art nur auf zwei Apfelsinen; dieselben waren ziemlich bedeckt davon.

3. *Parlatoria zizyphi* (Lucas). Diese Art wurde von Lucas nach *Zizyphus lotus* W., den Lotusbaum (?) der Alten, benannt. Wir nennen sie deutsch vielleicht am passendsten die Lotus-Schildlaus.

Ich fand sie ziemlich häufig auf Apfelsinen, seltener auf Mandarinen, einige Male auch auf Citronen; oft fand ich sie auf den ersten, seltener auf den späteren Apfelsinensendungen. Das Schild dieser Art ist schwarz oder dunkelschwarzbraun und von fast oval-viereckiger Gestalt. Der rundliche Vorsprung am vorderen Ende des Schildes ist das sitzengebliebene eiförmige Schildchen der Larve. In Süditalien bedeckt dieser Parasit oft fast vollständig die Blätter der Orangenbäume und geht von hier später auch auf die Früchte über, wovon wir uns in Berlin selbst noch an den abgebürsteten Früchten überzeugen können. Die besseren Handlungen lassen nämlich die Südfrüchte, bevor sie dieselben zum Verkauf stellen, abbürsten oder in anderer Weise reinigen. Will man daher erfolgreich sammeln, so sucht man am besten die frisch angekommene Ware oder die der sog. „fliegenden Händler“ ab.

4. *Parlatoria* (species?). Das rundliche Schild dieser Art ist gelbbraun. Ich fand das Tier nur auf zwei länglichen Apfelsinen, die wahrscheinlich nicht italienischen Ursprungs waren. Beide Apfelsinen waren einer Südfrucht-handlung des Westens entnommen. Die Art habe ich wegen Mangels an Literatur u. a. bis heute noch nicht bestimmen können.

5. *Dactylopius citri* Risso. Wie der Name besagt, wurde dieser Parasit ursprünglich auf der Citrone (*Citrus*) gefunden; ich fand ihn ebenda.

Das Tier ist von elleptischer Form, wie mit Mehl bestäubt und ringsherum mit 34 kurzen, walzenförmigen Röhren versehen, welche den wachsartigen weissen Staub absondern, womit der Körper bedeckt ist.

Da die Art wenig festsetzt, auch ziemlich zart und zerdrückbar ist, so darf man sie nie auf der freien Schale unserer Südfrüchte suchen. Das einzige Stück, welches ich davon erbeutete, fand ich an der inneren Fläche des noch festsetzenden Kelches einer Citrone. Untersucht habe ich hunderte von Kelchen unserer Apfelsinen und Citronen; die meisten davon wurden mir von meinen Schülerinnen gebracht. Der Erfolg war aber nur der oben angeführte.

6. *Lecanium* (species?). Das Schild dieses Parasiten ist eiförmig, hinten zweilappig und von gelblich grauer Farbe. Da das Tier nicht so fest wie die kommaförmigen *Mytilaspis*-Arten sitzt, auch leichter zerdrückbar ist, so kann es ebenfalls die Reise zu uns nur zwischen Kelch und Schale der Südfrüchte hin und wieder überdauern. Ich fand nur zwei Stücke — eins davon sehr beschädigt — dieser Art an der inneren Fläche des Kelches einer Apfelsine. In Italien ist es ein arger Verwüster der Orangeulturen,

Wer sich von den geschätzten Lesern der „Brandenburgia“ mehr für Cocciden (Schildläuse) interessieren sollte, dem empfehle ich u. a. folgende Werke:

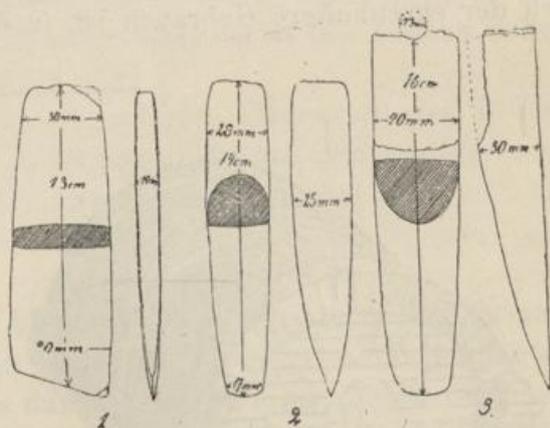
1. V. Signoret, Essai sur les Cochenilles ou Gallinsectes, 1868—76.
2. Ant. Berlese, Le Cocciniglie Italiane, 1893—98 (noch nicht vollständig).
3. Ant. Berlese e Gust. Leonardi, Annali di Agricoltura, 1898.

Für weiteres Untersuchungs-Material bin ich sehr dankbar; besonders erwünscht sind infizierte Äpfel, Birnen und Pflaumen.

Kleine Mitteilungen.

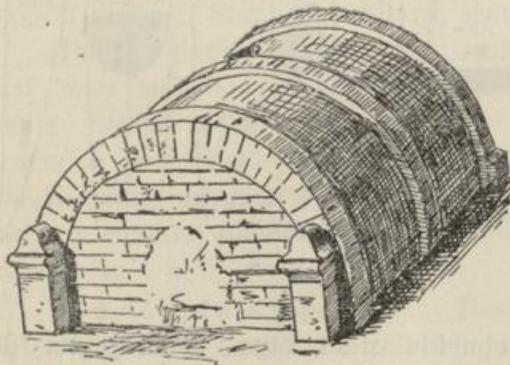
Zur märkischen Münzkunde. Auf eine vermutlich wenig bekannte Stelle zur märkischen Münzgeschichte möchte ich aufmerksam machen. Es ist eine mecklenburgische Urkunde aus dem Jahre 1304 und abgedruckt in: Rudloff, Mecklenb. Urk. No. LXIV und den Jahrb. f. meklenb. Geschichte etc. Band 7. 1842. S. 55. Es heisst dort: „Wi markgreue Herman hebbet ghelaten van der aüsprake, de wi hadden an deme lande to Stargarde, — — behaluen de munthige unde dat iseren to Lychen, dat scole wi beholden vnde vnse eruen, also dat dar brandenborghesche penninghe gan“. R. M.

Steinzeitliche Werkzeuge. Ein seltener Fund, bestehend aus einem Meisel, einem Schaber und einer Hacke, ist vor längerer Zeit in dem bei Biesenthal gelegenen Dorfe Prenden gemacht worden. Als Depotfund fanden sich weiter keine Beigaben zu den drei Stücken. Das Material, ein in der Mark nicht heimischer Thonschiefer, weist die Werkzeuge nach Thüringen, von wo aus in der Steinzeit nach den Untersuchungen Götzes ein lebhafter Handel nach der unteren Oder ausging, der hier durch viele Fundsachen thüringischen Ursprungs belegt wird. Der Schaber (Abb. 1) ist ein etwa 13 cm langer, oben 3, unten 4 cm breiter Stein, der an der unteren breiten Seite sehr scharf zugeschliffen ist. Die Schneide steht etwas schräg zu der Längsachse, was wohl für einen bestimmten technischen Zweck ursprünglich beabsichtigt ist. An dem oberen etwas rauheren Ende ist eine Ecke abgesprungen. Der Meisel (Abb. 2) hat, wie aus der Zeichnung ersichtlich ist, einen unregelmässigen Querschnitt seine Längsausdehnung beträgt 14, seine grösste Breite 28 und seine rundlich geschliffene Schneideweite 1,7 cm. Die Höhe des Querschnittes



von der flachen Seite bis an den Scheitel des Bogens zählt 2,5 cm. Von ähnlichem aber breiterem Querschnitt (4:3 cm) ist die Hacke, deren oberer Teil abgebrochen ist. Noch ist aber ein Stück des alten Bohrloches zu erkennen. Während die eine Seite fast eine Ebene bildet, wölbt sich der Rücken auf der anderen, von einem flachen Bogen an der Schneide ausgehend, zu immer strafferer Rundung und erreicht an dem Bohrloch etwa die grösste Höhe von 3,3 cm. Hier ist ein Teil desselben losgesprengt. Das Bohrloch, das einen Durchmesser von etwa 1,3 cm gehabt hat, ist von der Schneide 16 cm entfernt. Sämtliche Gegenstände sind schön geschliffen und, abgesehen von den wenigen gewaltsam abgebrochenen Stücken, ausserordentlich gut erhalten. Leider sind zwei noch in dem Besitz des Finders, und nur eines konnte für das Märk. Prov. Museum erworben werden. R. M.

Kulturgeschichtliches. Bratring, einer unser frühesten märkischen Topographen erzählt in seinem „Magazin f. d. Land- und Geschichtskunde der M. Brand.“ (Berlin 1798 1. Heft S. 7): „Wenn zwei Unverehelichte in dem Dorfe Dechtow (bei Fehrbellin) einen Fehler begingen, und nachher durch Verheiratung diesen Fehler wieder ausgleichen wollten, so brachte es das alte Herkommen mit sich, dass der Prediger sie des Abends in ihrer Behausung kopulieren musste. Noch mehr — und fast empörend — wurden diese Unglücklichen in Fehrbellin ausgezeichnet; dort wollte die Sitte, dass sie auf dem Amtshofe, unter einer grossen Linde, über einem Schweine-Troge, von dem Prediger verbunden wurden.“ Heut ist man nicht mehr so sittenstreng; doch ist es noch nicht lange her, dass man in der Uckermark (Falkenwalde, Falkenhagen) uneheliche Kinder in der Kirche, die anderen aber in dem Hause taufte. In Hasleben war es gerade umgekehrt. Es lassen sich sicher noch mehr Beispiele beibringen. Fraglich ist aber, welches ursprünglich der ehrenhaftere Gebrauch ist, in der Kirche oder im Hause. R. M.



Berichtigung.

Auf Seite 114 des Juli-Heftes ist die Abbildung schräg gestellt. Es erfolgt hier noch einmal die richtige Stellung.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Noch etwas vom Böten.*)

meist ohne Landeabgabe

✓
erled.

„Hilft es nicht, so schadet's nicht“! — Dies ist das allgemeine Trostwort für jeden, der vom Böten Hülfe erwartet, versucht aber kann's ja werden. Und dieser Versuch wird heute noch häufiger gemacht, wie man im allgemeinen anzunehmen pflegt; in den Städten wird das Böten allerdings mehr im geheimen betrieben, auf dem Lande dagegen steht es in voller Blüte, trotz des aufgeklärten Jahrhunderts und findet hier Anwendung bei Menschen und Vieh.

Das Böten, auch Besprechen, Büssen, Bannen, Stillen und ähnlich genannt, ist nicht etwa, wie viele glauben, deutschen Ursprungs und ein Überbleibsel mittelalterlicher Hexengebräuche und Aberglaubens, sondern es war auch den Juden und Ägyptern ebensowohl bekannt, wie den Griechen und Römern. Ja, einige heutige Gebräuche des Bötens sollen noch auf diese Völker zurückzuführen sein.

Es sei mir deshalb hier gestattet, auf den Gebrauch des Bötens sowie der dabei in Anwendung kommenden Formen etwas näher einzugehen und Fälle allgemeiner Art anzuführen, bei welchen die Anwendung des Bötens noch — wie es auf dem Lande heisst — gang und gäbe ist.

Die Hauptsache beim Böten bildet der Glaube, d. h. die Person, die sich böten lassen will, muss an die Wirkung des Bötens glauben — sonst hilft es nicht! — ferner muss darauf gesehen und gehalten werden, dass das Böten „still und ernsthaft“ stattfindet, also es darf keine der beteiligten Personen mit Ausnahme des Handelnden bei Vornahme des Bötens sprechen, oder sonst sich geräuschvoll benehmen; stillschweigend und ohne Gruss hat sich der Behandelte zu entfernen, stillschweigend und ohne sich umzusehen hat man sich in seine Wohnung zu begeben,

*) Vgl. E. Friedel: Vom „Böten“, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin. Brandenburgia VI, S. 374—376.

+ *Hilft nicht, so schadet's nicht*

sonst hilft es nicht. Die Kur kann auch nur bei zu- oder abnehmendem Monde dreimal zu gleicher Tageszeit an drei aufeinanderfolgenden Tagen oder an drei gleichen Tagen der folgenden drei Wochen (insbesondere drei Freitagen) in der Zeit vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang vorgenommen werden, wenn sie wirksam sein soll. Überhaupt bildet die 3 als heilige Zahl einen Hauptfaktor beim Böten. Sodann darf der Bötende für seine Hilfeleistung keine Entschädigung fordern, sondern nur Geschenke annehmen. Um eine sichere Wirkung herbeizuführen, müssen sich Frauen von Männern und diese von Frauen böten lassen, wobei wieder darauf gesehen wird, dass die das Böten ausübenden Männer zwischen dem 20.—50. und die Frauen zwischen dem 17.—47. Lebensjahre alt sind, — weil sie sich in diesen Lebensaltern zum Böten am besten eignen. — †

Als Hilfsmittel beim Böten werden Strohalm, Stein, Pflanzenzweig oder Band etc. benutzt, oder man „bestreicht“ den leidenden Teil mit der Hand dreimal, macht Kreuze, Kreise, Ringe und der Bötende spricht dabei eine Formel, oder haucht, an Stelle des Streichens mit der Hand, kreuzweise über den leidenden Körperteil.

Endlich ist unter Böten nicht immer nur das Besprechen durch andere zu verstehen, sondern es giebt viele Bötmittel, die der Kranke oder auch Gesunde selber in Anwendung bringen kann und zwar mit und ohne Spruch. Einige dieser Mittel bestehen häufig nur in der stillschweigenden Vornahme gewisser Handlungen, auf die ich noch später zu sprechen kommen werde. Hierher gehört auch noch das sogen. Abschreiben. Es ist dies ein Verfahren, das darin besteht, dass die betr. Person sich das zur Hebung der Krankheit oder Vorbeugung eines etwa eintretenden Unglücksfalles oder Beseitigung von Schäden das betr. Schutzmittel abschreibt, um es bei sich zu tragen, entweder auf der Herzgrube, im Portemonnaie, Stiefel oder Strumpf. Soll eine Krankheit zum Verschwinden gebracht werden, so wird das betr. „papierene“ Mittel, nachdem es längere oder kürzere Zeit getragen worden ist, an einem Ort vergraben, der weder von der Sonne noch vom Monde beschienen wird. Es ist dies häufig die Nordseite eines Hauses und hier wieder die Tropfstelle des vom Dache tropfenden Regens.

Ebenso gehört hierher auch der sog. Festigungsbrief, der den Soldaten im Kriege kugelsicher machen soll.

Auch das Schöpfen des Oster- oder Pfingstwassers gehört hierher. Beides soll zur Beschaffung eines reinen Teints sowie zur Fernhaltung von Krankheiten dienen.

Ebenfalls am Ostertage, nach anderen am Pfingstmorgen, und wieder anderen in der Neujahrsnacht, soll man stillschweigend Äpfel essen, „dann bleibt man immer gesund“. Am Johannistage soll man frühmorgens beim Sonnenaufgang unter der Wurzel des Johanniskrautes

† Im Gegensatz. *Wurzel des Johanniskrautes*

(Hypericum) einen Blutstropfen finden, der als Amulet getragen, gegen viele Krankheiten schützt.

Das Böten muss schliesslich stets im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vorgenommen werden, wenn es helfen soll, wobei jedesmal 3 Kreuze gemacht werden, oder kreuzweise über die erkrankte Körperstelle gehaucht wird.

Im Gegensatz zu dieser Formel wird bei Ausübung der sogenannten schwarzen Kunst die Hilfe des Teufels angerufen.

Eine sehr wichtige Rolle beim Böten spielt schliesslich auch der Zauberstab. Dieser geheimnisvolle Stab, der zur Ausführung der grössten Wunderkuren benutzt worden ist, besteht in seinen prosaischen Bestandteilen aus einer Haselstaude, in der sich ein äusserst kräftig wirkender Magnet befindet.

„Der Aberglaube streift immer nahe an einem Naturgesetz vorüber!“ —

Deshalb hat sich auch wohl die Wissenschaft und insbesondere die medizinische schon wiederholt mit dem Problem des Bötens beschäftigt. Denn alles, was wir heute sympathetische Kuren, Hypnotismus, Suggestion, magnetische, elektrische, elektromagnetische u. s. w. Kuren nennen, lässt sich auf das seines geheimnisvollen Beiwerks entkleidete Böten zurückführen, wie dies z. B. bei dem Zauberstab oben bereits ausgeführt ist.

Ebenso stehen die Einwirkungen der Sonne und des Mondes auf gewisse Krankheiten fest. Z. B. stellen sich bei Nervenkrankheiten periodische Krampfanfälle zur Zeit des Voll- und Neumondes ein, auch kann man hier noch die sogenannten Mondsüchtigen, die Epileptiker u. s. w. nennen.

Dass das Böten heute allgemein als Unfug angesehen wird, ist wohl ebenso verständlich, wie es häufig zu Schwindeleien benutzt worden ist und noch benutzt wird. —

Zu denjenigen Mitteln, die Gesunde wie Kranke selber anwenden können und die zu den sogenannten stillen oder auch vorbeugenden Mitteln gehören sollen, rechnet man u. a. folgende:

„Man schneide dem Kinde im ersten Lebensjahre nicht die Haare; man achte später darauf, dass das Haarschneiden bei zunehmendem Monde vorgenommen werde. Beim Zubettegehen achte man darauf, die Pantoffeln so zu stellen, dass sie nicht hinter's Bett sehen, sonst wird man bald das Bett krankheitshalber hüten müssen. Will man das Alldrücken (Mord-Riden*) vermeiden, so verstopfe man das Schlüsselloch des Schlafzimmers und achte darauf, dass die Pantoffeln vor dem Bett mit der

*) De Mord ist nach der Vorstellung des Volkes ein marderartiges schwarzes Tier, das zur Nachtzeit auf Menschen reitet, sie umklammert und beängstigt.

Spitze nach der Thür hinweisen, ausserdem lege man einen stählernen Gegenstand, etwa eine alte Scheere, in das Bett und steige stets rücklings in dasselbe.

Wer ein Getränk mit dem Messer umrührt und es dann trinkt, bekommt Leibschmerzen, desgleichen wer ein Messer auf den Rücken hinlegt und so liegen lässt, oder wer beim Essen die Beine kreuzt. Fällt einem Essenden die Gabel oder der Löffel aus der Hand, so ist jemand am Tisch, der ihm das Essen nicht gönnt. Er soll dann aufhören zu essen, denn wenn Missgunst mit isst, so bekommt er Leibschmerzen.

Kopfschmerzen stellen sich bei demjenigen ein, der abgeschnittene Haare aus dem Fenster wirft anstatt sie zu verbrennen, die gleiche Wirkung soll das Riechen an Blumen haben, die auf einem Grabhügel stehen. Andererseits soll es auch Kopfschmerz bringen, wenn die abgeschnittenen Haare verbrannt werden.

Hautkrankheiten sollen vermieden werden durch Waschen mit Märzschneewasser, das in einer fest verschlossenen Flasche das ganze Jahr hindurch gut und wirksam bleiben soll. Mit einem Kinde im ersten Lebensjahre darf man nicht beim Regen hinausgehen, sonst bekommt es Sommersprossen. Mit Wasser, in welchem Eier gekocht sind, soll man sich nicht die Hände waschen, sonst bekommt man unfehlbar Warzen. Als Amulet gegen Furunkelbildung trägt man eine in Seide genähte Muskatnuss auf der Herzgrube.

Wundkrankheiten sucht man auf mancherlei Art zu verhindern. Zunächst soll man das Instrument, wodurch man verletzt worden, sofort in Öl legen, dadurch lindert man den Schmerz und erzielt gute Heilung; demnächst verbrenne man alle Verbandstücke, da andernfalls die Heilung verzögert wird. — Andere wieder verbieten das Verbrennen der Verbandstücke, damit nicht der Brand in die Wundstelle komme. — Am Peter- und Paultage (29. Juni) vor Sonnenaufgang schneide man von einem Eschenbaum einige Zweige von unten auf mit einem Schnitt ab; d. i. das sogen. „Wundholz“; eine Wunde, damit bestrichen, kommt niemals zum Schwären. Umwickeln des verletzten Gliedes mit blauer Leinwand schützt vor Wundrose; zu gleichem Zweck schreibt man aussen an die Stubenthür: „J. H. S.“ und spreche dazu:

„Ich höre eine Glocke klingen
 „Und alle Heiligen singen
 „Und eine heilige Messe lesen
 „Du sollst vom Rotlauf genesen † † †“

Nach der Meinung des Volkes können Wunden, Geschwüre, Warzen in Krebs übergehen. Um sich vor diesem Schicksal zu bewahren, lasse man in der „heiligen Nacht“ „in den zwölfen“ und in der „Johannisnacht“ keine Wäsche draussen hängen, denn dann geht „De Waul“ oder

der böse Krebs um, setzt sich auf die Wäsche oder kriecht darüber und wer dieselbe dann anzieht, bekommt den Krebs.

Gegen Schlangen- und Hundebiss werden folgende Mittel empfohlen:

1. Gegen Schlangenbiss — im Volksmunde „Schlangenstich“ genannt, sichert man sich dadurch, dass man einen ein Jahr alten Haselstecken nimmt und einen Kreis damit um die Schlange zieht. Die Schlange muss dann in diesem Kreis sterben. Auch fliehen die Schlangen dem, der einen solchen Stecken bei sich trägt.

2. Gegen Hundebiss ist der geschützt, der morgens nüchtern den Kuckuck rufen hört. Folgende Formel soll gleichfalls vor bissigen Hunden schützen:

„Mutter Marie ging über Sand und Land

„Sie hatte einen Stab in ihrer Hand;

„Sie führte Gottes Wort im Mund

„Damit schlug sie den bösen Hund.“ † † †

Ein gutes Augenmittel soll es sein, wenn man die drei ersten Rosenknospen, die man im Frühjahr sieht, nimmt und damit die Augen auswischt.

Gegen einen mehrere Wochen sich hinziehenden Kopfschmerz ward folgendes Mittel probat gefunden:

Der Kranke verschafft sich einen neuen Topf „um Gottes Willen“, d. h. er erbettelt sich denselben, in den er drei Tage lang uriniert. Eben diese drei Tage lang muss er in seinem schlechtesten Hemde schwitzen. Darauf wird der Urin drei Stunden lang gekocht, in welcher Zeit im Hause kein Wort gesprochen werden darf. Schliesslich wird das Hemd mit in den Topf gesteckt und alles miteinander vergraben. Wenn es vergangen sein wird, ist der Schmerz vorüber.

Gegen Epilepsie soll gepulverte Beifusswurzel (*Artemisia vulgaris*) innerlich genommen gut sein. In altheidnischen Zeiten galt als Heilmittel für dieses Leiden das Herz und das Blut der Schwalbe. Auch soll die Wirkung nicht ausbleiben, wenn einem Kranken während des Anfalles der noch warme und innen schwitzige Schuh vor die Nase gehalten wird. Das warme Blut eines Hingerichteten getrunken und gleich danach weit gelaufen — damit das Blut im Magen nicht gerinne — soll ein vorzügliches Heilmittel bei Epilepsie sein, ebenso die einem lebenden Maulwurf ausgerissenen Herz, Leber und Lunge. Alles dreies muss gebraten und pulverisiert dem Kranken gegeben werden.

Trunksucht ist schnell zu heilen. Man giesst einfach einem Toten den Mund voll Branntwein, lässt ihn 24 Stunden darin und giebt ihn dann dem Trinker ein, oder man legt ein Geldstück in den Mund des Toten, dieses letztere dann 24 Stunden in Branntwein und giebt letzteren dem Säufer.

Gegen Schnupfen rieche man dreimal stillschweigend in den Strumpf, den man am linken Fusse getragen hat; eben denselben Strumpf kann man bei Halsschmerzen um den Hals binden; auch ein Schwalbennest um den Hals getragen soll gegen Halsschmerzen helfen.]

Einem von Husten befallenen Kinde soll man zur Beseitigung des Hustens dreimal stillschweigend den Mund bekreuzen und dazu sprechen:

„Hest du di verslaken in Weder un Wind

„So help di wedder Marienkind.“ † † †

Gegen langwierigen Husten wurde ein Schnapsgläschen voll Tabak-sauce mit Schnaps vermischt 3 Tage hintereinander eingenommen.

Gegen Keuchhusten hilft es, das kranke Kind nackt durch eine gespaltene Weide oder Eiche stillschweigend vor Sonnenaufgang hindurch und wieder zurück zu ziehen.

Zahnschmerz beseitigt ein auf dem Kirchhofe gefundener Sargnagel, mit dem der kranke Zahn zu stochern ist, bis er blutet. Ebenso soll das Blasen mit dem Munde in das Schlüsselloch einer Kirchenthür den Zahnschmerz beseitigen.

Besonders wirksam gegen Zahnschmerz soll es sein, wenn man eine aus der Egge verlorene Holzzinke auf dem Felde findet, sie mit den Zähnen in den Wald trägt und dort fallen lässt.

Endlich folgenden Spruch:

„Maria und ihr liebes Kind

„Die stritten sich um einen Ring.

„Der Ring ist verschwunden

„Der Fluss im Zahn soll auch verschwinden.“ † † †

(Elbgegend)

Gegen Schwämmchen der Kinder (Soor) wird der Mund der Kinder mit dem im Schweinetrog enthaltenen Futter dreimal bestrichen und dabei folgender Spruch angewandt:

„Hir hett ut sapen

„De Ross un de Oss

„De Katt un de Hund

„Dormit still ick dat Kind den Swamm in de Mund.“ † † †

Das Futter wird dann in den Trog zurückgeschüttet.

In einem Hexenprozesse zu Wittenburg im Jahre 1689 bekannte die Hexe, sie wüsste auch die „Huck“ (die Heilung eines geschwollenen Zäpfchens im Munde) zu stillen. Sie nehme einen Kesselhaken „of'n Feuerherde hangende“ in die Hand, liesse den Atem darüber gehen und „japete darüber“ (japeten heisst soviel wie schnappen, den Mund unter Ausstossung des Atems gleichmässig öffnen und schliessen und sagte: „Hodejoduth! Ik kann den Ketelhaken nich upschlucken.“ Im Namen Gottes pp.“

Beim sogen. Schluckauf (Singultus) soll man Wasser über einen Messerrücken trinken, oder man nehme 9 Schluck kalten Wassers und schlage dabei den linken Mittelfinger in die Hand zurück, oder man spreche ohne dazwischen Atem zu holen:

„Huckup, Sluckup, Slaberjahn,
 „Lat den Huckup öwer gahn!
 „Huckup und Sluckup gingen öwern Steg
 „Huckup föll rinn und Sluckup ging weg.“ † † †

Leibschmerzen beseitigt dieser Spruch:

„'n Stück von 'ne Latt —
 „'n Stück von 'ne Katt —
 „'n Stück von 'n oll Wif —
 „Dormit still ick di de Bukweihdag in din Liw.“ † † †

Würmer lassen sich am besten bei abnehmendem Monde und an einem Freitage oder Sonnabend abtreiben, weil dann das „Wurmhaus offen ist“.

Nervenfieber wird durch Abschreiben geheilt. Man schreibt auf einen Zettel, den der Kranke 9 Tage an einem Zwirnsfaden um den Hals trägt und ihn dann am zehnten Tage stillschweigend vor Sonnenaufgang in ein fließendes Wasser wirft:

„Das Fieber und den Schluss
 „Senk' ich in den Fluss.
 „Die Krankheit und die Pein
 „Sollen heraus und nicht hinein.“ † † †

Das kalte oder Wechselfieber (Intermittens) vertreibt das Verschlucken von 3 oder 7 Osterblumen (Anemone nemorosa). Ein anderes Mittel bilden drei Mandelkerne, auf welchen die Worte stehen: „Hasta, Haber, Schawer“; dieselben sind stillschweigend vor Sonnenaufgang von dem Patienten an drei aufeinanderfolgenden Tagen zu verzehren. Auch hilft es, wenn ein Butterbrot verzehrt wird, auf welches jemand mit dem Finger die Worte geschrieben hat:

„Fieber bleib aus
 „Ich bin nicht zuhaus.“ † † †

Oder:

„Ein Vogel ohne Lung',
 „Ein Storch ohne Zung',
 „Eine Taube ohne Gall'
 „So vertreib ich die Fieber all.“ † † †

Oder man hänge einen Zettel in den Schornstein, worauf geschrieben steht:

abracadabra
 bracadabr
 racadab
 acada
 cad
 a

Gegen Gicht findet folgendes Mittel Anwendung:
 Man gehe bei Sonnenaufgang an ein fließendes Wasser, trinke dreimal und spreche: Ich und der Fluss und die Gicht, wir drei gingen zum Wasser, ich trank, und der Fluss und die Gicht verschwand. † † †

Andere Sprüche sind:

„Petrus und Paulus gingen zu Holz und zu Bruch,

„Unser Herr Christus der sprach:

„Kehret um, die Glocken haben geklungen, gesungen, gerungen,

„Die Gicht ist verschwunden.“ † † †

Gegen Rheumatismus trägt man Rosskastanien in der Tasche. Als Besprechungsformel wird benutzt:

„Es gingen drei Jungfern im Jordan,

„Die eine pflückte Laub,

„Die andre pflückte Gras,

„Mit der dritten stille ich diesen Fluss ab.“ † † †

Auch ein Erbschlüssel beseitigt auf der Herzgrube getragen den Rheumatismus.

Sommersprossen werden beseitigt, indem man mit den ersten jungen Gänsen sich übers Gesicht streicht und sie dann hinter sich herlaufen lässt.

Muttermale werden durch das Tragen eines Zettels beseitigt, auf welchem die Worte stehen:

„Ananias, Misael, Azarias“

„Gepriesen sei Gott, der seinen Engel sendet und die auf ihn hoffen rettet.“

Hühneraugen und Warzen verschwinden, wenn sie am Tage Abdon (30. Juli) beschnitten werden.

Es soll auch genügen, wenn man sich im Schweinestall da scheuert, wo sich ein Schwein gescheuert hat. Andere schneiden einem Aal den Kopf ab, wischen das Blut über die Warzen oder Hühneraugen und vergraben den Kopf. Wenn zwei Pferde zwei hinter einander gebundene Wagen ziehen, so sieht man das Fuhrwerk an, bekreuzt die Warzen dreimal und spricht: „Nimm den Dritten mit.“ Ungeziefer vertreibt man folgendermassen: Man nimmt am Abend vor dem 1. Mai einen Besen, fegt den Staub aus allen vier Ecken des Zimmers zusammen und spricht:

„Rut, Rut, Rut!

„Alle Flöhe un Lüs' herut

„In drüdd' Nawers Hus!“ † † †

Dann [wird der zusammengefegte Schmutz samt dem Besen über die Grenze zum dritten Nachbarn getragen, so hat dieser alles Ungeziefer.

Das sog. Wundholz besteht aus einem Haselzweig der in der Nacht auf den Petri-Paulstage (29. Juni) geschnitten worden ist und zwar von unten nach oben. Dieses Wundholz soll Wunden, welche damit bestrichen werden, schneller zur Heilung bringen, ebenso soll das Wund-

holz zum Stillen von Blutungen Verwendung finden. Zahlreich sind die Besprechungsformeln, die zum Blutstillen verwandt werden; hier einige:

„Diese Wunden
 „Heilen in Christi Wunden;
 „Sie eken nicht
 „Sie stecken nicht
 „Sie sollen stehen zu allen Stunden.“ † † †
 (Elbgegend)

„Glücklich sind die Wunden,
 „Heilsam sind die Wunden;
 „Christus ist geboren,
 „Christus ist wieder gefunden;
 „Er heilt und stillt das Blut und Wunden!
 „Ist das dein väterlicher Wille
 „Blut stehe stille.“ † † †

Man giesst dem Blutenden eine halbe Obertasse voll Wasser unerwartet über Nacken und Rücken mit den Worten:

„Blut, du sollst stille stahn
 „Wie das Wasser im Jordan.“ † † †

Wenn ein Blutender blaue Kornblumen, am Johannistage Mittags um 12 Uhr gepflückt in die Hand nimmt, so soll das Blut stehen.

Durch Hundebiss entstandene Wunde soll heilen, wenn man Haare aus dem Pelz des betr. Hundes, der gebissen hat, schneidet und diese in die Wunde legt. Auch folgende Formel soll grosse Heilwirkung ausüben:

„raure, graure, naure,
 „graure, naure, raure,
 „naure, raure, graure“.

Bei jedem Wort ist ein Kreuz über die Wunde zu schlagen.

Schlangenbisse sollen unschädlich bleiben, wenn es dem Verwundeten gelingt, früher als die Schlange ein fliessendes Wasser zu erreichen, um damit die Wunde zu waschen, die Schlange stirbt dann.

Allgemein bekannt dürfte das Besprechen der Rose sein. Hier einige Formeln:

„Brennend Ros'
 „Neddel Ros'
 „Ritend Ros',
 „Du sast nich riten
 „Du sast nich spliten
 „Du sast still un fromm sin.“ † † †

„Ick still' de Ros'!
 „Sei sall nich swillen,
 „Sei sall nich sprillen,
 „Sei sall nich spreken,
 „Sei sall nich breken.“ † † †

Gegen den sogen. kalten Brand wird folgende Besprechungsformel in Anwendung gebracht:

„Es standen drei Mädchen
 „Die hatten drei Briefe in der Hand;
 „Die eine verschwand,
 „Die andere verschwand,
 „Die dritte stillte den kalten Brand.“

Geschwüre überträgt man auf dritte Personen, indem man stillschweigend das Pflaster vom Geschwür wegnimmt und auf einen gerade vorüberfahrenden Wagen wirft. Oder man tauche stillschweigend eine Nadel in die Eiterbeule, gehe damit vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang hinaus und stecke die Nadel in einen Baum. Der erste Vogel, der auf dem Baum sich niederlässt, erhält das Übel. Eine Besprechungsformel lautet:

„Es gingen drei reine Jungfrauen,
 „Sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen.
 „Die eine sprach: es ist frisch.
 „Die andere sprach: es ist nich,
 „Die dritte sprach: ist es denn nicht,
 „So komme unser lieber Herr Jesus Christ.“ † † †

Gegen Fingerwurm (Panaritium):

„Adel du dulles Ding,
 „Du plagst dat Christenkind!
 „Ik will die heiten stille stahn
 „Eh ik de Sün n seih unergahn.“ † † †

Gegen entzündete Brüste:

„Inschott du büst dorin,
 „Du sast dor in verwimmeln un verwesen,
 „As de Sprock in'n Pann,
 „As de Dau up dat Gras,
 „As de Dod in't Graw.“ † † †

Mit einer verstauchten Hand soll man dreimal stillschweigend durch ein Katzenloch (d. h. das Loch, durch welches in Kammer- und Bodenthüren die Katzen ihren Durchgang haben) greifen und die Hand ist wieder gesund.

Ein Kind mit Nabelbruch führe man rückwärts mit nach Süden gerichtetem Gesicht an einen vorher „magnetisierten“ jungen kräftigen Eichbaum, an welchem gerade frische Blätter hervorspriessen und lehne es mit dem Rücken stillschweigend an die Südseite des Baumes.

Gerstenkörner sollen durch dreimaliges Bestreichen mit dem Trauring der Mutter geheilt werden.

Umschläge mit Thau, der zur Zeit des zunehmenden Mondes gefallen ist, gilt als ein besonderes Augenheilmittel bei den verschiedensten Augenkrankheiten. Gegen Blindheit wird empfohlen, den Kopf einer

schwarzen Katze in einem Topf zu Pulver zu verbrennen und dieses Pulver in die Augen zu blasen: „und ob er schon zuvor lange Zeit blind gewesen, hilft dies doch.“

Natürlich ist bei Augenübeln das Stillen gleichfalls sehr im Schwange. Man streiche mit der Hand rings um das Auge, blase dreimal hinein und spreche:

„Faul ab, Mal!

„Ach stoss ab, Stahl!

„Ab, so hell und klar,

„Als Christus von Maria geboren ward.“ † † †

„Es schiessen drei Sterne vom Himmel herab,

„Sie schiessen wohl in unsern Herrn Christus sein Grab,

„Herr Christus stürben drei Töchter ab,

„Die eine am Abend, die andere auf die Nacht,

„Die dritte nahm das Laub wohl von dem Auge ab.“ † † †

Gegen Harthörigkeit empfiehlt man, einen im Hechtmagen gefundenen Fisch zu trocknen und, zu Pulver gestossen, dem Leidenden an zwei Tagen morgens nüchtern einzugeben.

Will man wissen, ob ein Kranker sterben werde oder nicht, so nimmt man ein wenig Speck, reibt des Kranken Fusssohlen damit und wirft den Speck einem Hunde vor, frisst ihn der Hund, so wird der Kranke wieder gesund, wo nicht, so stirbt er. Ein Gleiches soll mit einem Stückchen Brot der Fall sein, womit man die Stirn eines Kranken bestrichen hat. —

Zu den sogen. sympathetischen Kuren gehören ferner noch die sogen. Königsheilungen und der Glaube an Wundereichen und Wunderquellen.

Wie allgemein bekannt, gingen die Anfänge der medizinischen Wissenschaft aus den Aufzeichnungen und Überlieferungen der Priester hervor, welche dieselben auf Tafeln eingegraben an den Wänden der Tempel aufzuhängen pflegten. Dieser Umstand brachte es namentlich im Orient mit sich, dass die Könige, die zugleich die obersten Priester waren, das Amt für sich in Anspruch nahmen, Krankheiten durch Handauflegen und Berühren zu heilen und dass sie dies Amt zu bestimmten Zeiten ausübten. Plutarch erzählt, dass Kaiser Vespasian und König Pyrrhus die Gabe hatten, Kranke durch Berührung zu heilen. Dieser Gebrauch hat sich später auch auf Frankreich und England fortgepflanzt und die englische Geschichte berichtet im Jahre 1060 von den glücklichen Heilerfolgen, die der König Edward bei Scrophelkranken erzielte. Deshalb nennt man noch heute in England die Scrophulose „the Kingswil“.

Der öffentliche Anzeiger in London enthielt hierüber im Jahre 1644 folgendes Edikt:

„da seine geheiligte Majestät seinen Willen kundgethan hat, die Heilung seines Volkes von dem Uebel während des Monats Mai fortzusetzen und dann bis zum nächsten Michaelis zu verschieben, so habe ich dies anzuzeigen, damit das Volk in der Zwischenzeit nicht in die Stadt komme und seine Arbeitszeit einbüsse.“

Ludwig XIII von Frankreich behandelte mit Vorliebe Kröpfe, Ludwig XVI von Frankreich liess 1775 folgenden Erlass durch die Zeitungen bekannt geben:

Den 14. Junius wird der Monarch mit grosser Pracht dem Gottesdienste in der Abtei von St. Remi beiwohnen, bei welcher Gelegenheit Seine Majestät die berühmte Cur an solchen Kranken thun werden, welche Geschwülste am Halse haben, die durch Berührung eines gekrönten Hauptes geheilt werden sollen und deshalb auch die Namen von Königsgeschwülsten oder Königsbeulen führen. Es ist die Gewohnheit, dass der König die Wangen, die Stirne und das Kinn anrührt, das Kreuz schlägt und dabei folgende Worte ausspricht: „Gott heile Euch, der König hat Euch angerührt.“

Ob derartige Königsheilungen auch in Deutschland, insbesondere von regierenden Häuptern und Fürsten in der Mark Brandenburg ausgeübt worden sind, habe ich nicht feststellen können.

Dagegen hört man namentlich auf dem platten Lande noch vielfach von Wundereichen und Wunderquellen berichten.

Die Heilung durch Wundereichen resp. der Prozess selber fand in der Weise statt, dass der betreffende Kranke durch einen unten geteilten Eichenstamm angekleidet oder nackt kroch oder gezogen wurde. Diese Prozeduren mussten bei abnehmendem Mond vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang gläubigen Herzens unter Anrufung des dreieinigen Gottes stillschweigend vorgenommen werden.

Berühmt war z. B. die Wundereiche in der Feldmark Lützwow bei Gadebusch i. M. Im Sommer 1825 zogen ganze Karawanen von Kranken aus Hamburg, Lübeck und dem Holsteinischen, mitunter bis zu 100 an einem Tage zu dieser Eiche. Eine Zeichnung dieser Eiche befindet sich in der Bibliothek des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zu Schwerin i. M. Wundereichen befanden sich u. a. auch in der Nähe von Wittstock, zwischen Gransee und Fürstenberg i. M. und namentlich im mecklenburgischen Gebiet auf der Sulzer Feldmark bei Langsdorf, zu Reetz bei Schwaen, Hantzow bei Neu-Buckow u. s. w. Unter den Wunderquellen war insbesondere berühmt geworden die auf dem sogen. Mühlenkampe bei Sternberg, die bereits im Jahre 1492 einen grossen Ruf hatte und der die wunderbarsten Heilerfolge zugeschrieben wurden. Diese Quelle soll noch heute vorhanden sein.

Eine ähnliche Quelle fand man im Jahre 1818 bei der Stadt Hagenow. Die ihr zugeschriebenen Wunderkuren verursachten bald einen

so grossen Zulauf, dass ein besonderer Wächter angestellt werden musste. Die Heilwirkungen einer zwischen Grebs und Breregard i. M. befindlichen Wunderquelle wurde sogar durch ein von einem im Parchimschen amtierenden Superintendenten verfasstes Kirchengebet gefeiert.

Endlich wird als sympathetische Kur oder Geheimmittel neben dem sogen. Erbschlüssel der sogen. Kompass gebraucht. Zwei gute Freunde, die sich auf nähere oder weitere Entfernungen schnell verständigen wollen, wie es ihnen beiderseits ergeht, können dies ohne Telegraph in folgender Weise thun. Bevor sie sich trennen, lassen sie sich zwei runde hölzerne oder elfenbeinerne Büchsen fertigen, die an Grösse und Gewicht ganz gleich sind, schreiben auf dieselben das Alphabet ringsherum, setzen eine Angel in den Boden, um, wie beim Kompass, eine Nadel darauf zu befestigen, nehmen ein Stück Magnetstein, der sich fein hübsch nach dem Mittag wendet und weisse Adern hat, machen den Magnetstein in der Länge von einander in zwei gleich grosse Teile und lassen in den Büchsen zwei gleich grosse Nadeln befestigen, sodann vereinbaren sie noch die Stunde der gegenseitigen Verständigung. Während dann der eine den Zeiger seines Kompasses auf die betr. Buchstaben rückt, die die Worte bilden, soll sich der Zeiger auf dem Kompass des andern in gleicher Weise bewegen. (Leipziger Universallexicon Bd. 41 von 1744. S. 726 ff.) Zum Schluss möchte ich noch eine Art des Böten resp. Besprechens erwähnen, das sich nicht auf die Heilung von Krankheiten bezieht, sondern im Volksmunde mit Bannen bezeichnet wird und dazu dienen soll, um irgend Gewünschtes zu erreichen oder fernzuhalten, oder dritten zu nützen oder zu schaden.

Hier einige dieser Curiosa:

Willst Du trefflich Glück im Spiele haben, so fange Dir eine Fledermaus, haue ihr den Kopf ab und trage ihn bei Dir. Trägst Du eines Geiers Herz bei Dir, so siehst Du alles, was Dir feind und zuwider ist.

Nimm ein Schwalbenherz, trage es bei Dir, so wirst Du Alles gut behalten und nichts vergessen, was Du gehört hast.

Nimm einen 3 Jahre alten Hahn, stosse ihn in einen neuen Haven, durchbohre ihn allenthalben, lege ihn dann in einen Ameisenhaufen, lasse ihn darin bis zum neunten Tage liegen. Nimm ihn dann heraus, so findest Du in seinem Haupte einen weissen Stein. Wenn Du diesen Stein bei Dir trägst, kann Dir niemand etwas versagen.

Nimm eine Nähnadel, mit welcher ein Totenkissen genäht ist, stecke sie unter den Tisch, an welchem Leute speisen, so schlafen bald alle ein, nimm sie wiederum weg, so wachen sie alle bald wieder auf.

Binde Dir vor dem Schlafengehen Knoblauch und Brod auf den linken Arm, so wirst Du den Dieb, der dich bestohlen, im Schlafe sehen. Reibe aber beim Erwachen nicht mit den Händen Dein Hinterhaupt, sonst wirst Du den Traum sofort wieder vergessen.

Hierher gehören auch die Mittel, einem Hunde das Bellen zu nehmen, Pferde schnellfüssig oder unbändige Pferde zahm zu machen, ein Pferd bei starken Ritten nicht zu ermüden, Pferde gegen Hunger und Durst zu schützen.

Ferner die Mittel, die den Menschen auf langen Wanderungen vor Hunger und Durst schützen sollen, z. B. der Reisende muss nur Knoblauch essen, in Speisen oder auch roh, auch kann er ihn bei sich tragen; aber es müssen sämtliche Reisende dasselbe thun, sonst wird der, der es nicht thut, ermüden.

Endlich möchte ich mir noch erlauben, den Inhalt eines sogen. Befestigungs- auch Verfestigungs-Briefes mitzuteilen. Ein solcher Brief soll seine Wirkung nicht versagen, wenn der Träger ihn selber geschrieben hat.

Geschoss-Verbot.

Auch durch Christi Wunden, dass du sollst stille stehen, wie Christus stille stand im Garten; das sage ich dir zur Busse im Namen Gottes, des Vaters, Amen, des Sohnes Amen, und des heiligen Geistes Amen. Wer dieses nachschreibt, der wird Segen bei sich tragen; dieser wird nicht den getöteten Tod angehen, und keinen leiblichen Schaden leiden, denn es ist ein Wort darinnen, mit demselben wir Gott bekräftigen. Damit Du Dich nicht fürchten darfst, soll vor allen Dir von Jesu vor Mördern, Dieben und allen Beschwerlichkeiten, vor feinden geholfen werden. So kann es mit Gott und Jesum dagegen Pistolen und Gewehren versprochen werden dem freund unseres Herrn Jesu Christi. Stehet stille alle sicht- und unsichtbaren Gewehre, damit ihr auf mich nicht losgehet durch Jesum Christum unsern Herrn. Stehet stille alle sicht- und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich losgehet, durch die Taufe Christi und den Fluss Jordan wo Christus durch Johannes getauft worden. Stehet stille alle sicht- und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des heiligen Christus. Stehet stille alle sicht- und unsichtbaren Gewehre durch die Angst unseres Herrn Jesus Christus, welcher mich und Dich erschaffen hat. Stehet still ihr alle sicht- und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch die heilige Taufe. Allmächtiger Gott sei uns unwürdigen Kreaturen gnädig. Im Namen des Vaters, Amen, des Sohnes, Amen und des Heiligen Geistes, Amen, Gott mit mir über allen diesen Zeichen. Wer das bei sich trägt und diesen Buchstaben nicht glauben will, der schreibe es auf Papier und hänge dasselbe einem Hund um und schiesse darnach, so wird er sehen und erfahren, dass kein Geschoss den Hund trifft. Wer diesen Brief bei sich trägt, wird von seinen Feinden, sicht- und unsichtbaren nicht verletzt werden. Amen. Im Namen Jesu Amen, so wahr als Christus gestorben ist, so wahr als Maria die Mutter Gottes auf Erden gewesen ist, so wahr als Christus am Stamme des Kreuzes gestorben ist, so wahr kann auf mich nicht geschossen noch ich sonst verletzt werden. Ich beschwöre

alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem lebendigen Gott und Vater, Amen und der heiligen, hochgelobten Dreifaltigkeit. Amen. † † †
Im Namen der dreieinigen Gottheit, aus Macht und göttlicher Kraft befehle ich Euch denn, dass ihr sollt stille stehen, wie unser Gott geboten hat den Feiertag zu heiligen und zu weihen, so sollt ihr Euren Gewinn nicht suchen. Sechs Tage hat der Herr geboten zu arbeiten, den siebenten aber hat er für sich behalten. Denn dazu ist der Sonntag, dass soll gebeten und an einen guten Tag gedacht werden. Denn der heilige Geist würde sonst strafen und das Gute verwandeln in Böses.

So wahr als Christus geboren ist, so wahr als Christus gestorben ist, so wahr als Christus begraben ist, so wahr als Christus erstanden ist, so wahr als Christus gen Himmel gefahren ist, so wahr soll mich — Vor- und Zuname des Trägers des Briefes — kein Gewehr treffen.

Ich habe getrunken Christi Blut. Gott der Vater sei mit mir — wieder Vor- und Zuname des Trägers des Briefes — Gott der heilige Geist sei zwischen mir und allen Kugeln. Ich verspreche im Namen Gottes mich dieses Briefes zu bedienen. Ich verspreche diesen Brief mehrere Male des Tages zu überbeten, denn er hat solche Kraft so ihn einer liest, oder lesen lässt, dass ihm kein Mensch widerstehen kann, weder im Feuer noch im Wasser noch Zauberei. Wer diesen Brief bei sich trägt, wird siegen über seine Feinde. Denn es steht geschrieben: ich werde Euch strafen mit einer ewigen Strafe, ich werde Euch setzen einen König über den andern, das Kind über den Vater, die Tochter über die Mutter, einen Bruder über den andern und ich werde meine Hand von Euch zurückziehen. Ich befehle Euch bei ewiger Strafe, dass ihr sollt erkennen, dass ich Gott bin.

Wer diesen Brief abschreibt oder zum Abschreiben giebt und bei sich trägt, ein solcher möchte Sünde auf Sünde haben, soviel wie Sterne am Himmel, wie Sand am Meere, so sollen sie ihm doch vergeben werden. Wer aber verachtet diesen Brief ins Haus zu tragen, dieser soll keinen Segen haben und wer ihn einen andern nicht abschreiben lässt, der soll verdammet werden in Ewigkeit.

Zuletzt bitte ich Euch, dass ihr meine Gebote haltet, wie Christus sie gewürdigt hat, aus Maria geboren.

Im Namen des heiligen Christus. Amen, Amen, Amen † † †

Der oben wiederholt erwähnte Erbschlüssel ist in seiner prosaischen Form entweder ein einfacher Hausschlüssel, der in der Familie von Eltern auf Kinder- und Kindeskindern überkommen ist, oder ein in dieser Weise in der Familie gebliebener Kirchenthürschlüssel. Angewendet wurde er ausser bei Heilzwecken auch noch beim Bannen. Wollte man einen Dieb ermitteln, so wurde zur Mitternacht oder zu der Stunde, in welcher man vermutete, dass der Dieb sein verbrecherisches Thun ausübte, die Epistel des betr. Tages in der Bibel aufgeschlagen, laut vor-

gelesen und der Erbschlüssel auf die vorgelesene Bibelstelle gelegt; beim Glockenschlage 12 musste der Name des etwa vermuteten Diebes genannt werden, traf der Verdacht zu, so hob sich der Erbschlüssel von selber und fiel von der Bibel herab. War der Dieb gerade bei der Arbeit, also bei der Ausführung des Diebstahls, so blieb er in der Stellung, in welcher er sich gerade befand, gebannt, d. h. er konnte sich so lange nicht vom Platze bewegen, bis er erlöst wurde, d. h. der Bestohlene musste ihn auffordern, „in Gottes Namen“ weiter zu gehen.

Eine andere Formel des Bannens ist diese:

Gehe des Morgens früh vor Sonnenaufgang zu einem Birnbaum und nimm drei Nägel aus einer Totenbahre oder 3 noch ungebrauchte Hufnägel und halte die Nägel gegen den Sonnenaufgang und sprich also: „O, Dieb, ich binde Dich bei dem ersten Nagel, den ich Dir in Deine Stirne und Hirn thue schlagen, dass Du das gestohlene Gut wieder an seinen Ort musst tragen; es soll Dir so wider und so weh werden nach dem Menschen und nach dem Ort, da Du gestohlen hast, als dem Jünger Judas war, da er Jesu verraten hatte; den anderen Nagel, den ich Dir in Deine Lunge und Leber thue schlagen, dass Du das gestohlene Gut wieder an seinen Ort sollst tragen; es soll Dir so weh nach dem Menschen und nach dem Ort werden, da Du es gestohlen hast, als dem Pilato in der Höllenpein. Den dritten Nagel, den ich Dir Dieb in Deinen Fuss thue schlagen, dass Du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo Du es gestohlen hast. O, Dieb, ich binde Dich und bringe Dich durch die heiligen 3 Nägel, die Christum durch seine heiligen Hände und Füße sind geschlagen worden, dass Du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, da Du es gestohlen hast † † †

Um eine bessere Wirkung zu erzielen, empfiehlt es sich, die Nägel vorher mit „Armsünder-Schmalz“ zu schmieren. —

Diese und viele andere Bötformeln giebt es noch, die heute, insbesondere auf dem Lande vielfach in Anwendung gebracht werden. Ebenso liesse sich noch vieles über die beim Böten häufig in Anwendung gebrachten magnetischen Eisen, wie z. B. das „magnetische Hufeisen“ berichten, doch dürfte es für dieses Mal vom Böten genug sein.

Karl Poettters.

Zum Überfall von Beelitz.

Mit Bezug auf die klare, nach Quellen gesonderte Darlegung in dieser Zeitschrift Jahrg. 1898 S. 347, welche den Handstreich von Söldnern des Herzogs Johann von Sagan gegen die Stadt Beelitz im Jahre 1478 zur Anschauung bringt, will diese Nachlese einige übrig gelassene Punkte berühren.

Die Zeit des Überfalles ist durch unabhängige Übereinstimmung der chronistischen Quellen so gesichert, dass eine andere Annahme nicht wohl bestehen kann. Der Waffenstillstand wegen Auslösung der Gefangenen war Gregorii (12/3) 1478 abgelaufen und hatte dem Herzog Hans bedeutende Summen eingetragen. Der Bischof von Havelberg, Wedego von Puttlitz, hatte für seine Person 1000 Gulden zu zahlen gehabt, für andere, die nicht bereite Mittel hatten, war Frankfurt mit 8000 Dukaten eingetreten, so dass das herzogliche Kriegsvolk aus solchen Erfolgen gewiss die grösste Lust nach neuer Beute gewann. Gleichwohl ist der Einfall in die Mittelmark nicht sofort versucht. Auch die Glogauer Annalen erzählen, dass nach Ostern (22/3) die feste Stadt Beelitz in der Mark von Kriegsleuten des Herzogs Johann gewonnen und viel Gut darin angetroffen wurde, weil dort Jahrmarkt war. Der Markgraf schloss sie dort ein und liess nach grossen Verlusten in der dreiwöchentlichen Belagerung endlich die eigene Stadt in Feuer aufgehen, weil er Nachricht hatte, dass Herzog Hans zu ihrer Befreiung kam. Mit Sebald Brev. hist. S. 80 lässt sich daraus folgern: „Nun ist unser Marekt vor Pffingsten (umb welche Jahresfrist dies Unglück vorgangen) am Sonntag Rogationum und hat den Montag fast sein Endschaft, daher denn etliche Benachbarte, so Wahren zu Marekt gehabt, schon wieder hinaus werden gewesen sein.“ Werden hierdurch andere genaue Zeitangaben bestätigt, nach der in der Nacht vom 27. zum 28. April die Einnahme erfolgte, so führt auch der Briefwechsel des Kurfürsten Albrecht Achilles auf die gleiche Zeit. *) Markgraf Johann meldete 25/4 aus Köln a/Spree seinem Vater, dass Garz trotz schleunigen Zuzuges in den Händen der Pomern sei. Die Nachricht des Bischofs von Lebus an Albrecht, dass Herzog Wratislav die Neumark bedrohe und Königsberg stürme, wird auch an den Markgrafen gleichzeitig abgegangen sein und ihn zum eiligen Aufbruch nach Frankfurt bestimmt haben. Von dort erneuerte er 27/4 unter Darstellung der Notlage das dringende Hilfsgesuch, indem er als landläufiges Urteil der Märker wiedergibt: „Wenn eur lieb lantbete und gelt aussziehen und zu haben wusst, so wer eur lieb wol geschickt, herein zu kommen und solehs ufzunehmen, aber dy land zu entsetzen und in in nöten, darzu ir sie bracht habt,

*) F. Priebatsch, Polit. Korrespondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles. Leipzig 1897. Bd. II.

zu helfen, kont ir sy wol verlassen und aussen bleyben und, hilf auch mit der that zu thun, seumig sein, und gemeynter seyt, andern an fremden enden eur hilf zu schicken und zu thun wenn den euren. Montag nach dem suntag vocem jucunditatis.“

Der Brief, welcher am 6. Mai in Ansbach eintraf und die zornige Zusage alsbaldigen Kommens veranlasste, nimmt auf keine Bewegungen des Herzogs von Sagan Bezug, obwohl diese und namentlich der Verlust von Beelitz eine dringende Sprache geführt haben würden. Der rasche Wechsel im Aufenthalt des Markgrafen grade zu dieser Zeit lässt die Verschiedenheit der Volksüberlieferung begreifen. In Beelitz kennt man ihn noch oder wieder auf dem Zuge gegen Pommern, in Brandenburg weiss man von seiner Rückkehr nach Berlin. Die Not des Landes, die ihn schleunig nach Frankfurt gerufen hatte, liess ihn von dort eilig vor Beelitz rücken. Die nächstfolgende Äusserung des Markgrafen ist vom 7. Mai 1478 des Inhalts, dass die Pommern den Titel Herzog zu Stettin mit gewaffneter Hand dem Markgrafen abdringen wollten. Vom König von Ungarn wäre Nickel von Köckeritz mit Erbietungen in dem Streit mit dem Herzoge von Sagan zurückgekehrt und daraufhin ein Verhandlungstag in Guben auf Pfingstmontag (11/5.) angesetzt. Im Felde vor Beelitz. Donnerstag nach Exaudi. Ein Nachzettel meldet, dass er noch vor Beelitz liege und es zu erobern hoffe.

Auch die sächsischen Fürsten, denen man eine heimliche Begünstigung der Feinde Brandenburgs zutraute, durch deren Gebiet auch die Streifpartie des Herzogs von Sagan Einlass in die Mark über Elsholz auf Beelitz gefunden haben wird, hatten ihre Vermittlung angeboten. Ihr Unterhändler Miltitz berichtete 8/5 an Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, dass er zwar mit den brandenburgischen Räten, dem Schenken von Sayda, Busso von Alvensleben, Balthasar von Schlieben, Nickel von Köckeritz in Treuenbrietzen zusammengetroffen sei, aber bereits eine Verbindung mit Matthias von Ungarn vorgefunden habe.

Wenn Kreusing nach einer auch sonst fehlerhaften Abschrift der Havelberger Annalen auf diese Zeit, nämlich Donnerstag vor Pfingsten (7/5) die Wiedergewinnung von Beelitz setzt, so ist nicht nur die Brietzensehe Chronik, welche Donnerstag im heiligen Pfingsten (14/5) nennt, dem entgegen, sondern auch andere Nachrichten. Die Neuruppiner Kämmererechnung von 1478 hat den Vermerk: vigilia Pentecostes (9/5) IIII groschen vor byr verthert, don men de Hauelüde und wepenere uthrichtede na Belitze wart. (Ried. cod. dip. A IV. 344.) Danach hatte der Markgraf Verstärkungen des Belagerungsheeres gesucht, welche der Graf von Lindow noch ohne Nachricht eines Sieges abschickte, so dass sie am Pfingstmontag vor Beelitz eintreffen konnten. Die angebahnten Verhandlungen in Guben führten 15/5. zu einem Vergleich, den Georg von Stein als königlicher Anwalt in Schlesien und Lausitz Namens des Königs Matthias von Ungarn zwischen Johann von Brandenburg nebst seiner Schwester Barbara und Herzog Hans von Sagan vereinbarte. Alle Fehde sollte zu Ende, alle Brandschatzung aufgehoben sein. Die Gefangenen sollten ohne Lösegeld freigelassen und der Streitpunkt nächsten Bartholomaei (24/8) vom Könige entschieden werden. Über Beelitz, das von Herzog Hansens Leuten eingenommen war, wurde festgesetzt: Sind die Hofleute des

Herzogs gefangen, so sollen sie frei sein, ist aber die Stadt noch in ihren Händen, so soll auf Grund besonderes Vertrages ihnen freier Abzug gewährt werden. Freitag in den heiligen Pfingstfeiertagen. (Ried. cod. dip. B. V. 277.) Wenn ein Brief von Frankfurt nach Ansbach am neunten Tage eintraf, dann hätte man in Guben am 15. Mai nicht mehr in Ungewissheit über ein Ereignis sein können, das acht Tage vorher in Beelitz eingetreten war. Die Siegesbotschaft des Markgrafen an Herzog Wilhelm, Datum im Feld vor Belitz am Donnerstag in pfingsten (14/5), dass er heute seine Stadt Belitz mit Sturm erobert habe, giebt endgültige Festsetzung. In der dritten Woche nach ihrer Einnistung in Beelitz sahen sich die kecken Reiter um ihre Erfolge gebracht.

Kreusing hat als sorgfältiger Geschichtsschreiber selbst den Anhalt gegeben, dem Irrtum der ihm dargebotenen Abschrift der Havelberger Annalen nachzugehen, indem er durch seine Datierung des Brandes von Beelitz „welcher one gefahr dazumal im Jar der 11. Mai gewesen“, durchscheinen lässt, dass die Überlieferung ihm eine zweiwöchentliche Belagerung angab. Um so weniger kann man seine Schilderung der Einschliessung bemängeln. Von Beelitz heimkehrender Frachtwagen hatten sich die Feinde bemächtigt, um in ihnen unverfänglich verborgen eine Anzahl Bewaffneter über die Zugbrücke ins Thor zu führen, das leicht so lange gehalten werden konnte, bis die im Walde zwischen Beelitz und Elsholz versteckten Reiter auf verabredetes Zeichen heranbrausten. Wenige Stunden genügten, das schnell aufgesessene Aufgebot von Treuenbrietzen und der adligen Mannen aus Wittbrietzen, Buchholz, Niebel, Schlalach und Brachwitz in überlegener Zahl heranzuführen, so dass sie unmittelbar hinter den Böhmen an der Zugbrücke von Beelitz eintrafen. Der Rückweg war den Eindringlingen sofort verlegt, und der zweite Ausweg wurde durch eine von Brandenburg her unter Busso von Alvensleben*) am Mittwoch (29/5) herbeigeeilte Schaar verschlossen. Der später von Frankfurt eingetroffene Markgraf lagerte mit seinem Volke auf der Anhöhe nach Schlunkendorf zu. Die sumpfige Niederung der Nieplitz, welche in breitem Gürtel die Stadt umzieht, verwandelt sich noch heut im Frühjahr bei hohem Wasserstand in einen See. Dasselbe konnte durch Stauwerke erreicht werden, so dass das Belagerungsheer in zwei Hälften geschieden wurde, die nur durch eine Furt**) bei Schönefeld, unzweifelhaft in der Gegend der heutigen Simonsbrücke mit einander in Verbindung treten mochten. Dreifach umgab Wall und Graben die Stadtmauer, an die sich höchstens in der trockensten Jahreszeit oder über das gefrorene Moor Sturmzeug heranbringen liess. So gab es nur zwei Angriffspunkte, die beiden durch Türme gedeckten Stadtthore, zu denen schmale Dämme den einzigen Zugang bildeten. Weitaus am nächsten reichte auf der Nordseite fester Grund

*) Kreusings Autograph bietet in der Abschrift der Havelberger Annalen „Busse von Nienschlewen“.

**) Kreusing spricht von der Herrenstrasse, die dort hindurch ging. Sein meissnisches Ohr fasste wohl den plattdeutschen Klang nicht richtig. Noch jetzt heissen hier „die Heerwege“ einstige Verbindungsstrassen.

an den Koppenhageturm*) heran, gegen den deshalb auch Geschütz in Thätigkeit gesetzt wurde. Bequem konnte dies zu Wasser bis Ferch und von dort auf kurzem Landweg nach Beelitz geschafft werden. Brandenburg war damit wohl versehen; denn der Vogt von Trebbin bat am 16/1. 1479 den Rat um zwei gute, grosse Hakenbüchsen oder eine Tarrassbüchse auf einen Monat. (Riedel c. d. A. IX. 4/8). Eine Steinkugel, die als Gewicht an der Turmuhr zu Beelitz hing, war aus dieser Zeit als Zeugnis der Beschiessung Kreusing gezeigt. Die Verhandlungen in Guben drängten zur Eile, dem Gegner das wichtige Faustpfand zu entreissen und dem dreisten Einfalle die Strafe aufzulegen. Da durch wohlgezielte Schüsse der Gegenwehr die Verluste des Markgrafen wuchsen, auch die Festungswerke nicht sonderlich Schaden genommen haben mochten, rief man das Feuer zu Hülfe, das in den Rohrdächern der Bürgerhäuser schnell um sich griff und die Belagerten zur Flucht aus den geöffneten Thoren zwang.

Wie aus Brietzen und Brandenburg wird auch aus Beelitz als Name des böhmischen Hauptmannes Jan Kuck überliefert. So nennt ihn Kreusing, obwohl er, wie sein Autograph bezeugt, in den Havelberger Annalen Jancubke gelesen hatte. Johann Cicero schrieb 14/5 in seiner Siegesnachricht, dass er in Belitz bei 200 reysigen mitsamt irem heubtmann Jacubiky Sbrodwa in ein ritterlich gefenkhus aus gnaden genohmen, pferd und harnisch gewonnen (Priebatsch l. c. S. 385). Herzog Heinrich d. Ä. von Münsterberg drückte ihm 17/6 seine Freude aus, dass auch Jacubke gefangen sei, der an ihm und seinem Vater als Verräter gehandelt habe. Dieserhalb wolle er gegen ihn vor Johann Anklage erheben und bat auch, einen gewissen Kugler ihm zu Recht zu stellen. Dem Rate von Brandenburg wurde am 28/6 der Auftrag, den Gefangenen nach einem beifolgenden Verzeichnis für den nächsten Tag zur Verhandlung Herberge zu geben und ihnen zu eröffnen, dass sie nur mit Vollmacht des Markgrafen entlassen würden. (Riedel l. c. A. IX. 218.) Erst 25/9. 1482 zeigte ebendorthin der Markgraf an, dass er mit dem Herzog von Sagan sich verglichen, einige Städte in Schlesien einnehmen und die Gefangenen dagegen ledig geben werde. (Ried. A. IX. 221.)

Albrecht Achilles mahnte 29/5, die furt und zargen (Befestigungen) zu Belicz in guter Acht zu haben, wil mans anders nit verlieren. Bei seiner Anwesenheit in der Mark gewährte er der Stadt Abgabefreiheit „des prants halben“ zunächst auf drei Jahre unter der Bedingung, dass die zerstörten Wohnstellen wieder aufgebaut und das bürgerliche Handwerk wieder aufgenommen würde 8/7. 1478. (Ried. A. IX. 494.) Am 28/12. 1483 verlieh Markgraf Johann noch ein Freijahr mit der Aufgabe, die Mauern, Wehren und andre Befestigungen nach bestem Vermögen herzustellen (Ried. S. 496).

Im einzelnen wurden noch grössere Vergünstigungen bewilligt. Am Mittwoch nach Elisabeth (20/11) 1482 verklagte Kaspar Mortzan, Bürger in Berlin, als Vormund von Kaspar Wittbrietzen zu Treuenbrietzen den Müller Gallus Hoberg in Beelitz wegen schuldiger Gefälle. Dieser meinte durch die

*) Bei Jüterbog heisst eine Anhöhe der Kappan, auch Kaphayn. Copan et Warzun d. i. Kapphagen und Wartezaun, der Hagen, von dem Ausguck gehalten wurde. Ahd. Kapfen mnd. Kapen nhd. gaffen. Kapvenster ein Guckfenster.

zehnjährige Befreiung des Markgrafen im Rechte zu sein. Es wurde ein gerichtlicher Vergleich geschlossen. Weil der Müller die Mühle von Grund auf neu gebaut hatte, sollte er bis nächsten Martini abgabenfrei sein. Danach sollte er die Hälfte der sonstigen Pacht an Kaspar Wittbrietzen abführen, so lange die zehnjährige Befreiung dauert, und dann die Abgaben in voller Höhe entrichten. (Raumer, cod. dipl. Br. II. 173).

Kreusing legt demselben Streifcorps noch eine Gewaltthat zur Last: Es ist in diesem feindlichen einfall auch die Kirche zu Elsholz spoliirt und geplündert worden und zu erstattung desselben schadens hatt der Bieschoff im viertten Jar nach der Belizischen Indulgentias gegeben. Diese Plünderung wäre nur vor dem Überfall von Beelitz jenen möglich gewesen, da ihnen nach der unmittelbar folgenden Abschliessung der Stadt Zeit und Gelegenheit fehlte. Das schwere Bedenken, dass dieser vorzeitige Raub den Einbruch verraten und den Hauptstreich, die Erbeutung einer ganzen Stadt, äusserst gefährden musste, unterstützt noch die Ausdrucksweise des Ablassbriefes 18/5. 1482, dass die Kirche „durch feindliche Einfälle“ der Kelche, Messgewänder und kirchlicher Kleinode, die zum Gottesdienst gehören, beraubt ist. Wir werden dadurch vielmehr auf die wiederholte Beunruhigung dieser Gegend im folgenden Winter hingewiesen, welche in der Lausitz ihren Stützpunkt hatte. Mehrfach unverstanden*) ist die Nachricht der Brietzer Chronik geblieben, dass am Abend Thomä (21/12) 1478 „die Netze“ vor die Stadt kamen und in den Dörfern plünderten, bei ihrem Rückzuge aber auf dem Felde von Woltersdorf ihre Beute und Tote in den Händen des Hauptmanns von Trebbin, Baltzers von Schlieben lassen mussten. (Riedel cod. dipl. D. 280.) Johanns von Sagan Macht war zwar bei Krossen 10/10 gebrochen, aber dem neuen Gegner des Kurfürsten, dem Könige Matthias sofort zugesellt. Der ungarische Hauptmann Jan Zeleni, dessen Name wohl zu der Umhildung Jancubke oder Jan Kuck aus Jakubke geführt hatte, war mit 1000 Mann Raizen, darunter etwa 800 Reiter, in Zossen eingerückt, das durch Aussterben der Herrn von Torgaw erledigte Lehen des Königs Matthias. Von Herzog Hans waren 800 Mann, darunter 300 Reiter ebenfalls nach der Lausitz gezogen, und beide vereint hatten in nächstlichen Streifen bis vor Berlin einige zwanzig Dörfer auf dem Teltow und die Stadt Trebbin zum Hohn der ohnmächtigen Schlossbesatzung verbrannt. Obwohl diese Raitzen bei dem Plünderungszuge gegen Treuenbrietzen das Racheschwert des Vogtes von Trebbin 21/12. 1478 fühlten, schweiften sie verheerend weiter im Lande. Nach solchem neuen Einbruch erbat Balthasar von Schlieben 16/1. 1479 von der Stadt Brandenburg Geschütze für Schloss Trebbin, wegen des „grossen Schadens, Hon und smaheit, die auf diesem Ort Landes geschieht.“ Denn er hat nicht Büchsen, den Feinden die Strasse über Trebbin zu wehren, dass sie nicht auf der Zauche oder vor Brandenburg Schaden thun. Brissen Donnerstag vor Anthony (Riedel l. c. A. IX. 418). Albrecht meldete dem Herzog Wilhelm von Frankfurt 20/1 als neue Zeitung, dass dem Seleni in

*) Heffter (Urkundl. Chronik der alten Kreisstadt Jüterbogk. 1851.) Pischon (Urkundl. Geschichte der kurm. Stadt Treuenbrietzen 1871.) denken an räuberische Zigeunerhorden, die Raizen genannt wären.

der Woche zuvor zwischen Beelitz und Treuenbrietzen 46 reisige Pferde, bei Müncheberg 16, am Tage des Schreibens 17, im ganzen bereits 200 abgenommen seien, während jener dagegen nur bei Mittenwalde 13 Pferde und einige Trabanten gewonnen hätte (Priebatsch l. c.)

II. Als der Vogt Balthasar von Schlieben nachher seinen Schaden zusammen mit andern Ansprüchen anmeldete, entstanden ihm ärgerliche Verhandlungen, welche die Regierungsgrundsätze des Kurfürsten Albrecht Achilles und seine Schätzung des brandenburgischen Adels hell beleuchten.

Zu gesamter Hand war 20/1. 1473 Balth. von Schlieben und Ludwig Zeuschel, Sohn des Küchenmeisters Friedrichs II, beliehen, so dass, wer von beiden ohne Leibeserben stürbe, alle seine Güter dem Überlebenden hinterlassen sollte. (Riedel. B V. 139.) Als Ludwig Zeuschel kinderlos starb, setzten teils die Seitenverwandten ihre Erbfolge durch, teils hielt der Kurfürst die Hand auf dem Nachlass. In seinem Auftrage schloss in Giebichenstein 6/8. 1479 der Erzbischof von Magdeburg mit den Vertretern Balthasars von Schlieben, seinem gleichnamigen Verwandten, dem Domprobst von Lebus und Markus Kalow, Pfarrer zu Luckenwalde, einen Vergleich. Dem Kurfürsten sollten alle Lehen, die Ludwig Küchenmeister hinterlassen hatte, zur Verfügung stehen. Daraus sollte Schlieben das Haus in der Ringmauer zu Berlin, das einst die Kurfürstin Mutter bewohnt hatte, nebst Garten erhalten, für seine Ansprüche sonst, namentlich für Darlehen und erlittenen Kriegsschaden vor Beelitz, sollten ihm 1000 fl und Anwartschaft auf heimfallende Lehen im Werte von 1500 fl gegeben werden. (Riedel l. c. 313.) Nach Schliebens Auffassung war der ihm vorgelegte Vertrag zu seinen Ungunsten abgeändert (Riedel S. 365). Als er durch seinen Vetter Beschwerde erhob, kam aus der kurfürstlichen Kanzlei der kurze Bescheid 4/10. 1479, dass genau nach dem Vergleich verfahren wäre, Schlieben hätte nicht einmal die angeblichen Abweichungen bezeichnet. Die gleichzeitige Fürsprache der Herzöge Ernst und Albrecht, dass ihrem Manne Balzer von Schlieben nach Laut seines Lehenbriefes die Güter des verstorbenen Ludwig Küchenmeisters zu Berlin aus Gnade und nach Billigkeit zu Teil werden möchten, beantwortete Albrecht Achilles 14/10 ausführlich (Ried. S. 318.) Ulrich Zeuschel, Küchenmeister seines Bruders, habe in diesem Dienst rechtlich sein Vermögen erworben und 70 000 fl hinterlassen. Seine Tochter habe er an den Sohn Balthasars von Schlieben verheiratet und für seinen Sohn dessen Tochter bestimmt. Balthasar von Schlieben habe um Gesamtbelehnung mit den Gütern des Küchenmeisters in Schätzung von 1500 fl nachgesucht und nur angegeben, dass der junge Ludwig sein Schwiegersohn, verhehlt, dass er auch sein Mündel sei. Herangewachsen hat jener später erklärt, dass ihm damals sein Vormund vorgesprochen habe, was er sagen sollte. Da Balthasars Tochter ihn nicht heiraten wollte, verfügte er unter Widerruf seiner früheren Willensäußerung ein Jahr vor seinem Tode unter lehensherrlicher Bestätigung über sein Vermögen. Balthasar hätte der Einwilligung seiner Lehensvettern bedurft, auch die Heirat, auf welcher die Belehnung zur gesamten Hand sich gründet, ist unterblieben, der Wert der Hinterlassenschaft beträgt 12000 fl, der Angefällbrief aber lautet nur für 1500 fl. Über diese Summe ist der Bescheid erteilt, sowie über 1000 fl, die er dem Kurprinzen vor Beelitz dargeliehen hat mit

dem Verlangen, künftig keine Lehenwähr zu geben wie ein Bürger, sondern mit dem Heerschild zu dienen als Edelmann. Obgleich nur etwa 300 fl wirkliches Darlehen, das übrige Lehenwähr ist, so sind ihm 1000 fl zugestanden. „Er hat Bescheid erhalten, will er nicht wol kochen, so schick gein Speier und kaufe Nüsse und koch. Dabei thut ihm der Rauch in den Augen nicht weh.“

Die Vasallen in der Mark waren sonst von Lehenwähr frei (Fidicin Landbuch S. 33). In welchen Rang sie Albrecht einschätzte, ist hier zu sehen; ihren Adel sah er nach dem Massstabe, den man in Franken anlegte, nicht für voll an. Deshalb schrieb er 20/1. 1485*) an seinen Sohn, dass er zum Turnier keine Märker mitbringen sollte; denn auch dem von Stolberg habe man in Stuttgart die Teilnahme verweigert, weil nicht er noch seine Eltern in 50 vorangegangenen Jahren turniert hatten.

Schlieben reichte seine Rechtsauffassung 16/1. 1480 dem Markgrafen Johann ein (Ried. S. 333). Der Kurfürst habe ihn an seiner Ehre angegriffen und er würde gegen Seinesgleichen Antwort zu geben wissen, aber S. Gnaden weiss selbst, dass er nicht ist, was sie ihn nennt; denn er hat mehr Gnadenbeweise als andre Räte empfangen.***) Jetzt seit des Küchenmeisters Tod soll er ein Betrüger und Bösewicht geworden sein? Hans und Fritz Zeuschel, die seiner Enkel Erbe haben, haben keine grösseren Dienste als er erwiesen. Seine Forderung in Giebichenstein war: 1000 fl, die er für Belehnung zu gesamter Hand gegeben, sollten zurückgezahlt, 1500 fl in Lehen und 600 fl in Angefällbriefen gewährt, ausserdem Haus und Garten in Berlin verliehen werden. Dagegen zieht der ihm vorgelegte Vertrag die Gelder hinein, die vor Beelitz geliehen sind, sagt ein Angefälle von 600 fl zu, aber die 2500 fl sind auf die in ungewisser Zeit einkommende Landbede angewiesen. Deshalb möchte ein Zusatz gemacht werden, dass die beiden ihm verpfändeten Dörfer zu erblichem Besitz gegeben würden. Der Markgraf sagte sein Fürwort für Verleihung dieser beiden zu Trebbin gehörigen Dörfer oder eines Angefalles von 500 fl zu, so dass 3000 fl voll würden, wenn zuvor der Vergleich von Giebichenstein anerkannt wäre (Ried. S. 339). Ein neuer Ausgleich tauchte am Berliner Hofe auf mit der Erinnerung, dass der Kurfürst nichts zu Lehen giebt, was einmal für die Herrschaft eingezogen ist. Deshalb würde Peitz nur pfandweise zu überlassen sein, wegen des Hauses in Berlin nach dem Vertrage von Giebichenstein verfahren werden müssen. Dort wäre auch der Vorschuss für Beelitz und Trebbin behandelt, wie auch der Kriegsschaden. Doch wenn Schlieben davon genaue Rechnung vorlegte, möchte eine neue Grundlage gewonnen werden. Über das Küchenmeistersche Erbe bestimmt Ludwigs Testament. (Ried. 349.)

Von Anfang an mahnte der Kurfürst seinen Sohn, niemals auf Urzeit zu verleihen oder neue Freiheiten zu geben 16/10. 1470 (s. Meyer, Briefe etc.) Er mit seinen Brüdern hat dem Vater auf dem Totenbette geloben müssen,

*) Chrn. Meyer, Briefe des Kurf. Albrecht Achilles. (Zeitschr. f. preuss. Geschichte u. Landeskunde Bd. XIX. 1882.)

**) 1/5. 1476 will ihm Albrecht eine Armbrust schenken (Priebatsch S. 223).

nichts von dem, was er vererbt, zu Urzeit zu verkaufen oder auf Verfall zu verpfänden, oder wegzugeben Land, Leute, Städte, Schlösser, Grund und Boden. 24/1. 1483. Gebt nicht Angefälle fort, lohnt den Dienern mit Erb-töchtern, verkauft kein Erbe. Unser Kaiser verhadert, was er hat. Was man an Rente abgiebt, kommt das andre Jahr wieder, was vom Erbe weggegeben wird, fällt ganz aus. 22/6. 1485.

So hatte er von vornherein bestimmt, dass die Dörfer, die Ludwig Küchenmeister besessen, der Gemahlin Johans zugewiesen wurden (Priebatsch II. S. 565) und in dieser Sache die Richtschnur gegeben: Wenn Schlieben nicht Amtmann sein will, so soll ein anderer eingesetzt werden. Doch möge man ihm eröffnen, dass er und sein Sohn gern zu Mannen genommen würden. Wenn er einmal in wirkliche Not geriete, so hätte er mehr und bessere Güter zu verkaufen, als die kurfürstlichen Lehen. Jedenfalls müssten die erledigten Lehen Küchenmeisters behalten werden (S. 609). Zu dem Berliner Vorschlag äusserte er sich 7/5. 1480, dass er nicht geneigt sei, Balthasar von Schlieben, der betrüglich seinen Anspruch erworben und ihn verklagt hätte, Gunst zu erweisen, besonders weil er den Giebichensteiner Vergleich nicht anerkennen wollte. Ist man ihm 1000 fl schuldig, so bezahle man ihn. Will er nach der Schätzung Peitz übernehmen, so würde er sie so lange behalten, bis die Herrschaft Geld genug zur Einlösung hat, aber erblich soll er sie nicht haben. (Raumer cod. d. II. 49.) So bot der Markgraf 24/5. 1480 an, dass Schlieben die Pfandsumme für Peitz mit 6000 fl darlege, dann sollten ihm darauf noch 3000 fl verschrieben werden, so dass er mit den schon überlassenen Pfandgütern von 600 fl im ganzen zehntehalbtausend Gulden im Pfandbesitz haben würde. Doch müsste er dem niedergebrannten Kottbus Bauholz liefern und die künftige Einlösung versprechen. Als Schlieben kurzer Hand 25/5 dies Anerbieten ablehnte, wiederholte der Markgraf 27/5 die Meinung seines Vaters, dass auf dem Prozesswege die Entscheidung zu suchen wäre. (Riedel l. c. S. 346.)

Schlieben aber ging 25/11. 1480 an den versammelten Landtag in Berlin, dem er vortrug, dass er mit Ludwig Küchenmeister, weiland Burgsass in Berlin, laut Briefes vom Kurfürsten Albrecht im Gesamtlehen gesessen, auch rechtzeitig Lehnsfolge geleistet hätte und gebeten durch Markgraf Hans, den Bischof von Lebus, Gürgen Waldenfels, Nickel Pful u. a. m. dann noch durch die Herzöge von Sachsen. An sie hat der Kurfürst wieder geschrieben, was ihm Ehre und Glimpf antaste, dass er es dulden muss, ohne es bessern zu können. Der Landtag möchte sich dafür einlegen, dass die Lehen den Erben übergeben würden. Denn die Testamentsverwalter wissen, wie man mit ihm und seinem Sohne umgegangen ist, so dass manche lieber nichts damit zu thun hätten, weil man mit dieser Sache so grob umgeht. Auf die Fürbitte des Landtages wurde die Angelegenheit vom Markgrafen dem Bischof Arnold von Brandenburg übergeben (Raumer c. d. II. 49 ff.). Albrecht indessen beriet 18/12. 1480 seinen Sohn (Meyer, Briefe): „Will Balthasar seiner dron und groben Wort und verlogene Klage nicht aufhören, nim ihn bei dem Grind, wo er dir werden mag, und gedenk, wie . . . dir dein Brief wieder werde, den er uns und der Kanzlei leckerlich abgelogen hat. Und zerreist den Zettel, so ihr den gelesen habt.“

Endgültig einigte man sich 28/2. 1482 (Riedel A. IX 495) wegen der Lehengüter Ludwig Küchenmeisters, der Geldschuld vor Beelitz und Trebbin, sowie Kriegsschadens. Auf Amt Trebbin und Vogtei Beelitz wurde Schlieben und seinen Söhnen Hans, Otto und Martin 3000 fl verschrieben, dass sie bis zur Abzahlung der Summe jährlich 150 fl als Zinsen aus den Einkünften beziehen. Aus dem Amt Trebbin soll Schlieben sein Lehtag nicht entsetzt werden und seine Erben sollen es behalten bis zur Abzahlung des Kapitals von 3000 fl. Auf das erste ledige Lehen sollen sie einen Angefällebrief von 800 fl erhalten. Von Küchenmeisters Nachlass soll ihnen das freie Burggut in Berlin und dazu Küchenholz gegeben werden. Dagegen verzichtete Schlieben auf die übrigen Lehen Küchenmeisters und gab seinen Angefällebrief zurück, auch auf die 1000 fl für Belehnung und anderer Schuld wegen. Sie erhielten also 1300 fl mehr, als der Vergleich zu Giebichenstein bewilligte.

P. Schmidt.

Wanderfahrt des Märkischen Museums nach dem Scharmützelsee und dem Gräberfeld bei Wilmersdorf.

Von Dr. **Gustav Albrecht.**

Ein vielversprechender Sprühregen fiel hernieder, als verschiedene Mitglieder der Pflugschaft des Märkischen Museums am Sonntag den 3. September 1899 morgens den Zug nach Fürstenwalde bestiegen, um sich unter Führung des Geheimrats E. Friedel in die Gegend um den Scharmützelsee zu begeben und dort die auf der Ostseite liegenden Ortschaften, sowie das Gräberfeld bei Wilmersdorf (Kr. Beeskow-Storkow) aufzusuchen. Der Regen hielt die Fahrt über an und schien sich zu einem tüchtigen Dauerregen ausbilden zu wollen, schliesslich merkte Jupiter Pluvius doch wohl, dass der Forschungseifer der wetterfesten Wanderfreunde dauerhafter war als der dauerhafteste Landregen, er schob die Wolken durcheinander, und als man den Wagen zur Weiterfahrt bestieg, blinzelte die Sonne verschämt vom Himmel hernieder — es hatte aufgehört zu regnen.

Über das holperige Pflaster von Fürstenwalde rumpelte der Wagen, an der drallen Gestalt der Germania des Kriegerdenkmals, am verwitterten Rathaus und an der imposanten Domkirche vorüber gings auf die Spree zu, und nachdem die verschiedenen Brücken passiert waren, rollte das Gefährt in etwas weniger gehobener Bewegung die Chaussee entlang auf Ketschendorf zu. Ein interessantes Landschaftsbild breitet sich südlich von Fürstenwalde aus: rechts die dunklen Rauenschen Berge, gerade aus die Petersdorfer Höhen und daneben die Dubrow-Berge mit ihrer sattelartigen Einsenkung und links hinüber Wiesenland bis zur Spree, an deren Ufern sich Wald hinzieht, soweit man blicken kann. Über Ketschendorf mit dem neurestaurierten Herrenhaus und über Langenwahl, wo noch der vertrocknete „Rosenbaum“ stand, ging die Fahrt weiter am Fusse der Dubrow-Berge entlang bis Alt-Golm. Hier befindet sich ein grosses Pferdegestüt

welches dem Prinzen Aribert von Anhalt gehört, und ein schlossartiges Herrenhaus, welches der frühere Besitzer, der Pferdehändler Saloschin, erbaut hat. Ein kirchturmähnlicher Bau erhebt sich dicht bei dem Schlosse, aber er hat mit gottesdienstlichen Verrichtungen nichts zu thun, es ist der Wasserturm der zum Gute gehörigen Brennerei.

Bei Alt-Golm zweigt sich am Fusse der Lauseberge ein Landweg ab, der in gerader Richtung auf den Scharmützelsee zuführt.

Dürftiges Kieferngehölz breitet sich zu beiden Seiten aus, hin und wieder wechseln frischgrüne Kusseln mit dem dünnen, moosbewachsenen Stangenholze ab und an lichten Stellen überzieht das liebliche Heidekraut den dürren Sandboden mit einem farbenprächtigen Teppich.

So geht es eine Weile fort, die Scenerie bleibt dieselbe. Dann beginnt das Terrain zu steigen, die Kiefer rücken dichter zusammen und recken sich höher in die blaue Luft, und stille märkische Heide umfängt nun die Wanderer, bis das Unterholz sich wieder etwas lichtet und ein Vorwerk sichtbar wird. Es war gut, dass es geregnet hatte und nicht heiss war, an sonnigen Tagen dürfte dieser Sandweg von Alt-Golm bis zum Vorwerk Annenhof nicht gerade zu den Annehmlichkeiten einer Fusswanderung gehören. Bei Annenhof, dessen geschwärzte Trümmer von einem vernichtenden Brande erzählten, spürte man bereits etwas von der erfrischenden Brise, die vom See herüberwehte, bald kam auch der Schornstein der Ziegelei von Saarow in Sicht und die am Westufer des Scharmützelsees liegenden Höhen von Silberberg. Einige Häuser tauchen vor uns auf, ein bescheidenes Kirchlein, wir sind im Pieskow, hart am Ufer des Sees.

Pieskow, das rings von Wald umgeben ist, hat eine schöne Lage, ist aber nur ein unscheinbares Dörfchen, und die alte Fachwerkkirche sieht aus, als ob sie jeden Augenblick einstürzen wollte. Natürlich ist es noch nicht so weit, wir können ruhig eintreten und die wenigen Antiquitäten bewundern, die sie beherbergt. Die Kirche ist theils aus Fachwerk, theils aus Ziegeln errichtet und ringsum mit einer Blendmauer aus Ziegeln bekleidet; der Grundriss ist einfach rechteckig, die Chorseite durch drei Seiten aus dem Achteck geschlossen. Die Kirche ist auf den Grundmauern der früheren Feldsteinkirche erbaut und stammt vermutlich aus dem 17. Jahrhundert; auf der westlichen Dachecke erhebt sich ein niedriger Fachwerkturm mit einem geknickten Wetterhahn auf der Spitze. Dieser Glockenturm enthält zwei Glocken, eine neue kleinere aus dem Jahre 1851 und eine grössere, welche die Inschrift hat:

JOCHIM V. LOSCHEBRANT

LVDEWICH BOCKHOLTZ ME FECIT 1623.

Diese Glocke ist das einzige Erinnerungsstück, welches sich an die ehemaligen reichbegüterten Besitzer von Pieskow, die Herren von Löschebrand, im Dorfe findet. Das Innere der Kirche, welches sehr nüchtern und einfach ist, enthält ausser einem geschnitzten Altar und einem alten Taufstein nichts von Bedeutung. Kanzel, Gestühl und Emporen sind einfach grau gestrichen und ohne bildliche Verzierung. Der Altar zeigt drei von gedrehten Säulen eingefasste, offene Nischen, deren mittelste den gekreuzigten Heiland und die knieenden Gestalten des Johannes und der Maria enthält, während in den

beiden seitlichen Nischen Petrus mit den Schlüsseln und Paulus mit einer Hellebarde stehen. Die etwa 1 Meter hohen Figuren sind gut ausgeführt, ebenso die kleineren Gestalten der vier Evangelisten, welche sich mit ihren Attributen auf dem Deckbalken erheben. Ein verblasstes Gemälde des Abendmahls in der Predella und eine Grablegung im oberen Teile der Hinterwand bilden den weiteren Schmuck des Altars, der ausserdem mit Blattornamenten und Löwenköpfen verziert ist. Eine Inschrift an der Seite des Altars nennt als Verfertiger den Maler Daniel Schultz aus Colberg in Pommern, (DANIEL SCHVLTZ Colb. Pom. pinxit). Auf der anderen Seite stehen die „Kirchenväter“ verzeichnet: Barthel Caur, Hans Twaritz, David Rogan. Eine Inschrift auf einer Cartouche giebt Auskunft über die Zeit der Entstehung des Altars, sie lautet:

Haec Ara Anno
Christi 1661 die 24. Augusti
In honorem Dei erecta et die
prima Septembris precibus et verbo
divino inaugurata est.

Auf einer Cartouche der anderen Seite liest man folgende Inschrift:

Votum Ecclesiae
SANCTA TRIAS
firmo hanc Aram munimine eingat:
Et scivet pacis foedera SANCTA
TRIAS.

Die andere interessante Rarität der Kirche ist ein alter Taufstein von gedrungener Kelchform, welche auf ein hohes Alter hinweist. Leider ist der Taufstein durch einen dicken Belag von Kalk überkleistert, so dass man nicht entscheiden kann, ob er aus Ziegeln aufgemauert ist oder aber aus Sandstein besteht; vermutlich ist das letztere der Fall und der Kalkbelag verdeckt vielleicht ein interessantes Werk mittelalterlicher Steinmetzkunst.

Sonst findet sich nichts von Bedeutung in der Kirche, kein Bilder- oder Kranzschmuck belebt den grauweissen Putz der Wände, und vergebens sieht man sich nach irgend einem alten Erinnerungsstück aus früherer Zeit um, es ist nichts vorhanden. Schon Theodor Fontane, der die Pieskower Kirche, in den sechziger Jahren vermutlich, besuchte und nach historischen Erinnerungsstücken forschte, war sehr enttäuscht, hier nichts zu finden, was an die langjährigen Besitzer, die Herren von Löschebrand, erinnerte, aber der Küster wusste ihm doch wenigstens etwas von Grabsteinen mit Engelsköpfen zu erzählen und von einem Grabgewölbe und einem kupfernen Sarge mit einem Guckfenster oben drauf (Wanderungen durch die Mark Ausg. v. 1892 IV. S. 30 f). Heutzutage weiss man auch davon nichts mehr, wenigstens erinnerte sich der Lehrer Sebikow, der uns die Kirche zeigte, nicht, dass dergleichen Dinge jemals dort gewesen wären. Und doch haben die Löschebrands lange am Scharmützelsee herum gesessen. Rings um den See gehörten ihnen die Dörfer und die Waldungen, und auch der Scharmützel mit seinem Fischreichtum war ihr Eigentum, aber seit Anfang dieses Jahrhunderts sind die Löschebrands verschwunden und nur hier und da, wie in

Saarow und Neumühlen, lebt ihr Andenken in der Erinnerung des Landvolkes fort.

Pieskow, einst Schormeußel-Pietzke oder Biesigk genannt, gehörte um die Mitte des 16. Jahrhunderts den „Leschebranden zu Saarow“, welche im Jahre 1554 auch die dabei gelegene Wassermühle von den Hobecks zu Falkenberg durch Tausch erwarben (Wohlbrück, Lebus II. 446.) Bis gegen 1810 war das Gut in ihrem Besitz (Berghaus, Landb. II, 588), um 1850 war Gustav von Kühlwein (l. c. II, 619) Besitzer derselben und zur Zeit gehört es einem Herrn Herbig. Die Lage des Gutes am See ist prächtig. Von der Terrasse genießt man einen schönen Blick auf den nördlichen Teil des Sees, auf Saarow mit den davorliegenden Werlinseln, auf die steilen Anhöhen am Westufer und die weite glitzernde Fläche des Scharmützelsees, dessen weisse Wogenkämme Möven gleich über den Wasserspiegel dahinhuschen. Das gleiche Bild bietet sich dar, wenn man am östlichen Uferwege nach Diensdorf zu dahinfährt, nur verändert sich die Lage der einzelnen Punkte je nach dem Standpunkte, den man einnimmt. Saarow auf seiner Halbinsel bleibt immer sichtbar, ebenso die dahinter aufsteigenden Höhenzüge. Allmählich aber schiebt sich rechts daneben in den See hinein der kleine Vorsprung, auf dem Pieskow liegt, und nun kann man das grünumrahmte Dörfchen mit seinem schlichten Kirchlein und dem schmucken Gutshofe von der Seeseite aus betrachten. Weiter nach rechts hin liegt die erwähnte Pieskower Mühle, jetzt Theresienhof genannt, eine prächtige Besitzung mit herrlichen Parkanlagen und einem kleinen Herrenhaus mit kostbaren Möbeln; sie gehörte eine Zeit lang der bekannten Berliner Schauspielerin Ernestine Wegener.

Hinter Theresienhof befinden sich einige Mergelgruben, welche interessante „Aufschlüsse“ enthalten, indem hier neben dem Diluvium das Tertiär offen zu Tage tritt. Aehnliche Erscheinungen finden sich in noch ausgeprägterem Masse in den Thongruben bei Silberberg auf der Westseite des Scharmützelsees, und diese Beobachtungen haben unser Mitglied Oberlehrer Dr. Zache, der auch an der Excursion teilnahm, veranlasst, neue Erklärungen bezüglich der Entstehung des Scharmützelsees aufzustellen. Da das Seeufer rings um den See aus Diluvium besteht, während sich auf den Anhöhen Tertiär findet, so nimmt Dr. Zache an, dass der Scharmützelsee ein „Graben“ ist, d. h. ein Stück Erdrinde, welches herabgesunken ist, während in seiner weiteren Umgebung die Erdrinde stehen blieb. Man hat es also hier mit einer sogenannten „Verwerfung“ zu thun, bei welcher die Kräfte, die in der Erdrinde thätig sind und sich beispielsweise im Erdbeben offenbaren, noch in jüngster Zeit eine Umformung der Erdoberfläche zustande gebracht haben. Diese Beobachtungen Zaches sind von grosser Bedeutung und werden sicherlich ein ganz neues Licht auf die Geologie der Mark werfen, denn bisher nahm man an, dass bei der Thal- und Seenbildung in der Mark ganz allein die Schmelzwässer des grossen Inlandeises eine auswaschende Thätigkeit ausgeübt haben, während nunmehr den Kräften im Erdinnern ein bedeutender Anteil dabei zugeschrieben wird. (Man vergl. Archiv der „Brandenburgia“ Bd. V, S. 61 ff.)

Von Theresienhof aus verfolgte man den Fahrweg bis Diensdorf, wo eine längere Rast gemacht wurde. Bei Diensdorf genießt man einen sehr

hübschen Ueberblick über den nördlichen Teil des Scharmützelsees bis nach Saarow und Pieskow hinüber und auf die gegenüberliegenden steilen Sandhöhen bei Silberberg. Im Hofe des Gasthauses stand gleichfalls (wie in Langenwahl) der „Rosenbaum“ mit seinen vertrockneten Kränzen und Guirlanden, ein Ueberbleibsel des im Kreise Beeskow-Storkow und im angrenzenden Teil des Teltow sehr beliebten „Rosenbaumfestes“. Dieses Fest wird zur Zeit der Rosenblüte, also im Juni oder Anfang Juli, von der reiferen Dorfjugend gefeiert, indem der „Rosenbaum“ errichtet und um denselben herum getanzt wird. Der „Rosenbaum“, ein einfacher, in den Erdboden gepflanzter Mast wird mit Laubwerk und Geschenken (Bänder, Mützen, Tücher, Hosenträger, Lebkuchen, Cigarren) geschmückt und dann die Geschenke abgetanzt, wobei eine besondere Art des Tanzes in Anwendung kommt. Auf der Spitze des Mastes flattert ein Wimpel; bei dem „Rosenbaum“ in Diensdorf war über diesem noch ein hölzerner Vogel befestigt. Das Fest wird nacheinander in allen Dörfern eines Bezirks gefeiert, wobei die Bewohner der umliegenden Ortschaften in dem Festorte zusammenkommen. Das „Rosenbaumfest“, welches eine Zeit lang in Abnahme gekommen war, wird neuerdings wieder häufiger gefeiert.

Von Diensdorf aus schlugen wir eine östliche Richtung ein, um Wilmersdorf mit dem Gräberfeld zu erreichen. Bergan geht die Fahrt auf sandigem Wege, dürftiges Kieferngehölz fasst ihn zu beiden Seiten ein und Erika zieht sich in schmalen Streifen zwischen den moosigen Stämmen hin. Zufällig werfen wir einen Blick rückwärts und erstaunt wenden wir uns um — welch ein prächtiges Bild! Der Scharmützelsee in der Ausdehnung von Diensdorf bis Saarow liegt mit seiner waldigen Umrahmung unten vor uns, rings um ihn steigen die Anhöhen empor, bald blendend weiss, bald dunkelgrün, und zwischen ihnen eingebettet die silberglänzende blaue Flut des Scharmützelsees. Hier schaut Diensdorf und Radlow, dort Pieskow und Saarow hervor, und ganz hinten rechts bauen sich die Rauener Berge auf. Die Sonne, welche eine Zeit lang mit ihrem Strahlenglanze gegeizt hatte, tritt jetzt wieder hinter der Wolkenwand hervor und goldenes Licht flutet über Höhen und Schluchten, über Dörfer und See.

Bis Hartensdorf geht es auf sandiger Waldstrasse, dann biegen wir in die Chaussee ein und bald ist Wilmersdorf und damit auch das Gräberfeld erreicht. Die ungefähr 4 Morgen grosse Begräbnisstätte liegt hart an der von Wilmersdorf nach Süden führenden Chaussee und wird auf der Nordwestseite von einem kleinen Höhenzuge begrenzt, von dem sie früher durch einen breiten Sumpf getrennt wurde. Die Gräber liegen dicht nebeneinander, die Gefässe etwa einen Meter unter der Oberfläche in regelmässigen Steinpackungen, und zwar meist ein grösseres Gefäss nebst zwei oder drei Beigefässen in einem Grabe. Seit Entdeckung der Begräbnisstätte beim Chausseebau wurden an 400 Gräber geöffnet und mehr als 1000 Gefässe zu Tage gefördert, von denen sich ein Teil im Märkischen Museum, ein anderer im Museum für Völkerkunde und verschiedene Stücke in Privatbesitz befinden. Die Urnen weisen sehr verschiedene Formen auf, sind teils rötlich-braun, teils bläulich-grau gefärbt und enthalten gewöhnlich nur Knochenteile und Asche. An Beigaben sind bisher einige Steinbeile von verschiedener Form, etwa dreissig

Bronzenadeln von ungleicher Länge und mannigfacher Verzierung am oberen Ende, eine grosse Anzahl Bronzeringe, einige Bronzepfeilspitzen und ein Bronzekelt gefunden worden, entweder in der Asche oder oben auf der verdeckenden Schale des Gefässes. Bei der Excursion wurden keine Ausgrabungen vorgenommen, sondern nur einige verzierte, aber zerbrochene Gefässe und mannigfache Scherben, die herumlagen, gesammelt. Die Ornamente bestehen aus Strichen, die parallel laufen oder in Dreiecksform zusammengestellt sind, oder aus Fingernägeleindrücken und Tupfen, von Holzstäbchen herrührend. Nach Ornamenten und Formen zu urteilen, gehören die Gefässe dem Lausitzer Typus an.

(Ueber das Wilmersdorfer Gräberfeld vgl. Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthr., Jahrg. 1896, S. 126 ff. u. 1897, S. 223 u. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 90 u. 1899, S. 18 ff.)

Nach Besichtigung der Gräberstätte wurde noch dem nordwestlich gelegenen Alaunberge ein Besuch abgestattet, wo früher ein Alaunbergwerk betrieben wurde. Jetzt ist nichts mehr von den ehemaligen Stollen oder Gruben zu entdecken. Nähere Angaben über das Bergwerk finden sich bei Klöden, Beiträge zur mineral. und geognost. Kenntniss der Mark Brandenburg, Stück II, (1829), S. 65 f., bei Cramer, Beiträge zur Geschichte des Bergbaues in der Mark, Bd. 4, S. 2 f und bei Berghaus, Landbuch I, S. 102.

Ueber Wilmersdorf (wohlerhaltenes Runddorf), Pfaffendorf und Alt-Golm erfolgte die Rückfahrt nach Fürstenwalde.

Nachtrag.

Die Stelle bei Klöden lautet: „Lehmann erwähnt in der Vorrede zu seinem Werke von den Flötzgebirgen mit kurzen Worten; dass ehemals auch bei Beeskow in der Gegend der sogenannten Papen- oder Pfaffenberge eine Alaunsiederei bestanden hat, welche Nachricht Borgstedt mit denselben Worten wiederholt. Etwas ausführlicheres darüber habe ich nicht erhalten können; denn schon Lehmann sagt 1756, dass es lange her sein müsse, weil er ungeachtet alles Nachforschens keine weitere Nachricht davon habe finden können, ausser was die alten von Alaun steckenden Halden sowohl, als auch die alten Hütten und Gräben zeigen. Jedenfalls hat also dies Alaunwerk früher bestanden, als das Freienwalder errichtet wurde, und ist insofern schon für die Geschichte dieses Fabrikationszweiges in der Mark nicht unwichtig. Der ehemalige Physikus in Beeskow, Dr. Findekeller, hat, wie Lehmann erzählt, ehedessen an den bekannten Bergrat Henkel eine besondere Erde gesandt, welche derselbe dort gefunden, und welche sich fast wie reine Boraxerde verhalten; seitdem dieser aber verstorben ist, habe sich kein Mensch weiter darum bemüht. „Wollte Gott“, setzt Lehmann hinzu, „dass die Herren Physici jeder in seinem Kreise, sich fleissiger um die Naturgeschichte desselben bemühten; die könnten es am besten thun, wenn andre mit schweren Unkosten kaum dazu gelangen können; wie manche schöne Entdeckung würde dadurch an den Tag kommen, und würde bei Spatziergehen öfters vollbracht werden können, welches allezeit rühmlicher wäre, als wenn man

Solus et in sicca secum spatiatum arena.

Virgil.

Der gute Lehmann! — Wie würde er sich wundern, wenn er sehen könnte, dass sein an sich so natürlicher Wunsch auch jetzt noch, nach beinahe 80 Jahren, zu den frommen Wünschen gehört! Wie weit war er damit seiner Zeit vorangeeilt!

Wir kehren aber wieder zu unserm Beeskowischen Alaunwerke zurück. Erst vor kurzem ist es mir geglückt, in Erfahrung zu bringen, dass dieses Werk sein Alaunerz aus den noch jetzt so genannten Alaunbergen erhalten hat, einer Hügelgruppe, welche etwa 200 Ruten westlich von Wilmersdorf, anderthalb Meilen nordwestlich von Beeskow entfernt liegt. Die Tradition hat sich in der Gegend auch noch erhalten. Sind nun die bei dem benachbarten Pfaffendorf belegenen Hügel die Pfaffenberge, so stimmt diese Nachricht sehr gut mit der von Lehmann bezeichneten Gegend, wo das Werk gestanden haben soll. Mehr als dies vermag ich aber darüber nicht mitzuteilen. Jedenfalls ist damit ein neuer Punkt, der der Braunkohlen-Formation angehört, bezeichnet.“

Der durch den tertiärhaltigen Sand gegrabene Fahrweg scheint der alte Zuweg zu dem aus der Kurfürstenzeit stammenden vergangenen Alaunwerk gewesen zu sein.

E. Friedel.

Ein Streit der Stadt Eberswalde mit dem Herzog von Pommern.

Von Wilh. Ant. Wegener.

Nach dem Aussterben der Anhaltiner machten die Herzöge von Pommern Erbensprüche auf die Mark Brandenburg und hatten die Absicht, auch die Stadt Eberswalde mit dem hierzu gehörigen Landkreis, welcher später etwa dreissig Dörfer umfasste, ihrem Herzogtum zuzuwenden, wie dieses aus der folgenden Urkunde vom 27. Juli 1320 hervorgeht: „Wir Heinrich, von Gottes Gnaden Herzog von Schlesien und Herr von Fürstenberg und von Jauer, erklären allen, welche in diese Urkunde Einsicht erhalten, sie vorlesen hören oder selbst lesen, dass wir mit dem hochgeborenen Fürsten, dem Herzog Wartislaf von Stettin, einen Vertrag abgeschlossen und ihm ohne alle Arglist gelobt haben, dass wir demselben Herzog Wartislaf gegen alle diejenigen helfen sollen und wollen, welche jetzt leben, mit Ausnahme der in dieser Urkunde Genannten. Zuerst nehmen wir den König Ludwig von Rom (*Kaiser Ludwig IV.*) aus, ferner unsere Brüder, den Herzog Bernhard und den Herzog Bolko, den König von Böhmen, den König von Krakau und unsere Vettern, den Herzog Heinrich und den Herzog Bogislaf. Dann haben wir gelobt, was wir an Land, Festungen oder Städten bis heut auf diesen Tag eingenommen haben, das sollen und wollen wir selbst behalten, was wir aber hiernach an Land mit Gewalt oder mit Verträgen bekommen, das soll dem Herzog Wartislaf halb gehören, und wir geloben das mit ihm zu teilen, mit Ausnahme des Uckerlandes. Tritt aber der Fall ein, dass Herzog Wartislaf das Uckerland noch nicht bis auf diesen Tag eingenommen hätte und unserer Hilfe hierzu bedürfte, so soll er dasselbe Uckerland mit uns teilen. Wir haben auch gelobt, dass der Herzog Wartislaf vorweg die Stadt Eberswalde und alles das Land, welches hierzu gehört hat, erhalten soll. Wir geloben auch, dass wir dem Herzog Wartislaf mit gleich starkem Kriegsvolk auf dem Felde bei Mantel (*im Kreis Königsberg in der*

Neumark) zu Hilfe kommen sollen, wenn er dessen bedürftig ist, und dass wir Vorteil und Schaden zu gleichen Teilen bei Mantel nehmen sollen. Wir haben auch gelobt, dass, wenn der Herzog Wartislaf in dem Niederland (der Oder) unserer etwa bei Verträgen bedürfte, wir dann zu der Zeit ihm zu Hilfe kommen sollen, zu welcher wir hierzu beschieden werden, und auch so lange, als wir dort bleiben mögen, und was ihm dort an Land unterthänig wird, das soll er mit uns teilen. Wir geloben auch, wenn es also kommt und geschieht, dass wir bei diesen Verträgen etwa Meinungsverschiedenheiten hätten oder uneinig geworden wären, dann sollen diese vier Ritter hier von uns beiderseits, der Herr Albrecht von Hackeborn, der Herr Gebhard von Querfurt und der Herr Wedego von Wedel und der Herr Marschall Hennig Bär, in eine von den drei Städten Frankfurt, Krossen oder Neu-Landsberg einreiten und sie sollen innerhalb eines Monats dort nicht eher herauskommen, als bis sie uns die Angelegenheit gänzlich entschieden und in Richtigkeit gebracht haben. Sollten wir von den vier Rittern keine Entscheidung bekommen, so sollen wir Fürsten hiernach innerhalb eines Monats in dieselbe Stadt zu denselben Rittern beiderseits, jeder Herr mit zwölf Rittern und Knechten, einreiten und nicht eher wieder herauskommen, als bis wir eine endgiltige Entscheidung erhalten. Wir haben auch gelobt, dass wir uns mit keinem Fürsten noch Herrn ohne des Herzogs Wartislafs Willen und Wort vereinigen sollen. Und auch das ist gelobt worden, dass der Herzog Wartislaf mit dem Herrn Luther von Schreibersdorf über dessen Gut in Güte sich auseinandersetzen soll. Diesen Vertrag stät und fest zu halten, haben mit uns unsere Ritter und Knechte, der Herr Albrecht von Hackeborn, Gebhard von Querfurt, der Herr Luther von Schreibersdorf, Wedego von dem Sack, Hermann Buch, Kunz von Zedlitz, Heinrich von Ditmersdorf, Siegfried von dem Sahr und Otto von Lossow, gelobt und sie haben deshalb diese Urkunde mit unserem Siegel vollzogen. Diese Urkunde ist ausgestellt in Frankfurt am Sonntag nach dem Sankt Jakobstag im Jahr 1320 nach Gottes Geburt.“

Da die Herzöge von Pommern ihre Erbansprüche damals nicht wirksam durchführen konnten, so blieb Eberswalde eine märkische Stadt. In späterer Zeit aber hätte ein Streit, welchen die Eberswalder mit dem Herzog von Pommern hatten, leicht Veranlassung zu einem Kriege der Pommern gegen die Mark geben können, wenn nicht die Vermittlung des Markgrafen Jobst und ein Vertrag die drohende Gefahr noch rechtzeitig abgewandt hätten. Auf der Oder unterhalb von Oderberg hatten die Eberswalder den Garzer Bürger Lorenz Staffelde gefangen genommen und ihm das Seine in Beschlag gelegt, und der Herzog von Pommern, an welchen sich die Garzer mit ihrer Klage wandten, wollte die Stadt Eberswalde deswegen in Strafe nehmen. Da erliess der Markgraf Jobst an die Ratsherren von Brandenburg, Berlin, Kölln, Frankfurt und Strausberg und noch an andere Städte folgenden Befehl: „Jobst, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg und Herr von Mähren. Ehrbare und liebe Treuen. Was die Sache betrifft, dass der von Stettin unsere Bürger in Neustadt (Eberswalde) schwer bedroht, so ist es unsere Meinung und befehlen wir auch ernstlich, dass ihr hinreitet, mit dem von Stettin euch hierüber zu beraten, und mit ganzer Sorgfalt versucht, einen Vergleich herbei-

zuführen, welcher bis zu unserer Ankunft die Forderung und Angelegenheit in Güte beilegt. Könnt ihr aber dieses nicht zuwege bringen, so befehlen wir euch ernstlich und wollen, dass ihr denen von Neustadt, unseren Treuen, helft, so sehr die von Garz dagegen zu bedrohen, als sie die unseren bedrohen. Denn es ist doch offenbar, dass wir und die unsrigen mit Recht eher drohen sollten, als der von Stettin. Auch haben wir an den Edlen Leopold von Bredow, geschrieben, welcher mit euch dorthin reiten soll, und wir bitten euch noch einmal sehr, dass ihr auf diese Sache Sorgfalt verwendet, wozu wir Vertrauen zu euch haben. Und was euch das Beste in der Sache scheint, das thut und lasst euch hieran nicht hindern. Ausgestellt in Brünn am Sonnabend nach dem Sankt Egidiiustag.“ Hierauf kam es zu einer Einigung, in welcher im Jahre 1398 die Garzer Ratsherren ihren Dank den Ratsherren von Eberswalde aussprachen, dass Staffelde aus seiner Gefangenschaft befreit sei, und das Versprechen gaben, niemand mehr deswegen gerichtlich zu belangen.

Die vollständigere Sicherstellung gegen die Pommerherzöge verdankt Eberswalde dem Kurfürsten Friedrich I., welcher dieselbe durch die Eroberung von Angermünde herbeiführte. Im Jahre 1420 nahm der Kurfürst Angermünde ein, der Herzog Kasimir von Stettin und der Bischof Magnus von Kammin rückten jedoch mit Hilfe des Bannerherrn Kordebuk gegen Morgen durch das bei dem Schloss gelegene Thor in die Stadt, da der Kastner der Herzöge von Stettin das Schloss noch innehatte. Nun kam es in der Stadt zum Kampf und der Kurfürst Friedrich siegte, trieb den Herzog und den Bischof aus der Stadt und nahm den Feinden, welche hierbei die Ritter Detlef von Schwerin und Peter Trampe und sechzig Gewapnete verloren zweihundert Gefangene und vierhundert gesattelte Pferde ab. Wegen dieser Siegesnacht liess Friedrich durch Günzel von Bartensleben dann Hasso von Bredow, Bernd von der Schulenburg, Achim von Bredow, Matthias von Uchtenhagen und Ludolf von Alvensleben zu Rittern schlagen. Der Friede wurde nach diesem Kriege am 25. Juli 1421 in Eberswalde abgeschlossen.

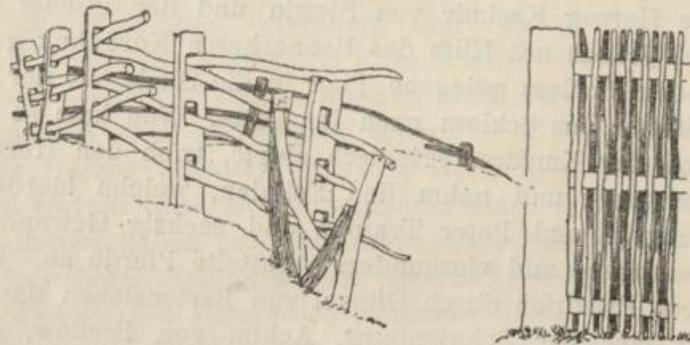
Kleine Mitteilungen.

Reiszaun, Spriegelzaun, Rickzaun. Da in manchen Dörfern der Mark die alten Zäune bereits ganz verschwunden sind, wie sie früher allgemein üblich waren und sicher lange Jahrhunderte hindurch, so ist es gut, sie dem Gedächtnis zu erhalten da, wo sie nicht mehr vorhanden sind. Es gab früher bei uns, das heisst bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts hinein, allgemein drei Arten Tüne, nämlich den Riestun, den Schpröeltun und den Ricktun.

Der Riestun wurde und wird so einfach mit Hilfsmitteln der Mutter Erde hergestellt, dass er wahrscheinlich ebenso oder ähnlich schon im grauen Altertum, selbst in vorgeschichtlicher Zeit mag hergestellt worden sein. Er wurde jemoekt von Wieden oder von Elsenschlieten. Diese wurden eingeflochten und in eschprölt um die Pale oder Stäken. Die Pale waren

eine Klafter hoch. Der Riestun machte sich am schnellsten, weil die Leute die Schlieten gleich überall so hernehmen konnten, damals als noch überall in den Niederungen Busch war. Sie hackten oder brachen sie zum Verflechten gleich überall von den Sträuchern ab. Schlieten sind die Utschötte. Die Riestüne wurden meist im Dorfe und beim Dorfe an den Wegen angelegt. Der Riestun ist vielfach bereits ganz verschwunden. Er bestand aus einem Geflecht von Reisig zwischen Pfählen.

Beim Schpröeltun sind 4—5 Fuss hohe Pöle. Diese werden durch drei Ricken in die Länge medenand verbunden. Die Ricken, jetzt mit Nägeln befestigt, wurden ehemals mit Werften oder Wieden an die Pöle festgebunden, und dann wurden von bone oder tingen die Schpröle rinjestäken und dörchjetrekt, und die einzelnen Schpröle nebeneinander geschoben. Die Pöle dürfen nicht weit auseinanderstehen, sonst hat der Wind zu grosse Gewalt gegen den Zaun. Der Riestun machte sich viel schneller als der Schpröeltun, weil die Schpröle erst utjeputzt und dörchjesäd werden müssen.



Beim Ricktun sind die Pöhle etwa 4 Fuss hoch, und 10 Fuss utenenga. Zwischen den Pöhlen liegen der Länge nach die Ricken. Es war in der Zeit des alten Hirtenwesens ein Unterschied bei der Herstellung der Ricktüne. Wenn der Ricktun immer stehen blieb, z. B. bei den Nachtbuchten der Pferde, dann hatte jeder Pöhl drei Löchere, darin lagen die Ricken. Wenn aber der Ricktun nur zeitweise aufgestellt wurde, z. B. an den Seiten einer Drift zum Schutz für die Äcker in der Zeit der Viehtrift, wo das jrote und kleene Veih in grosser Heerde vorbeikam und dann später der Ricktun wieder weg sollte, so wurden die Ricken nur mit Werftenwieden an den Pöhlen festgebunden.

Von den Zeichnungen zeigt die linke einen Rickzaun von einer Viehkoppel aus der Westpriegnitz, woselbst das Vieh noch im Freien weidet, die rechte einen Spriegelzaun aus dem Kreise Teltow.

W. v. Schulenburg.

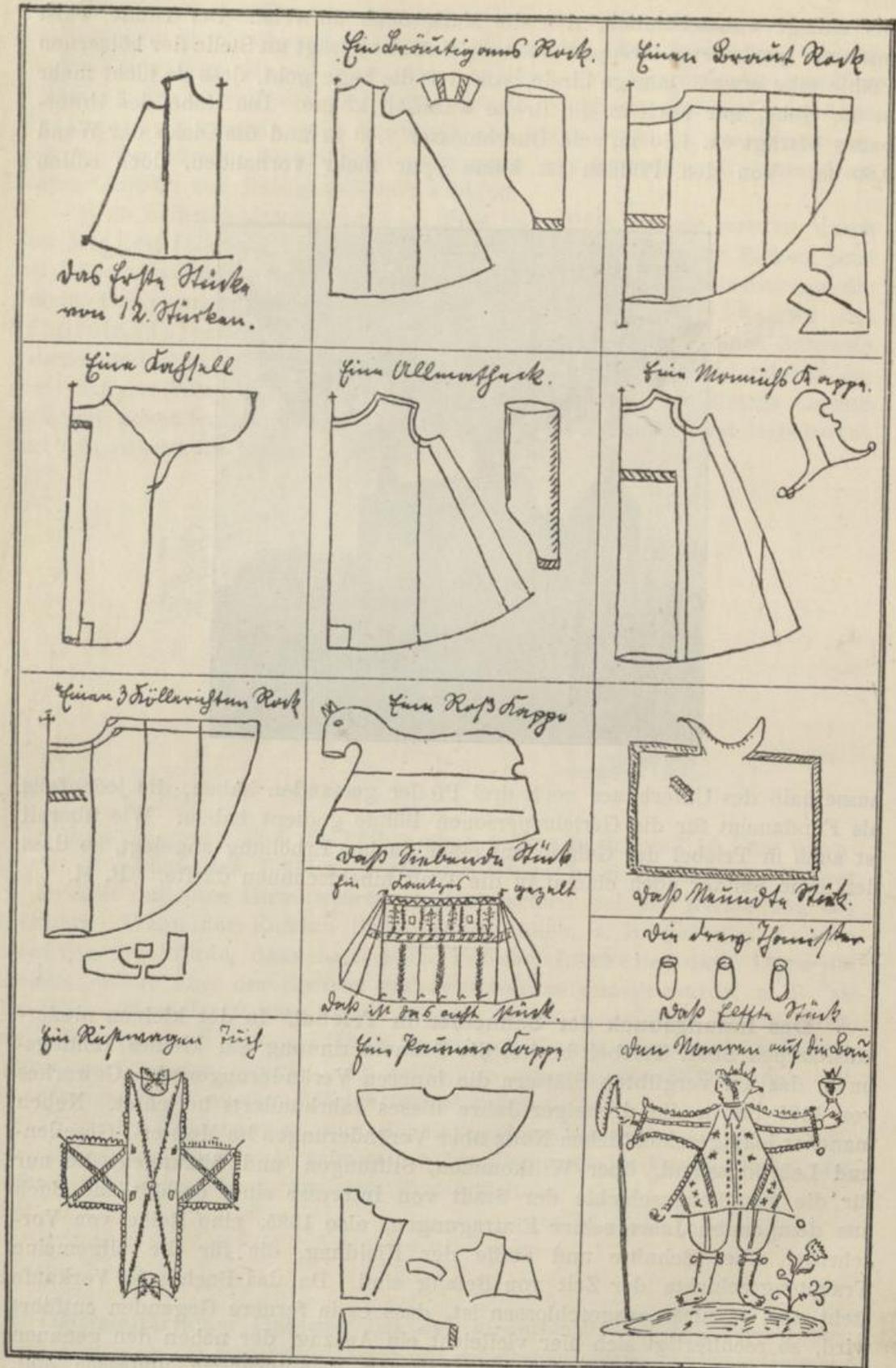
Mittelalterlicher Galgen. Bei der niederlausitzer Stadt Triebel befindet sich noch ein verhältnismässig gut erhaltener mittelalterlicher Galgen,

der einzige wahrscheinlich, den die Mark noch aufweist. Der runde, einst mit einer gemauerten Treppe versehene Unterbau trägt an Stelle der hölzernen Pfähle eine etwa 30jährige Linde, von der die Sage geht, dass sie nicht mehr in die Höhe, nur noch in die Breite wachsen könne. Die Höhe des Unterbaues beträgt ca. 1,80 m, sein Durchmesser 2,10 m und die Dicke der Wand 0,80 m. Von den Pfählen ist keine Spur mehr vorhanden, doch sollen



ausserhalb des Unterbaues noch drei Pfeiler gestanden haben, die jedenfalls als Fundament für die Gerichtspersonen-Bühne gedient haben. Wie überall ist auch in Triebel der Galgen auf einer flachen Erhöhung angelegt, so dass der arme Sünder noch einmal in die Welt hineinschauen dürfte. R. M.

Das Innungsbuch der Schneider in Triebel. In der kleinen niederlausitzschen Stadt Triebel besitzt die Schneiderinnung ein kleines Innungsbuch, das auf vergilbten Blättern die inneren Veränderungen des Gewerkes von 1595 bis in die dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts berichtet. Neben mancher lokalgeschichtlichen Notiz über Veränderungen im Meister-, Gesellen- und Lehrlingsstand, über Willkommen, Stiftungen und Sitzungen, die nur für die Familiengeschichte der Stadt von Interesse sind, enthält das Buch aus dem ersten Jahre seiner Eintragungen, also 1595, eine Reihe von Vorschriften über Schnitte und Stoffe der Kleidung, die für die allgemeine Trachtengeschichte der Zeit von Belang sind. Da das Buch zum Verkaufe steht und es nicht ausgeschlossen ist, dass es in fernere Gegenden entführt wird, so rechtfertigt sich hier vielleicht ein Auszug, der neben den genauen Abbildungen auch einige der beigegebenen Erläuterungen umfassen soll.



(Aus dem Innungsbuch der Schneider in Triebel. Alle 14 Tafeln auf 1/4 verkleinert.)

Um von dem übrigen Inhalt, der nicht über die in Innungsbüchern üblichen Ausdrücke hinausgreift eine Probe zu geben, mögen hier wenige Stellen angeführt werden.

So heisst es vom Jahre 1756 „Nachdem Mstr. Erdman Gottlieb Bube seiner Materien bey offener Lade und Versammlung des ganzen Gewerks Wohl Verrichtet, auch dass was andere gethan, richtig entrichtet, So ist ihm Von einem gantzen Gewerk dass Mstr.-recht Bei offener Lade zugesprochen“ oder es wird über „Ein Schreibung derer Schillder“ berichtet: „Anno 1764 Johann Adam Puch. Ein Schild an den willkommen 4 gr.“ was im nächsten Jahre schon 8 gr. kostete. Über die Einrichtung eines Willkommens (d. h. eines Zunftbechers) berichtet 1720 das Buch: „Anno 1720 Ist von einem Löbl. Gewerk ein Meister Willkommen gestiftet und verfertigt worden mit der Kondition, dass ein jeder junge Meister oder Lehr Junge ein silbern Schild zum wenigsten pro 8 sgr. an hengen soll.“

Das grösste Interesse erfordern jedoch die mit einem Pinsel schwarz aufgemalten Bilder (Siehe Tafel), denen folgende Erläuterungen vorangeschickt sind: Vertzeichniss, wass Ein Erbahr Handwerck, und Löbliche Zeche der Schneider, auch nach Vermöge der privilegia, zum Meister-recht geordnet, vndt dasselbte von wort zuvor Verzeichnet vndt nach Billigkeit aufgeschrieben haben, ist wie folget, alss Erstlichen, zu Einem Thomaschken*) Bräutigamss Rock, datzu Kommen Vier Zelgen Ellen 7 Viertel Langk, 9 Ellen die weitte, Umb den Halss viert Halbe Viertel weit, Umb die Arm Tücher 1 Elle weit, die Ermel an der Lenge 5½ Viertel Lang.

Zum Andern, von Karthecke (?) Einen Ebrlichen Brautrock, darzu Kommen acht undt zwanzigk Ellen Kartgricks (?), der Rock, 7 Viertel Langk, vndt Elf ellen weit Kommen 25 Ellen Zum vnnterrocke (?), Zu der gestalt vndt Zum Ermeln 3 Ellen Kartgoeke (?), die gestalt 2½ Viertel Langk 3½ Ellen im Ausschnitte 5 Viertel die weite, die Ermel ½ Elle Langk.

Zum Dritten, Eine Kasel, von Samet gemacht, darzu Kommen 9 Ellen, zu der Kasel 6 Ellen Zum Strahlen vndt Klotzern 3 Ellen 9 Viertel vorne an der Lenge, der ausschnitt aber, umb den Halss 5 Viertel weit.

Zum Vierdten, Zur Almetag**), dazu Kommen 16 Ellen Sachs Viertlige Leinewadt, 3 Ellen Langk, 7 Ellen weit, Unten Herumb, vmb den Halss 4½ Viertel, die Ermel an der Lenge 6 Viertel Langk, die Armlocher aber 6 Viertel weitt.

Zum Fünfften, Zur Mönliches Kappe gehören 16 Ellen gegangen tuch, die Kappe 2½ Elle Langk 7 Ellen weit Zum vnntersten Corpus 10 Elen gegangen Tuch, Zu den Ermeln aber, 3 Ellen die Ermel 6 Viertel Langk vndt Tuches (?) weit, 7 Viertel die Armlocher, Zu der Obersten Kappen, 3 Ellen, vndt 5 Viertel Langk, im Viesier aber 1 Elle weit, vnnter dem Krünne (?) ½ Viertel Langk.

Zum Sechsten, zum drey Köllerichten Vriesser***) Rocke, darzu gehören 10 Ellen Schöpp-Tuch 2½ Ellen Lang Elfzolen weit 3 Ellen,

*) Vielleicht damastenen?

**) Schreibt sich auf der Zeichnung „Allmatheck“. Vielleicht Dalmatica?

***) Priester? oder friesier-friesischem?

zum Ermeln 7 Ellen, Zum Rocke 6 Viertel die Ermel Langk, die ärm-Locher 7 Viertel weit 1 Ele Vmb den Halss $3\frac{1}{2}$ Viertel Händen über achssel die Breite, forne die Köller eine Halbe Ellen Breit.

Zum Siebenden, zur Ross Kappe gehören 12 Ellen Tuch, $3\frac{1}{2}$ Ellen Lang 10 Ellen, die weite, die Kappe forne 3 Viertel Langk, vmb die Schürtze 3 Viertel weit, forne vor dem Buge 5 Viertel Langk.

Zum Achten Eine Sattel decke, von Schepltuch gemacht, darzu gehören $4\frac{1}{2}$ Ellen, 2 Ellen Lang, Hinderm Sattel $3\frac{1}{2}$ Viertel Langk vorm Sattel 3 Viertel die Lenge, anderthalb Viertel Zwischen Sattel.

Zum Neundten, Zum Gantzen gezelt, gehören Hundert vndt Vier-unsiebzehntzig Ellen Zwillich, Zum Obersten Corpus Commen Neunzig Ellen Zwillich Zum Vnttersten Schortze, gehören Siebzehntzig Ellen 9 Ellen Hals das gantze gezelt, der Oberste Corpus, 6 Ellen die Höhe, Achtundzwanzig Ellen die weite, der Vnterste Schortz, 3 Ellen Hals, Sechsendreissig Ellen die weite, die Stange $10\frac{1}{2}$ Ellen Hals anderthalb Elle in die Erde.

Zum Zehenden, zum Rüstwaagen gehören 20 Ellen Landttuch, der waagen 7 Ellen Langk, auss den seiten über die Brücken, 3 Ellen Tuch, Hinden Vndt forn über die Collen, 3 Ellen Tuch, oben über das Geschirdel 14 Ellen Tuch.

Zum Elfften, zu 3 Thanistern*) gehören, 3 Ellen Leinewadt, die Elle aber 6 Viertel Breitt.

Zum Zwölfften, dem Pauwer hinter pfluge gehören 4 Ellen, 7 Ellen, Breite Leinewadt

Zum dreitzehenden, dem Narren gehoren auff die Bahn, 7 Ellen Gegangen Tuch, die Cappen vmb den Halss Eine Ellen weit etc.

Auff diese beschriebene Posten sind zu mehrer Erzeugniss vndt zu Beglaubigunge dessen Alss Zeugen Vnterzeichnet worden, alss nembliche Ambrosius Halm. Hanss Stortz. Pauly Richter. Hanss Preussner.

Christoff Horn.

Im July, Anno 1595.

Nur unbeholfen hantierten die braven Meister die Feder; das erkennt man an der selbst in demselben Satze wechselnden Orthographie. Aber für den Kulturhistoriker sind darum ihre Aufzeichnungen nicht wertlos. Eröffnen sie uns doch einen Blick in das Innungsgetriebe des 16. Jahrhunderts, als schon begonnen war, alle Thätigkeit nach kastenartigen Voraussetzungen einzuzirkeln. Der „Pauwer“ und der Narr stehen nicht ohne Beziehungen zu den Strömungen ihrer Zeit so eng bei einander und als letzte in der Reihe.

R. M.

Bücherschau.

Josephine Freytag. Rückblicke auf den botanischen Garten zu Berlin. Im Auftrage des Ausschusses zur Erhaltung des botanischen Gartens. 1899. Selbstverlag der Verfasserin.

*) Tornistern?

Frohe wie trübe Ereignisse finden stets, zumal in der Gegenwart, ihren Wiederhall durch reichliche Erörterung in der Presse; da ist es nicht zu verwundern, dass der unsrem Berliner botanischen Garten drohende Schicksalsschlag eine kleine Litteratur von Derartigem ins Leben gerufen hat. Mitten hinein in die Traurigkeit sothaner Dinge führt uns die vor kurzem erschienene Schrift der Verfasserin, welche Berlin als ebenso kenntnisreiche wie unermüdete Botanikerin, zumal auf dem Gebiete der Pilzkunde, nicht minder aber auch als Verfechterin volkstümlicher Heilkunst kennt. Diesmal begegnen wir ihr auf einem Felde praktischer Werkthätigkeit, auf dem sie, unerschrocken einherschreitend die für das Gemeinwohl erspriesslichsten Lanzen bricht. Wo Männer entweder schwiegen oder nur elegischen Stimmungen in matter Resignation Ausdruck zu geben wagten, da scheut sich diese Dame nicht, mit schneidigem Realismus den Finger auf eine schmerzvoll blutende Wunde zu legen. Zu einer wenn auch schwierigen, ja Vielen unmöglich scheinenden Heilung derselben möge ihr, der Heilkundigen, ein gütiges Geschick mit Energie und Verständnis beizutragen, die Kraft geben.

Klein, aber inhaltsvoll — darf man von dieser nur wenige Bogen starken Broschüre sagen. Was aus derselben hervorleuchtet, ist warme Liebe der Mitbürgerin für das Wohl und Wehe der Stadt, die ihr zur zweiten Heimat wurde, dabei ein überaus lebendiges Naturgefühl für die Reize der Vegetation, zumal der in den Dienst der Menschheit getretenen; aber turmhoch über diesen Tendenzen einer begabten Jüngerin Floras erhebt sich das starke Rechtsgefühl und die unerschütterliche Wahrheitsliebe der Menschenfreundin, die sich, wenn auch auf engerem Felde wirksam, bewusst ist, dass jeder Fussbreit Berliner Bodens den Charakter hochpotenzierter Bedeutsamkeit an sich trägt. Wer hätte wohl in der Busch und Flur durchstreifenden, pilzsammelnden Waldgängerin, auch bei voller Voraussetzung sonstigen Verdienstes, eine so ernst empfundene und zugleich so scharf pointierte Empfindung für Recht und Bürgerwohl vorauszusetzen gewagt?

Alles in allem bleibt die juristische Festlegung der Sachlage Hauptinhalt des Büchleins. Es ist manchmal nicht ganz leicht, auf vielfach sich kreuzenden, oft wirren Pfaden lokalgeschichtlichen Thatsachen, bis in die joachimische Zeit zurückreichend, zu folgen, deren erste Klarlegung ein gewaltiges Quellenstudium zur Voraussetzung hat. Vollkommen neue Gesichtspunkte gehen hieraus hervor und eine schwache Hoffnung auf trotz alledem noch mögliche Rettung dämmert vor uns auf am Fuss ehrwürdiger schwer von der Axt bedrohter Bäume.

Schön und patriotisch ist der hier ausgesprochene Gedanke, es möge durch Fallenlassen der Vernichtungsvorschläge und durch Wandel in der Bestimmung der Baumbestände, in ihrer Umgestaltung zu einem „Kurfürstentpark“ dem statuarischen Denkmal des Begründers von Preussens Grösse ein zweites, seinen Neigungen vielleicht noch entsprechenderes auf der Grenzmark zwischen der alten Stadt Berlin und der neuen Stadt Schöneberg würdig zur Seite gestellt werden.

Weitere Analysierung des Inhalts der Freytagschen Schrift erscheint überflüssig. Es wird niemand gereuen sich mit dem Original bekannt gemacht zu haben, dem, wie zu verraten erlaubt sein mag, noch ausführlichere Details aus

gleicher Feder sich überzeugend anreihen werden. Inzwischen hängt immer noch das melancholische Gewölk gartenfeindlichen Niedergangs als Schreckgespenst über einer uns Berlinern so teuren Stätte, während wir, geduldiger als diese, uns in die Seele der Pariser hinein denken, denen man etwa ihren nicht viel älteren Jardin des plantes nehmen wollte. Unterdes wachsen jenseit der villenumkränzten Steglitzer Anhöhe bereits die Gipfel der Dahlemer Alpen munter in die Höhe. Auch für zwei botanische Gärten, den alten wie den neuen, würde ja wohl Platz sein auf Berliner Erde. Nicht wahr Fräulein Freytag?

Scharfenberg, 11. Oktober 1899.

Carl Bolle.

Ascherson und Graebner. Flora des Nordostdeutschen Flachlandes Berlin, Verlag von Gebrüder Bornträger 1898.

Inbetreff dieses für die Botanik unserer Heimat so überaus wichtigen, von uns bereits mehrfach besprochenen und gewürdigten Buches, mag, anstatt weiterer Analyse, die Nachricht jetzt erfolgter Vollendung genügen. Der stattliche Band giebt in seinen beiden letzten Lieferungen eine gediegene Übersicht jener langen Reihe von Pflanzenfamilien, die von den Ahornen zu den Compositen reicht. Er schliesst mit einem sorgfältig zrsammengetragenen Register wendischer Benennungen. Wenn der Liebhaber vaterländischer Vegetation darin mit Vergnügen einen Beweis von der Reichhaltigkeit letzterer finden wird, so leitet ihn diese Flora in ebenso anschaulicher als leicht fasslicher Weise auf den Weg, der rationell betreten, zu einer sicheren Kenntnis des uns heimatlich umgebenden Grüns führen wird. Vor allem lässt sie uns dieses in dem gegen sonst scharf und grell gewordenen Lichte des gegenwärtigen, weit vorgeschrittenen Standpunktes der botanischen Wissenschaft gewahren. Der volle Dank, welcher den Verfassern von dem dabei interessierten Publikum geschuldet wird, möge und wird sich durch Verbreitung und Benutzung des von ihnen geschaffenen Werks in den weitesten Kreisen thatkräftig bekunden.

Carl Bolle.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

7. (5. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 9. September 1899.

Besuch der Berliner Gobelin-Manufaktur von W. Ziesch & Co.
Berlin SO., Bethanien-Ufer No. 8.

Die Gesellschaft versammelte sich in dem hohen Parterre-Raum, wo vier bis zur Decke reichende Gobelins aufgestellt waren. Hier ergriff der II. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel das Wort. Er sprach für die freundliche Einladung den Dank der Gesellschaft aus und schilderte die Schicksale der Gobelinfabrik in Paris, welche er zu drei verschiedenen Zeiten zu besuchen Gelegenheit hatte, und die zur Ausstellung 1900 in vollstem Glanze stehen soll, sowie die Anfänge der brandenburgisch-preussischen Gobelinweberei zu Berlin im 17. und 18. Jahrhundert.

Nun ergriff Herr Historienmaler Konrad Astfalck das Wort zur Erklärung der ausgestellten Teppiche. Zwei von ihnen waren schon restauriert. Einer dieser war von Pierre Mercier im Auftrage des Grossen Kurfürsten gewebt worden und stellt die Schlacht von Wolgast vor. Die Lichter sind mit Silber erhöht. Der dritte Teppich gehört Sr. Majestät dem deutschen Kaiser, auf ihm ist der Triumph des Petrarca abgebildet. Er stammt aus der italienischen Renaissance. Der letzte endlich gehört dem Berliner Kunstmuseum. Er gehört zu denen, zu welchen Raffael im Auftrage des Pabstes Leo X. in den Jahren 1515 bis 1516 die Kartons gezeichnet hat. Er zeigt eine Scene aus dem Neuen Testament.

Darauf begab sich die Gesellschaft in das erste Stockwerk, um die technischen Kunstgriffe zu besichtigen. Die Gobelinweberei wird durch ausgebildete Künstlerinnen geübt, und ebenso geschieht auch die Ausbesserung unter möglichster Erhaltung des Vorhandenen. Das Weben ist höchst zeitraubend. Auf die Rückseite des dichten Kettengewebes wird das auf durchsichtigem Papier gezeichnete Muster des farbigen Originals gelegt, auf die Kette übertragen und dann jede Farbe in

Schlussfäden vermittelt kleiner Spulen aus freier Hand eingezogen. Neben der Anfertigung neuer Teppiche wurde auch das Ausbessern schadhafter Stellen an fertigen Teppichen beobachtet. Es geschieht dies, indem in die Lücke eine neue Kette eingesetzt, und in diese ebenso wie vorhin der Einschlagfaden gezogen wird. Nach einstündigem Verweilen begab sich die Gesellschaft nach dem Deutschen Hof in der Luckauerstrasse, wo Herr Astfalck einen Vortrag zur Geschichte der Gobelinmalerei hielt. Schon den Babyloniern war die Bildweberei bekannt, und über Egypten drang dieselbe nach Westen vor. In einer egyptischen Grabkammer hat man einen Stoff gefunden, welcher nach dem Ausschmelzen 36 Pfund Gold ergab. Durch die Kreuzzüge kam die Teppichweberei nach Frankreich und Belgien. Jean Gobelin gründete in Paris in der Mitte des 15. Jahrhunderts eine Wollfärberei. Seine Nachfolger setzten dies fort und gründeten dazu im 16. Jahrhundert eine Teppichfabrik, welche Ludwig XIV. ankaufte. Als Staatsanstalt besteht die Fabrik bis auf den heutigen Tag. Nach Berlin berief der Grosse Kurfürst einen holländischen Webermeister mit 9 Gehülfen, die hier 74 Gobelins anfertigten, zu denen die Prachtstücke im Hohenzollern-Museum (Monbijou) gehören. Seit 150 Jahren aber ist der Zweig der Manufaktur vollständig erloschen. Erst 1879 wurde die alte, edle Kunst durch die Firma Ziesch & Co. hier wieder belebt. Ihr wurde in dem Jahre von der königlichen Schlossbaukommission der Auftrag zur Wiederherstellung der sehr verfallenen und verschmutzten Gobelins aus königlichem Besitze zu teil. Hiermit war ihr Gelegenheit gegeben, zum ersten Mal mit dem französischen Institut in Wettbewerb zu treten.

8. (3. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 27. September, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale
des Brandenburgischen Ständehauses.**

1. Der 2. Vorsitzende Geheimrat Friedel begrüsst die Versammlung zum Beginn des Winterhalbjahrs, entwickelt das Programm desselben, soweit sich dieses übersehen lässt und fordert zu recht eifriger Teilnahme bei den Vereinsbestrebungen auf. Demnächst macht er die Mitteilungen zu 2 bis 13.

2. Herr Friedel gedenkt in warmen Worten des am 9. Juli d. J. zu Potsdam verstorbenen Staatsministers, Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und von Berlin Dr. Heinrich von Achenbach, des ersten Ehrenmitgliedes der Brandenburgia. Nicht ganz siebzig Jahr

alt — er war am 23. November 1829 in Saarbrücken geboren, ist der Verewigte Oberpräsident von Brandenburg und Berlin seit etwa 20 Jahren gewesen. Von Hause aus Jurist, beabsichtigte er die akademische Laufbahn einzuschlagen und habilitierte sich in Bonn als Dozent für deutsches Recht. Noch mehr zog ihn, den aus einem der grössten Bergbaudistrikte Stammenden, das Bergrecht an, wie er denn auch Mitbegründer und bis 1873 Mitleiter der Zeitschrift für Bergrecht war. Seit 1866 als vortragender Rat ins Handelsministerium berufen, erklimm er von da ab rasch die obersten Stufen der Staatsleiter, als Unterstaatssekretär unter Minister Dr. Falk im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, dann als Handelsminister, seit 1878 in der Stellung, in welcher er verstorben ist.

Es liegt ausserhalb des Rahmens der Brandenburgia, auf die staatsmännische Thätigkeit des Verewigten einzugehen, nur das sei noch erwähnt, dass er das Glück und Verdienst hatte, von 1882 ab unsern Kaiser als jugendlichen Prinz Wilhelm mit der Civilverwaltung vertraut zu machen, eine vortrefflich gelöste Aufgabe, welche Kaiser Friedrich mit der Verleihung des erblichen Adels i. J. 1888 belohnte.*)

Eine Vorliebe für geschichtliche und antiquarische Forschungen hat sich Heinrich von Achenbach bis zu seinem Lebensende bewahrt und alle dahin abzielenden vaterländischen Bestrebungen bestens unterstützt. Vom Anbeginn seiner Thätigkeit als brandenburgischer Oberpräsident beschäftigte ihn die Förderung des dem Professor R. Bergan übertragenen, 1885 im Auftrage des Brandenburgischen Provinzial-Landtages erschienenen „Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg“ und noch in diesem Jahre zeigte er sich geneigt, für eine zweite verbesserte und erweiterte Ausgabe dieses grundlegenden Werks einzutreten. Er that dies in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg. Wie diese ist unsere Brandenburgia im Jahre 1892 ins Leben getreten. Mit seinem verbindlichen Dank für die Ernennung zum Ehrenmitglied vereinigte Dr. von Achenbach**) die Versicherung, dass

*) Im amtlichen Nachruf (Reichs- und Staatsanzeiger Nr. 161 dieses Jahres) heisst es am Schluss: „In allen seinen hohen, schwierigen und verantwortungsvollen Aemtern hat sich Dr. von Achenbach bis an sein Lebensende durch hervorragende Leistungen und musterhafte Pflichterfüllung ausgezeichnet. Seine Verdienste sind durch die im Jahre 1888 erfolgte Erhebung in den Adelsstand und andere hohe Auszeichnungen, zuletzt im Jahre 1897 durch Verleihung der Kette zum Grosskreuz des Rothen Adler-Ordens anerkannt und geehrt worden. Der Königliche Dienst, die Provinz und das gesamte Vaterland verlieren an dem Entschlafenen einen Mann von vielseitiger, höchster Begabung, unermüdlicher Arbeitskraft und unerschütterlicher Treue; sein Wirken und seine Erfolge werden unvergessen bleiben.“

**) Vgl. Brandenburgia I. S. 25 und 41.

er es als seine Pflicht ansehen werde, die Zwecke der Brandenburgia nach Möglichkeit zu fördern.

Diese wohlwollende Gesinnung hat der Verewigte uns gegenüber alle Zeit bewiesen. Wir erkennen dies dankbar an. Ehre seinem Gedächtnis! (die Versammlung erhebt sich von den Sitzen.)

3. Siebenter Internationaler Geographen - Kongress zu Berlin 28. September bis 4. Oktober 1899. Während wir hier tagen, findet eine zwangslose Vereinigung zur Begrüssung der Mitglieder in den Räumen des Abgeordnetenhauses statt, woselbst der Kongress morgen um halb elf Uhr feierlich eröffnet wird. Die Brandenburgia als eine landes- und heimatkundliche Vereinigung nimmt naturgemäss am Geographentag den lebhaftesten Anteil und hat denselben, wie Ihnen bekannt, durch Darbietung einer besonderen, den 5. Band unsers Archivs bildenden Festschrift bekundet. Entsprechend den beiden grossen Abteilungen der kulturbeschreibenden und der naturbeschreibenden Erdkunde zerfällt die Festschrift in zwei Abhandlungen, von denen die eine aus der Feder Robert Mielkes mit 88 Abbildungen reich illustriert „die Bauernhäuser in der Mark“, die andere mit 2 Tafeln und einem Plan ausgestattet, von Eduard Zache „Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorlande“ behandelt. Die letzten Worte des von mir zu der Festschrift verfassten Vorworts seien heut Abend wiederholt: „Wir schliessen mit den herzlichsten Wünschen für den Erfolg des Kongresses und das Wohlgedeihen der geographischen Wissenschaften.“

4. Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen. Zweiter Teil, Berlin 1899. Als Geschenk für die Brandenburgia überreiche ich den 2. Teil des von mir im Auftrag des Magistrats redigierten grossen Verwaltungsberichts. Derselbe umfasst in 19 Abteilungen das Finanz- und Kämmereiwesen, die Sparkasse, das Kirchenpatronat, das Schulwesen, die Gewerbeangelegenheiten, die Standesämter, die Schiedsmänner, den Stadtausschuss, Polizei und Militär, Feuerversicherung und Pfandbriefamt. Es wird noch ein dritter (Schluss-) Band nachfolgen.

5. „Die Markthallen Berlins. Ihre baulichen Anlagen und Betriebseinrichtungen im Auftrage des Magistrats hergestellt von A. Lindemann, Königl. Baurat, Stadt-Bauinspektor.“ Mit 33 Tafeln und 9 in den Text gedruckten Figuren. Berlin 1899. — Dies Folio-Prachtwerk schliesst sich den ähnlichen Publikationen unserer Stadtverwaltung würdig an. Ausser einer genauen Schilderung der jetzt bestehenden Markthallen enthält es auch interessante Angaben über den Marktverkehr Berlins vor Errichtung der städtischen Markthallen. Die älteren Mitglieder werden sich dabei noch der ersten, von der Berliner Immobilien-Aktiengesellschaft am 1. Oktober 1867 eröffneten, zwischen

dem Schiffbauer-Damm und der Karlstrasse belegenen stattlichen Markthalle erinnern, die aber sehr bald wieder geschlossen werden musste, weil das unpraktische, mit zu hohen Treppenaufgängen ausgestattete Gebäude den Verkehr erschwerte, das Standgeld zu hoch war und die fortbestehenden offenen Märkte eine unerträgliche Konkurrenz bereiteten. Im Jahre 1873 fand in dem leerstehenden Gebäude die erste hiesige internationale Fischerei-Ausstellung unter dem Ehrenvorsitz des deutschen Kronprinzen statt. Nachmals ward das Gebäude zum Circus Renz eingerichtet, aber auch dieser hat hier kein dauerndes Gedeihen gefunden und ein seltener Unstern schwebt über dem an sich doch recht günstig belegenen Grundstück bis heut.

6. „Der Spreetunnel zwischen Stralau und Treptow bei Berlin. Ausgeführt in den Jahren 1895—1899 von der Gesellschaft für den Bau von Untergrundbahnen. G. M. B. H. zu Berlin.“ Berlin, Verlag von Julius Springer 1899. — 16. S. Fol. mit 8 Tafeln. — Diese reichausgestattete Schrift ist den Teilnehmern der Probefahrt mit elektrischen Strassenbahnwagen durch den Tunnel am 16. d. M. überreicht worden und wird auch von den Mitgliedern der Brandenburgia mit Interesse entgegengenommen, da wir uns dabei gern an die denkwürdige Besichtigung des Tunnelbaus seitens der Brandenburgia am 14. Juni d. J. erinnern, welche der Ingenieur und Baurat Regierungs-Baurat Schnebel freundlichst gestattet hatte und worüber der Bericht im diesjährigen Monatsblatt S. 157—163 nachzusehen ist. Die beigegebenen Pläne und Photographien veranschaulichen die Entstehung und Förderung des grossartigen Werkes vortrefflich. Die Gesellschaft verhandelt gegenwärtig mit der Stadt Berlin wegen Abschluss eines Vertrages, wonach eine elektrische Strassenbahn von Treptow durch den Tunnel nach Stralau und weiter bis zum Schlesischen Bahnhof in Berlin baldmöglichst in Betrieb gesetzt werden soll. Für das bisher so stille peninsulare Dörfchen Stralau ist die Linie von der äussersten Wichtigkeit, da es dadurch mittels eines ringförmigen Verkehrs von diesseits und jenseits der Spree her unmittelbar an die Hauptstadt angeschlossen wird.

7. Das Brunold-Denkmal und Brunold-Haus zu Joachimsthal in der Uckermark. Zwei Tage nach der Besichtigung des Spreetunnels nahmen die Mitglieder der Brandenburgia am 18. Juni d. J. — vgl. Monatsblatt S. 163—169 — an der durch mich bewirkten feierlichen Einweihung des Brunold-Denkmal, die sich zu einem schönen, echt märkischen Volksfest gestaltete, teil. Bei dieser Gelegenheit hat unser Mitglied Herr Friedrich Backschatt das Denkmal des Dichters sowie sein Wohn- und Sterbehäus photographisch aufgenommen. Die beiden sehr wohl gelungenen Bilder lege ich zur Ansicht hiermit vor. Eine kleinere Photographie zeigt das Denkmal kurz nach dem Enthüllungsakt.

8. 2 Ansichten aus dem Grunewald, Blick auf den Pichelswerder, klein Folio und Kabinet, letzteres Bild bunt gefärbt, zeigen Ihnen, welche Fortschritte die Amateur-Photographie macht. Die sehr wohl gelungenen Ansichten sind Aufnahmen und Geschenke des Herrn Otto Hasselkamp in Potsdam, dem hierfür bestens gedankt wird.

9. Photochrome. Die Mitglieder entsinnen sich der kleinen bunten Photographien — Photocole genannt — Ansichten von Berlin und der Provinz Brandenburg, welche ich namens der Schenkerin, der Kunst- und Verlagsanstalt Photocol in München, Nymphenberger Str. 125—127 (vgl. Brandenburgia Bd. 7 S. 465) am 14. Dec. 1898 vorlegen konnte; die hübschen Bilder liessen nur bedauern, dass sie nicht über Visitenkartengrösse ausgefallen waren. Heut Abend bin ich in der Lage, Ihnen ein Heft prächtiger farbiger Photographien in Folio-Grösse vorzulegen. Leider aus der Schweiz, nicht aus unserer Gegend. Ich lege die Bilder aber gleichwohl und zwar hauptsächlich ihrer Schönheit und ihrer Technik wegen vor, indem ich die Hoffnung daran knüpfe, dass auch die Provinz Brandenburg recht bald in ähnlicher Weise werde illustriert werden. Das Photochrom ist im Gebiete der Farben-Photographie eine schöne Erfindung des artistischen Instituts Orell Füssli in Zürich. Ausschliessliche Verleger von Photochrombildern sind die Photoglob Co. in Zürich (einbezahltes Aktienkapital 2 Mill. Franken), The Photochrom Co. Limited in London (Aktienkapital 80000 L. Sterl.) und The Photochrom Co. in Detroit, Michigan (Aktienkapital 300000 Dollars).

10. „Friedrich Friesen. Von Carl Euler.“ Zweite, zum Teil umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 10 Abbildungen und 2 Facsimile. Leipzig und Wien 1899. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 102 S. gr. 8. „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt, von grossen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte, ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoss, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen fasste; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reissend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuss in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide — aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Grösseste aller Geliebten.“

Diese begeisterten Worte des Altturnvaters Jahn hat unser verehrtes Vorstandsmitglied Schulrat Dr. Euler seiner 2. Auflage — die

erste erschien 1885 — vorangestellt und das Leben und Wirken des unvergesslichen Heldenjünglings mit vollster Fachkenntnis und tiefer Empfindung geschildert. Wir erinnern uns gern dabei, wie die Brandenburgia beim Besuch des Königlichen Turnplatzes in der Hasenhaide am 9. Oktober 1897 mit Teilnahme auch vor dem Friesenhügel verweilte (Brandenburgia Bd. 6, S. 257 ff.).

11. „Verzeichnis der Weichtiere der Provinz Brandenburg. Im Auftrage der Städtischen Behörden verfasst von Prof. Dr. phil. Otto Reinhardt, Direktor der 2. Realschule“ 2. Ausgabe Berlin. 1899. Wir kommen auf diese vom Märkischen Provinzial-Museum herausgegebene, für die Erkenntnis unserer heimischen niedern Tierwelt recht bedeutsame Schrift bei späterer Gelegenheit ausführlich zurück.

12. Der „Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1898 bis 31. März 1899.“ Sonder-Abdruck. Herausg. vom Mag. der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Berlin 1899 (22 S. 8^o) wird der Brandenburgia als Geschenk von mir überreicht. Sie wollen daraus wiederum den reichen Zuwachs unserer Sammlungen ersehen. Der nächste Verwaltungsbericht wird bereits in seiner zweiten Hälfte das Museum in seiner neuen interimistischen Aufstellung in dem der Städtischen Sparkasse gehörigen Gebäude Zimmerstrasse 90 und 91 umfassen. Einige Jahre später wird alsdann das Museum — hoffentlich zum letzten Male — sich auf die Wanderschaft begeben, nach dem Prachtbau am Märkischen Platz nahe dem linken Spree-Ufer und der Waisenbrücke. Die Fundierungsarbeiten zu dem von unserm Mitgliede, dem Königlichen und Städtischen Baurat Ludwig Hoffmann in genialer Weise projektierten Neubau sind bereits in Angriff genommen, verzögern und verteuern sich aber leider wegen des überaus schlechten Baugrundes.

13. Das Hünengrab von Seddin bei Perleberg—West-Priegnitz. Bevor ich Herrn Kustos Buchholz bitte, die letzten photographischen Aufnahmen des Märkischen Museums, gewissermassen zum Abschied von seiner alten Stätte in dem leider dem Untergange geweihten altherwürdigen Köllnischen Rathause vorzulegen, muss ich noch eines wichtigen Altertumsfundes gedenken, der gerade jetzt während des Umzuges vom Märkischen Museum erworben ist. Im Kreisblatt für die West-Priegnitz d. d. Perleberg den 19. September 1899 No. 219 findet sich darüber wörtlich folgendes:

„Auf Seddiner Feldmark sind in vergangener Woche Arbeiter beim Steinroden auf dem volkstümlich als „Kaisergrab“ oder „Hinzberg“ bezeichneten Steinhügel auf ein Steingrab aus heidnischer Vorzeit geraten. Eine hinweg genommene Steinplatte eröffnete den Einblick in eine etwa 1,30 m hohe und 2 m tiefe Grabkammer. In derselben fanden sich 2 grosse

Urnen, in deren einer eine 35 cm hohe und 30 cm tiefe Bronzeurne stand und ausserdem noch 2 kleinere Bronzegefässe. Ferner standen in dem Steingrabe mehrere thönerne Urnen. Sowohl in der grossen Bronzeurne als auch in den Thonurnen fanden sich reichliche Mengen von Leichenbrand und Asche, dazwischen verschiedene kleinere Bronzestücke, meist Schmuckgegenstände. Auch ein Bronzeschwert von etwa 60 cm Länge fand sich in dem Steingrabe. Die zu Tage geförderten Gegenstände sind von dem hiesigen Pfleger des Märkischen Provinzial-Museums, Herrn Rechtsanwalt Dr. Heinemann, vorläufig in Verwahrung genommen und können daselbst jederzeit besichtigt werden. Von der Auffindung des Hünengrabes ist dem Konservator für märkische Altertümer und dem Direktor des Märkischen Provinzial-Museums sofort Mitteilung gemacht. Von diesen werden das Hünengrab und die Fundstücke demnächst besichtigt werden und wir werden alsdann an dieser Stelle weitere Mitteilungen von berufener Hand bringen. Vorläufig wird das Hünengrab bewacht und es darf nach gesetzlicher Vorschrift keinerlei Veränderung daran vorgenommen werden. Das Hünengrab wird als historisches Kulturdenkmal erhalten werden.“

Dies merkwürdige „Königsgrab“ wie es im Volksmunde heisst (nicht „Kaisergrab“) ist von mir unter freundlichster Assistenz der Mitglieder unserer Brandenburgia, Herren Dr. Heinemann, Hermann Maurer und Wilhelm Pütz am 20. d. M. an Ort und Stelle auf das sorgfältigste untersucht worden. Die erhobenen Fundstücke sind sämtlich in Besitz des Märkischen Museums gelangt und sollen am 13. Dezember d. J. der Brandenburgia zugänglich gemacht werden.

Nummehr ersuche ich Herrn Buchholz das Wort zu ergreifen.

14. Herr Buchholz: Ueber das Köllnische Rathaus zu Berlin. In wenigen Wochen wird eins der alterwürdigen Bauwerke den Verkehrsbedürfnissen geopfert sein, an denen unsere Hauptstadt ohnehin arm ist. Am 16. Oktober wird nach den Festsetzungen der städtischen Behörden die Abbruchs-Piecke an das Köllnische Rathaus gelegt werden und innerhalb weniger Wochen darauf wird die Stelle desselben freigelegt sein.

Die „Brandenburgia“ kann diesem Akt nicht ohne Teilnahme entgegensehen. Handelt es sich doch nicht allein um ein historisches Gebäude Berlins, sondern zugleich um das fast zwanzigjährige Heim des Märkischen Provinzial-Museums, das dieser Gesellschaft eng verschwistert ist. Dieses Heim sollte zwar nach etwa 3 Jahren ohnehin zu Gunsten des Neubaus aufgegeben werden, aber jetzt ist ein doppelter Umzug notwendig geworden und der gegenwärtige ist mit besonderen Hindernissen und Schwierigkeiten verknüpft, weil einerseits die provisorisch angewiesenen Räume nicht vor dem 9. Oktober zum Beziehen bereit sind, andererseits die Räumung des Rathauses schon am 14. Oktober vollendet

sein soll. Doch die höheren Rücksichten auf die Anforderungen des Strassenverkehrs mussten für die bezüglichen Beschlüsse der städtischen Behörden entscheidend sein.

So mussten wir uns denn damit begnügen, von dem Bauwerk zu retten, was noch zu retten ist, nämlich getreue Abbildungen vom äussern und inneren Zustand herzustellen, und dafür hat das Museum thunlichst gesorgt.

Die hier vorliegenden, von unserem Mitglied Herrn Photographen Bartels aufgenommenen Photographien, werden nicht blos heute Abend zur Ansicht dienen, sondern für alle Zukunft das verewigen, was spätere Geschlechter in stadtgeschichtlicher Hinsicht interessieren kann.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte des Köllnischen Rathauses dürfte hier angebracht sein. Urkundlich ist aus dem Mittelalter her feststehend, dass im 15. Jahrhundert das Rathaus der Stadt Cöln an der Spree schon an derselben Stelle stand. Es erfuhr im Jahre 1515 eine Erweiterung durch Erbauung einer „Harnischkammer und des Ratsstuhls“. 1612 wurde der mittelalterliche Bau wegen Bau-fälligkeit abgebrochen und das Rathaus von Grund aus neu erbaut. 1656 erfolgte ein bedeutender Umbau, der bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts vorhielt. Von diesem Bauwerk ist eine Abbildung erhalten, von der ich einen Nachdruck vorzeige. Es erfuhr in den Jahren 1708 bis 1721 aus Anlass der Vereinigung der Städte und der königlichen Bestimmung, dass der vereinigte Magistrat das Köllnische Rathaus beziehen sollte, weitere bedeutende Um- und Anbauten, aus welchen, abgesehen von einigen geringen Façade-Änderungen, das heute noch bestehende Gebäude hervorging. Bei jenem Umbau hatte im Jahre 1710 der Gouverneur, Graf v. Wartensleben, den Grundstein gelegt, den wir jetzt beim Abbruch wiederzufinden hoffen. Das von Grünberg entworfene Bauprojekt kam nicht vollständig zur Aufführung; der Turm wurde nur im Mauerwerk, nicht in der Krönung fertig; der Stadt lag auch nicht mehr viel an der Vervollständigung, denn der neue König hatte noch während des Baues den Sitz des Rats in das Berlinische Rathaus legen lassen und als das Gebäude benutzbar war, kam die Königliche Servis-Kommission, die Militärwache und 1730 das Köllnische Gymnasium hinein. Im oberen Stockwerk etablierte das Regiment Waldeck seine Montierungskammern und seit 1806 befand sich auch die Civilabteilung des königlichen Stadtgerichts darin. 1822 wurde das erste Stockwerk Sitz der Stadtverordneten-Versammlung. Die Stadtverordneten tagten in der Hälfte des gegenwärtigen grossen Saales, der im Jahre 1847 hergestellt wurde, als die Versammlungen öffentlich wurden. An der Scharrnstrassenseite befand sich die Ratswage; diese wurde 1821 nach dem Petriplatz gelegt und auf ihrer Stelle erbaute man für die Zwecke des Köllnischen Gymnasiums den noch heute dort stehenden dreistöckigen Anbau.

Am 18. März 1848 wurde das Rathaus der Schauplatz erbitterter Kampfszenen. Bei Erstürmung der vor dem Rathause errichteten

Barrikade drangen die Truppen die Treppen hinauf nach dem Boden gegen die Aufständischen, die vom Dach aus auf die Truppen geschossen hatten. Diese, wie auch wohl einige Neugierige, die sich dort aufgestellt hatten, suchten sich zum teil in den dunklen Dachwinkeln zu verstecken, wo sie von den wütenden Soldaten mit den Bajonetten angestochen und dann hervorgeholt wurden.

Nach Fertigstellung des grossen neuen Rathauses im Jahre 1870 zogen die Stadtverordneten sowie die Servis-Deputation in die dort geschaffenen Räume und das Kölnische Rathaus wurde Sitz der Verwaltung des städtischen Erleuchtungswesens, welche Verwaltung das Gebäude neu abputzen und an seiner Hauptfront das grosse Wappen der Stadt Berlin anbringen liess. Zugleich liess sie im Vorflur des Hauses einen Gedenkstein einmauern, den sie mit folgender Inschrift versah:

„Das Cölnische Rathhaus, mehr als 100 Jahre der alleinige
„Sitz des Magistrats von Cöln bis zu der im Jahre 1708 erfolgten
„Vereinigung mit Berlin, wurde im Jahre 1709 abgebrochen und nach
„der Grundsteinlegung durch König Friedrich I am 8. August 1710
„von Grüneberg neu erbaut, diente hierauf den städtischen und auch
„militairischen Behörden zum Sitz.

„Bot dem Cölnischen Gymnasium nach Einäscherung seines
„Gebäudes von 1730—1768 eine Zufluchtsstätte.

„Gewährte den Stadtverordneten von 1822 bis 1870 Räume
„zu ihren Berathungen.

„Ist seit dem Jahre 1870 Sitz der Verwaltung des Städt. Er-
„leuchtungswesens.“

Nur 10 Jahre blieb diese Verwaltung darin. Sie vertauschte ihr Heim im Jahre 1880 mit dem des Märkischen Museums, bis dahin Klosterstrasse 68, und in das Köln. Rathaus zogen um:

In das Erdgeschoss: Gewerbedeputation, Stadtausschuss und Standesamt.

In das I. Stockwerk: Märkisches Provinzial-Museum.

In das II. Stockwerk: Schuldeputation.

Das Museum blieb bis jetzt darin, die anderen Verwaltungen zogen nach mehreren Jahren aus und ihre Räume nahm das Gewerbegericht ein.

Der Vortragende demonstriert nunmehr die 34 Photographien, die das Rathaus von allen Seiten, sowie die Höfe desselben und das Innere der Ratswaage darstellen, besonders aber die Aufstellungsräume des Märkischen Museums in dem Zustande kurz vor dem jetzigen Umzuge.

15. Der Vortrag des Herrn Dr. Gustav Albrecht folgt hiernach als besonderer Aufsatz.

16. Nach der Versammlung fand sich ein grosser Teil der Gesellschaft im Schultheiss-Ausschank bei einem Glase Bier zusammen.

Denkmale und Erinnerungen an die Schwedenzeit in der Mark.

Von Dr. **Gustav Albrecht.**

In den kleinen Landstädten der Mark Brandenburg, namentlich im Südosten in der Lausitz und dann in der Neumark bis nach Pommern hinauf, trifft man noch heutzutage mitunter einen Gasthof „Zu den drei Kronen“ an. Das Wirtshausschild ist meist alt und verblasst und deutet auf der Altväter Zeiten hin, und forscht man bei dem Besitzer nach, so ist der Gasthof seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt und hat immer jene Bezeichnung getragen. Seit wann diese besteht, weiss man nicht, und das ist sehr erklärlich, hat sie sich doch zwei Jahrhunderte lang erhalten und rührt noch aus jener schrecklichen Zeit her, wo die Schweden in der Mark hausten, wo die Mütter ihre schreienden Kinder mit dem Schreckenswort „Bet't, Kinder, der Schwed' kommt!“ zur Ruhe brachten. Das Gasthausschild ist ein Abbild des schwedischen Wappens, der drei goldenen Kronen auf blauem Grunde, welches 1397 von der Königin Margarethe dem vereinigten skandinavischen Königreiche verliehen wurde, und wenn der Untergrund bei den noch vorhandenen Wirtshausschildern gewöhnlich braun oder rot oder schwarz ist, so hat man dies nur als willkürlich gewählte Farbe anzusehen, da die eigentliche Bedeutung des Abzeichens dem Volksbewusstsein entschwunden ist. Derartige Wirtshausschilder mit beliebig gewähltem Untergrund finden sich in Krossen, Kottbus, Lübben und Spremberg, nur als Bezeichnung ohne besonderes Wirtsschild haben sich die „Drei Kronen“ in Angermünde und Frankfurt a. O. erhalten. Dass der Untergrund auf diesen Gasthofschildern aber einst blau war, sieht man an einem alten Hause am Markte zu Küstrin und an einem Gasthofs an der Oderbrücke zu Schwedt, wo die drei goldenen Kronen auf blauem Untergrunde erglänzen.

Diese einfachen Wirtshausschilder bilden also eine Erinnerung an die Schwedenzeit in der Mark — aber nicht die einzige. Hochragende, sowie schlichte Denkmäler auf den verschiedenen Schlachtfeldern, Reiterstatuen und Büsten, Ahnenbilder und Grabdenkmäler in märkischen Schlössern und Kirchen, Schwedenschanzen und Schwedengräber, Sagen und Redewendungen im Munde des Volkes rufen das Andenken an die

Schrecknisse der Schwedenzeit, an die Erhebung des Landvolkes und an die herrlichen Sieg der Brandenburger über die Schweden wach.

Von diesen „Denkmälern und Erinnerungen an die Schwedenzeit“ will ich nun berichten. Einzelne Steinchen sind es, welche ich auf meinen Streifzügen durch die Mark Brandenburg sammelte und welche, zu einem Mosaikbilde vereinigt, eine blasse Anschauung geben, wie nachhaltig die Greuel und Drangsale jener Schwedenzeit sich dem Gedächtnisse der Landbevölkerung eingeprägt haben. Keine Epoche der brandenburgischen Geschichte hat so deutliche Spuren im Lande hinterlassen wie diese, und weder die Zeiten des Fehderechts, die Quitzowzeit, und der Hussitenkriege, noch die Alte-Fritzenzeit mit ihren Russeneinfällen, oder die Drangsale der Franzosenzeit sind, obwohl sie schlimm genug waren, so fest im Volksbewusstsein haften geblieben, ein Beweis, dass die Schrecknisse, welche die Schweden über die Mark brachten, ohne Gleichen in den Annalen der märkischen Geschichte gewesen sein müssen. Während die Erinnerungen an die genannten Zeiten sich immer nur in den Gegenden erhalten haben, wo es der Quitzow, die Hussiten, die Russen oder die Franzosen sehr arg getrieben hatten, sind die Erinnerungen an die Schwedenzeit über die ganze Mark verbreitet und haben teilweise die anderen Erinnerungen verdrängt oder verwischt.

Die frühesten Erinnerungen stammen aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges, als die Schweden zur Unterstützung der bedrängten protestantischen Glaubensbrüder herbeieilten und dann, durch die schwankende Politik des Kurfürsten Georg Wilhelm gezwungen, die Mark als feindliches Land behandelten. Am 25. Juni 1630 landete der Schwedenkönig Gustav Adolf mit einem Heere von 15000 Mann auf Usedom, nachdem er vorher die Insel Rügen von den Kaiserlichen befreit hatte, unterwarf Usedom und Wollin und zwang den Pommernherzog Bogislaw XIV., sich ihm anzuschliessen und die Festung Stettin abzutreten. Gustav Adolf vertrieb dann mit leichter Mühe die verwahrlosten Scharen der Kaiserlichen unter dem General v. Schaumburg aus Pommern und rückte in die Neumark ein. Mit offenen Armen wurden die durch strenge Mannszucht sich auszeichnenden Schweden von den Bewohnern empfangen und ohne viel Schwierigkeiten erreichte der schwedische General Horn das Städtchen Bärwalde, wo er am 13. Jan. 1631 im Namen seines Königs einen Vertrag mit der Krone von Frankreich schloss, nach welchem diese sich verpflichtete jährlich 400000 Rthlr. zu zahlen, wenn Schweden die deutschen Protestanten mit Hilfstruppen in Stärke von 30000 Mann unterstützen würde. Gustav Adolf selbst hatte sich inzwischen nach der Uckermark und nach Mecklenburg gewandt und trieb dort die Kaiserlichen aus dem Lande.

Obwohl durch das energische Vordringen der Schweden die Aussichten für die Protestanten sehr günstig standen, zögerte der Kurfürst

von Brandenburg, Georg Wilhelm, aus Furcht vor der Macht des Kaisers doch, sich mit den Schweden zu verbünden, und diesen wurden bei ihrem ferneren Vorrücken überall Schwierigkeiten bereitet. So liess der brandenburgische Kommandant von Küstrin wohl die geschlagenen kaiserlichen Scharen unter den Wällen der Festung die Oder und die Warthe überschreiten, den Schweden aber wurde dieser Übergang verwehrt. Die Folge davon war, dass verschiedene kaiserliche Regimenter vor dem gänzlichen Untergang gerettet wurden und sich mit dem von Schlesien heranrückenden Tilly, der nach Wallensteins Absetzung kaiserlicher Generalissimus geworden war, vereinigen konnten. Tilly rückte dann, nachdem er Frankfurt und Landsberg mit starken Besatzungen versehen hatte, gegen Horn, der bei Soldin sein Hauptquartier hatte, vor, um ihn von einer Vereinigung mit Gustav Adolf abzuschneiden, der schwedische General zog es aber vor, der Übermacht zu weichen, und ging bis Stargard zurück. Tilly sah von einer weiteren Verfolgung ab und wandte sich nach Mecklenburg, wo seine Scharen grausam hausten, sobald Gustav Adolf jedoch gegen ihn vorrückte, wich er langsam zurück. Die beiden schwedischen Heere vereinigten sich nun, bezogen 1631 zwischen Schwedt und Vierraden ein verschanztes Lager und erwarteten den Angriff der Kaiserlichen, Tilly sah indes die Erfolglosigkeit seiner Unternehmungen bei der Übermacht der Schweden ein und verliess die Mark, um die Belagerung von Magdeburg in Angriff zu nehmen. Von den schwedischen Verschanzungen, welche damals am Vierradener Damme angelegt wurden, waren noch in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts Spuren vorhanden.

Nach dem Abzuge Tillys hatte Gustav Adolf freie Hand. Er beschloss zunächst die Neumark und das Land längs der Oder endgiltig zu unterwerfen. Er rückte nach Müncheberg, wo er ein Korps Kroaten vernichtete, dann nach Lebus, wo er ein Lager bezog und seine Truppen zu einem Sturm auf Frankfurt a/O. sammelte. In der Nacht vom 2. zum 3. April 1631 rückten die Schweden 18 000 Mann mit zahlreicher Artillerie bis an die Mauern der Vorstädte von Frankfurt und verschanzten sich daselbst. Am nächsten Tage, dem Sonntag Palmarum 1631, nachmittags 2 Uhr wurde zum Sturm geschritten. Bald waren die Aussenwerke genommen und das Gubener und Lebuser Thor in Stücke geschossen, worauf der General Banner und an anderer Stelle der König mit ihren Soldaten in die Stadt eindrangen. Ein grimmiger Strassenkampf folgte, und nach kurzer Zeit flüchteten die Kaiserlichen Generale Schaumburg und Tiefenbach mit den Trümmern der Besatzung über die Oderbrücke nach Süden bis nach Glogau. Viele Gefangene und grosse Kriegsbeute fielen in die Hände der Schweden. An diese Erstürmung Frankfurts finden sich einige Erinnerungen vor. An dem Georgenkirchlein in der Lebuser Vorstadt sieht man noch heutzutage die Spuren, welche die schwedischen Kugeln während der Beschiessung hinterlassen haben, und

am nördlichen Portal der Oberkirche werden die im Mauerwerk befindlichen Längsrillen vom Volke als Spuren von schwedischen Säbelhieben gedeutet. Ausserdem erinnert an diese Eroberung auch die Zerstörung des Karthäuser Klosters, von dem nur noch spärliche Reste vorhanden sind.

Den fliehenden Kaiserlichen wurden starke Truppenabteilungen bis zur Grenze nachgeschickt, und wo dieselben auf stärkeren Widerstand stiessen, wie in Krossen und Züllichau, und ihre Geschütze in Anwendung brachten, werden Spuren schwedischer Geschosse im Mauerwerk der Kirchen gezeigt. Krossen brannte um jene Zeit (Mai 1631) durch die Fahrlässigkeit einiger Soldaten von der schwedischen Besatzung fast vollständig ab, und die Erinnerung an diesen Brand erhält dort zugleich die Erinnerung an die Schwedenzeit wach.

Die nächste Unternehmung des Königs richtete sich gegen Landsberg a. W., welches nach mehrtägiger Beschiessung am 16. April 1631 kapitulierte. Auch hier zeigt man an der Kirche noch die Spuren der schwedischen Kugeln. Dann rückte Gustav Adolf weiter in die Mittelmark hinein und schlug im Schlosse zu Köpenick sein Hauptquartier auf, von wo aus er den Kurfürsten Georg Wilhelm zum Nachgeben zwang, der ihm am 5. Mai die Festung Spandau auslieferte und ihn mit Vorräten unterstützte. Als Gustav Adolf nun von dem Kurfürsten von Sachsen die Überlassung von Wittenberg als weiteren Stützpunkt seiner Unternehmung gegen Magdeburg forderte, zog Johann Georg von Sachsen die Unterhandlungen in die Länge, und während derselben fiel Magdeburg am 10. Mai 1631 in die Hände der Kaiserlichen. Ob der Schwedenkönig sich zu diesen Verhandlungen nach Sachsen begeben hat, ist aus den zeitgenössischen Berichten nicht zu ersehen, doch scheint es der Fall gewesen zu sein, denn im Kreise Luckau beim Dorfe Riedebeck findet sich ein grosser Granitblock, welcher den Namen Schwedentisch trägt und an welchem der König von Schweden bei einer Rast gespeist haben soll.

Dieser sogenannte Schwedentisch steht jetzt etwa 1,5 km südlich von dem bezeichneten Dorfe an der Südwestecke eines Kieferngebüsches, östlich von der Chaussee Luckau—Finsterwalde, in der Nähe des Nummersteins 89,9, durch den ziemlich tiefen, schmalen Graben von ihr getrennt. Ursprünglich stand er 100 Schritt weiter südlich in der Richtung auf Bornsdorf und 50 Schritt von der Strasse entfernt auf einem jetzt in Ackerland verwandelten Anger. Es ist ein von jungen Birken beschatteter, grauschwarz gesprenkelter Granitblock mit schrägen, noch unverwitterten Sprengflächen, ist 1,20 m breit und ragt 70 cm aus der Erde hervor. 12 cm hoch sind flach die Buchstaben MRS (Mensa Regis Suevorum) eingeschliffen und mit schwarzer Farbe ausgestrichen; darunter steht, bei-

nahe unlesbar, weil fast völlig in eine breite, wagrecht verlaufende tief-schwarze Ader des Steins eingegraben, die Jahreszahl 1631. *)

Falls die Überlieferung richtig ist und Gustav Adolf hier thatsächlich gerastet hat, müsste es auf einer Reise nach Sachsen, in Begleitung einiger Offiziere und Soldaten geschehen sein, denn mit seinem Heere ist der Schwedenkönig nicht in diese Gegend gekommen. Nach seinem Marsche auf Berlin ist Gustav Adolf nach der Elbe vorgerückt und dann weiter nach Westen und Südwesten, aber nicht wieder nach Nordosten zurückgekehrt. Es liesse sich jedoch annehmen, das die Buchstaben MRS „Memoria Regis Suevorum“ bedeuten sollen und dass der Stein von einem Verehrer des Schwedenkönigs zum Andenken an die Thaten desselben errichtet worden ist. Wie dem auch sei, jedenfalls zeigt die mit dem Stein in Verbindung gebrachte Erzählung von der Rast des Königs, wie fest die Erinnerung an die Schweden auch in jenem Teil der Mark im Volksbewusstsein wurzelt. Neben den Gräueln und Plagen der Schwedenzeit ist es die heldenmütige Gestalt Gustav Adolfs, welche die Phantasie des Volkes beschäftigt hat. Dies bezeugen auch verschiedene Sagen in anderen Gegenden der Mark. So soll er im Spreewalde an mehreren Orten ein festes Lager gehabt haben (Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 30), obwohl er selbst niemals dort gewesen ist, und nach einer allerdings zweifelhaften Überlieferung soll er bei Schildhorn sogar die Havel durchschwommen haben, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Der Fall und die Plünderung Magdeburgs rief unter den Protestanten Deutschlands grosse Bestürzung hervor. Gustav Adolf beschuldigte die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen in öffentlichen Schreiben, dass sie das Unglück verschuldet hätten, und die Folge war, dass Georg Wilhelm aus Furcht vor der kaiserlichen Macht seinen Schwager, den Schwedenkönig, aufforderte, Spandau zu räumen. Gustav Adolf zog zunächst seine Truppen zurück und sammelte sie bei Köpenick, bald darauf aber erschien er am 8. Juni 1631 vor Berlin und drohte, die Stadt zu beschiessen, wenn der Kurfürst nicht nachgeben würde. Unter diesen Umständen blieb dem brandenburgischen Herrscher nichts weiter übrig, als ein Bündnis mit Schweden zu schliessen, die Festungen Spandau und Küstrin zu öffnen, Kriegssteuern zu zahlen und Hilfstruppen zu stellen.

Die Erinnerung an diese Belagerung von Berlin hat sich in der sogenannten „Kugelkammer“ des königlichen Schlosses erhalten. Wie erzählt wird, sollen die Schweden aus Freude über den Abschluss des Bündnisses verschiedene Freudenschüsse abgegeben und hierbei die zur Beschiessung Berlins aufgefahrenen und noch geladenen Kanonen benutzt haben. Die Folge war, dass mehrere Dächer in Berlin von

*) Vg. Frankf. Oder-Zeitung vom 23. Oktober 1897.

schwedischen Kugeln beschädigt wurden. Fünf Vollkugeln schlugen auch durch das Dach des kurfürstlichen Schlosses und fielen in die erwähnte Kammer hinunter, wo sie liegen blieben. Zum Andenken an diesen Vorfall wurden die fünf Geschosse auf einem Gestell aufbewahrt, das seinen Platz unter einem zwischen den Fenstern des Gemaches stehenden Tisch erhielt. Das Gemach führt seitdem den Namen „die Kugelkammer.“

Nach Abschluss des Bündnisses zog Gustav Adolf mit seiner ganzen Truppenmacht nach der Elbe, überschritt sie bei Tangermünde und schlug vom 2. bis 11. Juli sein Hauptquartier in der alten Burg Kaiser Karl IV. auf. Diese Thatsache ist in Tangermünde noch vielfach bekannt, nur kann sich die Erinnerung an kein bestimmtes Denkmal heften, da die Burg bei einem späteren Aufenthalt der Schweden im Jahre 1637 niedergebrannt und damit auch das Gebäude, in dem der Schwedenkönig wohnte, vernichtet wurde.

Von Tangermünde aus verjagte Gustav Adolf die Kaiserlichen aus der Altmark, musste aber vor Tilly zurückweichen und bezog ein befestigtes Lager bei Werben a. E. Hier wurde er von Tilly, der aus Thüringen herbeigeeilt war und vom 23. bis 25. Juli sein Hauptquartier in Tangermünde aufgeschlagen hatte, angegriffen, bei welcher Gelegenheit das schwedische Lager stark beschossen wurde. An diese Beschiessung erinnern zwei in der Kirche zu Werben befindliche Fenster mit der Inschrift, dass an dieser Stelle eine Kugel durch die Kirche geflogen sei und die Fenster zertrümmert habe. Ausserdem befindet sich auch an der südlichen Aussenseite der Kirche eine auf die Beschiessung bezügliche Tafel.

Tilly konnte den Schweden keinen Schaden zufügen und wandte sich deshalb nach Sachsen, um den Kurfürsten durch Verwüstung seines Landes zum Bündnis mit dem Kaiser zu bewegen. Er erreichte jedoch das Gegenteil, Johann Georg schloss sich an Schweden an, und Gustav Adolf schlug mit den Sachsen vereint Tilly am 7. September 1631 bei Breitenfeld vollständig aufs Haupt. Dieser Sieg verschaffte der Mark auf einige Zeit Ruhe vor den Kriegsgräueln; Gustav Adolf zog nach dem Süden an den Rhein und die Kaiserlichen mussten ihre Unternehmungen auf Süddeutschland und Schlesien beschränken. Gustav Adolf hat die Mark lebend nicht wiedergesehen. Nachdem er Tilly am Lech zum zweiten Male glänzend geschlagen hatte, lieferte er am 6. November 1632 dem inzwischen zum Generalissimus ernannten Wallenstein bei Lützen eine entscheidende Schlacht, starb aber leider von der Kugel eines bayerischen Scharfschützen durchbohrt den Helden-tod. Seine Leiche wurde auf dem Wege nach der Ostsee auch durch einen Teil der Mark gebracht und in verschiedenen märkischen Kirchen aufgebahrt. Die Stelle, wo der Sarg vor dem Altar gestanden hat, ist

in einzelnen Gotteshäusern, so in der Marienkirche zu Bernau und in der zu Prenzlau, durch eine Tafel oder ein anderes Merkmal bezeichnet und hält die Erinnerung an den heldenmütigen Schwedenkönig im Volke wach.

Während Gustav Adolf in Süddeutschland weilte, hatte der schwedische General Düval den Oberbefehl über die Streitkräfte in der Mittelmark und der Neumark übernommen, ihm schlossen sich brandenburgische Hilfskräfte unter dem Obersten von Burgsdorf an. Konrad von Burgsdorf ist als tapferer Kriegsheld und als wackerer Zecher bekannt, er war Besitzer des Gutes Schegel'n bei Krossen und später Oberkämmerer und Komthur von Lagow, an welchen Orten sich vermutlich Erinnerungen an ihn finden. In der Kirche zu Blumberg bei Berlin hängt das Bildnis seiner Gemahlin, einer Tochter des Kanzlers Johann von Löben, in reichbordiertem Spitzenkleid und lang herabhängenden Locken. General Düval hatte hauptsächlich die Verpflichtung übernommen, die schlesische Grenze gegen Einfälle der Kaiserlichen zu sichern und legte zu diesem Zwecke unfern von Züllichau beim Dorfe Glauchow eine starke Befestigung zum Schutze eines sichern Oderübergangs an. Diese Befestigung ist teilweise erhalten und unter dem Namen Schwedenschanze bekannt. Sie bildet auch eine Erinnerung an die Schwedenzeit und ist eine der wenigen echten Schwedenschanzen, die sich in der Mark finden. Düval und Burgsdorf waren bei ihren Kriegszügen gegen die Kaiserlichen in Schlesien vom Glück begünstigt, der Tod des Königs bei Lützow änderte jedoch die ganze Lage der Dinge. Der schwedische Kanzler Oxenstierna, welcher die Leitung des Krieges übernahm, knüpfte Verhandlungen mit dem Kaiser über die Beilegung der Streitigkeiten an und ermöglichte es Wallenstein seine Truppen zu verstärken. Da ausserdem Zwistigkeiten zwischen den schwedischen und brandenburgischen Heerführern ausbrachen, fiel Wallenstein in Schlesien ein, schlug die Schweden bei Steinau am 11. Oktober 1633 und nahm das ganze Heer gefangen; die Offiziere wurden entlassen, die Gemeinen in Kaiserliche Regimenter gesteckt. Wallenstein zog dann die Oder abwärts, besetzte Krossen, Landsberg und Frankfurt und verbreitete in der Neumark und Mittelmark Jammer und Schrecken. Damals brannten Züllichau und Fürstenwalde gänzlich ab, Bärwalde, Königsberg, Soldin und andere Städte wurden vollständig geplündert, selbst Berlin wurde bedroht und der Kurfürst flüchtete nach Tangermünde. Obwohl sich die Schweden in verschiedenen Plätzen der Neumark und Mittelmark hielten, sah sich Georg Wilhelm dennoch veranlasst mit dem Kaiser Frieden zu schliessen und die Thore seiner Festungen den Wallensteinern zu öffnen. Natürlich behandelten nun die Schweden die Mark als feindliches Land und seit jener Zeit beginnen die unsäglichen Quälereien und Greuel, mit welchen die schwedischen Soldaten die märkische Bevölkerung bedrückten und welche die nachhaltige Erinnerung an die Schwedenzeit, der wir überall im Lande begegnen, hinterlassen haben.

Der Kampf zwischen Schweden und Kaiserlichen wogte in den nächsten Jahren hin und her. Bald wurde an der Warthe und an der Oder, bald im Westen der Mark, bald im Süden im Spreewald gekämpft. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Schlachten und Streifzüge von 1632—48 schildern, ich will mich daher darauf beschränken, die zu erwähnen, an welche sich volkstümliche Erinnerungen anknüpfen oder von denen Denkmale erhalten sind.

In der Neumark waren die Kaiserlichen bis über die Warthe hinaus vorgerückt und hatten schliesslich auch das feste Landsberg erobert. Die Besatzung erhielt freien Abzug und jene Stelle, wo sie die Stadt verliess, um nach Norden weiter zu ziehen, hiess noch vor einigen Jahrzehnten der „Schwedensteg“. Wallenstein konnte seine Siege nicht weiter verfolgen und musste nach Böhmen zurückkehren, da Bernhard von Sachsen-Weimar die kaiserlichen Erblände bedrohte. Kaum war sein Abzug bekannt geworden, so drangen Sachsen, Brandenburger und Schweden vereint in die Neumark ein und verjagten zum Teil die kaiserlichen Besatzungen. Wallensteins Ermordung am 16. Februar 1634 erhöhte die Verwirrung unter den kaiserlichen Offizieren und ermöglichte es den Schweden, die Feinde überall zu Paaren zu treiben. Driesen wurde durch den Verrat eines Busckleppers von den Schweden erobert, die Stelle, wo sie durch die verfaulten Pallsaden eindringen, ist im Volke noch bekannt, Landsberg wurde nach hartnäckiger Belagerung gleichfalls erobert, ein Stück Befestigung unter dem Namen „Schweden-schanze“ bezeichnet den Ort, wo sich die Laufgräben der Schweden befanden.

Weniger glücklich war ein anderes schwedisches Heer in Sachsen gewesen, es hatte beständig vor den Kaiserlichen zurückweichen müssen und war schliesslich bei Nördlingen am 6. September 1634 aufs Haupt geschlagen worden. Nun machte der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser den Frieden zu Prag (März 1635) und Brandenburg schloss sich demselben im August desselben Jahres an. Die Sache stand für die Schweden sehr schlecht, aber der schwedische General Baner verlor nicht den Mut. Aus der Neumark, wo er bisher gewilt hatte, eilte er nach Mecklenburg und zog alle verfügbaren Streitkräfte an sich, dann machte er einen Vorstoss nach Süden und erfocht im Oktober 1635 bei Dömitz a. E. und im Dezember desselben Jahres bei Kyritz so bedeutende Vorteile über die Sachsen, dass diese sich zurückziehen mussten, worauf Georg Wilhelm sich nach Peiz flüchtete. Um jene Zeit wurde Neu-Ruppin dermassen verheert, dass sich 1642 nur 142 Bürger daselbst befanden. Hin und her durch die Mark wogte nun wieder der Kampf, bald hatten die Schweden, bald die Kaiserlichen die Oberhand, bis endlich Baner am 24. September 1636 bei Wittstock einen entscheidenden Sieg über die Sachsen und die Kaiserlichen davontrug und sie

bis nach Thüringen hinein verfolgte. Bei diesem Zuge wurde auch Belzig eingeäschert und die Marienkirche daselbst bis auf die Grundmauern zerstört.

Von den Schwedenschlachten bei Dömitz und bei Kyritz ist dem Landmann nichts bekannt, die Schlacht bei Wittstock dagegen hat sich im Gedächtnis des Volkes erhalten, und in der Nähe der alten Bischofsburg zu Wittstock bezeichnet man eine abgestorbene hohle Weide als den Ort, von welchem aus General Baner die Schlacht am Scharfenberge geleitet hat. Ausser dieser Banerweide, wie sie genannt wird, erinnert ein schlichtes Denkmal auf dem Friedhofe des Dorfes Schweinrich bei Wittstock an die Schlacht. Das Denkmal, ein viereckiger Pfeiler mit bezüglicher Inschrift, wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von dem Dorfschulzen Mosolf an der Stelle errichtet, wo er beim Begräbnis seines Vaters die Gebeine von einigen dreissig, angeblich in der Wittstocker Schlacht gefallenen schwedischen Soldaten fand. Ebenso hat sich die Erinnerung an den Aufenthalt der Schweden in Schwedt a. O. aus jener Zeit in dem Gedächtnis der dortigen Bewohner erhalten. Der brandenburgische Oberst Sparr hatte die Stadt den Schweden 1637 durch List entrissen, aber bald erschien Baner vor den Wällen und eroberte die Stadt am 19. Oktober 1637 durch Sturm zurück. Oberst Sparr musste der Übermacht weichen und zog sich über die Oder zurück; in der eroberten Stadt aber hausten die Schweden wie die Wilden. Viele Einwohner retteten sich nach einer im Oderthale gelegenen, mit Wasser umgebenen Wiese, die seitdem der Schwedenhort genannt wird. Von den schwedischen Befestigungen, welche noch in den dreissiger Jahren unter dem Namen Schwedenschanzen am Vierradener Damm lagen, ist nichts mehr vorhanden. Dagegen weist das an der Oderbrücke gelegene Gasthaus zu den „drei Kronen“ auf die Schwedenzeit zurück; vermutlich ist es von einem in Schwedt zurückgebliebenen Schweden seiner Zeit errichtet und zur Erinnerung an seinen grossen König so benannt worden.

Während Baner die fliehenden Kaiserlichen verfolgte, setzte sich Wrangel in der Neumark und Altmark fest, nötigte den Kurfürsten abermals zur Flucht nach Peiz, erzwang die Öffnung von Spandau und Küstrin und besetzte selbst Berlin mit schwedischen Truppen. Die Schweden herrschten in der Mark wie in Feindesland, schrieben Kontributionen aus, bezogen Winterquartiere und quälten die Bewohner auf alle nur erdenkliche Weise. Die unzählig vielen Brände, welche durch Unachtsamkeit der Schweden in den nächsten Jahren ganze Städte und Ortschaften, wie Schwedt, Küstrin, Krossen, Züllichau und Luckau, vernichteten, die unfruchtbare Dürre und die darauffolgende grosse Nässe, die mannigfachen Seuchen, welche, wie die Pest, die Bewohner dahinrafften und die Ortschaften verödeten, brachten grenzen-

loses Elend über die Mark und es ist erklärlich, dass diese trostlose Zeit sich so fest ins Gedächtnis einprägen musste.

Bisher hatten die Schweden nicht eigentlich als Feinde des Kurfürsten von Brandenburg in der Mark gehaust, sondern dieselbe nur als Durchgangsgebiet in ihren Kämpfen mit dem Kaiser benutzt. Schlimmer wurde aber das Verhältnis, als der letzte Herzog von Pommern starb und sein Land nach den früheren Verträgen an Brandenburg fallen sollte. Natürlich verweigerten die Schweden, welche ganz Pommern besetzt hielten, die Herausgabe des Landes, und der Kurfürst schloss nun ein Bündnis mit dem Kaiser, um die Schweden aus seinen Ländern zu vertreiben und Pommern in seine Hand zu bringen. Den vereinigten brandenburgischen und kaiserlichen Truppen gelang es auch anfangs, die Schweden bis über die Warthe und die Oder nach Pommern hinein zurückzudrängen, als aber Baner, der aus Thüringen zurückgeeeilt war und auf einem kühnen Marsch durch die Lausitz die Neumark erreicht hatte, im Jahre 1638 neue Verstärkungen aus Schweden erhielt, brach er aufs neue siegreich hervor, vertrieb die Kaiserlichen aus Pommern und jagte sie über die Elbe nach der Altmark und nach Lüneburg hinüber. An diesen Zug Baners, der durch rauchende Trümmerstätten bezeichnet wurde, erinnern die noch erhaltenen Ruinen der Klöster Marienforde (bei Boitzenburg), Chorin, Zehdenick und Lindow, welche damals niedergebrannt wurden. Ausser diesen Orten wurde eine ungeheure Zahl von Dörfern und Städten geplündert und verheert, und in manchen hat sich die Erinnerung an das Jahr 1638 noch bis heute erhalten, so in Neuendorf bei Oderberg, in Boitzenburg, in Eberswalde und in Straussberg, welches letzteres damals so gelitten, dass im Jahre 1642 nur 27 Bürger dort wohnten und dass es 1670 noch der „elendste Ort der Mark“ genannt wird. Auch die Stadt Oderberg wurde 1638 niedergebrannt, nur die Festung auf dem Werder, der sogenannte „Bärenkasten“, dessen Ruinen noch jetzt vorhanden sind, widerstand den wiederholten Angriffen der Schweden. In Perleberg hatte die Verwüstung der schwedischen Horden einen solchen Eindruck hinterlassen, dass noch lange nachher der Donnerstag nach Martini als Schreckenstag gefeiert wurde.

Die Schweden hausen jetzt in der Mark noch ärger als vorher, und alle Leiden, die man bisher erduldet, waren nichts gegen das Elend, welches jetzt über die Märker hereinbrach. Mord, Verstümmelung, Notzucht, Brand und Verwüstung begegneten überall den entsetzten Blicken, und durch die unnatürlichsten Grausamkeiten und Martern erpressten die schwedischen Soldaten von den Bewohnern das Letzte, was diese besaßen. Übereinstimmend schildern die alten Geschichtsschreiber, die Chroniken der Städte und die vereinzelt erhaltenen Kirchenbücher die Leiden, welche die ausgeplünderten Bewohner der Mark auszuhalten

hatten. Nicht genug, dass die Schweden alles raubten, was sie erlangen konnten, das Vieh forttrieben, die Saaten verderbten und die Gehöfte anzündeten, sie wollten auch verborgene Schätze haben und wandten, um die Leute zum Geständnisse zu bringen, die widerlichsten Grausamkeiten an. Sie prügelten die Bauern nicht nur, sondern schraubten die Finger derselben unter die Hähne ihrer Flinten oder gruben die Menschen bis an den Hals in die Erde ein und liessen sie in der glühenden Sonnenhitze dürsten. Sie legten ihren Opfern eine Schnur um die Stirn und drehten diese so fest, dass die Augen aus dem Kopfe quollen, oder sie warfen die Leute auf die Erde und füllten ihnen durch einen Trichter solange Wasser oder Unrat in den Mund, bis sie gestanden. Zu diesem sogenannten „Schwedentrunk“ bildete das „Rösten“ ein würdiges Gegenstück. Hierbei wurde das Opfer auf eine Bank gelegt und bei langsamem Strohfeuer solange geröstet, bis es gestand oder — verbrannte. In der alten Burg Neuenhagen bei Oderberg zeigt man noch das Gemach, wo ein schwedischer Oberst den Amtmann rösten liess, um ihn zum Geständnis zu bringen. Und nicht genug an solchen Grausamkeiten, die Soldaten suchten sich in der Erfindung neuer Greuel zu überbieten, und es berührt geradezu ekelhaft, wenn man in alten Chroniken liest, dass Frauen mit den Brüsten angenagelt und Männer an den Schamteilen aufgehängt wurden, dass Kinder aus dem Mutterleibe herausgerissen und an die Wand geschleudert wurden. Wenn man von diesen Grausamkeiten hört, dann versteht man es auch, weshalb gerade die Schwedenzeit ihre Spuren so nachhaltig in das Volksgemüt eingepägt hat. War es doch, [als ob die Hölle alle Teufel ausgespieen hätte und die Qualen des jüngsten Gerichts ihren Anfang genommen hätten. Dass die Steine über solche Greuel Blut schwitzten, wie die Chronisten jener Zeit aus Krossen und Frankfurt an der Oder berichten, ist deshalb nicht zu verwundern, zumal die Kaiserlichen den Schweden in Erfindung von Erpressungsmassregeln in keiner Weise nachstanden und gleich ihnen den „Schwedentrunk“ in Anwendung brachten.

Die Mark wurde durch die fortwährenden Greuel so ausgesogen und verödet, dass Baner, als er 1639 die Kaiserlichen nach Sachsen und Böhmen verfolgte, weite Umwege machen musste, um nur den nötigen Unterhalt für seine Truppen zu finden. In der gleichen Weise durch Sengen und Brennen, durch masslose Erpressungen und widerwärtige Greuel wurde der Krieg in den folgenden Jahren bis zum Westfälischen Frieden 1648 geführt, Schweden und Kaiserliche wetteiferten miteinander in dem Bestreben, aus dem verarmten Lande soviel als möglich herauszupressen. Die Mark war schutzlos dem Verderben preisgegeben, der Kurfürst war nach Preussen geflüchtet, sein Statthalter Graf Adam von Schwarzenberg hatte in der Festung Spandau Zuflucht gesucht, es fehlte an Truppen und an beherzten Führern. Das

Volk war auf Selbsthülfe angewiesen und hat diese bis in die Zeiten des Grossen Kurfürsten hinein ausgeübt. Wo sich marodierende schwedische Truppen in der Minderzahl zeigten, wurden sie von der Bevölkerung in den Hinterhalt gelockt und niedergemacht. So giebt es einen „Schwedentotschlag“ bei Grimnitz, wo ein schwedischer Offizier im Dunkel der Schorfheide mit seinen Begleitern erschlagen sein soll, so giebt es ein „Schwedengrab“ auf dem Töpferberg bei Burg im Spreewald, wo ein Förster einen schwedischen Reiter niederschoss, so giebt es unzählige „Schwedenschanzen“, welche vom Volke gewöhnlich als Gräber der erschlagenen Schweden bezeichnet werden. Diese sogenannten „Schwedenschanzen“ rühren indes nicht aus der Schwedenzeit her, gewöhnlich sind es germanische oder slavische Längswälle, welche zur Verteidigung des Landes angelegt wurden und den Übergang zwischen zwei Seen oder zwischen Sumpf und See sperren sollen. Gräber schwedischer Offiziere finden sich in verschiedenen Kirchen, meist sind Sagen mit ihnen verknüpft oder ein Spuk zeigt sich nachts auf der Grabstätte. Ihre Zahl war früher viel grösser, jetzt sind sie meist beseitigt oder vergessen.

An jene Zeit der Schwedenkämpfe erinnern ferner mehrere Grabmale in der Nikolaikirche zu Spandau, einmal die Totenschilder der Nostiz, Brösigke und Quast und die Grabsteine und Totenfahnen der Ribbecks, welche in jener schreckensvollen Epoche Befehlshaber der Veste Spandau waren, dann die grosse wappengeschmückte Grabplatte des Ministers Adam von Schwarzenberg, der in jenen Kriegsläufte Berater des Kurfürsten Georg Wilhelm war. In der Gruft ruht sein Leichnam, aber der Kopf liegt nicht an der richtigen Stelle, sondern auf der Brust, was zu der Sage Veranlassung gegeben hat, der Grosse Kurfürst habe ihn heimlich enthaupten lassen, da er die Schweden ins Land gerufen habe. Wodurch diese Sage entstanden ist, erzählt Theodor Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark“ (Ausg. v. 1892) im 3. Bande auf S. 379 f.

Wie verhasst die schwedischen Bedrücker den Märkern waren, zeigt auch der Fluch „dass dich der Schwed““, zu ergänzen ist „holen oder quälen möge“, durch welchen der Schwede mit dem Teufel auf eine Stufe gestellt wird, und ferner die Bezeichnung „Alter Schwede“, welche einstmals als schweres Schimpfwort gebraucht wurde. Diese Bezeichnung hat sich bis jetzt erhalten, wird aber nur noch in jovialer, gemüthlicher Weise angewendet, und wenn der Berliner sie gebraucht, so will er damit ausdrücken: „Oller Kronensohn, mir machste nischt vor!“

Frischer noch als an die geschilderte Periode der Schwedenzeit hat sich die Erinnerung an die nach dem westfälischen Frieden folgenden Schwedenkriege und die glorreichen Siege der Brandenburger über die schwedischen Eindringlinge im märkischen Volke wach erhalten. Die Siegesdenkmäler zu Fehrbellin und Hakenberg, die Statuen des Grossen Kurfürsten in Berlin und Rathenow, die Grabdenkmäler seiner berühmten

Feldherren sind sowohl hervorragende Denksteine einer ruhmreichen Vergangenheit der Brandenburger als auch Mahnsteine an die Drangsale der Schwedenzeit. Das in den Jahren 1875 bis 79 auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin errichtete Siegesdenkmal mit der weithinleuchtenden Marmorbüste des Grossen Kurfürsten und der kleine im Jahre 1880 vom Freiherrn E. von Rochow gestiftete Denkstein südlich von Hakenberg geben Kunde davon, dass hier am 18. Juni 1675 Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schweden erfolgreich aufs Haupt schlug, so dass sie das Wiederkommen vergassen und die Mark wieder aufathmen konnte nach langer Trübsal und Bedrängnis.

Durch den westfälischen Frieden war Hinterpommern dem Kurfürsten von Brandenburg zugesprochen worden, und Schweden erhielt für seine Kriegskosten Vorpommern mit Stettin, Garz und Gollnow und die Inseln Rügen, Usedom und Wollin. Ausser der Entschädigung an Land hatte Schweden auch eine Geldentschädigung für sich durchzusetzen gewusst, nämlich 5 Millionen Thaler, die in baar gezahlt werden sollten. Bis zur Bezahlung dieser Summe durfte Schweden Besatzungen in verschiedenen Orten zurücklassen, welche auf Kosten der betreffenden Landesherrn unterhalten werden mussten. Der Grosse Kurfürst beeilte sich zwar seinen Anteil an der Entschädigungssumme — etwa 142,000 Reichsthaler — sofort ab-zuzahlen, trotzdem verzögerte sich der Abzug der schwedischen Truppen aus der Mark noch lange, da Schweden auch auf einen Streifen im Osten der Oder Ansprüche erhob, den der Kurfürst nicht abtreten wollte. Die Verhandlungen darüber zogen sich sehr lange hin, der Grenz-Rezess zu Stettin im April 1653 sollte endlich den Streitigkeiten ein Ende machen, der Grosse Kurfürst willigte in verschiedene Abtretungen zu beiden Seiten der Oder ein, und die Schweden zogen sich nach Vorpommern zurück. Das gespannte Verhältnis zwischen Brandenburg und Schweden blieb aber trotzdem bestehen. Zwar ging Friedrich Wilhelm im Januar 1656 ein Bündnis mit dem Schwedenkönig Karl X. Gustav ein und kämpfte sogar mit ihm vereint in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656) gegen Polen, aber diese Waffenbrüderschaft war von keiner langen Dauer. Der Kurfürst von Brandenburg war durch sein Bündnis mit Schweden in eine schiefe Stellung zum Reiche geraten, und als Karl Gustav gegen Dänemark kämpfte und ihn allein liess, sah er sich genötigt, mit dem Kaiser ein Bündnis einzugehen und gegen Schweden zu ziehen. Die Schweden wurden in dem nun folgenden Feldzuge überall geschlagen und auf ihre pommerschen Besitzungen beschränkt, seitdem sann sie auf Rache.

Als im Jahre 1672 der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war und Kurfürst Friedrich Wilhelm am Rheine weilte, rückte, auf Veranlassung von Frankreich, gegen Ende 1674 der schwedische General Gustav Wrangel mit 16 000 Mann in die Mark ein, angeblich um die Garantien des Westfälischen Friedens in Deutschland dadurch sicher zu stellen, dass er den

Kurfürsten zum Rücktritt vom Kriege veranlasste. Sie breiteten sich über Hinterpommern, die Neumark, Uckermark und Priegnitz aus und verheerten das Land entsetzlich, ohne dass der Statthalter der Mark, Fürst Georg von Anhalt, es mit seinen schwachen Streitkräften verhindern konnte. Die Drangsale und Martern, welche oben geschildert wurden, wiederholten sich aufs neue, und das Volk war wieder auf Selbsthilfe angewiesen. Damals bewaffneten sich die Bauern der Altmark mit Heugabeln, Sensen und Dreschflegeln und scharten sich zusammen unter der Fahne mit dem roten brandenburgischen Adler, die den Spruch trug:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“

Sie wollten den Schweden den Übergang über die Elbe wehren, kamen aber nicht zum Kampfe, da der schwedische Oberbefehlshaber erkrankte und vorläufig die Angriffe auf die Altmark eingestellt wurden. In der Kirche des Dorfes Dannefeld am Drömling wird noch eine solche Fahne aus jener Zeit aufbewahrt.

Kaum hatte der Grosse Kurfürst Nachricht von dem Schwedeneinfall erhalten, so brach er am 26. Mai 1675 aus seinem Hauptquartier zu Schweinfurt a. M. auf und zog in Eilmärschen nach Magdeburg, welches er bereits am 11. Juni erreichte. Nach eintägiger Rast erfolgte der Abmarsch einer ausgewählten Schar von 6000 Kürassieren, 1600 Dragonern und 1200 Musketieren, welche auf Wagen befördert wurden, nach Rathenow, um hier das schwedische Centrum zu durchbrechen. Die Schweden waren inzwischen bis zur Havel vorgerückt, ihr rechter Flügel stand in Havelberg, ihr linker in Brandenburg, und diese Linie suchte der Grosse Kurfürst in der Mitte bei Rathenow zu sprengen. Man zeigt im Westhavellande an den Orten, wo die Schweden gewesen sind, Befestigungen, welche diese angelegt haben sollen, meist Burgwälle oder Längswälle, die vorher erwähnten Schwedenschanzen, so eine dreifache Walllinie am Bohnenlandsee nördlich von der Stadt Brandenburg und einen Burgwall am Riewendtsee. Die Unternehmung des Kurfürsten glückte vollständig. Unbemerkt gelangte er die Havel abwärts bis nach Rathenow, welches in der Frühe des 15. Juni von Derfflingers Dragonern über-rumpelt und eingenommen wurde.

Eilig zogen sich die Schweden zurück, um die Übergänge über den Rhein und durch das Luch zu gewinnen, während der Oberbefehlshaber von Havelberg nach Ruppin aufbrach. Dem Grossen Kurfürsten musste vor allem daran liegen, die Vereinigung der beiden Heereskörper zu verhindern, er liess, während er vorrückte, durch vorgeschobene Patrouillen, die auf wenig bekannten Wegen das Luch durchheilten, alle Brücken und Dämme im Luch vernichten, und erreichte die schwedische Nachhut beim Dorfe Gohlitz im Westhavelland. Diese hielt ihn aber so lange auf, bis das Hauptheer den Nauener Damm überschritten hatte. In Eil-

märschen zogen die Brandenburger hinter den Schweden her, die über die beiden Sandplateaus bei Kremmen und Fehrbellin zu entweichen suchten. Bei letzterem Städtchen kam es dann am 18. Juni 1675 zu der bekannten Schlacht, welche mit dem glänzenden Siege der Brandenburger und der vollständigen Niederlage und Flucht der Schweden endete.

In Fehrbellin und Hakenberg weiss man vieles von der Schlacht zu berichten, von welchem Hügel aus der Kurfürst dieselbe geleitet, wo er den Schimmel mit Froben gewechselt, wo letzterer den Opfertod für seinen Herrn starb, wie der Kurfürst beim Ritt durch Hakenberg ein verlassen Kindlein aufs Pferd genommen und es sein Schutzgeist wurde und ähnliches mehr. Diese Sagen, sowie die häufig im Luch und im Acker aufgefundenen Kugeln und verrosteten Waffenstücke erhalten das Andenken an die grosse Schwedenschlacht im Volke lebendig.

Auch sonst findet man im havelländischen Luch verschiedene Reminiscenzen an die Schwedenzeit; in Linum soll ein schwedischer Oberst hinter dem Altare bestattet sein, zwischen Wagenitz und Brädikow steht eine sogen. Maleiche, hier sollen die Schweden vor ihrem Abzuge nach Fehrbellin gelagert haben, in Neukammer bei Nauen werden schwedische Kugeln aufbewahrt, bei dem Dorfe Feldberg wird eine sogenannte Schwedenschanze als Grabstätte eines schwedischen Offiziers bezeichnet, der wegen seiner Flucht vor den Brandenburgern von seinem General erschossen und verflucht wurde, auf den Werder beim Städtchen Lindow flüchteten die Einwohner beim Anrücken der Schweden, zwei Soldaten schwammen indess in Biertonnen hinüber und ermöglichten so die Gefangennahme der Geflüchteten, und auf dem Walle in Neu-Ruppin steht eine alte knorrige Eiche, unter welcher der Grosse Kurfürst nach der Schlacht bei Fehrbellin den abziehenden Schweden nachgeschaut haben soll. Kommt man nach Rathenow, wo sich die Marmorstatue des Grossen Kurfürsten in der Altstadt erhebt, so häufen sich die Erzählungen über die Grausamkeiten der Schweden und die Siegesthaten der Brandenburger, besonders von der Einnahme der Stadt durch Derfflingers Dragoner am Morgen des 15. Juni 1675 weiss man Ergötzliches zu erzählen, wie der Landrat von Briest auf Böhne die schwedischen Offiziere trunken gemacht, wie er Bier und Branntwein durch verkappte brandenburgische Krieger ans Thor fahren und die Wache überrumpeln liess u. s. f. — In der Reichshauptstadt aber mahnt das Meisterwerk Schlüters auf der Kurfürstenbrücke zu ernstem Gedenken an die gewaltigen Thaten des Grossen Kurfürsten und führt uns in einem der gefesselten Sklaven am Sockel des Denkmals auch das gedemütigte, in seinen Eisenbanden knirschende Schweden vor.

An jene siegreichen Tage erinnern ferner die über ganz Brandenburg verstreuten Grabdenkmäler der Heerführer des Grossen Kurfürsten, welche zumeist unter dem blauen schwedischen Banner ihre

Kriegslaufbahn begannen und ihre Lorbeeren unter den Fittichen des roten Adlers gegen Schweden pflückten. In der Kirche zu Gusow blickt von der Wand die Büste des alten Derfflinger, von Fahnen und Trophäen umgeben, hernieder, in der Gruft liegt er selbst im Reiterkleide, den Pallasch im Arme. In Jahnsfelde bei Müncheberg und in Schulzendorf bei Wriezen hängen die Ahnenbilder derer von Pfuel, von denen viele für die drei schwedischen Kronen gekämpft haben, und in der Kirche zu Buckow schaut der Totenschild des Generals Adam von Pfuel von einem Pfeiler hernieder. In der Kirche zu Prädikow bei Prötzel liegen die Barfusse begraben und in einem schlichten Anbau der Kirche zu Cossenblatt ruht Hans Albrecht von Barfuss, der sich unter Sparr und Derfflinger auszeichnete, von seinen Türkenschlachten aus. In der Kirche zu Friedersdorf bei Seelow steht die gepanzerte Statue des Generals Ernst von Görzke, der sich trotz des seit der Lützener Schlacht verkürzten Beines beständig auf dem Schlachtfelde herumtummelte und noch im Winterfeldzuge im Jahre 1679 in hervorragender Weise auszeichnete. In Tamsel hat Friedrich Wilhelms Feldmarschall, Hans Adam von Schöning, seine Ruhestätte gefunden und in der Kirche zu Garz in der Grafschaft Ruppin liegt Albrecht Christoph von Quast, der Sieger von Nyborg begraben. Im Chor der Kirche von Klein-Machenow hängt eine Fahne, welche ein Fräulein von Hake dem Andenken ihres bei Fehrbellin gefallenen Bräutigams, des Obrist-Wachtmeisters Ernst von Schlabrendorf, weihte, und in St. Nikolai zu Frankfurt a. O. ruft der Grabstein der „seeligen Frau Stallmeisterin von Froben“ die Erinnerung an die Sage vom Opfertode ihres Sohnes Emanuel wach. In St. Marien zu Berlin endlich mahnt das vortreffliche Marmorepitaphium des Otto Christoph von Sparr an einen der bedeutendsten Feldherren des Grossen Kurfürsten, dessen Andenken noch in der Sparrheide bei Prenden und im Sparrenbusch bei Dannenwalde erhalten ist und dessen Ruhm die von ihm gestifteten Sparren- glocken zu Lichterfelde, Trampe, Heckelberg und Prenden allwöchentlich laut verkünden.

Wohin man auch kommen mag, historische Erinnerungen und Denkmale an die Schwedenzeit sind vielfach vorhanden in märkischen Kirchen und märkischen Schlössern, auf märkischer Heide und märkischer Wahlstatt, überall erzählt uns das Volk von den Greueln und von der Trübsal jener Tage, überall singt es von den Thaten des Grossen Kurfürsten und seiner Paladine und überall raunt uns die Sage unheimliche Geschichten von den schwedischen Teufeln ins Ohr.

Die Schwedenzeit ist längst vorüber, aber ihre Spuren sind nicht ausgetilgt im Laufe der Zeiten, ein Zeichen, wie schreckensvoll sie gewesen sein muss.

Nachtrag zur Sitzung vom 19. April 1899.

Herr Buchholz: Vor einigen Jahren hatte ich der geehrten Gesellschaft eine grosse Reihe „Berliner Witz- und Redensarten-Bilder“ aus den 1820er und 1830er Jahren demonstriert; sie spiegelten die Richtung wieder, in welcher sich der Berliner Volkshumor unter dem Zwange der Censur bewegen musste. (Vergl. Brandenburgia 1893. S. 159.) Heute habe ich Gelegenheit, 6 ähnliche Produktionen aus dem Jahre 1848 vorzuzeigen. Der Berliner Volkshumor war in diesem Jahre uneingeschränkt auf das politische und lokalpolitische Gebiet übergegangen und es entstand trotz des Ernstes der meisten Vorkommnisse eine solche Menge humoristischer Bilderlitteratur, wie in keinem anderen früheren oder späteren Jahr. Die „Ewige Lampe“, der „Krakehler“, der „Kladderadatsch“, die Glasbrennerschen „Freien Blätter“ und zahllose andere litterarische Erzeugnisse befriedigten die Lach- und Spottbedürfnisse der Berliner. Die hier vorliegenden 6 Blätter von der Meisterhand Hosemanns haben ihren Darstellungsstoff dem letzten Akt der 48er Bewegung in Berlin, der gewaltsamen Einziehung der Waffen der Bürgerwehrmänner, entnommen. Am 11 November war die Bürgerwehr, die zuletzt wesentlich für die Sicherheit der Nationalversammlung gesorgt hatte, nach noch nicht achtmonatlichem Bestehen aufgelöst worden. Die Waffen sollten an das Zeughaus abgeliefert werden. Sämtliche Führer entzogen sich diesem Ansinnen, indem sie ihre Kommandostellen sofort niederlegten. Da ein öffentlicher Aufruf an die Wehrmänner auch nur wenig Erfolg hatte, so beschloss die Militärbehörde die gewaltsame Einziehung. Kleinere Soldatentrupps unter Führung eines Offiziers, von einem Wagen begleitet, zogen unter Trommelschlag durch die Strassen. Die Soldaten drangen in die Wohnungen der ihnen bezeichneten Wehrmänner, um die Waffen einzufordern. Ein Teil der drolligen Szenen, die sich dabei abspielten, ist, mit den bezüglichen humoristischen Redensarten versehen, auf diesen 6 Blättern verewigt:

Ein Meister weist die Soldaten auf den Keller hin: „Gewehr hab ich, aber holen müsst Ihr es euch alleene, un stosst mir keene Flasche um.“

Eine Frau bringt zwar das Gewehr ihres Mannes vor, reisst ihm aber das Bajonnett ab und hält es den Soldaten hin: „Gewehr könnt ihr kriegen, aber en Daler un acht Groschen Reparaturkosten; hier is det Bajonet uf Abschlag.“

Eine andere Frau erwidert den Soldaten: „Mein Mann is nich zu Hause, das Gewehr kommt nich weg und wenn zehne kommen.“

Auch an Hinweisen auf Bürgerwehrtum und Gewehr als ehelicher Zankapfel fehlt es nicht. Als ein Ehemann auf die Frage des Soldaten, ob er Waffen hat, „nein“ antwortet, interveniert die bessere Hälfte: „Wat, Du hast keen Gewehr? Damit hat er ja den ganzen Sommer verbummelt!“

Eine Frau, die ein in Tücher gewickeltes Gewehr trägt, wird auf der Strasse von einem Posten angehalten. „Des is mein' Mann sein Gewehr, ich wills nach't Zeughaus dragen, des is der Zwiespalt unsrer Ehe.“

Ein Dienstmädchen wendet sich zornig gegen die durch das Zimmer gehenden Soldaten: „Könnt Ihr Euch die Füsse nicht abtreten, ich habe gestern erst geschauert.“

Selbstverständlich bieten auch die bildlichen Darstellungen in Bezug auf Uniform, Trachten und Scenerien mancherlei kulturgeschichtliches Interesse. Bemerken will ich hierzu noch, dass bei den späteren vielfachen Bau-, Kanalisations- und sonstigen Erdarbeiten, namentlich auch im Grunde der Berliner Gewässer, zahlreiche Gewehre aus der Zeit von 1848 vergraben, bezw. verworfen gefunden wurden, die der Einziehung absichtlich entzogen worden waren. Eine grössere Zahl der so gefundenen, meistens sehr verrosteten Gewehre sind in das Märkische Museum gelangt und werden dort als Erinnerungsstücke aufbewahrt.

Wanderfahrt des Märkischen Museums nach Genshagen im Kreise Teltow.

Vorslavische Ansiedlungsstätten sind bisher wenige in der Mark aufgefunden worden, und es ist immer als eine Seltenheit zu betrachten, wenn eine solche Stelle entdeckt wird. Von besonderem Glück waren daher die Teilnehmer der Wanderfahrt begünstigt, welche am 7. Mai 1899 unter Führung des Geh. Regierungsrats E. Friedel die alte Burgwallstelle beim Dorfe Genshagen im Kreise Teltow aufsuchten und dort die Spuren einer vorslavischen Niederlassung feststellen konnten.

Das Dorf Genshagen liegt südlich von Grossbeeren in einer teilweisen sumpfigen Niederung und ist am leichtesten von der Station Ludwigsfelde der Anhalter Bahn zu erreichen. Nördlich vom Dorfe inmitten eines ausgedehnten Elsbruches befindet sich die erwähnte Burgwallstelle, welche sich indes sowenig von dem umgebenden Gelände abhebt, dass es schwer ist, sie aufzufinden, und dieser Umstand mag auch dazu beigetragen haben, dass sich dort noch so zahlreiche Fundstücke vorfinden. Die Mitglieder der Exkursion mussten die Hilfe eines Dorfbewohners in Anspruch nehmen, um die Stelle richtig aufzufinden. Auf den neueren Karten vermisst man nämlich jede Angabe über die Stelle, welche auf den älteren Flurkarten noch als „Borgwall“ bezeichnet ist, im Munde der Dorfbewohner aber ist die Benennung noch gebräuchlich und die Stelle als Standort einer Burg und eines Dorfes bekannt. Vor zweihundert Jahren soll sich dort das alte Dorf Genshagen und eine Burg mit Wall und Graben erhoben haben und erst nach jener Zeit das neue Dorf an seiner jetzigen Stelle erbaut sein. Diese Überlieferung entbehrt natürlich jeder historischen Begründung, vielleicht hat eine Vernichtung des Dorfes im dreissigjährigen Kriege diese Sage hervorgerufen, vielleicht haben die auf der Burgwallstelle vorgefundenen Gefässreste und ge-

brannten Lehmputzen die Veranlassung dazu gegeben. Genaue Angaben vermag niemand im Dorfe zu geben, und selbst die Sache mit dem ehemaligen Burgwall ist ziemlich unsicher, denn niemand vermag sich seiner zu entsinnen und auch die ältesten Leute können nicht sagen, wann die Abtragung desselben erfolgt ist. Hierzu kommt, dass in älteren Schriften kein Burgwall in dieser Gegend erwähnt wird. Man muss also die Angaben über den Burgwall mit Vorsicht aufnehmen, zumal die Untersuchung am 7. Mai 1899 keinen Anhalt für das Vorhandensein einer slavischen Niederlassung — und als solche würde doch ein Burgwall im Sumpfgebiet zu betrachten sein — ergeben hat. Es wurden nämlich ausser einigen Scherben des christlichen Mittelalters (12.—14. Jahrhundert) nur Gefässreste von vor-slavischem Typus gefunden, dagegen gar keine slavischen Überreste. Die vor-slavischen Reste, verzierte und unverzierte Scherben, Rand- und Henkelteile, sind von Geheimrat Friedel eingehend untersucht worden und gehören nach seiner Ansicht dem niederlausitzer Typus im weiteren Sinne an. Da es sich bei der Genshagener Stelle um keinen Begräbnisort handelt, sondern um eine Wohnstätte, wie andere Fundstücke ergeben, so hat man es hier mit einer vor-slavischen Ansiedelungsstätte etwa aus dem 6. Jahrhundert vor Chr. Geburt zu thun. Dies ist von grosser Wichtigkeit. Niederlausitzer Gräberfelder hat man ja häufig aufgefunden und untersucht, Ansiedelungen dieser Art sind jedoch sehr selten, und die Genshagener Stelle, welche an manche der Borchelte in der Niederlausitz erinnert, nimmt deshalb einen bedeutenden Rang in der märkischen Prähistorie ein.

Ausser den erwähnten Überresten wurden noch folgende Gegenstände, welche gleichfalls auf eine Ansiedelungsstelle hinweisen, auf dem Ackerstück gefunden: 2 Fragmente von Reibesteinen, ein Webegewicht von Thon von plattovaler Form und in der Länge durchbohrt und zahlreiche im Feuer geplatze Herdsteine. Letztere mögen wohl mit Veranlassung gegeben haben, dass die Tradition von einer alten Burg entstand. Welchem Volksstamme die Bewohner der Genshagener Ansiedelung angehörten, lässt sich ohne weiteres nicht feststellen. Es läge sehr nahe, sie nach ähnlichen Funden im Havelgebiet als Germanen zu bezeichnen, da indes der germanische Ursprung der niederlausitzer Gräberfelder in neuerer Zeit bestritten wird, so muss die Beantwortung dieser Frage noch offen bleiben. Germanischer Herkunft ist aber ein Fund, der vor einiger Zeit in einer Sandgrube des Dorfes Genshagen gemacht wurde und dessen Bruchstücke dem Museum vom Lehrer Jordan überwiesen wurden. Es sind die Scherben einer grossen platten Urne mit Leichenbrand und eine eiserne Lanzenspitze, welche in letzterem gelegen hatte. Nach Geheimrat Friedels Ansicht handelt es sich bei diesem Funde um ein Einzelgrab aus der Völkerwanderungszeit (3. oder 4. Jahrhundert nach Chr. Geb.).

Das Dorf Genshagen, dessen Kirche vorher von den Teilnehmern der Wanderfahrt besichtigt worden war, charakterisiert sich sowohl durch seine Anlage, wie durch seinen Namen als deutsche Gründung und ist vermutlich durch die von den Askaniern herbeigerufenen holländischen Kolonisten angelegt worden. Auf diesen Ursprung weist auch die Namensform Janshagen

hin, welche im Landbuch Karls IV. und im Schossregister von 1451 vorkommt, und erst im folgenden Jahrhundert durch die jetzige Form ersetzt wurde. Als erster Besitzer von 8 Freihufen in Janshagen wird 1451 Otto Schare genannt, dann werden um 1565 die von Otterstedt als Inhaber des Rittergutes bezeichnet, welche wahrscheinlich schon längere Zeit in Genshagen, wie es nun genannt wird, ansässig waren, und ihnen folgten im Jahre 1670 die Herren von Hake im Besitze des Dorfes. Die Hakes, welche in Teltow vielfach begütert waren, blieben bis 1838 in Genshagen; in diesem Jahre verkaufte der letzte Hake das Rittergut nebst einem Teil von Damsdorf und anderen Besitzungen an den Geh. Justizrat C. F. Schulz, von welchem das Gut auf seinen Schwiegersohn, den General Freiherrn Max von Eberstein überging, dessen Nachkommen noch heute in Genshagen ansässig sind. Von all diesen Besitzern finden sich Erinnerungszeichen in der kleinen Kirche des Dorfes, welche sich am Südeingang desselben inmitten des grossen Friedhofes befindet. Das Gotteshaus, in seiner ursprünglichen Anlage ein einschiffiges Langhaus aus Feldsteinen mit viereckigem Turm, ist durch Umbauten und verschiedene Anbauten in seinem Aeusseren nicht gerade zum Vorteil umgestaltet worden. Ein pavillonartiger Anbau an der Chorseite, der mit einem eisernen Kreuz geschmückt ist und so ziemlich einem Grabgewölbe gleicht, enthält die Sakristei, ein breiter Anbau an der Nordseite die herrschaftliche Loge. Einer Inschrift an der Chorseite zufolge scheint die Kirche ANNO 1707 DEN 2. JUNIUS neu erbaut bzw. beträchtlich umgebaut zu sein, im Jahre 1782 hat nach einer Inschrift am Altar eine Renovierung des Innern stattgefunden. Diese Inschrift lautet:

Auf Veranstaltung und Besorgung des Königlichen Preussischen Hauptmannes von der Armée und Patron der Hisigen Kirche, wie auch Erb Lehn und Gerichts Herrn auf Genshagen und Damsdorff, Herrn Wilhelm Joachim Friederich von Hake ist dieses Altar Canzel Chöre und Stühle im Jahr 1782 Neu gebauet und im Jahre 1784 Neu Verguldet und Gemahlet worden.

Ausser dieser Erinnerung an die Hakes befinden sich noch andere in der Kirche, so ein Grabstein aus Sandstein mit der halberhabenen Darstellung einer weiblichen Figur, der schwer lesbaren Legende zufolge eine Tochter aus Hakeschem Geschlecht, ferner mehrere sehr abgetretene Grabsteine im Fussboden vor dem Altar und zwei Gedächtnistafeln aus Blech an der Südwand, deren eine dem „Alexander Friedr. Carl v. Hake, Seconde-Lieutenant im Infanterie-Regiment von Möllendorf“ gewidmet ist, der in der „Schlacht von Jena den 14. Oktober 1806 blessiert und in Göttingen den 7. November 1806 gestorben“ ist. Das Gedächtnis der nachmaligen Besitzer und Patrone, des Geh. Justizrats Schulz und des Freiherrn Max von Eberstein und ihrer Gemahlinnen, ehren zwei Granittafeln an derselben Kirchenwand, eine gleiche Tafel mit Bronzerelief und Bronzebuchstaben ist dem „grossen Kaiser Wilhelm I.“ geweiht. Das Innere der Kirche ist einfach, das Gestühl und die gerade Balkendecke sind in braunem Ton gehalten, Altar und Kanzel, letztere über ersterem, sind ohne Prunk, nur von zwei jonischen Säulen mit vergoldeten Kapitälern eingefasst. Bemerkenswert ist der Taufstein, welcher eine grosse flache Schale, von vier Engelsgestalten

getragen, zeigt und der Ausführung nach aus dem Anfang dieses Jahrhunderts (1822) stammt; das Ganze ist in Zinkguss ausgeführt und grünlich gestrichen. In dem niedrigen, mit Holz verschalten Turm befinden sich zwei Glocken, eine kleinere ohne Inschrift und eine grössere mit der an der Krone umlaufenden Legende in gotischen Minuskeln „O rex gloriae veni cum pace“; diese letztere scheint der Schrift nach aus dem 15. Jahrhundert zu stammen.

In der breiten, schönen Dorfstrasse, an deren nördlicher Seite das freiherrliche Gut mit seinem modernen Schloss liegt, fällt eine prächtige Eiche mit der Inschrift „Friedenseiche von 1815“ auf; sie erhält die Erinnerung an jene denkwürdigen Jahre der Freiheitskriege, deren Schlachten zum Teil in dieser Gegend geschlagen wurden, aufrecht. Die anderen Bäume, von denen die Dorfstrasse beschattet wird, sind gleichfalls schöne Exemplare und verleihen dem Orte einen idyllischen Charakter, die Häuser sind meist hinter Bäumen versteckt. Eins dieser Gebäude, welches den einen Krug beherbergt, liegt auf einer Anhöhe und fällt durch seine alte Bauart auf; es zeigt in seinem Innern trotz verschiedener Umbauten noch ziemlich deutlich die Anordnung der Wohn- und Stallräume im alten sächsischen Bauernhause, auch die Herdstelle mit dem mächtigen Schlot ist noch erhalten.

An diesem Hause vorüber führt der Weg zur Burgwallstelle, nach deren Untersuchung die Teilnehmer der Wanderfahrt ihren Rückweg durch die Genshagener Heide nach dem Bahnhof Grossbeeren antraten.

Dr. Gustav Albrecht.

Kleine Mitteilungen.

Der Teufelsstein bei Triebel. 2 Kilom. südlich der Stadt befindet sich der etwa $1\frac{1}{2}$ m über dem Erdboden liegende Stein, der seit einigen Monaten in den Besitz der Mark Brandenburg übergegangen und dadurch auch für die Zukunft geschützt ist. Wie so häufig von grossen Findlingen berichtet auch hier die Sage, dass der Teufel den Stein zum Verderben anderer geschleudert hätte und dass er nur durch die Schlaueit einer Frau, die die



Teufelsstein bei Triebel.

Hähne mit List zum Krähen gebracht, von seiner unheilvollen Bahn abgelenkt wäre. Mehrere Löcher — vermutlich Bohrlöcher zum missglückten Sprengen des Steines — dienen der Sage als Unterlage, auf der sich dann eine kleine

Liebesgeschichte aufbaut, die aber schon a. a. O. abgedruckt ist und hier übergangen werden darf. Weniger bekannt ist es aber, dass der geheimnisvolle Stein noch vor wenigen Wochen eine regelrechte Gespenstergeschichte hat entstehen lassen, die zwar bald sich als ganz natürliches Ereignis aufklärte, jedoch bezeugt, mit welcher Beharrlichkeit die Phantasie des Volkes an den einmal überkommenen geheimnisvollen Überlieferungen der Urzeit hängt.

Einige Wochen vor der Übergabe des Steines an die Mark Brandenburg hatte der damalige Besitzer des Steines in der Nähe desselben nach kleinen Findlingen gegraben und diese aufgeschichtet. Von dem etwa 100 m entfernten Wege wurde diese Veränderung von Schulkindern bemerkt und plötzlich war die auch an anderen Stellen Deutschlands nicht fremde Sage wieder lebendig, dass ein schwarzer Hund bei dem Steine läge. Der Besitzer, der mir das Ereignis erzählte, hatte keine Ahnung davon, bis ihm eine Frau, der die erschreckten Kinder die Nachricht zugetragen und die nun auch von dem Dasein des geheimnisvollen Hundes überzeugt war, die Kunde brachte. Es soll aber, nachdem der vormalige Besitzer mit der Frau selbst an Ort und Stelle war, noch vierzehn Tage gedauert haben, bevor sich die Kinder wieder ohne Angst vorüber wagten.

R. M.

Volkstümliche Geschichtsklitterung. Bekannt ist die Erzählung, dass der fanatische Herzog Alba, als er mit Karl V. in Wittenberg eingezogen war, gern den Leichnam des Reformators aus dem Grabe gerissen und seine Gebeine in alle Winde zerstreut hätte, dass ihm aber von dem Kaiser geantwortet wäre: er führe nicht mit Toten, sondern mit Lebenden Krieg. Wie diese Erzählung sich im Volke erhalten und umgebildet hat, bezeugt eine Überlieferung, die mir von einem Jagdgehülfen in Niemeck mitgeteilt wurde. Nach derselben hat der Herzog von „Astua“ den Leichnam herausnehmen wollen, aber der Kaiser hätte dies verboten. Da ist denn der Herzog nachts wieder gekommen und hat den Leichnam herausgeholt. Wenn auch, was nicht ausgeschlossen, der Berichterstatter von der geschichtlichen Anekdote irgendwo gelesen und seinen Schluss aus schwacher Erinnerung selbst gebildet hat, so ist doch dieser Schluss so echt aus dem allgemeinen Volksleben herausgekeimt, dass der Erzähler ganz erregt wurde, als ich vorsichtig die Möglichkeit erwähnte, der Leichnam sei am Ende doch noch in der Gruft.

R. M.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

9. (4. ordentl.) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. Oktober, abends 7^{1/2} Uhr im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Friedel.

A. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilungen:

„Der so glänzend und befriedigend verlaufene VII. Internationale Geographen-Kongress hat eine ganze Reihe heimatkundlicher Veröffentlichungen gezeitigt, von denen ich Ihnen einige Schriften und Karten, welche uns ganz besonders angehen, zur Kenntnisnahme vorlege.

Zunächst will ich erwähnen, dass unsere Festschrift mit Beifall vom Kongress aufgenommen ist, so dass ich um so lieber die Gelegenheit ergreife, den beiden Mitgliedern Herrn Dr. Zache und Robert Mielke, welche sich um die Festschrift so verdient gemacht haben, namens der Brandenburgia unsern verbindlichsten Dank auszusprechen. Hierneben hebe ich unter Nr. 1 bis 8 folgende Kongress-Darbietungen hervor:

1. „Die Stadt Berlin. Festschrift der Stadtgemeinde für die Teilnehmer am VII. Internationalen Geographen-Kongress Berlin 1899“. X, 371 S., kl. 8. Der von Herrn Busemann zusammengestellte Inhalt ist sehr mannigfaltig und hat als Nachschlagewerk dauernden Werth.

Aus dem Inhalt sei hervorgehoben: „Die geographische Lage und das Klima von Berlin von Otto Baschin“. — „Die erdmagnetischen Elemente von A. Nippoldt jun.“. — „Der Boden Berlins“ unter Bezugnahme auf die von der Geschäftsleitung gewidmete geologische Übersichtskarte der Umgegend von Berlin, im Masstabe von 1:100 000, der K. Geologischen Landesanstalt, von Dr. G. Berendt.

„Die geschichtliche Entwicklung Berlins“ von unserm Mitglied Dr. Gustav Albrecht, welcher die Güte hat der Brandenburgia einen Sonderabdruck zu überreichen.

„Die Verwaltung Berlins“ von Dr. F. Kremski“. — „Berlins Pflegestätten der Wissenschaft, insbesondere der Erd- und Himmelskunde“ von M. Busemann.

Die Leitung der technischen Ausführung hat in dankenswerter Weise die Firma Dietrich Reimer, Besitzer: unser Mitglied Konsul Ernst Vohsen übernommen. Von derselben wurde ausserdem der beigegebene Plan „Berlin aus der Vogelschau“ gewidmet. Die prächtigen Heliogravüren sind in der rühmlichst bekannten Kunstanstalt von Meisenbach, Riffarth & Co. hergestellt worden. Der städtische Zuschuss zu der Herstellung des Führers beträgt 5000 M.

Wir können uns nicht versagen, aus der lichtvollen Darstellung Berendts wenigstens einige Stellen anzuführen, die sich auf den Boden Berlins beziehen:

„Der Boden Berlins gehört bis in grössere Tiefe vom geognostischen Standpunkte aus der jüngsten oder sogenannten Quartärzeit an, welche, mit der Eis- oder Diluvialzeit beginnend, mit ihren Alluvialbildungen bis in die Gegenwart reicht. Mehr als irgend eine andere Gegend des norddeutschen Flachlandes ist die Gegend von Berlin, sowohl in oro- als in hydrographischer Hinsicht und damit in untrennbarem Zusammenhange auch betreffs ihres geologischen Baues nur zu verstehen als Teil eines grossen Ganzen, als Teil eben dieses ausgedehnten Tieflandes, das wieder in seiner Oberflächenbildung und hinsichts seines Bodens bis in grössere Tiefe vorwiegend ein Erzeugnis dieser, alles umgestaltenden und in der Hauptsache einebenenden Eiszeit ist.

Dennoch würde man fehlgehen und ist es vom geographischen Standpunkte aus ein, leider noch oft im gewöhnlichen Leben begangener Fehler, dieses norddeutsche Flach- oder Tiefland als Tiefebene oder norddeutsche Ebene zu bezeichnen. Nennt doch Heinr. Berghaus in seinem noch unübertroffenen „Landbuch der Mark Brandenburg“ (S. 147) den „Charakter der Trennung und Spaltung in Hoch und Tief“ gerade den „Grundtypus in der Oberflächengestaltung der Mark“. Ja, schwankt doch allein schon in der Berliner Gegend auf eine Erstreckung von etwa vier Meilen (nach Werneuchen und Hirschfelde zu) der Wechsel der Höhen zwischen 95 und 420 Fuss Meereshöhe.

Dieses wellige Auf und Nieder in der Oberflächengestaltung des norddeutschen Tieflandes ist aber wieder zurückzuführen auf dasselbe Inlandeis, das nicht nur alles in seiner Bahn zu zermalmen und einzuebenen suchte, sondern auch unmittelbar, durch Aufschüttung und Aufpressung vor dem jeweiligen Eisrande, neue Hügel aufbaute und schliesslich mittelbar, durch die ungeheuren Mengen seiner Schmelzwasser, zahllose schmale Thalrinnen und selbst breite Thäler mit dazwischen liegenden kleineren und grösseren Hochflächen schuf.

Auch Berlin liegt in einem solchen breiten alten Diluvialthale. Die gegenwärtig bedeutendsten Flüsse der Gegend von Berlin sind Havel und Spree; aber man ist kaum imstande, von einem Flusssystem der Havel, noch weniger aber der Spree zu sprechen. Beide sind Fremdlinge in dem grössten Teile der von ihnen heute durchflossenen Thäler. Namentlich die Spree verglich ich in dem grossen, nur auf einen Bruchteil seiner Länge von ihrem Unterlauf durchflossenen Thale bereits früher einer im Käfig des entflohenen Löwen umherirrenden Maus.

Alles deutet eben im norddeutschen Flachlande und besonders in der Berliner Gegend auf ganz aussergewöhnliche Wassermassen, die hier ihre Spuren zurückgelassen haben. Wo diese Wassermassen hergekommen, wurde bereits angedeutet. Zu besprechen bleibt noch in erster Reihe das von diesen gewaltigen Wassermassen ausgewaschene, in den hinterlassenen Thälern zu erkennende Fluss- bzw. Stromsystem.

In der grossen Einsenkung, so zu sagen dem Hauptwellenthale der norddeutschen Oberflächenwellen, zwischen dem mecklenburgisch-pommerschen-preussischen Höhenzuge einerseits und dem Vlämings mit seiner östlichen Fortsetzung andererseits lassen sich, aus jeder topographischen bzw. orographischen Karte deutlich erkennbar, drei gewaltige Thäler unterscheiden,*) die man diesem ihrem Verlaufe gemäss als das Glogau-Baruther, das Warschau-Berliner und das [Thorn-Eberswalder] Hauptthal oder der Kürze halber und insbesondere für die Berliner Gegend als das Baruther, Berliner und Eberswalder Hauptthal bezeichnen kann.**)

Alle drei vereinigen sich — die als Zwischenstadien späterer Veränderungen zu betrachtenden heutigen grossen Querverbindungen vor der Hand ausser Acht gelassen — in den weiten Moorniederungen des Havelluches und bilden vereint das weite untere Elbthal, d. h. den eigentlichen Urstrom Norddeutschlands.

Die Stadt Berlin liegt zwar nur in dem einen, dem mittelsten dieser Thäler, an der Oberflächenbildung der Berliner Gegend nehmen aber alle drei Hauptthäler insofern wesentlichen Anteil, als sie sich hier, kurz vor ihrem Vereinigungspunkte, bereits auf wenige Meilen einander genähert haben.

Hierin wie ganz besonders auch in dem Umstande, dass die Gegend von Berlin auf der ganzen Länge des mittleren der drei Urströme, ja überhaupt von Warschau bis hinab nach Hamburg, wenn nicht durchweg die engste, so doch die für einen Übergang günstige Stelle über dieses grosse Längsthal war und somit die Hauptverkehrsstrassen zwischen Süd und Nord hier im Mittelpunkte der Mark sich scharten, dürfte denn auch der erste, man könnte sagen, bodenwüchsige Grund für die allmählich immer grösser gewordene Bedeutung Berlins gegeben sein, ein Grund, zu dem alle historischen, kommerziellen, wie politischen Gründe erst in zweiter Reihe hinzutreten. Ist doch bei einer grossen Anzahl, und zwar gerade der bedeutenderen Städte, diese Entstehung aus einer ursprünglichen Fährstelle historisch geradezu nachweisbar und in älterer Zeit, wo nicht nur der Fluss, sondern weit mehr die Versumpfungen und Dickichte in den Flussniederungen den Verkehr hinderten, auch um so erklärlicher, weil nicht nur die Ueberfähr über den Strom, das Stellen von Vorspann u. dergl., sondern auch die sonstigen Bedürfnisse der bei ungünstiger Jahreszeit oft tagelang zu unfreiwilliger Rast genötigten Menschen einen lebhafteren Verkehr und immer zahlreichere Ansiedelungen zur Folge haben mussten.

*) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft XXXI. 1879 S. 18.

**) Geognostische Beschreibung der Umgegend von Berlin. Bd. 8 Heft 1 der Abhandlungen zur geologischen Spezialkarte von Preussen und den thüringischen Staaten.

So erfüllt die Stadt die ganze, immerhin jedoch noch über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meilen breite Thalenge zwischen dem Friedrichshain im Norden und der Hasenheide im Süden. Erst seit Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts, als Berlin mit einem Schlage zur Weltstadt wurde, begann es auch diese von der Natur gezogenen Grenzen zu überschreiten und sich beiderseits mit seinen Bauten auf die Höhe hinauf zu ziehen, auf der sie sich nun mit ihren Vororten zu vereinigen bestrebt scheint.

Den näheren Verlauf der drei Hauptthäler im Bereiche der weiteren Umgegend Berlins giebt auf Grund der gegenwärtig in der zweiten Auflage von der Königlichen geologischen Landesanstalt herausgegebenen „geologischen Übersichtskarte der Umgegend von Berlin“ die als Erläuterung dazu dienende Abhandlung des Verfassers „Geognostische Beschreibung der Gegend von Berlin“. Sie bietet überhaupt einen vollständigen Überblick der ehemaligen, sehr abweichenden Wasserverhältnisse genannter Gegend und zeigt die allmähliche, in verschiedene Stadien zerfallende Entwicklung der jetzigen, nur in diesem genetischen Zusammenhange wirklich verständlichen Wasserläufe.

Betrachten wir nur hier in aller Kürze den Ausgang dieser allmählichen Entwicklung. Wie solches an einer anderen Stelle (Zeitschrift d. d. geol. Gesellsch. XXXI 1879 S. 17) angedeutet ist, war das nördliche, das Eberswalder Hauptthal das jüngste, mit dem nach Norden zurückrückenden Rande des Eises der Diluvialzeit zuletzt entstandene. Die Entstehung dieses dritten, bis weit nach Russland hinein aufwärts zu verfolgenden Thales musste natürlich den Fortbestand des Berliner Hauptstromes ebenso in Frage stellen, wie die Entwicklung des letzteren einst den des Baruther Stromes. Sobald mit Hilfe einer der nördlichen Rinnen der noch heute aus jeder guten orographischen Karte erkennbare Durchbruch bei Frankfurt a. O. stattgefunden hatte und sämtliche von östlich Frankfurts herkommende Wasser somit durch das Eberswalder Thal strömten, kann noch eine Zeit lang dieser Hauptstrom, von Eberswalde kommend, über Oranienburg an Velten, Bötzwow und Wansdorf vorüber, das einst schmälere Havelthal erweiternd, durch den unteren Teil des Berliner Thales sich ins Havelluch ergossen haben; ja, ein Blick auf die geognostischen wie orographischen Verhältnisse dieses verbreiterten Teiles des Havelthales zwingt zu dieser Annahme. Bald aber gewann der Hauptstrom über die von Norden herabkommenden Havelwasser die Oberhand, wusch sich sein breites Bette durch das Rhinluch unter Aufnahme des Rhin unmittelbar nach Westen und verlegte so die Mündung der Havel abermals (a. a. O. S. 19) um ein erhebliches nördlicher. In dem Berliner Thale blieb nur die von Süden aus dem Lausitzer Berglande kommende Spree mit den südlichen Nebenflüssen, Dahme (wendische Spree) und Nuthe. Natürlich aber setzte sie ihren Lauf innerhalb des breiten Thales, damals noch in der Richtung über Spandau, an Nauen vorüber, selbständig zum Havelluche fort.

Ein viertes, bereits die Alluvialzeit beginnendes Stadium trat endlich ein mit dem Durchbruche der Gewässer bei dem heutigen Oderberg und Hohen-Saaten durch das tiefe Thal eines bisher von Norden gekommenen Nebenflusses, das jetzige untere Oderthal. Auch das Eberswalder Thal wurde

dadurch unterhalb des Durchbruches ein totes Thal. Die aus den Höhen bei Biesenthal von Süden her kommende kleine Finow wusch sich, gezwungen durch die sich bald zwischen der heutigen Oder und Havel im Thale bildende Wasserscheide, allmählich ein eigenes Bett zur Oder hinab, während die Havel mit ihren noch heute zu Zeiten recht reichlichen Wassern sehr bald, ihrer Nord-Süd-Richtung entsprechend, ihr altes Thal bis Spandau wieder fand. Versandungen des Spreebettes bei und unterhalb Spandau waren die notwendige Folge des rechtwinkligen Zusammenstosses beider Flüsse, bei dem sehr bald die weit reichlicheren Havelwasser den Sieg davontrugen, ihren alten Weg nach Süden durch die tief ausgefurchte Seenrinne zwischen Spandau und Potsdam fortsetzten, die Nuthe von links her als Nebenflüßchen aufnahmen und erst vom Schwielowsee aus, wo ihr altes, aus dem ersten Stadium stammendes Bett (a. a. O. S. 13) bereits zu hoch lag, auch von namhaften Flugsandanhäufungen versperrt war, der allgemeinen Neigung nach WNW und den Auswaschungen der einstmals (a. a. O. S. 17) über Potsdam nach Westen gefluteten Wasser folgten. Die heutigen Wasserverhältnisse waren hiermit voll und ganz eingetreten und damit war auch das orographische Bild in seiner Hauptsache zum Abschluss gebracht.

Betrachten wir nun den Verlauf des mittleren, des Berliner Hauptthales, dem die Stadt selbst angehört, näher, so sehen wir dasselbe die vorhin angezogene geologische Übersichtskarte der Umgegend von Berlin in OSO zu WNW-Richtung quer durchsetzen. Deutlich ist, selbst auf jeder guten orographischen Karte erkennbar, von Osten beginnend, der Nordrand südlich Rüdersdorfs ausgeprägt, von wo er, über die Woltersdorfer Schleuse, Schöneiche, Kaulsdorf, Biesdorf, Friedrichsfelde verlaufend, in die nördlichen Stadtteile Berlins eintritt, dessen ehemalige, heute nur noch als Haltestellen der Ringbahn bekannte Thore, das Frankfurter, Landsberger, Königs-, Prenzlauer, Schönhauser und Rosenthaler Thor, genau den Fuss dieses, vor den grossartigen Abtragungen der jüngsten Jahrzehnte weit steileren Nordrandes bezeichnen. Bis zum Humboldtshain des weiteren geradlinig fortsetzend, erleidet er von hier an, zunächst durch den Austritt des breiten Pankethales, sodann des einst nicht unbedeutenden Hermsdorfer Fliessens und endlich des breiten Havelthales in seiner Regelmässigkeit eine namhafte Unterbrechung. Er wird aber auch hier schon deutlich bei Dalldorf und Schulzendorf wieder erkannt und setzt jenseits des Havelthales über Pausin, Paaren und Grünefeld fort.

Dieselbe Unregelmässigkeit, wie sie beim Eintritt des Panke- und Havelthales erwähnt wurde, verursacht der Eintritt der heutigen wendischen Spree, auch Dahme genannt, beim östlichen Beginn des südlichen Thalrandes im Rahmen der Karte. Dennoch ist die ursprüngliche Linie desselben noch unzweifelhaft zu erkennen in der Richtung über Alt-Hartmannsdorf, Steinfurt, Neu-Zittau, Gosen, Müggelsheim, sodann Glienicke, Buschkrug, Rixdorf, von wo an die Rollberge, die bekannte Hasenheide und der Kreuzberg den durch die Bauten der letzten dreissig Jahre von Berlin auch erreichten Vorsprung des Südrandes bilden. Die weitere Fortsetzung wird bezeichnet durch die Orte Neu-Schöneberg, Wilmersdorf, die abermals vorspringende Spandauer

Spitze (Spandauer Bock), den Pichelswerder, Pichelsdorf, Staaken, Dallgow, Rohrbeck, Ceestow, Bredow und Nauen.

Diese breite, ihren Grenzen nach soeben bezeichnete Thalniederung erhebt sich in ihrer grössten Fläche nur wenig (bis 4 m) über den Wasserspiegel der sie in tragem Laufe jetzt durchziehenden Spree und der sie im Westen quer durchsetzenden Havel, der beiderseits nur zwischen 103 und 97 Fuss Meereshöhe schwankt. Ja, die, die Wasserläufe meist unmittelbar begleitenden Wiesenflächen sind sogar aufwärts wie abwärts Berlins fast in jedem Frühjahr wieder weite Wasserflächen. Dagegen steigen die das Thal begrenzenden Hochflächen des Barnim im Norden und des Teltow im Süden sehr schnell zu einer durchschnittlich im Barnim etwa 160 Fuss, im Teltow etwa 150 Fuss betragenden Meereshöhe, zeigen aber gegen den nördlichen Kartenrand auch Höhen bis zu 230 Fuss und erreichen in dem jetzt durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Turmes bekannter gewordenen Havelberg sogar 309 Fuss Meereshöhe.

Wie die obengenannte geognostische Übersichtskarte der Umgegend von Berlin, sowie endlich eine im Massstab von 1 : 15 000 gleichfalls von der Königlichen geologischen Landesanstalt herausgegebene „geologische Karte der Stadt Berlin lehrt, gehen auch die geognostischen Bodenverhältnisse mit diesen Oberflächenverhältnissen Hand in Hand. Daher kann auch einfach die Hochfläche des Teltow im Süden, des Barnim im Norden als diluviale Hochfläche bezeichnet werden. Dem jüngsten Diluvium, dem Diluvium der Abschmelzperiode oder dem Thal-Diluvium, gehören sodann einerseits die alten Schmelzwasserrinnen in der Hochfläche, andererseits die grossen Thalsandflächen der „alten Thalsohle des Hauptthales“ an, während schliesslich die Alluvialbildungen in bald breiten, bald schmalen Rinnen und Wiesen-schlingen diese alte Thalsohle durchziehen und die tieferen Stellen in den Schmelzwasserrinnen ausfüllen“.

2. Hieran schliesst sich von selbst die dem Kongress dargebotene „Geologische Übersichtskarte der Umgegend von Berlin im Massstab 1 : 100 000“. Herausgegeben von der K. Preuss. Geol. Landesanstalt nebst der dazu gehörigen „Erläuterung“. Beides von dem genannten Herrn Geheimen Bergrath Professor Dr. G. Berendt, Arbeiten von besonderer Bedeutung für unsere Heimatkunde. Das Blatt umfasst die Umgegend nördlich bis über Cremmen, östlich bis über Rüdersdorf, südlich bis über Zossen und westlich bis über Nauen hinaus.

2. „Geologische Spezialkarte von Rüdersdorf im Massstab 1 : 25 000, nebst Erläuterungen dazu. Unter Benutzung der Eck'schen Aufnahmen im NO-Viertel geognostisch und agronomisch bearbeitet durch Felix Wahnschaffe“ (2. Aufl. 1899). Ich mache besonders aufmerksam auf das photographische Blatt, Tafel III der Erläuterungen am 21. April d. J. durch Professor Dr. Wahnschaffe aufgenommen: „Glacialschrammung des Schaumkalkes an der östlichen Kante des Alvenslebenbruchs in Rüdersdorf. Mittlere Schrammenrichtung an dieser Stelle: N 55° O nach S 55° W.“

4. „Führer durch Teile des Norddeutschen Flachlandes“. Entworfen von G. Berendt, K. Keilbach, H. Schröder und F. Wahnschaffe. Obwohl zunächst für die Exkursionen des Kongresses in diesem Monat entworfen, haben die darin enthaltenen Angaben auch für die engere Heimatkunde dauernden Wert. Sie zerfallen in 4 Abschnitte: I. Die Einwirkungen des Inlandeises auf den Untergrund und die erodirende Thätigkeit der von ihm ausgehenden Schmelzwasser. (F. W. und G. B.). — II. Stratigraphie (Schichtenkunde) (K. K.). — III. Aufschüttungsformen des Inlandeises (H. S.). — IV. Glaciale Hydrographie (K. K.). — Berührt werden darin u. A. Rüdersdorf, Buckow, Falkenberg, Freienwalde, Nieder-Finow, Liepe u. s. f.

5. „Thal- und Seebildung im Gebiet des Baltischen Höhenrückens von Dr. Keilhack“. Auch diese lehrreiche Arbeit umfasst unsere gesamte Provinz. Eine beigegebene Karte veranschaulicht die Eisrandlagen und Wasserläufe der letzten Eiszeit im östlichen Norddeutschland.

6. „Neuer Verkehrsplan von Gross-Berlin bearbeitet von Gustav Müller, Kartograph der Königl. Preuss. Landes-Aufnahme“. Massstab 1 : 20 000, mit ausführlichem Strassenverzeichnis pp. Diese schöne, dem Publikum bestens zu empfehlende Karte reicht im N. bis Tegel, im W. bis Valentinswerder, im S. bis über Zehlendorf, im O. bis über Johannisthal.

7. „Erinnerung an Berlin dargeboten vom Geographischen Institut Wilhelm Greve“. 45 photolithographische Bilder aus Berlin und 4 aus Charlottenburg mit kurzem deutschen, englischen und französischen Text.

8. Dr. August Meitzen: Abbildungen zu dem Vortrage: Die verschiedene Weise des Überganges aus dem Nomadenleben zur festen Siedelung bei den Kelten, Germanen und Slaven. XVII Tafeln. Wenn dieselben auch kein typisches Bild aus der Provinz Brandenburg selbst geben, so passen doch die Abbildungen der slavischen Siedelungen in Rundlingen, in Strassenform und in Weilern durchaus auf die Provinz Brandenburg. Herr Meitzen gilt mit Recht als eine der hervorragenden Autoritäten auf dem hier in Frage stehenden wirtschaftsgeschichtlichen Gebiete.

9. „Führer durch die Zoologische Schausammlung des Museums für Naturkunde in Berlin“. Berlin 1899. Herausgegeben von unserem Mitgliede, dem Direktor der Zoologischen Sammlung, Herrn Geh. Reg.-Rat Dr. K. Möbius. Obwohl die Schausammlung sich durch eine musterhafte Aufstellung und eine peinlich genaue Etikettierung der einzelnen Stücke auszeichnet, so fehlte es doch an einem gedruckten Führer, der dem Beschauer gestattet, sich vor oder nachher über die

Verteilung des Ausstellungsstoffes im Verhältnis zur zoologischen Systematik zu orientieren. Diese Lücke füllt der Führer aus.

Aus der Geschichte des Zool. Museums sei hervorgehoben, dass, als Friedrich Wilhelm III. 1799 die Universität stiftete, er die in den K. Kunstkammern aufbewahrten Säugetiere, Vögel, Insekten und Konchylien überwies und die Einrichtung eines Zool. Museums im zweiten Geschoss des Universitätsgebäudes genehmigte. Geschenke brasilianischer Tiere von Graf Joh. v. Hoffmannsegg und viele Korallen von Dr. Gerresheim, Ankäufe der berühmten Fische Sammlung des Dr. Marcus Elieser Bloch und der Kruster-Sammlung des Predigers Herbst vermehrten die Sammlung, zu deren Ordnung der Dr. Illiger 1810 aus Braunschweig berufen wurde. Derselbe verstarb 1813. Erst 1814, nachdem Professor H. Lichtenstein (Begründer unseres Zoologischen Gartens) die Leitung übernommen, wurde die Sammlung öffentlich zugänglich gemacht. Nach L.'s Tod folgte Professor Wilhelm Peters und nach dessen Abscheiden Karl Möbius 1893 in der Direktion. Der wissenschaftlichen Bedeutung und der eminenten Verwaltungsbefähigung des Geheimrat Dr. Möbius verdankt die Schau-Sammlung ihre glänzende Ordnung in dem neuen Museumsbau an der Invalidenstrasse, der freilich sowohl in seiner baulichen Disposition wie in seinen Lichtverhältnissen manches zu wünschen übrig lässt, gerade wie die Nachbarmuseen der Geologischen Landesanstalt und der Landwirtschaftlichen Hochschule.

10. „Zur Geschichte des anatomischen Unterrichts in Berlin. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. in der Aula derselben am 3. August 1899 gehalten von Wilhelm Waldeyer“.

Es trifft merkwürdig überein, dass ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich im Monatsblatt der Brandenburgia Sept. 1899 S. 213—216 aus den Akten der Städtischen Armen-Direktion 7 Urkunden abdruckte, welche sich auf die Lieferung von Leichnamen an die Berliner Anatomie beziehen, und die Jahre 1718 bis 1725 umfassen, der Direktor des Anatomischen Instituts ausführliche Nachrichten über dasselbe mitteilte. Das Theatrum anatomicum in Berlin wurde fast genau 100 Jahre vor Stiftung der Universität Berlin ins Leben gerufen. An dem 1713 unter Friedrich Wilhelm I. eingerichteten Anatomiegebäude Ecke Dorotheen- und Charlotten-Strasse, jetzt ein Pavillon der Garde du Corps-Kaserne, lautete der Schluss: „In exercitus populique salutem civium hospitumque commodum“; Das Heer wird zuerst genannt, denn auf die Ausbildung tüchtiger Militär-Chirurgen und -Aerzte war es in erster Linie abgesehen.

1827 wurde das dem Dr. med. Mockert gehörige Haus „Hinter der Garnisonkirche“ Nr. 1 als Anatomie eingerichtet. In den alten unzulänglichen Räumlichkeiten, deren ich mich vom Augenschein her noch

sehr wohl entsinne*), blieb das Institut, bis 1865 der Neubau im Kgl. Tierarznei-Schulgarten beziehbar war. Zwanzig Jahre später genügte auch dieser stattliche Bau nicht mehr; zwei neue Flügel wurden gewonnen, einer durch Anbau, der andere durch Verlegung der für die Staatsarzneikunde bestimmten Räume; und 1892 wurde eine Schwesteranstalt, das anatomisch-biologische Institut, in unmittelbarer Nähe des anatomischen Instituts im Neubau vollendet und ihrem Direktor Oskar Hertwig übergeben.

Dies sind nur einzelne geschichtliche Notizen aus der an solchen überreichen, trefflichen Arbeit des gelehrten Herrn Verfassers.

11. Aus dem Nachlass von Willibald Alexis bringt der „Bär“, Illustrierte Wochenschrift für Geschichte und modernes Leben, (Verlag unseres Mitgliedes Friedrich Schirmer, Berlin SW., 13, Neuenburgerstr. 14a) einen sehr interessanten bisher noch nicht veröffentlichten Aufsatz über Heringsdorf. Willibald Alexis war einer der ersten, die auf die schöne Lage von Heringsdorf aufmerksam wurden und sich dort ansiedelten. Jahr für Jahr ging er auf einige Wochen dorthin und verlebte am Strande der Ostsee schöne, glückliche Stunden. Aber er that auch mancherlei, um das Bad in Blüte zu bringen, und machte seine zahlreichen Freunde und Bekannten auf die idyllische Lage des Ortes aufmerksam. Da nun auch noch sein eigentlicher Name (Wilhelm Haering) von der Schreibweise abgesehen, mit dem des Badeortes übereinstimmte, so entstand schon früh die Sage, Alexis habe das Bad gegründet, und es sei nach ihm benannt worden. Nun hat zwar Alexis selbst in der eleganten Badeplauderei „Meerschaumflocken“ (Lewalds Badalmanach für 1836) schon einiges über die Gründung und Namensgebung des Ortes bemerkt; auch haben Wallenstedt und nach ihm Leonhardt in ihren Beschreibungen des Bades einige historische Notizen gegeben. Das hinderte aber nicht, dass Alexis nach wie vor in den Aufsätzen und Litteraturgeschichten (u. a. auch in der „Allg. Deutschen Biographie“ X, 600) als Gründer des Seebades hingestellt wurde. Der vorliegende Aufsatz stammt aus den fünfziger Jahren und wird diese Annahme nun endgiltig vernichten. Schon aus diesem Grunde, aber auch wegen mancher anderen interessanten Mitteilungen, wird er hoffentlich allen Freunden des Dichters und des Seebades Heringsdorf willkommen sein.

*) So unfreundlich und karg die Anatomieräume in dem alten Kasten hinter der Anatomie waren, so fidel gestaltete sich das Leben der Jünger des Aeskulap. Ich entsinne mich, mehrere Anatomie-Bälle um 1860 mitgemacht zu haben. Die Tänzer waren Studenten, die Tänzerinnen meist Mädels aus einer benachbarten Tabaksfabrik. Um Mitternacht wurde der Oberwärter der Anatomie, Apel, als Amor verkleidet, mit zwei riesigen Flügeln ausgestattet, an der Decke des Saales an einem Stricke gehoben um von hier Blumensträuße und Bonbons auszustreuen und dann erreichte der eigentlich recht harmlose Jubel seinen Höhepunkt.

Ich benutze gern die Gelegenheit, auf den gediegenen Inhalt, der von unserem Mitgliede Dr. Foltiniceano mit grosser Sachkenntnis und Geschicklichkeit redigierten vaterländischen Zeitschrift, welcher die ausgedehnteste Verbreitung vornehmlich in den Kreisen der Heimatfreundlichen zu wünschen, nochmals an dieser Stelle aufmerksam zu machen.

Was Heringsdorf angeht, das uns als das von Berlinern besuchteste Ostseebad nicht wenig interessirt, so will ich noch hinzufügen, dass in dem mir seit 1854 genau bekannten Ort von jeher die Erzählung umlief, Friedrich Wilhelm IV. habe sich bei einem Besuch als Kronprinz daselbst an einem Gericht Pellkartoffeln und Hering (d. h. frischgefangener, gebratener Hering) derartig delectiert, dass er gesagt, der Platz solle „Heringsdorf“ heissen. Ich will diese Legende nicht bestreiten, bemerke auch, dass ich aus den Grundakten des Amtsgerichts Swinemünde vor Jahren festgestellt habe, wie der Ortsname Heringsdorf kein alter ist, d. h. nicht über die Dreissiger Jahre dieses Saeculums zurückreicht. Das Grundbuchblatt lautet auf das Dorf Neuhof, welches zwischen dem Meer und dem Gothensee gerade in der Mitte belegen. Am Strande befand sich eine Herings-Packerei, welche von den Fischern zum Landen und Verarbeiten der frisch gefangenen Heringe angelegt war, wie dergl. Heringspackereien am Aussenstrande der Schwester-Inseln Usedom und Wollin auf den Spezialkarten noch jetzt mehrere vermerkt sind. Aus dieser Ortsbezeichnung „Heringspackerei“ ist, sobald die ersten Logirhäuser nahe dem Strand entstanden, der von selbst sich darbietende Name „Heringsdorf“ entstanden. Nördlich von der Heringspackerei lag nahe dem Kleinen Schlönsee für die Fischer, Schiffer und sonstigen Reisenden eine kümmerliche kleine Wirtschaft „der neue Krug“ genannt. Diese Ortschaften sind alle von dem sich westlich bis in die Gothenheide, südlich bis zu dem viel älteren Ahlbeck ausdehnenden Weltbad Heringsdorf verschlungen. Von den Tausenden dort alljährlich badenden Berlinern und Brandenburgern weiss wohl kaum einer, dass Heringsdorf lediglich ein kleiner Ausbau des Dörfchens Neuhof gewesen ist. Ähnlich ist auf der Insel Rügen der kleine nahe dem Prorer Wieck belegene Ort Ahlbek von dem eigentlich ziemlich weit vom Strand entfernten Dorf Binz derartig überwuchert worden, dass dies grossartige Seebad nun den eigentlichen Namen führt und die Bezeichnung Ahlbek gewissermassen verschollen ist. Wenn endlich sogar die Schreibweise Heringsdorf (statt Häringsdorf) gegen die Ableitung von dem Fisch „Häring“ *Clupea harengus* ins Feld geführt wird, so ist das irrig. Bereits im Althochdeutschen kommen nach Grimms Wörterbuch für den Fisch beide Formen Häring und Hering vor. Nach Grimm sind beide Schreibweisen „Häring“ und „Hering“ gleichberechtigt. Vor 50 Jahren war „Häring“ beliebter, jetzt schreibt die Mehrheit „Hering“.

12. Unsere neue Nachbarstadt Schöneberg führt sich durch ein stattliches Werk in die geschichtliche und Verwaltungs-Litteratur ein, welches ich hiermit vorlege und das sich schlicht und recht betitelt: „Erster Verwaltungsbericht des Magistrats der Stadt Schöneberg“ Schöneberg 1899. Auf dem Deckel ist das neue Wappen der Stadt angebracht: ein grüner Hügel, in dessen Mitte ein Baum mit schwarzem Stamm und grünem Blätterschmuck. Am Stamm bäumt je rechts und links ein roter geweihter Hirsch auf. Das Wappenschild, dessen Grund golden ist, wird von einer grauen, dreigetürmten, krenelierten Mauer im Regenbogenstil gekrönt.

Das Werk erscheint in jeder Weise vornehm ausgestattet, auch mit Abbildungen, Karten und Plänen reichgeschmückt.

Es wird über den geschichtlichen Teil des Berichts durch Herrn Dr. Pniower später ausführlich referiert werden.

13. Aus dem Nachlass unseres unvergesslichen Ehrenmitgliedes Wilhelm Schwartz ist dem Märkischen Museum das hier ausgestellte grosse Querbild in Sepia-Manier zugegangen, welches nach einer berühmten Zeichnung Schinkels dessen Projekt der Berliner Schlossbrücke darstellt.

Die Tracht namentlich des Militärs auf dem Bilde zeigt, dass es sich um eine Darstellung aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. handelt. Bei genauem Hinsehen gewahrt man auch, dass die Brücke figürlich anders ausgestattet ist, ebenso die beiden Treppenwangen vor dem alten Museum. Bekanntlich wurde die Brücke 1822—1824 nach Schinkels Entwürfen gebaut, die Aufstellung der Marmorbilder erfolgte erst in den fünfziger Jahren. Vor dem Schloss fehlen noch die Rampen. Der Lustgarten ist mit hohen Lindenbäumen bestanden, vor denen eine Menge Denkmäler in regelmässigen Abständen auf hohen Sockeln stehend gedacht sichtbar werden. Unter dem Bilde steht links „Schinkel del.“, in der Mitte „Berlin bei D. C. Wittich“ und rechts „Jügel sc.“ Diese Standbilder aus Marmor sind nicht ausgeführt worden, und können gewissermassen als Ersatz dafür die Marmor-Bildsäulen, Büsten und Bänke, welche wir der Hochherzigkeit, dem geschichtlichen Gefühl und Kunstsinne Kaiser Wilhelm II. verdanken, angesehen werden. Mit Betrübnis erfahren wir, dass mehrere dieser letzterwähnten Büsten, darunter leider gerade solche, welche unsere Mitglieder Bildhauer Böse und Professor Max Unger gefertigt haben, in der Nacht vom 22. zum 23. d. M. von Bubenhand beschädigt worden sind. Stünden diese Denkmäler an freien Stellen im Lustgarten auf den von Schinkel markierten Punkten, so wäre ihre Überwachung viel leichter als im Tiergarten.

14. Brandenburgische Beutkiefern. Das im Besitz des Märkischen Museums befindliche ausgestellte Aquarell von A. Kiekebusch, 1893 gemalt (Kat. B. XI. 8003), stellt Beutkieferstämme, d. h. primitive

Bienenstände dar, bestehend aus 4 aufrecht stehenden, oben abgeschnittenen, toten Baumstümpfen, in deren Innern in einem länglichen, nicht ganz verschlossenen Loch Bienenvölker hausen. Motiv einem wendischen Dorf bei Spremberg entnommen. Was es mit den Beutkiefern für eine Bewandnis hat, will ich mit einer Beschreibung beantworten, welche J. Trojan (Vom Preussischen Oberlande I.) Sonnt.-Beil. der Nat.-Ztg. vom 1. d. M. wie folgt giebt, nachdem er geschildert, wie er den Förster zu Sommerau an der Ossa, nahe der Station Sommerau der Marienburg-Mlawkaer Bahn wegen Kiefern-Beuten befragt. „Es gäbe bei Schönberg (in der Nachbarschaft von Sommerau) deren mehrere, eine oder zwei würden wir im Tiergarten finden, wenn wir uns ein wenig aufmerksam umsähen. Das genügte uns, wir bedankten uns bei dem liebenswürdigen Mann und begaben uns über Felder und durch Gehölz, zuletzt am Ufer des Bauersees entlang gehend, nach dem Tiergarten von Schönberg. Da liessen wir unsere Augen „um und um“ gehen, immerzu an den gewaltigen Kiefern, die mit anderen Bäumen zusammen dort stehen, hinaufblickend, da rief auf einmal mein Begleiter aus: „Ich hab' eine, ich hab' eine!“ Ich sprang zu ihm hin und gewahrte sofort, dass er wirklich eine hatte und zwar eine doppelbeutige Kiefer. Er hatte sie vor mir gefunden, und zum ersten Mal in meinem Leben empfand ich etwas wie Neid. Was ist aber eine Beutkiefer? Das muss mit einigen Worten erklärt werden. Es ist eine Kiefer, in der eine Beute angelegt ist. Beute ist ein in den Baum in ziemlicher Höhe über dem Erdboden gehauenes längliches Loch, vor das ein den Eingang nicht ganz versperrendes Brettchen genagelt ist. In solchen für sie vorbereiteten Wohnungen siedeln die Bienen sich an, und in älterer Zeit sind, zumal im Osten unseres Vaterlandes, das einstmals mehr Heide besass als jetzt, sehr viele solcher Beuten zum Zweck des Honiggewinns angelegt worden. Davon kommt der Name „Beutner“ her, der ein Familienname geworden ist. Beutner ist einer, der mit „Beuten“ Honig gewinnt. Auf diese Art wird jetzt in Deutschland nicht mehr Honig gewonnen, weil die moderne Forstwirtschaft die Anlegung von Beuten nicht gestattet und nicht erträgt. Sie werden erhalten noch der Merkwürdigkeit wegen und als Erinnerungen an alte Zeit, die fortbestehen, so lange die Bäume nicht umgehauen werden, in einigen Privatforsten, die meisten wohl in dem Forstgebiet von Schönberg bei Sommerau. An dem Baum, den wir fanden, waren zwei Beuten über einander, und beide erwiesen sich als noch von Bienen bewohnt. Die untere Beute befand sich in zehn Meter Höhe des Stammes, die obere einen Meter darüber. Der Stamm hatte einen Umfang von 320 cm.“

Diese Örtlichkeit liegt in West-Preussen nahe der Grenze des ostpreussischen Oberlandes. Auch Conwentz, Direktor des Westpreuss. Provinzial-Museums zu Danzig erwähnt im Verwaltungsbericht desselben

die an der ostpreuss. Grenze in Westpreussen belegenen Kiefernbeuten. Sollten dergl. Beutenbäume noch innerhalb der Provinz Brandenburg im Walde selbst vorhanden sein, so bitte ich dringend um Angabe der Stellen.

Besprochen ist das schöne Aquarell übrigens von mir und anderen Herren bereits in der Sitzung vom 27. Oktober 1897, Monatsblatt VI, 282. Heute wird es mit Rücksicht auf den Vortrag des Herrn Direktor Dr. Müllenhoff nochmals vorgeführt.

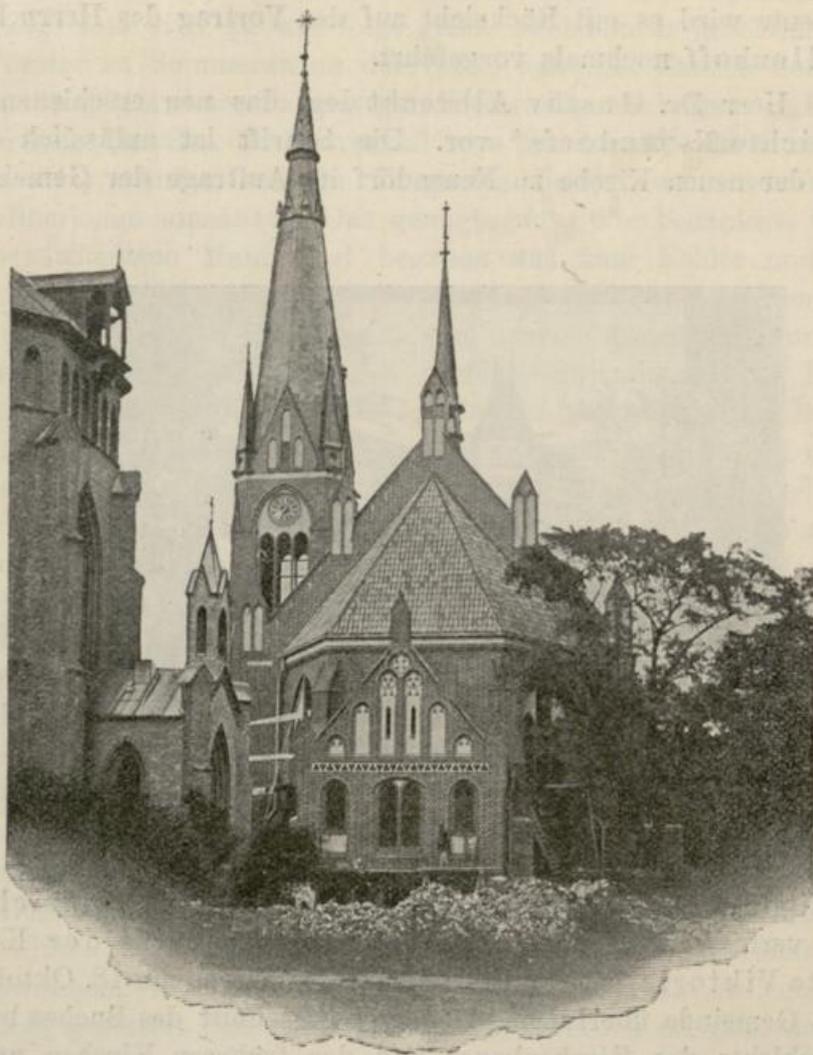
B. Herr Dr. Gustav Albrecht legt das neu erschienene Werk „Geschichte Neuendorfs“ vor. Die Schrift ist anlässlich der Erbauung der neuen Kirche zu Neuendorf im Auftrage der Gemeinde von



einem Mitgliede der „Brandenburgia“, Herrn cand. jur. Friedrich Backschat, verfasst worden und wurde Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Viktoria bei der Einweihung der Kirche am 18. Oktober 1899 von der Gemeinde überreicht. Der erste Abschnitt des Buches behandelt die Geschichte des Kirchenbaues und der früheren Kirchen und giebt eine Zusammenstellung der Pastoren und Diakonen, welche in Neuendorf amtiert haben. Den Hauptabschnitt des Werkes bildet das Kapitel „Geschichtliche Entwicklung des Dorfes“, in welchem die Schicksale von Neuendorf seit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1375 bis auf die Neuzeit behandelt werden. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war der markgräfliche Lehnsmann Heinrich von Gröben auf Schloss Berthen Besitzer von „Nygendorff“, in den nächsten Jahrhunderten gehörte das Dorf als Zubehör zur Burg Potsdam und war mit dieser zusammen verschiedentlich verpfändet und im 19. Jahrhundert

entwickelte sich aus dem ehemaligen Amtsdorfe ein stattliches Dorf, das viele industrielle Anlagen umfasst.

Dieser historische Abschnitt enthält manchen interessanten Beitrag zur Geschichte des märkischen Bauernstandes und verschiedene neue



Kirche in Neuendorf.

Urkunden (bezw. Inhaltsangabe derselben) zur Geschichte Neuendorfs. Sehr zu loben ist es, dass der Verfasser an einigen Stellen Erklärungen der in den urkundlichen Schriftstücken vorkommenden Ausdrücke oder Gerechtsame in die Schilderung einflieht und so auch weniger unterrichteten Lesern das Verständnis des Gelesenen erleichtert. Neben den geschichtlichen Nachrichten über Neuendorf finden sich auch solche über die Hakenmühle und die Glashütte auf dem Hakendamm bei Pots-

dam, ferner über den Zustand der Glasindustrie in der Mark unter Friedrich Wilhelm I., über das Leben der Biber in der Nuthé u. a. m. Den Schluss des historischen Abschnitts bildet eine chronologische Zusammenstellung der verschiedenen industriellen Anlagen, welche seit dem Bau der Potsdamer Bahn in Neuendorf entstanden sind. Die Schrift ist, was Druck und Papier anbelangt, sehr hübsch ausgestattet und mit verschiedenen Abbildungen (Kirche, Fabriken, Villen) geschmückt. Urkunden und Aktenstücke bilden den Beschluss der fleissigen Arbeit. (Die beiden Abbildungen sind dem Werke mit Genehmigung des Verfassers entnommen.)

C. Herr Dr. Gustav Albrecht macht Mitteilung von einer Entdeckung, welche er gelegentlich eines Besuchs in der Kirche von Gross-Glienicke bei Potsdam gemacht hat. Hier befindet sich ein alter Schnitzaltar aus dem Jahre 1684 mit einem sonderbaren Abendmahlsbild in der Predella, auf welchem neben Christus an Stelle von Petrus eine ziemlich korpulente Person in Allongeperücke und dunklem Rock, mit Päckchen und umgeschlagenen Spitzenmanschetten erscheint. Im ersten Augenblick glaubt man, durch die Ähnlichkeit getäuscht, in dieser Figur, welche durch ihre Tracht gegen die einfacher gekleideten Jünger sehr hervorsticht, den Grossen Kurfürsten vor sich zu haben, und Fontane (Wandergn. Ausg. v. 1892, Bd. 3, S. 218) hat sich in demselben Glauben befunden und es als ganz sicher angenommen, hier wird Petrus „wie eine Schildwacht, einfach abgelöst, und der grosse Kurfürst zieht statt Seiner auf“. Ebenso verzeichnet Trinius (Bd. I der „Märk. Streifzüge“), wohl in Anlehnung an Fontane, dieses Faktum.

Diese Ansicht beruht indes auf einem Irrtum. An der südlichen Wand der Kirche befindet sich nämlich ein Epitaphium, welches einen Domherrn Hans George von Ribbeck († 1703) darstellt und dieser Domherr zeigt in den von einer Allongeperücke umwallten Gesichtszügen ebenfalls grosse Ähnlichkeit mit dem Grossen Kurfürsten, und eine nähere Vergleichung des Epitaphiums mit dem Bilde auf der Predella ergibt die Gewissheit, dass der Stellvertreter des Petrus und der Domherr ein und dieselbe Person sind. Zufällig ist der Domherr von Ribbeck auch der Stifter des Altarbildes, und das vermeintliche Rätsel ist gelöst. Der Domherr hat nach Art der mittelalterlichen Donatoren sein Bildnis auf dem gestifteten Altar anbringen lassen, und der Maler hat, in Anwendung einer sonderbaren Laune oder um den Auftraggeber besonders zu ehren, die Stelle des Petrus gewählt, um den Stifter des Altars zu verewigen.

Für eine Darstellung des Grossen Kurfürsten auf dem Altarbilde lag auch gar keine Veranlassung vor, denn Friedrich Wilhelm stand in keiner näheren Beziehung zu Gross-Glienicke oder zum Domherrn von

Ribbeck, und für eine Ehrung des grossen brandenburgischen Herrschers dürfte sich wohl eine andere Gelegenheit gefunden haben, als der bescheidene Platz auf dem Altarbilde einer kleinen märkischen Kirche. Ein viel grösseres Anrecht auf diesen Platz hatte der Stifter des Altarbildes, welches laut Inschrift: Anno 1684 von „Hansz Georg von Ribbeck, Dohm Dechand“ und seiner 2. Gemahlin, „Eva Catharina Brändin von Lindow“ errichtet wurde.

Die Geschichte der märkischen Bienenzucht.

Professor Karl Müllenhoff.

Die Bienenzucht ist bei uns in der Mark sehr verbreitet; es giebt kaum einen Ort, wo man nicht wenigstens einige Bienenstände findet. Lehrer und Landpastoren, Bauern und Gärtner, Handwerker und Gewerbetreibende aller Art beschäftigen sich mit der Bienenzucht.

Ein grosser Teil dieser märkischen Bienenzüchter hat sich dem Vereine angeschlossen, der behufs gegenseitiger Belehrung und zur Wahrung gemeinsamer Interessen gebildet ist. Der Hauptverein, der märkische Centralverein für Bienenzucht, umfasst über 60 Spezialvereine mit im Ganzen 1200 Mitgliedern.

Die Statistik ergab, dass in der Mark über 100 000 Bienenstöcke stehen, und die Erträge von Honig und Wachs berechnen sich auf jährlich etwa 700 000 Mark.

Auch früher, ja schon in den ältesten Zeiten, von denen uns die Geschichte meldet, ist in der Mark Brandenburg Bienenzucht in ganz bedeutendem Umfange getrieben worden; ja, es ist sogar die Bienenzucht, die jetzt nur eine Nebenbeschäftigung bildet, früher eines der wichtigsten und ertragreichsten Gewerbe gewesen. In den Stadtbüchern, Chroniken und anderen Quellen älterer märkischer Geschichte finden sich darüber mancherlei Nachrichten.

Seit einer ganzen Reihe von Jahren habe ich als Mitglied des Bienenwirtschaftlichen Vereins für Berlin und Umgegend kennen gelernt, wie jetzt bei uns Bienenzucht getrieben wird und habe durch das Studium der Bienenzeitungen und der wissenschaftlichen Fachliteratur manches über die Geschichte der märkischen Bienenzucht erfahren, was, wie ich hoffe, auch in diesem Kreise einiges Interesse erwecken könnte.

Es möge mir daher vergönnt sein, hier einiges über die Geschichte der märkischen Bienenzucht und über die Art und den Umfang der Imkerei in der jetzigen Mark zu berichten.

Die märkische Bienenzucht hat schon eine bald tausendjährige Geschichte; und gleich die erste Nachricht giebt uns Kunde, wie gross vor beinahe 1000 Jahren der Honigertrag in der Mark gewesen sein muss.

Am 28. Juli 965 schenkte Kaiser Otto I der von ihm gestifteten Benedictinerabtei des heiligen Mauritius zu Magdeburg den Honigzehnten in der Lausitz (Lusici), dem unteren Spreegebiet (Zpriawani), der Zauche (Plonum) und der Umgegend von Havelberg (Nioletici). So meldet uns eine noch heute erhaltene Urkunde.

Von wie bedeutendem Werte die Schenkung Ottos des Ersten gewesen sein muss, geht nicht nur aus der Form der Stiftungsurkunde, sondern auch daraus hervor, dass unter der Regierung Albrechts des Bären, beinahe 200 Jahre später, eine feierliche Erneuerung ausgesprochen wurde. Am 11. Oktober 1137 stellte nämlich Papst Innocenz II dem Erzstifte Magdeburg eine Bulle darüber aus, dass er diesem die Schenkung des Kaisers Ottos des Ersten bestätige.

Über die Art, wie die Bienenzucht bei uns in der ältesten Zeit betrieben worden ist, sind wir aus den mannigfachen Geschichtsquellen gut unterrichtet. Man trieb Zeidelwirtschaft d. h. Waldbienenzucht. Starke Kiefern wurden unterhalb der Krone ausgehöhlt; die Höhlung wurde sodann mit einem Brette versehen, das nur eine kleine Öffnung zum Ein- und Ausfluge der Bienen hatte. Diese ausgehöhlten Stämme wurden entweder von den schwärmenden Bienen selbst aufgesucht oder vom Bienenhalter mit Volk besetzt. Diese Betriebsart, die noch jetzt in slavischen Ländern verbreitet ist, war bei den Wenden der Mark und ebenso auch bei denen Schlesiens, Pommerns und Mecklenburgs allgemein üblich.

Durch die Einführung des Christentums und die Unterwerfung der Wenden wurde in der Mark die von Alters her übliche Waldbienenzucht nicht vermindert, sondern eher gesteigert. Die Klöster erhoben von den wendischen Zeidlern Steuern an Honig und Wachs. Der Honig diente zum Würzen der Speisen an Stelle unseres Zuckers und zur Bereitung des bei Slaven und Deutschen gleich verbreiteten und allgemein hochgeschätzten Getränkes, des Meths. Das Wachs wurde von der Kirche zur Herstellung der für viele gottesdienstliche Handlungen erforderlichen Kerzen gebraucht.

Die Klöster hielten daher ihre Untergebenen zu regelmässigen Lieferungen von Wachs und Honig an. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1130 musste im Dorfe Niemitsch bei Guben jeder der daselbst ansässigen wendischen Zeidler dem Kloster in Nienburg an der Saale,

dem das Dorf gehörte, jährlich eine Urne Honig liefern. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts lieferten die Haveldorfer Marquard, Machow, Golitz und Gross Kreuz alljährlich $13\frac{1}{2}$ Pfund Wachs an das Kloster Chorin. Und ähnliche Nachrichten finden sich häufig während des ganzen Mittelalters.

Auch die Landesherren, die Markgrafen und später die Kurfürsten, bezogen aus dem Honigertrage ihrer Wälder bedeutende Einkünfte. So gehörten zum Schlosse Köpenick zwei Kiefernwälder oder nach märkischem Sprachgebrauch Heiden; die eine Heide lag auf dem Barnim, die andere auf dem Teltow. Im Teltowschen Anteil lagen die Dörfer Glienicke, Britz, Waltersdorf und Schulzendorf; er umfasste also den jetzigen Parforcegarten und die Heide bei Grünau; im Barnimschen lagen die Dörfer Schonenbecke (das jetzige Klein Schönebeck) und Radensdorf (jetzt Rahnsdorf). Jede dieser Heiden gewährte dem Markgrafen seit 1240 jährlich drei Tonnen Honig und die Einkünfte aus dem Holzverkauf, die auf 6 Schock Groschen veranlagt waren. Ausserdem mussten die Schmöckwitzer Insassen und die Bürger von Köpenick dafür, dass sie in den markgräflichen Heiden die Bienenzucht betreiben durften, jährlich $1\frac{1}{2}$ Tonnen Honig abliefern. Eine ähnliche Abgabe bestand in Schöpfung (bei Eberswalde); das Schossregister vom Jahre 1480 führt den Krüger und vier Zeidler auf, deren jeder einen Zober Honig zu entrichten hat.

Eine ganz besonders reiche Quelle für die Geschichte der Bienenzucht bildet ausser den verschiedenen Schossregistern das Landbuch Kaiser Karls des Vierten. Dieses Landbuch ist ein Steuercataster, das im Jahre 1375 auf Befehl des Kaisers aufgestellt wurde, um eine sichere Grundlage für die Einziehung der Steuern zu gewinnen. Im Landbuche sind für grosse Teile der Mark sämtliche Städte, Dörfer, Mühlen und Schlösser verzeichnet und es sind zugleich die dazu gehörigen Hufen Landes und die darauf ruhenden Dienste und Lasten angegeben. Eine grosse Menge der Angaben des Landbuches bezieht sich auf die Bienenzucht, sowie auf die Preise von Getreide, Honig und Wachs.

In Trebbin war nach dem Landbuche ein Vogt bestellt; derselbe zog die Abgaben ein, darunter für den Honigfang eine Tonne Honig oder dafür $1\frac{1}{2}$ Schock Groschen. — Von dem Dorfe Zeuthen (bei Köpenick) heisst es, der Schulze hat Honigbeuten in der Heide des Markgrafen; von denselben entrichtet er dem Herrn Honig. — Die Rixdorfer zahlten für die Benutzung der Zeidelheide $1\frac{1}{2}$ Schock Groschen.

In den Landen Lebus und Sternberg waren nach den Schossregistern von 1460 und 1461 Zeidler in Müllrose, Berkenbrück, Briesekow, Aurith, Breesen, Korriten, Kriescht, Pinnow, Schmagorei, Kienbaum und Spiegelberg. Über viele dieser Dörfer werden nähere Angaben gemacht. Die Bauern von Briesekow haben 15 Hufen und liefern 8

Eimer Honig. — In Korriten gab die Hufe Land 18 Groschen, der Zeidler 48 Groschen. — In Kriescht betrug die Zahl der Zeidler 18; diese hatten früher 6 Tonnen Honig als Abgabe entrichtet. Im Jahre 1461 wurde, wohl wegen eines Waldbrandes, die Steuer auf eine Tonne ermässigt. — In Schmagorei gab die Hufe Land 24 Groschen, der Zeidler eine halbe Tonne Honig, was einer Geldabgabe von 45 Groschen entsprach.

Nach den Landschossregistern, welche Friedrich der Eiserne in den Jahren 1450 und 1451 und Albrecht Achilles in den Jahren 1480—1482 aufstellen liess, zahlten Abgaben an Honig und Wachs aus dem Kreise Teltow die Orte Stolpe, Rixdorf, Schmöckwitz, — im Barnim Dalldorf, — in der Zauche Golitz, Derwitz, Wachow, — im Havellande Barnewitz, Prädikow, Hohenauen, Liepe, Lietzow (Charlottenburg) u. s. w. — Im Ländchen Glien gaben die Zeidler von Schönenwalde für die Benutzung der Zeidelheide eine Tonne Honig.

Der Preis von Honig und namentlich der von Wachs war während des ganzen Mittelalters sehr hoch; eine Tonne Honig kostete $1\frac{1}{2}$ Schock Groschen, ein Preis, der etwa hundert Scheffel Hafer entsprach. Noch viel teurer war Wachs; lange Zeit hindurch kostete ein Pfund Wachs soviel wie ein Scheffel Weizen.

Hierdurch erklärt sich der eigentümliche Gebrauch, dass zuweilen anstatt oder auch neben einer Geldsumme eine Wachsabgabe gefordert wird.

Im Jahre 1315 bestätigte der Markgraf Johann von Spandau den Bürgern von Biesenthal ihre Freiheiten und giebt dabei die Verordnung „Zum Zeichen ihrer Freiheit sollen die Bürger von Biesenthal uns oder wen wir darauf anweisen, 4 Talente Brandenburgisch und ein Pfund gutes Wachs entrichten.“

Auch bei den Zünften wurde nicht selten die Einlieferung von Wachs gefordert. So musste nach der Bestimmung vom 19. August 1284 in Berlin jeder Lehrling, der in das Gewerk der Schuhflicker (Oldbuters) eintreten wollte, drei Schillinge und zwei Pfund Wachs entrichten; die eine Hälfte an das Gewerk, die andere an die Stadt. — Wer in das Schneidergewerk aufgenommen werden wollte, musste vier Schillinge und zwei Pfund Wachs entrichten; davon erhielten zwei Schillinge und ein halbes Pfund Wachs die Stadt, ein halbes Pfund Wachs das Hospital der Aussätzigen und den Rest zwei Schillinge und ein Pfund Wachs das Gewerk.

Eine uns sehr wunderbar vorkommende Bestimmung war es, dass in Berlin im 14. Jahrhundert nur die Gewandschneider das Recht hatten, Tuche, Honig und Wachs zu verkaufen. Die Gewandschneider waren eine bevorzugte Gilde, gehörten den reichsten Familien an und genossen das Vorrecht ihre Waaren in den Gewölben des Rathauses aufzuspeichern.

— Sie werden sich wohl das Monopol für den Honig- und Wachshandel erworben haben, weil gerade dieser Handel besonders viel Gewinn abwarf.

Während die Fabrikation der Wachskerzen in den Klöstern und Städten im Grossen betrieben wurde und der Handel mit Honig und Wachs von den wohlhabendsten Gildemitgliedern betrieben wurde, blieb die eigentliche Bienenzucht eine Arbeit für die kleinen Leute. Die Zeidler gehörten fast durchweg zu den Leibeigenen, sie waren zins- und dienstpflichtige, d. h. hörige Leute. Auch in den Städten war dies der Fall. In Lübben z. B. wohnten sie während des fünfzehnten Jahrhunderts ausserhalb der Stadtmauer und mussten mit Hand und Gespann besondere Dienste für die Stadt leisten; sie entrichteten eine Naturabgabe an Honig, und diese Abgabe, die sogenannte Honiggulde, lag als bestimmte Last auf der einzelnen Besitzung. Der Zeidler war also hörig.

Im Jahre 1430 stellte der Magistrat von Lübben ein Zeugnis aus, dass Paul Schuster, der sich zu Lubrasse (Lieberose) niederlassen wollte und der aus Gross-Luboltz, einem Zeidelgute gebürtig war, sich gegen den Landvogt von der Honiggulde losgekauft habe. Offenbar bedurfte es dieses Zeugnisses für den Paul Schuster, damit derselbe als freier Mann in Lieberose aufgenommen wurde. — Im Jahre 1480 liess sich Hans Lübeck von Hartmannsdorf in Lübben nieder und demgemäss trug der Rat die demselben von dem Landvogt Jarislav von Sternberg 1477 ausgestellte Loskaufungsurkunde in das Stadtbuch ein. — 1479 wurde Jakob Krüger aus Krugan, 1481 Hans der Richter von Groditsch von der Honiggulde befreit und 1542 sprach Graf Schlick den Georg Borch, seinen Sohn Andreas Borch und die Kinder desselben zu Luboltz von der Honighaltergesellschaft frei.

Früh schon vereinigten sich in den verschiedensten Gegenden der Mark die Zeidler zu grösseren Verbänden; sie bildeten Genossenschaften mit ähnlichen Rechten und Pflichten, wie sie die Zünfte besassen; doch wurden die Zeidlersgesellschaften nicht zu den freien Zünften gezählt, offenbar weil unter den Zeidlern sich vielfach Leibeigene und andere Unfreie befanden.

Bereits aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind uns Nachrichten über märkische Zeidlersgesellschaften überliefert.

In der Kurmark, die einer der bedeutendsten Zeidelplätze war, hielten sie bis in das 17. Jahrhundert hinein alljährlich eine Zusammenkunft in Kienbaum. Am Sonntag nach Bernhardi, so schreibt gegen Ende des 16. Jahrhunderts Colerus, versammeln sich zu Kienbaum jenseits Lutemberga viele Zeidler. Sie kommen von Beeskow, Storkow, Fürstenwalde, Köpenick und da umher. Da geben sie dem Kurfürsten 4 Tonnen Honig oder wenn sie nicht Honig entrichten können, so zahlen sie dafür 36 Thaler aus. Dann richten und urteilen sie untereinander.

Hat sich nun etwa einer an des andern seinen Beuten vergriffen oder einen Schwarm aufgefangen, so wird er allda gebunden und hinter den Ofen gesetzt und dort wird ihm stark eingeheizt.

Auch anderwärts übten die Zeidler ihre eigene Gerichtsbarkeit aus.

Im Jahre 1475 bestätigte der Abt Chrysostomus von Neuzelle die Rechte der Zeidlergesellschaft von Krebsjauche. Auf dem Gebiete des Klosterdorfes Kresbsjauche bildeten die Besitzer eine eigene Zeidlergesellschaft unter einem bei der Reichskanzlei verpflichteten Vorsteher oder Starosten. Diese Zeidler besitzen 12 Reise von Wiesenwachs, jedes Reis ungefähr 16—18 Morgen rheinländisch gross; der Morgen zu 400 Quadratrutten gerechnet. Die 12 Reise entsprechen also 450 Preussischen Morgen oder 112 Hectar. — Der Starost und die Ältesten dieser Compagnie haben in Streitigkeiten, welche die Zeidlergesellschaft betreffen, den ersten Urteilsspruch zu geben, müssen aber, wenn die Sache nicht sofort beigelegt wird, es auf die Entscheidung der Stiftskanzlei ankommen lassen.

Zur Zeidelcompagnie von Krebsjauche gehörten 70 Mitglieder, darunter Adlige, Bürgerliche und Dorfbewohner aus dem Brandenburgischen. Alle wurden in Zeidlangelegenheiten stets als Inländer angesehen und ohne Vermittlung ihrer Obrigkeit lediglich durch den Starosten vorgeladen; derselbe hatte auch an diese Zeidler die Kanzleibefehle zu überbringen. Der Starost hatte als Entgelt für seine Mühewaltung eine Wiese, musste aber dafür den Mitgliedern der Compagnie eine Mahlzeit geben. Am Johannistage versammelten sich die Zeidler von Krebsjauche, Aurith, Ziltendorf, Brieskow, Lossow und Ischernsdorf in einer dazu bestimmten Scheune. Der Pfarrer von Lossow hielt einen Gottesdienst, ein Schmaus folgte, diesen gab der Starost; den Trunk bezahlte Jeder für sich.

Erst seit der Separation in den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts haben diese Zusammenkünfte aufgehört.

In Lübben wurden bis in das 18. Jahrhundert hinein die Streitigkeiten, welche in der Zeidlergesellschaft vorkamen, durch den Ältesten, der deshalb auch Bienenrichter, Schuppan, hiess mit Zuziehung einiger Genossen entschieden. Zur Aufsichtsführung waren bestimmte Personen bestellt, welche jede Beeinträchtigung des Eigentums eines Bienenhalters durch Ausschneiden u. s. w. anzuzeigen hatten. Dieser Aufseher hiess der Verräter, wendisch Pscheradnik, und nach 1716 finden wir in Lübben in der Neugasse Martin Pullmann als Pscheradnik und als Bienenrichter Martin Jurisch zu Biebersdorf. — Die Lübbener Zeidler hatten das Recht in den landesherrlichen Waldungen Bienen zu halten. Sie wählten sich die Bäume zu Bienenbeuten aus und betrieben in diesen Bienezucht. Jeder wählte sich seine Bienenbäume in einer bestimmten Richtung; dieses wurde dann seine Bienenheide genannt und die zu Beuten

benutzten Bäume fielen dem Bienenhalter zu, wenn sie unbrauchbar wurden, worauf andere zugerichtet wurden.

Jedes Mitglied einer Zeidlergesellschaft hatte für die Ausübung seines Gewerbes gewisse Abgaben zu bezahlen; je nach den örtlichen Verhältnissen entrichteten die Zeidler diese Abgaben zuweilen an die Besitzer des Waldes, in anderen Fällen dagegen an ihre Lehnsherren, welche oft die eigentlichen Inhaber der Zeidelerrechte waren.

Inbezug auf die Rechtsverhältnisse beim Zeidelbetriebe bestanden die allergrössten Verschiedenheiten. Dieses lässt sich leicht an einzelnen Beispielen zeigen.

Im Jahre 1368 schloss die Stadt Fürstenwalde einen Vertrag mit Heinrich von Birkholz bezüglich des Rechtes in der Fürstenwalder Bürgerheide Beuten aufzustellen und die Zeidelweide zu betreiben. Heinrich von Birkholz erhält für sich und seine Erben das Recht „17 Schock Beuten und nicht mehr“ in dem Walde zu halten; er darf, wenn ihm an der Zahl welche fehlen, dieselben ergänzen; indess soll er in Eichenstämmen keine Beuten anlegen; auch soll in jedem Baume nur eine Beute sein. Er erhält das Recht, gegen diejenigen, die seine Beuten umhauen oder widerrechtlich Honig entnehmen, nach Zeidlerrecht zu verfahren und soll der Rath von Fürstenwalde ihm zur Erlangung seines Rechtes behülflich sein. — Bei der im Jahre 1435 abgeschlossenen Erneuerung dieses Vertrages mit den Erben des Heinrich von Birkholz wurde festgesetzt, dass die Herren von Birkholz alljährlich am 11. Oktober einen Honigzins von 3 Tonnen Honig in Fürstenwalde abzuliefern hatten.

Die ganze Heide war in 10 Zeidelweiden eingeteilt; fünf derselben wurden durch die Zeidler von Markgrafenspieke, fünf durch die von Spreenhagen bearbeitet. Alle Zeidler werden in der Urkunde mit Namen genannt. Jeder Zeidler hatte eine Weide, nur einer aus Markgrafenspieke hatte deren drei. — Zu diesem Vertrage gab Hans von Biberstein, Herr von Beeskow und Storkow, als Lehnsherr seine Zustimmung. — Der Vertrag blieb bis zum Jahre 1510 in Kraft.

In der Fürstenwalder Stadtheide liess also der Herr von Birkholz die Zeidelung durch seine Dienstleute, die Bauern seiner Dörfer besorgen.

Ein ganz anderes Abkommen, als die Stadt Fürstenwalde traf, wurde vom Rate der Stadt Cölln an der Spree geschlossen. Derselbe verkaufte am 24. Juni 1399 dem Bürger Claus Porgen drittelhalb Schock Bäume zu Honigbeuten für 10 Schock guter Böhmischer Groschen. Der Käufer erhielt das Recht, die Beuten zu veräussern; die neuen Käufer sollten dann in die gleichen Rechte und Pflichten eintreten.

Wieder anders verfuhr der Rat zu Berlin, der im Jahre 1419 dem Heine Cunel die Stadtheide zur Anlegung von Beuten verpachtete und zwar um die Hälfte, d. h. der Pächter musste alljährlich die Hälfte seines Bruttoertrages an Honig und Wachs abgeben. Zur ersten Ein-

richtung erhält der Pächter ein Schock Groschen „zur Hülfe, dass er die Beuten mit Fleiss solle anfangen zu bauen, und fortan was daran weiter ist zu bauen, das soll er thun auf seine eigenen Kosten und Pfennige.“

Aus Spandau meldet das Stadtbuch im Jahre 1474, dass der Rat mit Peter Meyen übereingekommen sei, dass derselbe die Heide und die Beuten neun Jahre lang um die Hälfte benutze. Er soll bei dieser seiner Arbeit sich selbst beköstigen, ebenso auch den ihn begleitenden Knecht. Den Lohn für den Knecht bezahlt der Rat. — Dieser Vertrag wird mehrfach wiederholt und im Jahre 1479 hinzugefügt, dass, wenn Peter Meyen neue Beuten einrichtet, er dieses auf eigene Kosten zu thun hat.

Nach dem Erbreger der Herrschaft zu Beeskow vom Jahre 1514 haben die Zeidler von Ragow sowie die von Müllrose, welche auf dem Schwarzenberg zeideln, des Recht alljährlich ein Schock Bäume zu bezeideln; dafür entrichten sie eine ein für alle mal festgesetzte Menge Honig, oder einen entsprechenden Betrag an Geld, nach dem Preise, den der Honig auf der Martinmesse in Frankfurt an der Oder hatte. — In dem Beeskowschen Erbreger findet sich daneben noch die für die Betriebsart der Zeidelwirtschaft interessante Angabe: Die Zeidler haben das Recht, wenn Beutenbäume verdorren, dass sie deren Rumpf auf jeder Seite, oben und unten, eine Spanne länger abhauen mögen, um sie als Klotzbeuten anderwärts aufzustellen, „wie denn von Alters an allen anderen Orten gehalten ist und gehalten wird.“

Wie wertvoll das Recht, die Zeidelwirtschaft zu betreiben, während des Mittelalters in der Mark war, erkennt man aus der Höhe der Summen, die dafür gezahlt wurden.

Im Jahre 1436 verkaufte Opitz von Rathenau „sein Erbe, die Zeidelheide, gelegen in der Stadt Eigentum, die Liebenbergische Heide genannt, den Ehrsamem, Fürsichtigen Bürgermeistern und Ratmannen und der Stadt Fürstenwalde für vierzig Schock Groschen“. Doch behält sich der Besitzer für seine Lebzeiten den Besitz und die Benutzung der Heide vor. — Im Jahre 1497 verkauften Peter Ryke und sein Sohn Hans Ryke, die Krüger in dem der Stadt Berlin gehörigen Dorfe Waltersdorf, ihren Anteil an der Butenheide (Bienenheide) für $5\frac{1}{2}$ Schock Groschen.

Am anschaulichsten zeigt die Rentabilität der Waldbienenzucht die Thatsache, dass der Wert des Honigs in manchen Waldungen beinahe dem des Holzes gleichkam. So betragen 1240 die Einkünfte aus den Klein Schönebecker und Rahnsdorfer Wäldern jährlich 6 Schock Groschen, während sich der jährliche Honigertrag auf $4\frac{1}{2}$ Schock Groschen berechnete.

Zur selben Zeit, wo die märkische Bienenzucht ihre höchsten Erträge gab, blühte auch in den Nachbarländern das Zeidelwesen. Ausführliche Berichte darüber liegen vor aus Mecklenburg und Pommern, ferner aus der Oberlausitz, wo in der grossen Görlitzer Heide, in Hoyers-

werda und in der Herrschaft Muskau die Bienenwirtschaft im grossen Massstabe betrieben wurde. Ausserdem war noch der grosse Reichswald bei Nürnberg der noch jetzt über 90 000 Morgen (etwa 4 Quadratmeilen) gross ist, eine Zeidelstätte von grosser Bedeutung.

Auf die Geschichte des Zeidelwesens in den Nachbarländern soll hier nicht eingegangen werden, doch ist es notwendig auf einen Punkt hinzuweisen, der für die Geschichte unserer märkischen Bienenzucht von allergrösster Bedeutung ist.

Ebenso wie die Mark Brandenburg war auch Mecklenburg, Pommern und die Oberlausitz, ja selbst das Gebiet des Nürnberger Reichswaldes Jahrhunderte lang von einer slavischen Bevölkerung bewohnt. Und in allen diesen Ländern war die Bienenzucht durch die Slaven bereits betrieben worden, bevor die Einwanderung der Deutschen und die Unterjochung und Germanisirung der Slaven erfolgte. Daran lassen die zahlreich vorliegenden geschichtlichen Zeugnisse keinen Zweifel zu. Ja es ist sogar die besondere Art der Waldbienenzucht durch die Slaven, unabhängig von den Deutschen, ausgebildet worden und die deutschen Eroberer dieser Länder lernten diese besondere Betriebsart erst von den Slaven. So kam es, dass Bezeichnungen für die Zeidlerwürden: *Starost* *Pscheradnik* und *Schuppan*, sowie auch das Wort Zeideln selbst slavischen Ursprungs sind.

Das Wort Zeidler, althochdeutsch *zidalári* ist aus dem Germanischen nicht zu erklären; es fehlt daher auch im englischen, holländischen, dänischen und den anderen germanischen Sprachen. Es erscheint erst im 10. Jahrhundert und zwar ausschliesslich im deutschen Osten, da wo Slaven und Deutsche sich unmittelbar berühren. Es kann daher kein Zweifel sein, dass Wort und Sache von Haus aus slavisch war. Slaven waren es, die ehemals in den Waldungen ihrer Heimat den sie erfüllenden Bienenschwärmen nachgingen zu süsser Speise und Methbereitung und nachmals als jene Urwaldungen durch die Kultur sich lichteten, in den gebliebenen Wäldern die Waldbienenzucht pflegten und den Westen mit Honig und Wachs versorgten. (Solch ein Bienzüchter hiess slavisch *včelari* gesprochen *Dscheddlari*; die Deutschen lernten diese von den Slaven betriebene Art der Bienenbehandlung von diesen und gaben dem slavischen Ausdruck eine Form, wie sie dem deutschen Ohre und der deutschen Zunge bequem ist. Das Nähere s. bei Schade, *Altd deutsches Wörterbuch*, unter *zidalári*.)

Aber wenn auch die Deutschen bei den Slaven eine eigenartig entwickelte und blühende Bienenzucht vorfanden und von den slavischen Zeidlern manches lernten, so haben sie doch keineswegs die Biene erst durch die Slaven kennen lernen. Schon seit den ältesten Zeiten kannten, wie die sämtlichen anderen germanischen Völker, so auch die Deutschen, die Biene und ihre Zucht. Das beweisen die zahlreichen, zum Teil schon

aus dem fünften Jahrhundert stammenden Gesetze, welche die Rechtsverhältnisse bei der Bienenzucht ordnen, wie die der salischen Franken, der Alemannen, Bajuwaren, Sachsen, Angelsachsen und Jüten. Das beweisen ausserdem die durchaus rein germanischen Worte: Biene und Imme (Einzeltier und Schwarm bedeutend), Drohne, Weiser (Königin), Beute (Bienenwohnung), Wabe (d. h. Gewebe). Zugleich zeigt der Umstand, dass kein einziger auf die Biene und ihre Zucht bezüglicher Ausdruck aus dem Lateinischen stammt, dass die germanischen Völker ihre Bienenkunde nicht etwa den Römern verdanken, wie es oft behauptet worden ist.

Durch Pytheas von Massilia erfahren wir, dass er bereits zur Zeit Alexanders des Grossen bei den Germanen an der Emsmündung die Verwendung des Honigs zur Methbereitung angetroffen habe; zahlreiche Nachrichten der römischen Schriftsteller geben uns Kunde von der Häufigkeit der Biene und der enormen Grösse der Waben im Gebiete des Rheins und der Weser. Es ist daher wohl nicht daran zu zweifeln, dass ebenso wie im westlichen Deutschland auch im Gebiete der Havel und Spree, sowie der Oder wilde Bienen in den Wäldern vorgekommen und von den germanischen Urbewohnern dieser Landstriche benutzt worden sind. Doch sind uns darüber bestimmte Nachrichten nicht erhalten und wir dürfen nach dem oben Ausgeführten wohl als sicher annehmen, dass die grosse Blüte, in der unsere märkische Bienenzucht während des ganzen Mittelalters stand, durch die slavischen Bewohner unserer Mark herbeigeführt und Jahrhunderte lang unterhalten worden ist.

Doch sollte diese Blüte nicht dauern. Im sechzehnten Jahrhundert begann wie im ganzen übrigen Deutschland so auch in der Mark für die Bienenzucht eine Zeit des Niederganges. Mancherlei Urkunden bezeugen dieses für unsere Provinz.

Die Einwohner des Dorfes Lietzow (Charlottenburg) hatten das Recht im Grunewald Honigbeuten zu halten, wofür ein Jeder alljährlich eine Tonne Honig entrichten musste. Allmählich gaben sie diesen Erwerbszweig auf und 1550 erklärte der letzte Zeidler, dass er nicht mehr zeideln wollte. — Im Jahre 1574 erwähnt der Bericht über die Müncheberger Kirchenvisitation, dass der Ertrag der Zeidelheide der Kirche gehöre. Doch ist der Nutzen gering, denn „die Gottesleute müssen zuweilen für die Zeidelheide mehr aufwenden, als sie einträgt. — Zuweilen lässt sich sogar die Grösse des Rückganges des Bienenzuchtbetriebes für eine einzelne Gegend zahlenmässig feststellen. So betrug im Jahre 1368 die Zahl der Honigbeuten, die Heinrich von Birkholz im Fürstenwalder Stadtwald hatte 1020 Stück (17 Schock). Und noch im Jahre 1510 wo Christoph von Birkholz seinen Anteil an den Gütern Markgrafenspieske, Spreenhagen, Hartmannsdorf und Wernsdorf an den Kurfürsten Joachim verkaufte, wurde der Ertrag der Zeidelheide auf jährlich

18 Gulden berechnet. Der Zeidelbetrieb hatte sich, wie man hieraus schliessen kann, bis 1510 unvermindert erhalten. Im Jahre 1588 waren aber anstatt der 1020 nur noch 187 Bienenvölker vorhanden. Und im Jahre 1605 beklagten sich die Bienenzüchter von Markgrafenpieske, „dass die Fürstenwalder das grosse Holz wegschlugen, so dass die Zeidler keine neuen Beuten mehr anlegen könnten“.

Es waren mancherlei Gründe, die eine solche Verminderung der Bienenzucht herbeiführten.

Mit der Aufhebung der geistlichen Stiftungen, welche durch die Reformation geschah, fiel der von den zehntpflichtigen Unterthanen gelieferte Honig- und Wachsziens fort; es hörte dadurch der bis dahin vielfach bestehende Zwang zum Betriebe der Bienenzucht auf. — Zur katholischen Zeit waren bei Leichenbegängnissen, Vigilien, Seelenmessen und Gedächtnisfeiern aller Art Wachskerzen in grosser Menge verwendet worden; die protestantische Kirche verzichtete auf den Lichterglanz der Wachskerzen bei gottesdienstlichen Handlungen. Die Verminderung des Bedarfes an Wachs beschränkte natürlich die Bienenzucht.

Neben dieser Abnahme des Consums trat zugleich eine Abnahme des Exportes ein. Lange Zeit waren im Mittelalter von Norddeutschland aus und speziell von der Mark aus grosse Mengen von Wachs nach Italien, Spanien und anderen fernen Ländern exportiert worden. Über Erfurt nach Nürnberg und von da nach Augsburg ging dieser Verkehr. Die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung von Amerika leiteten jetzt den gesamten Welthandel in andere Bahnen. Die deutschen Binnenstädte verloren ihre führende Stellung für die Vermittelung des Verkehrs. Und, um das Unheil voll zu machen, lieferte jetzt Amerika und Ostasien grosse Mengen von Pflanzenwachs und andere dem Bienenwachs ähnliche und sehr viel wohlfeilere Surrogate.

Auch der, bis dahin ganz ausschliesslich im Inlande produzierte, Honig erhielt in dieser Zeit eine gefährliche Konkurrenz in dem billigen amerikanischen Honig und dem Zuckerrohr; letzteres war aus Asien nach Amerika eingeführt worden und lieferte jetzt einerseits den anfangs theuren kristallisierten Rohrzucker, andererseits den billigen Syrup.

Die vielen und andauernden Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts brachten für die Mark und ganz Deutschland schwere Schädigungen des Betriebes der Honigproduktion und schliesslich hatte das durch das Elend des dreissigjährigen Krieges verarmte Volk gar gelernt auf den Genuss des Honigs zu verzichten. Ist doch Deutschland noch jetzt inbezug auf den Consum von Süsstoffen das sparsamste aller europäischen Länder.

Selbst dann als nach dem Ende des dreissigjährigen Krieges und nach der Verjagung der Schweden aus der Mark sich der Wohlstand des Landes wieder hob und sich ein entschiedener Fortschritt inbezug

auf Handel und Industrie, Ackerbau und Forstwirtschaft einstellte, wollte es mit der Bienezucht nicht vorwärts gehen. Der Grund lag in der bis dahin üblichen Art des Betriebes. Die beim Zeideln übliche Art der Bienezucht verdarb viele Bäume. Die schönsten Kiefern wurden durch die Anlage der Bienenbeuten ausgehöhlt und verstümmelt. Diese Betriebsart war daher nur möglich, so lange das Holz einen sehr geringen Wert hatte, weil man mehr Wald hatte, als man nutzen konnte. Als man aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts allmählich anfangen musste, sparsamer mit dem Walde umzugehen, schaffte man die Waldbienezucht ab, weil sie nicht mehr rentabel war, und das Corpus bonorum vom Jahre 1718 zählt daher das Honiggeld bereits zu den eingegangenen Gefällen.

Der Versuch unserer preussischen Könige zumal Friedrichs des Ersten, Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms des Zweiten die Bienezucht wieder zu heben misslang. Alle Bemühungen der Staatsregierung blieben fruchtlos gegenüber der grossen Billigkeit des Zuckers und dem massenhaften Import des billigen Wachses aus überseeischen Ländern. Der immer weiter fortschreitende Rückgang der Bienezucht schien unvermeidlich, zumal als infolge der Separation und der grossen Umgestaltung der ganzen Landwirtschaft die alten Brachfelder und Weideplätze verschwanden. Immer mehr wurde, da wo früher die Bienen hatten Honig sammeln können, die Kartoffel und die Zuckerrübe gebaut; beide Pflanzen liefern keinen Honig, auch auf den Kornfeldern fand die Biene nicht mehr wie in früheren Zeiten die honiglifernden Ackerunkräuter; es schien als solle gerade die Verbesserung der Landwirtschaft den vollkommenen Untergang der Bienezucht herbeiführen.

Bereits seit dreihundert Jahren war die Bienezucht zurückgegangen, da trat in der Mitte dieses Jahrhunderts der so lange erhoffte Umschwung zur Besserung ein. — Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts war von Swammerdam, Réaumur und François Huber über das Leben und die Entwicklungsgeschichte der Honigbiene eine Fülle von neuen Entdeckungen veröffentlicht worden; doch waren diese Arbeiten nur den Männern der wissenschaftlichen Forschung bekannt geworden, die praktischen Bienezüchter dagegen machten von ihnen keine Anwendung, bis in den 40er Jahren Dzierzon die Bahn brach. Er fasste die wissenschaftlichen Arbeiten der letzten zweihundert Jahre zu einer vollständigen Lehre von der Biene zusammen, und lehrte zugleich wie man dieses Wissen praktisch zu einer rationellen Bienenbehandlung verwenden könne.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Verbesserungen, die Dzierzon einführte, im Einzelnen schildern zu wollen; um diese verstehen und würdigen zu können ist es erforderlich, dass man mit dem Leben und Treiben im Bienenvolke genau bekannt ist. Vielleicht ist es mir ver-

gönnt, im nächsten Sommer — etwa im Anschluss an eine Besichtigung des Bienenstandes von Schulz in Buckow — das heute hier Versäumte nachzuholen.

Das neue verbesserte Verfahren, die Dzierzonsche Methode der Bienenbehandlung, verbreitete sich rasch. Das kleine Städtchen Carlsmarkt in Schlesien, wo Dzierzon eine zeitweile auch vom Staate unterstützte Bienenzuchtschule unterhielt, wurde alljährlich von zahlreichen Imkern aus ganz Deutschland besucht, die Schüler Dzierzons trugen die neue Lehre überall hin und bald zeigte sich, dass bei der Dzierzonschen rationalen Zuchtmethode auch unter den jetzigen, im allgemeinen nicht besonders günstigen Umständen ein lohnender Betrieb möglich ist.

Zur raschen Ausbreitung der Dzierzonschen Methode trugen zumal drei wichtige Faktoren bei, nämlich die Bienenzeitungen, die Wanderversammlungen und das sich rasch entwickelnde Vereinsleben.

Die Eichstätter Bienenzeitung dient den Bienenzüchtern seit jetzt bereits mehr als fünfzig Jahren als Organ. Dzierzon selbst war der fruchtbarste, fleissigste und treueste Mitarbeiter dieser Zeitschrift.

Unter den märkischen Bienenzüchtern war vor allem! Friedrich Wilhelm Vogel der Verbreiter der Dzierzonschen Methode. Vogel war bereits im Jahre 1853 als junger Lehrer von Genschmar bei Küstrin durch die Stände des Lebuser Kreises nach Carlsmarkt zu Dzierzon geschickt worden. Dann war er 40 Jahre lang als erster Lehrer in Lehmannshöfel im Oderbruch thätig gewesen und hat von dort aus als Vorsteher des Bienenzuchtvereins Letschin, als Redakteur der Nördlinger Bienenzeitung und als ständiger Vicepräsident der deutschen und österreichischen Bienenzüchter eine sehr ausgedehnte und segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Vogel hat alle Zeit und Kraft, die ihm neben seiner Amtsthätigkeit als Lehrer übrig blieb, der Pflege der Bienen und den Arbeiten für die Hebung der Bienenzucht gewidmet. Durch zahlreiche tüchtige Arbeiten über die Lebensvorgänge der Bienenvölker hat er sich in der Wissenschaft ein dauerndes Andenken geschaffen, reiche Anerkennung wurde ihm zu Teil für seine reichgesegnete Thätigkeit als Redakteur der Bienenzeitung und als Leiter der grossen Versammlungen. Aber nicht Sucht nach Ruhm und Ehre, nicht Rücksicht auf äussere Vorteile irgend welcher Art, war bestimmend für ihn; in durchaus uneigennützigem Streben, aus reinster idealer Begeisterung wirkte er für die Verbesserung und die Ausbreitung der Bienenkenntnis und der rationalen Bienenzucht. 36 Jahre lang stand er an der Spitze des von ihm begründeten bienenwirtschaftlichen Verein Letschin. 30 Jahre lang hat er allmonatlich von Lehmannshöfel aus den Weg von reichlich einer deutschen Meile nach Letschin zu Fuss zurückgelegt; von 1881 bis zu seinem Tode im Jahre 1897, im ganzen also 16 Jahre lang leitete er die Redaktion der Bienenzeitung und ebenso lange machte er alljährlich die

weiten Reisen nach allen Teilen Deutschlands und Österreichs zu den Wanderversammlungen. Er erhielt sich durch die Arbeiten für seine Bienen in das hohe Alter hinein das Feuer und die Thatkraft der Jugend.

Während Vogel in seinen zahlreichen Schriften die Naturgeschichte der Biene behandelte, mit Sorgfalt das Wesentliche zusammenstellte, mit feinem kritischen Verständnis das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Zweifelhafte sonderte, hat ein anderer märkischer Imker, Hilscher in Woltersdorfer Schleuse, die Geschichte der Bienenzucht in der Mark zum Gegenstande seines speziellen Studiums gemacht. Lange Jahre hindurch hat er die Bibliotheken und Archive durchstöbert und das Material zusammengetragen, das hier in Gestalt eines stattlichen Quartbandes von 800 Seiten vor Ihnen liegt. In selbstloser Weise übergab er dieses Material mir, damit ich es für den heutigen Vortrag verwenden könne und damit es für die Veröffentlichungen unserer Gesellschaft verwertet werde.

Kleine Mitteilungen.

Burgwallstelle zu Seegefild bei Spandau. Auszug aus dem Briefe des Pastor Richter. d. d. Falkenhagen 26/10. 1893 im Märk. Museum.

„Ich habe wegen des fraglichen Burgwalles hinter dem herrschaftlichen Garten zu Seegefild den Bauer und Kirchenältesten Friedr. Mehls I. zu Seegefild, der zu den ältesten Einwohnern des Ortes gehört, ausgefragt und von ihm den Bescheid erhalten, dass dieser Burgwall in seiner Kindheit allerdings bestanden habe. Er habe als Knabe mit dem Sohn des Barons von der Reck dort sehr oft gespielt. Es sei ein auf allen vier Seiten mit tiefen Gräben umgebenes Plateau gewesen, zu welchem eine Zugbrücke hinüberführte. Es sei dort mit Vorliebe Wäsche aufgehängt worden, die nach Aufzug der Zugbrücke dort ruhig über Nacht hängen bleiben konnte. Nachdem später die Gräben ausgetrocknet, sei die Zugbrücke abgerissen worden. Es sei dieselbe Stelle, welche jetzt von dem Besitzer als Fohlenkoppel benutzt würde.

Übrigens berichtete derselbe auch, dass auf seinem Acker nahe der Bahn nach Finkenkrug zu, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde vom Dorfe, sich eine alte Dorfstelle befinde, er hätte grosse Fundamente aus Feldsteinen und Lehm dort bloßgelegt, dieselben gingen jedenfalls über seine Grenze noch hinaus. Im Volksmunde hiesse diese Stelle die „alte Dorfstelle“. Man hätte auch Töpfe dort gefunden, die, nachdem sie eine Weile an der Luft gewesen, steinhart geworden wären. Leider ist zu jener Zeit auf so etwas kein Wert gelegt worden.“ (Seegefild ist in Falkenhagen eingepfarrt.)

Diesem Schreiben füge ich hinzu, dass in dem Buch des Freiherrn von Ledebur über die heidnischen Altertümer des Regierungs-

bezirks Potsdam ein Lokalitätsbericht des damaligen Geistlichen über Seegefild vom Jahre 1843 abgedruckt ist, worin der Burgwall an der fragl. Stelle kurz erwähnt wird. Bei einer Besichtigung der letzteren unter Führung des Herrn Rittergutsbesitzers Ehlert i. J. 1893 fand ich nordwestlich unmittelbar hinter dem herrschaftlichen Park den fraglichen Ort, welcher rings von Gräben umzogen ist, und zwar an der von dem Park am meisten abgewandten Stelle mit einem doppelten Graben. Scherben, welche sonst für ehemalige wendische Burgwälle so charakteristisch sind, haben wir in dem aufgeweichten Boden nicht zu finden vermocht. Der Burgwall scheint eine kleine Zufluchtsstelle im Sumpf gewesen und inzwischen völlig planiert worden zu sein. —

Die alte Dorfstelle bei Finkenkrug ist von der Pflugschaft des Märkischen Museums i. J. 1898 umständlich untersucht worden und hat mancherlei Fundstücke für unser Institut ergeben.

Berlin, den 28. Juni 1899.

E. Friedel.

Alte Schimpfworte. In dem an dem Ende des 16. Jahrhunderts verfassten Gerichtsbuch der Stadt Seehausen (Abgedruckt in v. Ledebur, Archiv f. Gesch. d. Preuss. Staates XIII) sind zwei Schimpfworte erhalten: „Krade“ und „Blinde Tilze“. Das erste wird Kröte heissen und scheint schon früher ein wenig schmeichelhaftes Beiwort gewesen zu sein; wenigstens heisst es in dem „Chronicon oder Kurtze einfeltige verzeichnus etc. des Entjelt von Salvelt (Gedruckt Magdeburg MDLXXIX) S. 53: „Es mag Crodo ein Kradenteuffel sein (daher noch die Sachsen per execrationem sagen Kradenteuffel“. Was aber ist eine „blinde Tilze“?

R. M.

Inschrift. Bei der Stadt Attendorn in Westfalen ist sehr hübsch gelegen auf einem Berge ein Schloss des Grafen Fürstenberg. Zu diesem Schloss gehört eine Bierwirtschaft und unterhalb derselben sieht man einen (Felsen-) Keller. Ueber der Thüre desselben fand ich, als ich vor längeren Jahren diese Gegend besuchte, folgende Inschrift:

„Nimmer versiege der Born, des Lebens

Erquickung dem Müden,

Nimmer wird wanken der Fels, tobt auch

18 die Spree und die Oder. 38.“

W. v. Schulenburg.

Fragekasten.

Herrn Adolf S. Zur Geschichte des jüdischen Volksglaubens. I. **Zionisten.** Sie wünschen zu erfahren, in welcher Weise die Wiederherstellung des sogen. Salomonischen Reiches bei unseren jüdischen Mitbürgern, insbesondere den sogen. Zionisten, gelehrt werde. Wir vermögen keine

andere Auskunft zu geben, als diejenige, welche bei Dr. W. Feilchenfeld, Rabbiner der Synagogen-Gemeinde Posen: „Systematisches Lehrbuch der israelitischen Religion für die reifere Schuljugend in Religionsschulen und höheren Lehranstalten“, 2. vermehrte Auflage, Posen 1879, S. 56, § 7, wörtlich wie folgt, erteilt wird: „§ 7. In einer späteren Zeit, wenn alle Völker durch Israels Beispiel die reine Gotteserkenntnis und eine vollkommeneren Gottesverehrung teils angenommen haben, teils anzunehmen reif sind, indem sie die Mangelhaftigkeit ihrer eigenen Gottesverehrung erkennen, wird auch Israel wieder mit erneuter begeisterter Hingebung an seinen Priesterberuf auf seinem heiligen Boden einen besonderen Gottesstaat bilden, der als solcher von allen Menschen anerkannt, und durch einen von Gott erleuchteten Nachkommen Davids, den Messias (Gesalbten), regiert werden wird. Mit unserem Gottesstaate wird auch der heilige Tempel auf Morijah wiederhergestellt, von welchem, wie ehemals, deutliche göttliche Offenbarungen ausgehen, und indem alle Menschen den einzigen wahren Gott als ihren Herrn anerkennen und in einer Ihm wohlgefälligen Weise anbeten, werden sie als Kinder desselben Vaters untereinander in Frieden und brüderlicher Eintracht leben. — Wann diese herrliche Zeit eintreten wird, ist nur Gott allein bekannt; wir sollen unsere Hoffnung auf dieselbe niemals aufgeben und ihren Eintritt durch einen frommen, gottgefälligen Wandel zu beschleunigen suchen.“ — Auf die in allerneuester Zeit hervorgetretenen Bestrebungen der Zionisten, eine eigene Herrschaft in Palaestina aufzurichten, gehen wir, weil dies ausserhalb des Rahmens der Brandenburgia liegt, nicht ein.

II. Was T'fillin, was Zitzis, was Mesusah ist? Dr. Feilchenfeld S. 78 giebt folgende Erklärung der aus dem grauen Altertum stammenden Zeichen:

a. „Die T'fillin des Kopfes (am Vorderhaupte über dem Gehirn) und des Armes (auf der unteren Hälfte des linken Oberarmes gegenüber dem Herzen) von jedem volljährigen (13 Jahre alten) männlichen Israeliten mindestens täglich einmal (ausser an Sabbaten und Hauptfesttagen), und zwar mit dem beständigen Gedanken an die Heiligkeit der Abzeichen zu tragen. Es liegen in den T'fillin vorschriftsmässig auf Pergament geschrieben folgende vier Abschnitte der heiligen Torah: 1) 2. B. M., K. 13, V. 1—10: Von der Feier des Pessachfestes und der Befreiung Israels aus Mizrajim durch Gottes erlösenden Arm; 2) 2. B. M., K. 13, V. 11—16: Von der Heiligung der Erstgeborenen und der sichtbaren Erwählung Israels zu Gottes besonderem Eigenthum; 3) 5. B. M., K. 6, V. 4—9: Von der Anerkennung Gottes und der Verpflichtung, Ihm zu dienen; 4) 5. B. M. K. 11, V. 13—21: Von der gerechten Vergeltung Gottes“.

b. „Die Zitzis (gewöhnl. Schaufäden, richtiger: Fadengehänge), vorschriftsmässig angefertigte Fäden, die an den vier Zipfeln der (mindestens viereckigen) Kleider männlicher Israeliten herabhängend befestigt werden. (Diese Fäden sind eigentlich mit einer blauen Schnur zu umwinden; deren besondere Farbe ist uns jedoch jetzt nicht mehr genau bekannt) Sie sollen an die besonderen Gottesgebote Israels erinnern und an die pflichtmässige Beschränkung unserer Wünsche durch dieselben“.

c. „Die Mesusah, als Pfostenzeichen an den rechten Thürpfosten aller Eingänge zu befestigen, welche zu ausschliesslich Israeliten zugehörigen Hausräumen (oder Städten) führen. Dies Abzeichen enthält vorschriftsmässig auf Pergament geschrieben die auch in dem T'fillin befindlichen Abschnitte: 5. B. M., K. 6, V. 4—9 und 5. B. M., K. 11, V. 13—21 (Von der Anerkennung Gottes und Seiner Gebote und von Seiner gerechten Vergeltung). Es soll besonders beim Ein- und Ausgehen daran erinnern, dass der himmlische Vater Beschützer unserer Häuser, wie beständiger Zeuge unseres Verhaltens in und ausser dem Hause ist“.

Mitgeteilt durch Prof. Dr. W. Schwartz.

Bücherschau.

A. N. Harzen-Müller: Musikalisches und Musiker aus dem „Lieder-Verein Berlin 1829“, zur Feier des 70. Stiftungsfestes nach den Akten bearbeitet. — Bei Gelegenheit so seltener Stiftungsfeste pflegt es wohl üblich zu sein, eine Chronik des betreffenden Vereins zu veröffentlichen, vornehmlich um die gegenwärtigen Mitglieder desselben mit dem bekannt zu machen, was im Laufe eines halben Jahrhunderts oder in noch längerer Zeit im Schosse des Vereins vor sich gegangen ist. Gewissenhaft werden die Gründer, die Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder in langen Reihen aufgezählt, und eine solche, sauber ausgestattete Festschrift bildet dann ein hübsches Andenken an das fröhliche Fest, welches zu deren Erscheinen die Veranlassung gab. In dem vorliegenden stattlichen Bande von rund 150 Seiten fehlen diese Dinge zwar auch nicht, der Verfasser hat sich damit aber nicht begnügt, sondern er hat seinen Blick über den eigentlichen Gegenstand seiner chronistischen Arbeit hinausgleiten lassen auf Berlins Männergesangsvereine überhaupt. So ist diese Festschrift ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Männergesanges in Berlin geworden, der nicht nur für alle, die Musik liebenden Leute viel des Interessanten bietet, sondern auch für diesen Zweig der Musikgeschichte bleibenden Wert beanspruchen darf. Wer sich mit diesem Gegenstande eingehender beschäftigen will, der wird nicht wohl anders können, als auch Harzen Müllers „Festschrift“ zur Hand zu nehmen, in welcher er Aufschlüsse über Dinge erhält, die er sonst nicht leicht irgendwo anders finden wird. Das Buch ist sehr sauber ausgestattet und mit einer ganzen Reihe von Bildnissen geschmückt. Und da der Inhalt speziell die musikalischen Verhältnisse unserer deutschen Reichshauptstadt betrifft, so gebührt dem Verfasser auch an dieser Stelle herzlicher Dank für seine sicherlich mit grosser Mühe verknüpft gewesene Arbeit, welche hiermit auch den Lesern unserer „Brandenburgia“ warm empfohlen sein mag.

W. Lackowitz.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

10. (6. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

**Freitag, den 17. November 1899, nachmittags 4 Uhr im Deutschen Kolonial-
Museum, am Lehrter Bahnhof.**

Namens des Vorstandes begrüßte der Vorsitzende Herr Geheimerath Friedel die Erschienenen und machte dieselben, als einer der ältesten deutscher Kolonialwirte und Kolonialschriftsteller, auf die von Kur-Brandenburg, speziell zunächst von Berlin aus, vor länger als 200 Jahren eingeleitete überseeische Besiedelung in kurzen Zügen aufmerksam. Der Grosse Kurfürst, dessen genialem Scharfblick wir diese kolonialen Anläufe verdanken, erwarb i. J. 1661 einen Landstrich auf der Goldküste zwischen Axim und dem Kap der Drei Spitzen; 1662 wurde die Afrikanische Handelsgesellschaft gestiftet; 1663 die Veste Gross-Friedrichsburg*) und 1684 das Fort Dorothea erbaut. Im nämlichen Jahre schickten zwei Negerstämme eine Gesandtschaft nach Berlin. 1685 unterwarfen sich die Neger von Taccarara freiwillig dem Kurfürsten, der dort ebenfalls ein Fort anlegte, gleichzeitig auch die Hoheit über Arguin zwischen Kap Blanco und Kap Verde erwarb. 1685 wurde Herr von Besser nach England geschickt, um unter Mitwirkung einiger Hamburger und namentlich des gewandten Juden Texeira eine brandenburgisch-ostindische Compagnie zu stiften, und es erhellt aus den Akten, dass

*) Als einzige Erinnerung an den brandenburgischen Besitz von Gross Friedrichsburg besitzt die Sammlung des Zeughauses ein stark verrostetes eisernes brandenburgisches Geschützrohr, welches Kapitän Stubenrauch vor einigen Jahren in den Ruinen des Forts fand und auf einem deutschen Kriegsschiff nach der Heimat zurückführte. — Zu Ehren des um die Gründung der südwestafrikanischen Kolonien hoch verdienten Major Otto Friedrich von der Gröben beantragte der Magistrat von Berlin unlängst, eine Strasse an der breiten Oberspree „Gröben-Ufer“ und zu Ehren des tapferen kurbrandenburgischen Seehelden v. Bevern die in das Gröben-Ufer einmündende Strasse „Bevern-Strasse“ zu nennen, Vorschläge, welche S. Majestät der König genehmigte. Dass „Raulés Hof“ die Erinnerung an den um brandenburgische Schifffahrt und Seetüchtigkeit verdienten Benjamin Raulé seit über zwei Jahrhunderten auf dem Stadtteil Friedrichs Werder, welchen der Grosse Kurfürst anlegte, erhält, ist allbekannt, der eigentliche Raulés Hof wurde um 1678 von dem General-Direktor der brandenburgischen Marine Benjamin Raulé erbaut.

1686 der Kurfürst schon die zur Abschliessung von Handels- und Freundschaftsverträgen mit China und Japan bestimmten Schiffskapitän ernannt hatte. Zu fernerer Erweiterung des Handels sandte Friedrich Wilhelm Gesandtschaften zum Schah von Persien und zum Gross-Mogul, und gründete, nachdem er vergeblich die westindischen Inseln St. Vincent und St. Croix zu kaufen gesucht, Niederlassungen auf St. Thomas. Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III. hielt es mit Recht für seine Pflicht, die Kolonialpolitik des Grossen Kurfürsten fortzusetzen. 1690 versuchte er auf der Landenge von Panama Fuss zu fassen. Ausserdem wurde das Krabben-Eiland, eine kleine Insel bei Porto Rico in Besitz genommen und die Hälfte von Tabago erkaufte, die man gegen St. Eustache zu vertauschen suchte. Den Schluss der brandenburgischen Erwerbungen über See machte i. J. 1696 die Erwerbung der caribischen Insel Ter Tholen.

Mit dem Jahre 1731, wo das Handels-Comptoir auf St. Thomas einging, erreichte das brandenburgisch-preussische Kolonialwesen im 18. Jahrhundert infolge der Abneigung, welche der sparsame König Friedrich Wilhelm I. gegen überseeische Unternehmungen hegte, ein leider wenig rühmliches Ende*).

Obwohl es der Gesellschaft Brandenburgia gewiss ansteht, diesen aus Kur-Brandenburg hervorgegangenen, von „Kölln an der Spree“ aus geleiteten kolonisatorischen Bestrebungen auch gelegentlich, soweit sie mit der Landeskunde sich kreuzen, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, so können wir dies heut Abend nicht ausführlicher thun und müssen

*) Diese Angaben haben wir einer der ältesten Schriften über deutsche Kolonialpolitik „Die Gründung preussisch-deutscher Colonien im Indischen und Grossen Ocean mit besonderer Rücksicht auf das östliche Asien. Eine Studie im Gebiete der Handels- und Wirtschafts-Politik von Ernst Friedel“ (Berlin, Verlag von Albert Eichhoff, 1867, VIII + 208 S. 8vo) entnommen. Mit Rücksicht auf die neueren und neusten Vorgängen in unserer deutschen Kolonialpolitik ist es vielleicht nicht ohne Interesse zu hören, welche Gebiete unser Vorsitzender, damals Gerichts-Assessor am Berliner Stadtgericht, zu erwerben vorschlug: 1. Süd-Formosa; 2. die Pescadores, Lambay, Gross- und Klein-Tabago, Samasima; 3. die Midjacosima-Gruppe mit dem Haddington-Hafen; 4. den Norden von Neu-Guinea; 5. die Nikobaren; 6. die Karolinen-Inseln; 7. Neu-Britannien; 8. Neu-Irland; 9. Teile von Borneo; 10. den Sulu-Archipel; 11. das Djubaland und das Kilimandjaro-Gebiet. — Alle diese Inseln bzw. Landstriche waren 1867 noch für Preussen und Deutschland erwerbbar. Inzwischen sind zu 1 bis 3 den Japanern, zu 5 und 9 den Engländern, zu 10 den Nord-Amerikanern und den Engländern von No. 11 das Djubaland zugefallen. Erworben haben wir nur No. 4, 6 bis 8 und von No. 11 im Anschluss an die Kolonie Deutsch-Ostafrika das Kilimandjaro-Gebiet. Von den seitens E. Friedel bezüglich der Entwicklung des modernen Kolonialwesens aufgestellten Voraussagungen sind, wie der Weltreisende Dr. Joest ausführt, die meisten in frappanter Weise in Erfüllung gegangen.

uns mit der freudigen Genugthuung begnügen, dass Kaiser Wilhelm der Grosse auch hier seinem unsterblichen Kanzler Bismarck und dem Drange der deutschen Volksseele folgend, Wandlung geschaffen hat. Da wir in unserm geliebten Kaiser Wilhelm II. einen begeisterten Förderer der überseeischen Entwicklung Deutschlands besitzen, so können wir vertrauen, dass auch fernerhin dem für Deutschland und den Deutschen so unentbehrlichen Kolonialwirtschaft die vollste Teilnahme und Sorgfalt gewidmet werden wird.

Während die auf die brandenburgisch-preussische übermeerische Kolonisation gerichteten Bestrebungen in ihren geschichtlichen Hauptzügen unserm Volke nicht mehr unbewusst sind, ist es weniger bekannt, dass unter dem Grossen Kurfürsten auch die ersten Ansätze zu einem Deutschen Kolonial-Museum stattfanden. Der Grosse Kurfürst, welcher sich in seiner Jugend im Haag aufhielt, lernte dort den Sammeleifer der Niederländer kennen und brachte seit seinem Regierungsantritt bald eine stattliche Sammlung von Kunstsachen und Raritäten zusammen, darunter viele Gegenstände, welche von den Handels- und Kriegs-Marine-Kapitänen aus den brandenburgischen Kolonien und anderen überseeischen Plätzen herrührten. Diese Objekte wurden in der sogenannten Kunstkammer vereinigt. Solche Kunstkammern sind eine Spezialität besonders des 17. Jahrhunderts und decken sich in vieler Beziehung mit unseren heutigen Museen, nur dass diese sich in Spezialfächer als Kunstsachen, Kunstgewerbliches, Münzen, Medaillen, Gemmen, Kameen, Wappen und Siegel, Ethnographie und archäologische Sammlungen, physikalische Sammlungen, zoologische, botanische, mineralogische Kabinete u. dgl. m. dem heutigen wissenschaftlichen Bedürfnis entsprechend geschieden und verteilt haben. Was für wunderliche Dinge dergleichen Kunstkammern enthielten, ersieht man z. B. aus der in Kiel 1674 entstandenen Folio-Schrift „Unvorgreiflicher Bedencken von Kunst- und Naturalien-Kammern insgemein“. Der Dresdener Polyhistor Geheime Hofrat Dr. Graesse hat die Bedeutung der alten Kunstkammern gründlich erörtert in seiner Zeitschrift für Museologie, II. Jahrgang, Dresden 1879, No. 1, S. 6 flg.: „Aeltere Systeme von Universal-Museen oder sogen. Kunstkammern“.

Die überseeischen Kunst- und Handelserzeugnisse der brandenburgisch-preussischen Kunstkammer wurden noch bis in dieses Jahrhundert hinein durch die Reisen der Seehandlungsschiffe vermehrt. Der Vortragende entsinnt sich noch von seiner Kindheit her der Königlichen Kunstkammer, wie sie im vierten Geschoss des Schlosses untergebracht, aus 3 Abteilungen bestand: dem Kunstkabinet, dem historischen und dem ethnographischen Kabinet. Dies letztere, die ethnographische Abteilung, konnte in der That als der Anfang eines kolonialen Museums gelten. Es enthielt, abgesehen von den später im Schloss Monbijou unter-

gebrachten Sammlung vaterländischer Altertümer, nur aussereuropäische Gegenstände, Waffen, Schmuck, Gerätschaften der Südsee-Insulaner, chinesische und japanische Seltenheiten, einen Federmantel des Königs der Sandwichsinseln, den er Friedrich Wilhelm III. i. J. 1826 zum Geschenk gemacht, eine Sammlung mexikanischer Kleidungsstücke und Volkstrachtenfiguren, brasilianischen Federschmuck und musikalische Instrumente, indische Götzenbilder u. dgl. Bei der Austeilung der Kunstkammer sind diese Gegenstände an das Völkermuseum übergegangen.

Während dieses Völkermuseum ausschliesslich wissenschaftliche Zwecke, Förderung der Ethnologie, Anthropologie, Altertumskunde verfolgt, hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, nachdem unsere kolonialen Beziehungen erstarkt sind, auch ein eigenes deutsches Kolonialmuseum zu schaffen. Ohne wissenschaftliche Gesichtspunkte von der Hand zu weisen, ist es die eigentliche Aufgabe eines deutschen Kolonialmuseums, neben dem äusserlichen Aussehen der deutschen Kolonien in seinen charakteristischen Zügen, vor allem den volkswirtschaftlichen Stand derselben unserm Volk vor die Augen zu führen. Der Schwerpunkt des deutschen Kolonial-Museums muss insbesondere immer mehr darin gefunden werden, dass es praktischen Zwecken diene, Kunde gebe von den Naturschätzen unserer Kolonien, was sie zu exportieren in der Lage sind und umgekehrt, wie sich nach unseren Kolonien hin der Import von der Heimat aus fördern lässt.

Der Vortragende E. Friedel vertritt mit Entschiedenheit den Standpunkt, dass es Sache des Deutschen Reiches sei, das deutsche Kolonial-Museum späterhin aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Wie sich aber namentlich in Berlin die Museumsverhältnisse entwickelt haben, bleibt vor der Hand nichts anderes übrig, als dass patriotische Private die Museums-Sache in die Hand nehmen, gerade wie es mit dem hiesigen K. Kunstgewerbe-Museum geschehen, das aus privater Initiative entstanden, und wie es mit dem ebenfalls nur privaten Deutschen Volkstrachten-Museum zur Zeit noch der Fall ist, welches auch hofft, baldmöglichst als ein Staatsmuseum übernommen zu werden.

Wie der gedruckte „Führer durch das Deutsche Kolonial-Museum (Kolonial-Ausstellung) in Berlin“*) berichtet, verdankt das Deutsche Kolonial-Museum seine Entstehung der Kolonial-Ausstellung, welche

*) Der Preis von 30 Pf. für das kaum 8 Seiten Text enthaltende Schriftchen ist zu hoch. Derselbe sollte 10 Pf. nicht übersteigen, damit öftere Ausgaben kommen und der Text sich nach dem Anwachsen der Sammlungen und nach der Verschiedenheit der jeweiligen Ausstellungen richten kann. Im übrigen sei wegen Besprechungen verwiesen auf die Deutsche Kolonialzeitung, Organ der deutschen Kolonialgesellschaft, zur Zeit 16. Jahrgang und auf die von Dr. Hans Wagner herausgegebene, in vornehmer Ausstattung seit dem 1. Oktober 1899 erscheinende Koloniale Zeitschrift (Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts).

einen Glanzpunkt der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park 1896 bildete. Viele von den dort gezeigten Gegenständen sind in das neue Musealgebäude übernommen worden, zu dessen Pflege sich eine Aktiengesellschaft gebildet hat, an deren Spitze u. a. Graf von Schweinitz als Vorsitzender, Direktor C. von Beck als Stellvertreter, Kommerzienrat Julius Pintsch und Baurat Heim stehen, während Herr Gustav Meinecke, welcher an der Gestaltung des Unternehmens lebhaften Anteil genommen und dessen praktische Ausgestaltung geleitet, als Direktor fungiert.

Da Herr Direktor Meinecke an der Führung der Brandenburgia-Mitglieder leider behindert war, so wurde dieselbe von seinem Vertreter Herrn Müller freundlichst besorgt unter Beihülfe der Mitglieder E. Friedel und H. Maurer, welche beide auch Mitglieder der Deutschen Kolonial-Gesellschaft Abteilung Berlin-Charlottenburg sind.

Eingangs rechts liegt der Importsaal, welcher die hauptsächlichsten und wertvollsten Einfuhrstoffe unserer Kolonien zeigt, links der Exportsaal, wechselnde Musterlager von Gegenständen enthaltend, die in den Kolonien Abnahme finden.

Der Hauptteil des Museums befindet sich in der Mitte des kreisrund gebauten Hauptgebäudes. Den Mittelpunkt bildet eine tropische Landschaft, die durch einen herabrieselnden Quell belebt wird. Rechts und links stehen zwei Kruppsche Geschütze auf seltsamen schweren Lafetten, welche durch unsere Marine bei Kiautschou erobert wurden.

Am besten wandert man an der Rotunde rechts herein. Bei der sehenswerten Ausstellung der katholischen Missionen vorbei gelangt man zu einer baulichen Nachahmung der Unteroffiziersmesse in Kamerun. Im Innern öffnet sich ein Diorama, den kleinen Kamerunberg darstellend. Folgen ethnographische und Produktausstellungen aus Kamerun und Togo. Dann kommt ein deutsches Fort aus Deutsch Südwest-Afrika, in dessen Innern sich das Diorama der Naukluft öffnet, in deren Gegend Hendrik Witbooi nach tapferen Kämpfen von unserer Schutztruppe überwältigt wurde.

Die von dem Missions-Superintendenten Merensky zusammengebrachte evangelische Missionsausstellung erweckt ein günstiges Vorurteil über die Ausbildung der farbigen Schüler.

General von Hanneken, z. Z. in China thätig, hat eine ansehnliche Abteilung chinesischer Gegenstände zusammengebracht, welche namentlich unser Kiautschou-Gebiet illustrieren.

Hieran schliesst sich eine Kriegsschiff-Modellausstellung des Reichsmarineamts. Beim Aufstieg in das obere Stockwerk des Rotundenbaues passiert man ein grosses Freilicht-Diorama. Auf der einen Seite blickt man dabei in das Neu-Guineadorf, dann in das arabische Kaffee mit orientalischen Bauten und in einen bud-

dhistischen Tempel chinesischen Stils. Das Neu-Guinea-Diorama zeigt uns Stephansort, vorn brandende See. Den Schluss bildet die Ausstellung von Häusern des Bismarck-Archipels mit Panorama der Marschall-Inseln und der neuerworbenen Karolinen.

Nachdem die durch das Gebotene sehr befriedigten Teilnehmer in dem Arabischen Kaffee den von dem deutschen Kolonialhaus Bruno Antelmann importierten deutschen Kolonialkaffee probiert, fanden sie sich zum Austausch der gewonnenen Eindrücke im Restaurant Printz, Ecke Alt-Moabit und Lüneburger Strasse zusammen.

II. (5. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. November 1899, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

A. Herr Friedel macht folgende Mitteilungen:

1. Der nachfolgende Aufruf zu einem Denkmal für unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz wird hierdurch bekannt gemacht und bestens der Beachtung empfohlen.

Am 16. Mai d. J. verschied hierselbst im Alter von 77 Jahren Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Schwartz, der erste Direktor des Königlichen Luisen-Gymnasiums.

Was er dieser Anstalt, was er in reichgesegnetem pädagogischen Wirken vorher dem Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin und den Gymnasien in Neu-Ruppin und Posen gewesen ist, bezeugt das dankbare Gedächtnis seiner einstigen Kollegen und der zahlreichen Generationen seiner Schüler.

Aber auch über diesen Kreis der Schule hinaus ist der Name Wilhelm Schwartz aufs engste verwachsen mit den politischen Geschicken und mit der Wissenschaft unseres Volkes. Mit Begeisterung ist er allezeit eingestanden für den Ruhm und die Grösse unseres Vaterlandes und seines Herrscherhauses, mit zäher märkischer Festigkeit hat er Wache gehalten für die unversehrte Kraft der deutschen Ostmark. Für die Wissenschaft sind seine bahnbrechenden anthropologischen und prähistorischen Forschungen, desgleichen seine Beiträge zur märkischen Sagen- und Geschichtsforschung und zur Mythologie ein unverlierbarer Gewinn.

Um das Andenken dieses kernhaften Mannes aus der alten preussischen Zeit unter den Mit- und Nachlebenden dauernd fest-

zuhalten, sind die Unterzeichneten zur Errichtung eines Denkmals des Verewigten zusammengetreten. Geplant ist zunächst eine auf einem Sockel sich erhebende Bronzestatuette von würdiger Grösse und Ausführung. Als der geeignetste Platz für eine solche erschien der an der Kreuzung der Turm- und Wilsnackerstrasse gelegene Teil des Schulgartens, so dass das eiserne Bild des Direktors Schwartz der Schule angehört, an der er zuletzt gewirkt und die er aufgebaut hat, und zugleich, von der Strasse aus deutlich sichtbar, ein leuchtendes Merkzeichen des Stadtteils Moabit bildet, zu dessen volkstümlichsten Gestalten Wilhelm Schwartz gehörte. Beiträge bitten wir zu senden an den Schatzmeister, Herrn Kaufmann und Stadtverordneten W. Gericke, zu Händen der

„Genossenschaftsbank Moabit“,
NW., Wilsnackerstr. 17.

2. Jubiläum der Deutschen Rundschau. — Ein anderes Ehrenmitglied von uns, Herrn Dr. Julius Rodenberg, geht ein litterarisches Fest an, das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Deutschen Rundschau, welches nach Herausgabe des 100. Bandes am 13. November d. J. als am 52. Geburtstage des Verlegers, Herrn Kommerzienrats Elwin Paetel, unter grosser Beteiligung der Freunde des Blattes im In- und Auslande gefeiert wurde. Die Deutsche Rundschau ist nicht allein unbestritten die vornehmste und vielseitigste aller deutschen Revüen, sondern sie schenkt auch der Landes- und Heimatkunde ihre Beachtung und gerade aus der Feder Julius Rodenbergs, des geistigen Begründers dieses deutschen Standard-Werkes, haben wir öfters mit Vergnügen Beiträge gelesen, welche sich auf unsere nächste Heimat, Berlin und Umgegend, bezogen haben. Wir nehmen mit Interesse Kenntnis, dass anlässlich des Jubiläums Herrn Dr. Rodenberg der Professortitel verliehen worden ist und wünschen ihm wie Herrn Elwin Paetel von Herzen ferneres Gedeihen der Rundschau, die eine Zierde deutschen Buchhandels und deutscher Litteratur geworden ist und noch lange sein möge.

Zum näheren Verständnis lege ich zwei bezügliche Festschriften vor: a) „Deutsche Rundschau 1874—1899. Gedenkschrift im Auftrage der Verlagshandlung zusammengestellt von Walter Paetow“ (geschichtliche Daten aus der geschäftlichen Entwicklung der Zeitschrift nebst Mitarbeiter-Verzeichnis); b) „die Begründung der Deutschen Rundschau, ein Rückblick“. In diesem Aufsatz schildert J. Rodenberg die interessante litterarische Entstehung der Rundschau, bei welcher zunächst hauptsächlich Gustav zu Putlitz und Berthold Auerbach beteiligt waren. Eine angenehme Beigabe zu diesem Festschriftchen sind die Facsimilia, darunter, ausser den zwei soeben Genannten, Helmholtz, Sybel, Du Bois-Reymond, Theodor Storm, Emanuel Geibel.

Haben wir unseren Glückwünschen zwei Wünsche aus dem Leserkreis hinzuzufügen, so sind es die, dass baldmöglichst über die 100 Bände ein Registerband herausgegeben werden möge und dass Verleger und Herausgeber sich endlich zu Abbildungen entschliessen, welche überall erwünscht, für die Beiträge aus dem Gebiet der Erfahrungswissenschaften geradezu eine Notwendigkeit sind.

3. „Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichts- und Kulturbilder aus der Vergangenheit der Mark und aus Alt-Berlin bis zum Tode des Grossen Kurfürsten. Herausgegeben von Richard George. Mit reichem Bilderschmuck nach geschichtlich überlieferten Originalen.“ Berlin 1890. Verlag „Deutschland.“ VII + 495 S. gr. 8.

Die Aufsätze, welche auch die Alt-Mark umfassen, rühren meist von der jetzigen Schriftstellerwelt her, doch hat der Herausgeber mit Recht auch einige ältere Arbeiten von F. H. von der Hagen, Willibald Alexis, Temme, Oskar Schwebel, Heinrich Pröhle, F. Brunold, Emil Dominik, Dr. Brecht u. A. geschickt eingefügt. Nicht weniger denn neun Mitarbeiter, darunter der Herausgeber, gehören der „Brandenburgia“ an.

Das Interessanteste, was unsere Mark kulturgeschichtlich bietet, ist in Prosa oder Vers vertreten; alles in allem ein Buch voll belehrender Unterhaltung für Jung und Alt, wie es zu jeder Zeit, besonders aber auf dem Weihnachtstisch gern gesehen ist. Die Abbildungen sind treffend gewählt und wohl gelungen.

4. „Adolf Streckfuss, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. In gekürzter Darstellung und bis in die neueste Zeit fortgeführt von Dr. Leo Fernbach.“ Berlin. Verlag von Albert Goldschmidt. VIII + 807 S. — Die äusserlichen Unterschiede sind zunächst die, dass die neue Bearbeitung besseres Papier, bessern Druck und die Beigabe von zum Teil recht wohl gelungenen Abbildungen vor der letzten (vierten) Auflage des Originalwerkes, welche 1886 im gleichen Verlag erschien, voraus hat. Die 4. Auflage war in 2 Bände geteilt. Der erste Band umfasste die ganze Geschichte Berlins bis zum Zusammenbruch des Staates 1806 und zwar 592 S., der zweite Band, bis zum Frankfurter Frieden am 10. Mai 1871 reichend, 763 Seiten. Die neue Bearbeitung hat nur einen Band und es entfallen, obwohl dieselbe bis zum Tode Kaiser Wilhelms des Grossen (1888) führt, 494 S. auf die Zeit bis 1806 und nur 300 S. auf das übrige.

Das ist kein blosses Zahlenspiel, hängt vielmehr mit dem Geiste der Fernbachschen Bearbeitung und dem Ziel, welches Herausgeber und Verleger anstreben, streng zusammen. Das ursprüngliche Werk hat bekanntlich, je nach dem politischen Standpunkt, eine sehr verschiedenartige Beurteilung gefunden. Es verspricht 500 Jahre Berliner

Geschichte, giebt aber im Grunde genommen fast mehr eine Geschichte Brandenburg und Preussens mit besonderer Berücksichtigung Berlins. Dies gilt insbesondere von dem 19. Jahrhundert und hier wieder vornehmlich von der Periode seit 1840. Während das Werk an sich keinen anderen Anspruch erhebt, als den einer volkstümlichen Darstellung, nicht den eines wissenschaftlichen Quellenwerks, gewinnt es für die Jahrzehnte, während welcher Adolf Streckfuss selbst an den Verfassungskämpfen teilnahm, stellenweise in der That den Charakter eines Quellenwerkes, insofern als der Verfasser aus Selbsterlebtem schöpft. Hier tritt nun sein bekannter Parteistandpunkt am deutlichsten hervor und hat nicht bloß diejenigen, welche anderen Anschauungen huldigen, unbefriedigt, sondern auch sonst der Verbreitung der in stilistischer Beziehung und Wärme der Darstellung oft vortrefflichen Arbeit erheblichen Abbruch gethan.

Verleger und Bearbeiter haben das mit Recht als die schwache Seite des Werks erkannt, sie haben die langen politischen Exkurse, die mit der Geschichte Berlins kaum etwas zu thun haben, gestrichen und dafür das Werk lieber bis zum verhängnisvollen Jahr 1888 weiter geführt. Auch sonst sind Abkürzungen in der ersten Hälfte des Werks vorgenommen. Die unter Benutzung der Sammlungen des Märkischen Museums und der Göritz-Lübeck Bibliothek entnommenen Abbildungen bieten einen reichen Ersatz, obwohl sie, nach der wohl zuerst durch den Spammerschen Verlag im grossen eingeführten Illustrierungsart teils nicht immer an der rechten Stelle stehen, teils im eigentlichen Text nicht eingehender erwähnt werden.

In der neuen Gestalt wird das ebenfalls gerade zur Haupt-Bescheerungszeit erscheinende Werk gewiss an mancher Stelle freundliche Aufnahme finden.

5. „Georg Liebe: Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Mit einhundertdreiundachtzig Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert.“ Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1899. 157 S. kl. Fol.

Diese höchst beachtenswerte Arbeit bildet einen stattlichen Band der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen“, und umfasst die Kulturgeschichte des Kriegers, des einzelnen Mannes, wie des Standes, den wir zur eigentlichen Landsknechtszeit im 16. Jahrhundert auf seiner Höhe und umkleidet von einem gewissen poetischen Nimbus antreffen. Aber auch die furchtbaren Söldnerschaaren des 30jährigen Krieges, sowie die späteren Milizen und Kantonisten werden uns anschaulich vorgeführt und ansprechend geschildert, durch die Zeit des Alten Fritz hindurch bis zur Neige des 18. Jahrhunderts. — Die Abbildungen machen in ihrer grossen Zahl und Mannigfaltigkeit das Buch zu einem eigentlichen

Illustrationswerk, das in der Literatur der Kulturgeschichte eine ehrenvolle und dauernde Stellung behaupten wird. Papier, Druck, Illustration, alles ist mit Vorbedacht altertümlich und originell. Die benutzten Schriften und Abbildungen hat der Herr Verfasser, Archivar am Provinzial-Archiv in Magdeburg, mit grosser Sorgfalt und Belesenheit zum Teil aus höchst seltenen Publikationen auszuwählen verstanden.

6. „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatskunde im Kreise Eckartsberga auf das Jahr 1900.“ Im Frühjahr habe ich in der Brandenburgia auf die Thätigkeit patriotischer Männer und Frauen zur Förderung der Heimatskunde des Kreises Eckartsberga in der Provinz Sachsen rühmend und mit einem gewissen Neide und mit dem Bedauern hingewiesen, dass in unseren brandenburgischen Kreisen sich nicht eine ähnliche gemeinnützige Thätigkeit entfaltet, welche tausendmal besser wäre, als die verfehlte Anlage sogenannter Kreis-Museen, aus denen niemals etwas Gescheutes werden kann. Da der Kalender neben der Bibel und dem Gesangbuch meist das einzige Gedruckte ist, was man in den kleineren Wirtschaften auf dem Lande findet, so ist es höchst verständig und segensreich, dass die Herren, welche sich der heimatkundlichen Erforschung ihres Kreises annehmen, und unter denen Herr Superintendent Naumann in Eckartsberga an erster Stelle genannt werden muss, derartige Kalender verbreiten. Unter den verdienstlichen Beiträgen seien erwähnt: kleine Kreischronik von P. Hoffmann; dunkle Bilder aus dunkler Zeit (Schweden und Franzosen); denkwürdige Bäume; die Wallburgen des Kreises von Naumann; die Kupferstrasse von P. Spiegler. — Wir können vom Standpunkt der Denkmalspflege solche rühmlichen Vorbilder, deren es mehrere in der Provinz Sachsen giebt, nicht angelegentlich genug den Landratsämtern und Superintendenturen der Provinz Brandenburg empfehlen. Es giebt doch wahrlich auch bei uns intelligente und patriotische Männer genug in den Kreisstädten, um dergleichen nützliche Dinge in die Wege zu leiten. Vergleiche hierzu das von mir in der Sitzung am 25. Januar 1899, Monatsblatt VIII, S. 3 u. 4, Gesagte.

7. „Die Einführung des Backsteinbaues in die nordische Baukunst des Mittelalters. Von O. Stiehl, Stadtbaumeister.“ Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine.

Diese inhaltsreiche, auf sorgfältigen Studien und Erwägungen beruhende, für die Heimatskunde der Provinz Brandenburg höchst wichtige Schrift ist als eine Fortsetzung oder Konsequenz der grösseren Arbeit des Verfassers: „Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland“ (Leipzig 1898) zu betrachten. In der Baugeschichte des Mittelalters bildet das Auftauchen des Backsteinbaues in der norddeutschen Tiefebene und den

angrenzenden Gebieten, wie Stiehl mit Recht hervorhebt, eine der auffallendsten Erscheinungen. In dem kaum der Kultur erschlossenen Lande tritt anscheinend unvermittelt ein neuer Baustoff und zwar sonderbarer Weise gleich in vollendeter künstlerischer Fassung auf, ohne formalen Zusammenhang mit der Baukunst des angrenzenden kolonisierenden Stammlandes, aber in solcher Verbreitung, dass seine Wichtigkeit über das rein baugeschichtliche Gebiet in das allgemein kulturgeschichtliche hinübergreift. Denn nur durch die Benutzung des künstlich gebrannten Steines konnte in unseren hausteinarmen Gegenden das Bedürfnis nach Herstellung schützender Wehrbauten, wie der Gebäude für die Verwaltung, ja der besseren Bürgerhäuser, befriedigt werden, ohne allzugrosse Mittel den sonstigen Bestrebungen zu entziehen. Das gilt auch von den Burgenbauten der Landesherren und Adeligen.

Es ist nun eine Entstehung des Backsteinbaues hierzulande aus verschiedenen Gründen völlig auszuschliessen, tritt er doch zuerst in den neuen Kolonisationsländern rechts der Elbe und in Dänemark auf, während in dem westlichen Teil der norddeutschen Tiefebene vielfach der gleiche Mangel an Haustein auf seine Entstehung hätte hindrängen, der grössere Reichtum an Geld und Bildung seine Erfindung eher hätte ermöglichen können. Stiehl weist daher auch die Herleitung unseres Backsteinbaues aus den Niederlanden, trotz der hiesigen flämischen und holländischen Kolonisationen, ab und sieht die Herleitung aus Oberitalien als allein zutreffend an. Aber nicht so, dass etwa unmittelbar italienische Architekten die Technik und Formgebung einfach importiert. „Dass diese Meister, sagt er S. 111, nicht etwa ins Land gerufene Italiener waren, sondern Deutsche bzw. Dänen, welche ihre Studien in Italien gemacht hatten, geht mit Sicherheit aus der starken nationalen Färbung hervor, die in Grundriss und Aufriss die Gesamtanlage völlig bestimmt. Das schliesst nicht aus, dass für die erste Einführung der Technik etwa ein Stamm handwerklich tüchtiger Arbeiter aus Italien zu Hülfe genommen sein könnte, und dafür spricht sogar die nahe Uebereinstimmung des Backsteinformats an einem Teil der ältesten Bauten (Lübeck, Verden, Moosburg) mit italienischer Gewohnheit.“

Herr Stiehl, welcher zur Zeit mit künstlerischen und baugeschichtlichen Vorarbeiten für den Neubau des Märkischen Provinzial-Museums am Märkischen Platz beschäftigt ist, wird hoffentlich im nächsten Frühjahr die Güte haben, uns durch einen mündlichen Vortrag in der „Brandenburgia“ seine anregenden, bahnbrechenden Untersuchungen zu erläutern.

8. Das Riesen- oder Königsgrab von Seddin, Kreis Westprignitz. (Vgl. dazu „Brandenburgia“ VIII., S. 271 u. 272.)

Um den wiederholten Wünschen wegen Mitteilung näherer Einzelheiten über dieses merkwürdige Hünengrab wenigstens vorläufig zu

genügen, teile ich den nachfolgenden Aufsatz mit, welcher in übereinstimmender Fassung in den „Priegnitzer Nachrichten“ und dem „Kreisanzeiger für die Westpriegnitz“ vom 27. Oktober d. J. enthalten war, und bemerke, dass hoffentlich das Auspacken der Gegenstände des Märkischen Museums in dem neuen vorläufigen Heim Zimmerstr. 90/91 so weit fortschreitet, dass ich in der „Brandenburgia“-Sitzung am 13. k. M. wenigstens die Hauptfundstücke vorlegen kann.

„Die Funde aus dem Hünengrab bei Seddin sind nunmehr in das neue Heim des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin W., Zimmerstrasse 90/91, übergeführt und werden, sobald die zum Teil leider zerbrochenen Thongefässe wieder zusammengesetzt und ergänzt sind, dem Publikum zugänglich gemacht werden. Immerhin dürfte das neue Jahr 1900 darüber herankommen, da in Folge des gewaltigen Umzuges mit über 100 000 Gegenständen alle verfügbaren wissenschaftlichen und technischen Kräfte unseres vaterländischen und wissenschaftlichen Instituts vollauf in Anspruch genommen sind. Was die archäologische Würdigung des Fundes anlangt, so ist mit dem, was darüber in unserem Blatte stand, in der Hauptsache das Richtige getroffen. Es handelt sich um die Hallstatt-Periode, so genannt nach der Ortschaft gleichen Namens im Salzkammergut, welche durch eine Fülle von Bronzen, aber auch schon durch Eisengerät in vorgeschichtlichen Gräbern ausgezeichnet ist. In dem Seddiner Funde liegt ein Bruchstück eines kleinen Eisengeräts aus einer Totenurne, auch tragen andere Gegenstände deutliche Eisenrostspuren. Genau auf das Jahrhundert lässt sich das Alter der Hauptstücke selbstredend nicht bestimmen, vielleicht trifft man mit „un 400 v. Chr.“ das Wahrscheinliche. Wenn hierorts die Meinung verbreitet gewesen zu sein scheint, dass das bronzene gedeckelte Hauptgefäss altetruskisch sei, so ist das unrichtig. Es würde dann der Fund etwa in die Zeit Homers und des Königs Salomo um 900 v. Chr. oder noch 100 Jahre früher in die Zeit der Zerstörung Trojas fallen. Aber davon kann keine Rede sein. Die Bronze hat schon nicht mehr die Feinmischung des *bel age du bronze*; die Formgebung und die Technik des Bronzegefässes ist bereits in der *décadence* und himmelweit von den prachtvollen getriebenen Gefässen der ältesten und gleichzeitig edelsten Bronzetechnik verschieden, d. h. viel minderwertiger. Der Fund aus dem Seddiner Hünengrab ist beispielsweise erheblich jünger, als die Hügelgrabfunde, welche sich aus der einige Kilometer entfernten Feldmark Triglitz im Märkischen Museum befinden und die der Sorgfalt und Güte der Herren Rittergutsbesitzer von Jena und Pastor Bernhard Ragotzky verdankt werden. Die Triglitzer Funde gehören noch dem wirklichen *bel age du bronze* an und weisen u. A. neben goldenen Spiralringen auch steinerne Waffen auf. Gold und Steingerät fehlt aber dem Seddiner Hünengrab gänzlich. Das Fehlen des Goldes ist charakteristisch bei dem Grabe eines Vornehmen; es ist

aber erklärlich, wenn wir an das Ende der Bronzezeit denken, wo eine, man möchte sagen, bereits rationalistische Auffassung des Totenkultus Platz griff und man das edelste Metall lieber nicht unproduktiv dem Toten in die Erde mitgab. Ein grösserer Fonds von Pietät spricht sich allerdings darin aus, dass man glücklicherweise die Beigaben nicht — wie das in noch jüngeren Epochen vielfach üblich — auf dem Scheiterhaufen mit in die alles verzehrenden Feuergluten gab, sondern nachmals den gesammelten Gebeinresten, dem Leichenbrand, beigab, weshalb die Fundstücke alle glücklicher Weise nicht deformiert worden sind. Uebrigens steht das Seddiner Hünengrab keineswegs isoliert da. Im Gegenteil sind auf der Seddiner wie Wolfshäger Gemarkung aus kleineren Grabhügeln seit Alters Bronze- und Urnenfunde gemacht, die sich stilistisch und zeitlich unserm Hünengrab vollkommen anschliessen. Letzteres ist nur, weil einer besonders angesehenen Person angehörig, wie schon angedeutet, reichlicher ausgestattet worden. Dergleichen hierher gehörige Funde, von Herrn Förster Schwertfeger mit grosser Umsicht geborgen, verdankt das Märkische Museum der Güte des Rittergutsbesitzers Herrn Gans Edler Herr zu Putlitz auf Wolfshagen. Auch das Königliche Museum in Berlin besitzt aus der Seddiner Umgegend parallele Gegenstände, ebenso der durch seine schöne Privatsammlung bekannte hiesige Rentier Herr Wilhelm Ratig.

Obwohl die antiquarische Würdigung der Fundstücke aus dem Seddiner Hünengrab keine besonderen Schwierigkeiten darbietet, so giebt das Grab als solches doch verschiedene harte Nüsse zu knacken auf. Offenbar enthielt die Grabkammer die Leichenbrandreste von mehreren, vielleicht vier Personen, darunter die eines ansehnlichen Mannes und einer Frau; es mögen diese beiden ein Häuptling und seine Gemahlin gewesen sein. Wer waren die andern Personen? Andere Familienangehörige oder Sklaven? Wie gerieten diese verschiedenen Personen in die nämliche Kammer, die mit einem aus Kies und schweren Steinen zusammengesetzten gewaltigen Hügel bedeckt ist, der ca. 10 m hoch und 300 Schritt im Umfang gross war. Denkt man daran, dass bei der Beerdigung litthauischer Häuptlinge noch im 14. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung die Gattin freiwillig in den Tod ging und ausser dem Lieblingsross und Edelfalken Sklaven und Sklavinnen mit verbrannt wurden, erinnert man sich ferner, wie die Ilias, ohne ein Gefühl des Entsetzens zu bekunden, kaltblütig erzählt, dass bei der Bestattung des Patroklos durch seinen Freund Achilles ganze Haufen von Sklaven und Sklavinnen geschlachtet und mitverbrannt wurden, so kann man sich einen erschütternden, Grausen erregenden Bestattungsakt eines altgermanischen Häuptlings sehr wohl ausmalen. Das ist vielleicht sogar das Wahrscheinlichere. Wer dergleichen nicht annehmen mag, wer da meint, dass die Germanen, obwohl sie zu Tacitus Zeiten noch

gelegentlich Menschenopfer brachten, bereits eineinhalb Jahrtausend vor Christus auf einer höheren sittlichen Stufe als die Hellenen aus der Zeit des Agamemnon und der Iphigenie und als die Litthauerfürsten um 1400 n. Chr. gestanden haben, der wird sich hier bei Seddin eine Reihe nach einander erfolgreicher, vielleicht Jahre auseinander liegender Bestattungen ausmalen. Nachdem das letzte Mitglied gestorben, wäre das Familien-Mausoleum geschlossen und dann der Hügel aufgeschüttet worden. Mag sein; uns scheint das Ganze einer einmaligen grossen Katastrophe vielmehr zu entsprechen so zwar, dass, nachdem die Opfer derselben, die gesamten Gebeinreste der zu Bestattenden zusammengebracht und die Kammer von oben mit einem riesigen Granit verschlossen war, alsdann über der ersteren unter Beteiligung einer grossen, zusammengeströmten, leidtragenden Volksmenge die Aufschüttung des Riesenhügels erfolgte.

Das Geheimnis, welches hier verborgen liegt, wird mangels jeglicher geschichtlicher Überlieferungen niemals mit Sicherheit enthüllt werden. Freuen wir uns, dass es dem rechtzeitigen Einschreiten der Behörden, dem Entgegenkommen der Nächstbeteiligten und der stets bereiten Opferwilligkeit der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums gelungen, die merkwürdigen Altertumsreste vor dem Verderben oder vor der Verzettelung zu retten und an der geeignetsten, gleichzeitig auch an der würdigsten Stelle zum Nutz und Frommen der Nachwelt zur Aufstellung zu bringen.“

Noch sei bemerkt, dass sich in der Beilage zu Nr. 42 der Gartenlaube vom Jahre 1899 2 Abbildungen (Ansicht des geöffneten Königsgrabes und der Hauptfundstücke mit kurzem Text befindet.

9. „Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.“ Die bisherige Rügisch-Pommersche Abteilung der Stettiner Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde hat sich am 28. Oktober d. h. unter Annahme von aus 5 §§ bestehenden Satzungen zu einem eigenen neuen, in Greifswald und Stralsund domizilirenden Verein umgewandelt. Schon aus diesen zwei Städtenamen erhellt, dass es sich wesentlich um Neuvorpommern (Schwedisch-Pommern) handelt. Zu Mitgliedern des Vorstandes sind gewählt die Herren Prof. Dr. Bernheim, Prof. Dr. Frommhold (Vorsitzender), beide in Greifswald, Bürgermeister Israël, Ratsherr Mass, Ratsarchivar v. Baensch (Schatzmeister) in Stralsund und Dr. Kunze (Schriftführer in Greifswald. Eine eigene Zeitschrift in Stärke von etwa 10 Bogen unter dem Titel „Pommersche Jahrbücher“ wird vom Frühjahr 1900 ab erscheinen und damit der bisher bestehende Tauschverkehr der früheren Abteilung fortgesetzt werden.

Wir wünschen seitens der „Brandenburgia“ der neuen wissenschaftlichen Vereinigung Wohlgedeihen und segensreiches Wirken. Pommern und Brandenburg sind vorgeschichtlich und geschichtlich derartig mit

einander verbunden, dass die Forschungsergebnisse der einen Provinz auch der andern nützen.

10. „Das Gemeinde- und Pfarrhaus der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, erbaut 1898—1899. Festschrift des Gemeinde-Kirchenrats.“ — Am Montag, den 30. Oktober v. J. wurde das prächtige, annähernd im romanischen Stil der Gedächtniskirche gebaute, aber dem modernen Wohnungsbedürfnis angepasste Gemeindehaus durch den Generalsuperintendenten D. Faber eingeweiht und dabei die vorliegende interessante geschichtliche Schrift verteilt, welche mit einer Strassenansicht, einer Hofansicht, einer Ansicht des Hauptvestibüls und des Gemeindesaals sowie 2 Grundrissen geschmückt ist. Das Grundstück liegt innerhalb der Landgemeinde Wilmersdorf zwischen der Achenbachstr. 18/19 und der Schaperstr 4/5, etwa 10 Minuten von der Kirche; 1091 qm Grundfläche zum Preise von 115.000 M. Die gerichtliche Taxe vom 27. Juli 1899 hat Haus und Grundstück mit zusammen 392.000 M. eingeschätzt. Die ausführenden Baukünstler, Regierungsbaumeister Reimarus & Hetzel, haben mit dem gediegenen Monumentalbau der Kirchen-Gemeinde, der Gemeinde Wilmersdorf und sich selbst ein dauerndes Denkmal gesetzt.

11. „Vor funfzig Jahren. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Porträt-Skizzen berühmter und bekannter Persönlichkeiten vornehmlich aus dem alten Berlin von Franz Krüger. In Lichtdruck wiedergegeben durch Edm. Gaillard. Berlin. Verlag von Alexander Duncker, Königlicher Hofbuchhändler. Berlin. 1883.

Dies Buch, welches einen köstlichen Schatz von geistreich aufgefassten interessanten Berliner Persönlichkeiten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa von 1830 ab umfasst, ist jetzt zum herabgesetzten Preise von 12 M. erhältlich und lege ich das hierfür jüngst vom Märkischen Museum erworbene Exemplar vor. Für die Reichhaltigkeit des Werkes wird das folgende Verzeichnis der Porträts Zeugnis ablegen.

- | | |
|--------------------------------|---|
| 1. Friedrich Wilhelm III. | 11. Major Blesson. |
| 2. Alexander von Humboldt. | 12. Heinrich Wilhelm Krausnick. |
| 3. Christian Rauch. | 13. Johann Gottfried Schadow. |
| 4. General von Neumann. | 14. Friedrich Carl von Savigny. |
| 5. Joseph Mendelssohn. | 15. Carl Friedrich Kurschmann. |
| 6. Jakob Grimm. | 16. Charlotte von Hagn. |
| 7. Wilhelm Grimm. | 17. Fürst Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein. |
| 8. Gruppenbilder (6 Künstler). | 18. Graf Arnim-Boitzenburg. |
| 9. Prinz Wilhelm von Preussen. | 19. Karl Friedrich Schinkel. |
| 10. Hermann Graf von Pückler. | |

- | | |
|---|---|
| 20. Martin Heinrich Carl
Lichtenstein. | 29. Ferdinand von Lamprecht. |
| 21. Philipp Konrad Marheineke. | 30. Wilhelm Wach. |
| 22. Dr. Stephan Friedrich Barez. | 31. Friedrich August Stüler. |
| 23. Johann Gottfried Karl Wauer. | 32. Pauline von Decker. |
| Johann Friedrich Ferd. | 33. Peter von Cornelius. |
| Rüthling. | 34. Adolph Henning. |
| 24. Auguste Crelinger, Bertha und
Clara Stich. | 35. Auguste Fürstin von Liegnitz. |
| 25. Christian Friedrich Tieck. | 36. Friedrich Wilh. Jos.
v. Schelling. |
| 26. Peter Christian Wilhelm Beuth. | 37. Henriette von Paalzow. |
| 27. Johann Friedrich Dieffenbach. | 38. Johann Ludwig Tieck. |
| 28. Carl Begas. | 39. Auguste von Fassmann. |
| | 40. Warnick. |

In der That Berlin durch Koryphäen nach den verschiedensten Richtungen des damaligen geistigen Lebens hin würdig verkörpert.

12. Vom Botanischen Garten in Schöneberg lege ich 7 schöne Photographien vor, welche der „Ausschuss für Erhaltung des Botanischen Gartens als Grosser Kurfürstenpark“ gewissermassen zum Abschiede des Gartens von seiner jetzigen Bestimmung noch rechtzeitig hat anfertigen lassen und welche das Märk. Museum angekauft hat. 1. Ein Längsbild, Gesamtansicht von der Grunewald-Strasse derartig aufgenommen, dass links das Botanische Museum in den Vordergrund tritt. (Kat. XI. 9628.) — 2. Ein Teil des Alpinums (Steinaufbau mit Hochgebirgspflanzen, 9629). — 3. Das alte klassische Gewächshaus aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts (9630). — 4. Schöner Durchblick durch Baumgruppen (9631). — 5. Das Victoria Regia-Haus mit Umgebung (9632). — 6. Blick in die schulbotanische Abteilung. — 7. Das grosse Gewächshaus mit Teich davor (9633).

S. 262 bis 264 des laufenden Jahrganges unseres Monatsblattes hat u. M. Dr. Carl Bolle die im Auftrage des Ausschusses von u. M. Fr. Jos. Freytag verfasste Schrift „Rückblicke auf den botanischen Garten zu Berlin“ derartig ausführlich besprochen, dass heut darauf verwiesen werden kann. Möge es den pflanzenfreundlichen Bewohnern Berlins und Schönebergs gelingen, den ehrwürdigen Garten, wenn auch nicht als fiskalisches botanisches Institut, so doch als einen Park zum Gedächtnis des Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der hier pflanzte und veredelte, für alle Zeiten zu erhalten.

13. Zwei Photographien aus Schwiebus von dem dortigen Photographen Br. Reimann am 12. April 1896 und 15. Juni 1897 aufgenommen. Die beiden Photographien stellen aus hölzernem Fachwerkbau erbaute Laubenhäuser dar, wie sie zwar noch in kleinerem

Massstabe auf dem Lande in der eigentlichen Mark vorkommen, den märkischen Städten hingegen ganz fremd sind; sie gemahnen schon mehr an die Oberlausitz, Schlesien und das deutsche Nord-Böhmen. Unter den übergebauten Lauben entwickelt sich ein lebhafter Strassen-Verkehr. Die hier in Frage kommenden Häuser am Markt zu Schwiebus haben leider abgerissen werden müssen. Wir sehen auf der einen Photographie zwei seltsame, aber ganz imponierend wirkende Häuser, jedes mit spitzem Giebel, die Gebäude zu einem wirtschaftlichen Ganzen vereinigt. Nicht minder interessant ist es für die Provinz Brandenburg,



dass sich in diesen Baulichkeiten ein grosser Weinverkauf und Wein-ausschank (von H. Seidler) untergebracht findet, wo heimischer Wein offen, d. h. vom Fass verzapft und verschänkt wird. Man glaubt sich nach Süddeutschland oder Südwest-Deutschland versetzt. Ich habe geglaubt, dies mit einer langen Inschrift ausgestattete seltene Bauwerk hier im Bilde wiedergeben zu sollen.

Das zweite vorgelegte Bild zeigt das Haus von der Ecke der nächsten Strasse, es befand sich hier zur Zeit der Aufnahme eine Konfektions-handlung von J. Laboschin.

U. M. Herr Provinzial-Konservator Geheimrat Bluth, der für die Erhaltung dieser wie aller geschichtlich denkwürdigen Gebäude der Heimat von dankenswertem Eifer beseelt ist, hat sich dafür bemüht, dass das Gebäude an anderer Stelle in Schwiebus selbst wiederhergestellt worden ist.

14. „Der Werbellin. Von Oberlehrer Dr. H. Böttger, Wriezen.“ — Wriezen 1894. Druck von F. Bruder. Das herrliche Wald- und Waid-Gelände der brandenburgisch-preussischen Fürsten seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts bis heut hat trotz seiner verhältnismässigen Unzugänglichkeit immer eine kleine aber weit verbreitete andächtige Gemeinde von Verehrern gehabt. Zu ihr zählt Dr. Böttger, der zu den besten geschichtlichen und aktuellen Kennern des Werbellin-Gebietes mit seinen noch immer eingehägten 140 000 Morgen Land gehört. Das Büchlein, aus warmer Verehrung dieses unvergleichlichen Stückes märkischer Waldeinsamkeit entsprungen, verdient unter den Werbellin-Wallfahrern verbreitet zu sein und giebt eine gute, warm empfundene Geschichte und Beschreibung der Seen und Forsten. Wenn wir einige Irrtümer berühren, so möge das unserm Eifer für die Sache zugeschrieben werden. S. 18. Verfasser irrt, wenn er meint, die ältesten Anwohner des Sees und die ersten Bewohner der Heide wären Wenden gewesen, im Gegenteil — vorwendische Reste aus der Bronze- und Steinzeit sind dort viel häufiger, als wendische Reste. Das Märkische Museum besitzt schöne germanische Fundstücke ebendaher: Leichenbrandurnen, Bronzen etc. Ja, der grosse Granitblock (S. 60) bei dem Jagdschlösschen Hubertusstock, auf welchem der Hubertusstock oder das Bildstöckl (Heiligenbild in einer Blende auf einem Pfahl) steht, ist ein, wie ich wiederholt an Ort und Stelle festgestellt habe, mit zahlreichen künstlichen Näpfchen bedeckter altgermanischer Opferstein. Von diesem Hubertusbildstock, nicht, wie B. meint, vom Spazierstock Friedrich Wilhelm IV., führt das Waldhaus seinen Namen. — S. 19. Die leidige Verwechslung zwischen Moränen, Muränen, Maränen, die sehr alt ist, kehrt auch hier wieder. Die Gesteintrümmer und Sandmassen, welche der Gletscher vor sich herschiebt, sind Moränen (Beispiele davon im Werbellin-Revier). — Muränen sind räuberische aalartige, schwarz-gelb gefleckte Fische des Mittelmeers. — Die Maränen haben nicht das geringste mit der Stadt Mohrin zu thun, sie finden sich in Deutschland und den Nachbarländern in tiefen Seen weit verbreitet. Die Maränen gehören zur Lachs-Familie (Salmoniden) und sind innerhalb der Mark Brandenburg mit mehreren Arten vertreten: die kleine Maräne (*Coregonus albula* L.) im Werbellin, Stechlin und anderen Tiefseen der Uckermark, die Madue-Maräne (*C. Maraena* Bl.) in der Neumark, ebendasselbst die von Prof. Dr. Peters entdeckte Pracht-Maräne (*C. generosus* Peters), endlich in der Elbe der Schnäpel, Schnabel-Maräne (*C. oxyrhynchus* L.) — B. erzählt die von Fontane (der in der Zoologie das Zeugnis „schwach“ verdient) aufgebraachte Geschichte von den aus Ostasien angeblich eingewanderten räuberischen Kormoranen, welche die „Muränen“ des Werbellin dezimiert, nach. Es ist dies nachgerade eine Räubergeschichte geworden. In China und

Japan hat man Kormorane, die zum Fischen abgerichtet sind. Beim Werbellin handelt es sich um eine ganz andere Art, die heimische Scharbe (*Carbo cormoranus*), die vom Norden kommt.

B. „Lychen U.-M. und Umgegend.“ Selbstverlag von Stobwasser in Lychen. — Diese Schrift wird von u. M. Herrn Hermann Maurer, der Lychen und Umgegend kennt, wie folgt besprochen:

Der Herr Verfasser — Oberprediger zu Lychen — hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, Freunden der Natur die das reizend gelegene Städtchen Lychen und dessen Umgegend besuchen, mit einem Führer an die Hand zu gehen. Der Führer enthält ausser hübschen Illustrationen einen gedrängten Abriss über die Geschichte der Stadt und einen Wegweiser nebst Beschreibung der sehenswertesten Punkte der Umgegend; ausserdem als besondere Beilage eine Karte der Stadt und der Umgegend. Allen denen, die diesen nach nunmehr erfolgter Vollendung der Nebenbahn Fürstenberg i. Meckl.—Lychen leicht erreichbaren schönen Teil der Uckermark besuchen, wird das Büchlein sehr willkommen sein. Bei einer etwa erforderlich werdenden Neuauflage dürfte es sich empfehlen, auf der Karte die schönsten Punkte und die dorthin führenden Promenaden und Wege durch farbigen Druck zu kennzeichnen. Ferner wären einige Fehler zu beseitigen, indem z. B. die im Grossen Lychensee belegene, als Hoher Werder bezeichnete Insel nach Mitteilung von Eingeborenen thatsächlich der „Lange Werder“ ist. Der Hohe Werder — auch Heinzelmanns Werder genannt — ist die südlich davon belegene Insel. Noch zu erinnern wäre, dass auf Seite II ein störender Druckfehler — Farren statt Farne — stehen geblieben ist. Referent erlaubt sich noch darauf hinzuweisen, dass die Umgebung von Lychen ziemlich reich an Altertümern ist, so sind z. B. auf den beiden vorbezeichneten Werdern hübsche Sachen aus der Steinzeit gefunden worden. Sämtliche Fundstücke befinden sich im Märkischen Provinzial-Museum.

C. Herr Dr. G. Albrecht legt die neuerschienene „Heimatskunde der Provinz Brandenburg“ des Rektors H. Quilisch aus Freienwalde a. O. vor. Die Schrift ist, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, hauptsächlich in der Absicht verfasst, die märkische Jugend mit der geographischen Beschaffenheit, der kulturgeschichtlichen Entwicklung und der heutigen Einrichtung der Mark „Brandenburg“ bekannt zu machen und bei den Kindern die Liebe zur Heimat zu wecken, diese Heimatsliebe zu fördern und zu stärken. Aus diesem Grunde enthält das Werk nicht eine trockene Aufzählung von geographischen und geschichtlichen Thatsachen, sondern kurze, anregende Schilderungen einzelner Landschaften, wie beispielsweise des Spreewalds, des Oderbruchs und der Rüdersdorfer Kalkberge, oder einzelner Städte und Distrikte. Bei vielen dieser knappen, aber erschöpfenden Schilderungen wird das ge-

druckte Wort durch kleine Abbildungen unterstützt und so das Verständnis erleichtert. Ausserdem sind bei den einzelnen Abschnitten auch gleich die wichtigsten historischen Daten hinzugefügt. Einen breiten Raum nimmt die Darstellung der Wasserverhältnisse in der Mark „Brandenburg“ ein, weil nach der sehr richtigen Anschauung des Verfassers die genaue Kenntnis des Flussnetzes die Auffassung der Boden- und Höhenverhältnisse wesentlich erleichtert. Über die Bodengestaltung, die Gesteinsformationen und das Klima der Mark ist das für die Schüler Wissenswerte in das Werk aufgenommen, ebenso über die Landwirtschaft, die Verkehrseinrichtungen und über Handel und Industrie. Ein Kapitel behandelt in kurzen Zügen die geschichtliche Entwicklung des Landes „Brandenburg“, drei andere Kapitel geben Auskunft über die Bewohner und den märkischen Volkscharakter, über die Wohnorte und über die Einteilung und Verwaltung der Provinz. In einem umfangreichen Schlusskapitel werden die wichtigsten Landschaften der Mark nebst den Hauptorten besprochen. Diese kurze Übersicht lässt schon erkennen, dass die vorliegende Heimatkunde sich durch die Fülle des dargebotenen Stoffes sehr zu ihrem Vorteil von den früheren Schulbüchern gleichen Charakters unterscheidet, und es ist zu wünschen, dass das Büchlein recht schnell allgemeine Verbreitung in märkischen Schulkreisen findet und die Liebe zur märkischen Heimat bei den Kindern pflegt und fördert.

D. Herr E. Friedel legt ferner einen Teller voll reifer ächter Kastanien (Maronen), welche u. M. Dr. Carl Bolle auf seiner fruchtbaren Insel Scharfenberg im Tegeler See 1. Oktober d. J. gewonnen, vor und bemerkt dazu folgendes:

Alljährlich hat mein verehrter Freund Dr. Carl Bolle die Güte, mich zur Kastanienreife nach Scharfenberg einzuladen und erfreuen wir uns namentlich in der Art an den köstlichen Gaben der *Castanea vesca* Gaert., dass die Früchte auf einer Pfanne ans Feuer geschoben und so lange geröstet werden, bis sie zu platzen anfangen. Nach meinem Geschmack haben sie so zubereitet den grössten Wohlgeschmack, gerade so wie die aus Italien importirten Kastanien, Maronen, welche von Italienern auf den Strassen Berlins geröstet und als „Maroni arrostiti“ ausgerufen werden.

Jedesmal, wenn ich von den hiesigen Maronen erzähle, begegne ich erstaunten Gesichtern und höre immer wieder, wie man gar nicht ahne, dass auch in unserm Klima noch dieser zu den Cupuliferen gehörige Baum schöne, essbare Früchte gewähre. Wenn dies Laien nachgesehen werden kann, so muss es doch befremden, dass selbst botanische Grössen mit der enormen Anpassungsfähigkeit der Marone an unser nordisches Klima nicht ganz vertraut zu sein scheinen. Wir wollen dies durch drei hervorragende pflanzenkundige Schriftsteller belegen. Der selige Leunis sagt von der Verbreitung der essbaren

Kastanie: „Südeuropa, schon in Süddeutschland.“ — v. Fischer-Benzon: Altdeutsche Gartenflora, 1894, S. 159: „Die Heimat der echten Kastanie haben wir auf der Balkanhalbinsel und in Asien zu suchen; Theophrast giebt an (3, 3, 1), dass sie auf den Bergen Macedoniens wachse. Im Laufe der Jahrhunderte hat sie sich weiter nach dem Westen hin so gut akklimatisiert, dass man schon im südlichen Tirol glauben könnte, natürliche Kastanienwälder zu sehen; indessen müssen hier diejenigen Bäume, welche essbare Früchte liefern sollen, besonders gepflegt werden. Auch hier im Norden (in Kiel) sieht man stattliche Kastanienbäume, sogar an Chausseen werden sie gepflanzt; ihre Früchte reifen aber nur ausnahmsweise.“ — Dr. Oswald Drude: Deutschlands Pflanzengeographie, 1896, schreibt S. 251: „Unweit von Dresden befinden sich auf den Müglitz-Thalhöhen bei Maxen noch grössere Anpflanzungen mit jährlich reifender Ernte, ebenso nordwestlich davon zwischen Dresden und Meissen, ja auch im Parke von Muskau an der Görlitzer Neisse sollen in guten Jahren die Früchte reifen, immer aber nur an besonders günstig für den Baum gelegenen Stellen, der an anderen Plätzen das Gedeihen überhaupt versagt.“ —

Ich erlaube mir auf diese Ausführung des vortrefflichen Botanikers zu erwidern, dass jeder Fruchtbaum, auch die seit vielen Jahrhunderten bei uns heimischen Äpfel, Birnen, Süsskirschen, Sauerkirschen, Zwetschen etc. selbstredend auf geeignetem und geschütztem Boden stehen müssen, das gilt ferner auch von den Wallnussbäumen, dass aber die Ernte all dieser längst als Bestandteile der deutschen Pomona aufgenommenen Bäume weit öfter versagt, als die Maronenernte von *Castanea vesca* in Norddeutschland. Die Edelkastanienenernte schlägt bei uns in der Mark niemals ganz fehl, die Zwetschen-, Äpfel-, Birnen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Wallnuss- und Kirschenenernte sehr häufig. Es ist auch garnicht nötig, dass, wie man nach v. Fischer-Benzons Andeutungen glauben möchte, die Maronenbäume gepfropft werden. Sie tragen in unserm ziemlich kalten brandenburgischen Klima treffliche Früchte ohne alle Pfropfung des Stammes, und kann ich, nachdem, was ich dreissig Jahre beobachtet habe, die Anpflanzung der echten Kastanie zwecks Gewinnung der Früchte in unserer Provinz nur dringend empfehlen.

Hierzu macht demnächst Herr Dr. Bolle-Scharfenberg auf Grund langjähriger Kulturversuche mit Maronen auf seiner im Tegeler See bei Berlin belegenen Insel folgende Mitteilung unter Verteilung von ihm im Oktober 1899 daselbst gewonnener Maronenfrüchte an die Anwesenden.

„Die hier vorgewiesenen Früchte aus Scharfenberg, echte Kastanien oder Maronen, werden Ihnen Allen bekannt sein, weniger vielleicht der sie tragende Baum, über welchen im allgemeinen in der Botanik fernstehenden Kreisen öfters irrige Vorstellungen obwalten. Gleichheit des

Namens dürfte es besonders gewesen sein, die seine gelegentliche Verwechslung mit der so gänzlich verschiedenen Rosskastanie, Erzeugerin des Spielzeugs und Wurfballs der Kinder, verursachen konnte, welche selbst dem bescheidensten Pflanzenkenner ein Lächeln abnötigt, um so mehr da wohl in Gestalt und Farbe der Frucht, nicht im mindesten aber in ihrem Geschmack, vom Gesamtbilde der Holzart ganz abgesehen, Veranlassung zu einer Täuschung vorliegt: *Castanea* gegen *Aesculus*. Weit abweisen will ich in Ihrer Aller Namen die Vorstellung, dass eine Baumart, in der Linné die nächste Verwandte, ja sogar eine Gattungsgenossin der Buche sah, etwa für identisch mit dem bei uns allerdings bekannteren schönblühenden Strassen- und Alleebaum zu halten sei, den wir am häufigsten schlechtweg Kastanie nennen. Trotzdem gipfelt oft genug noch ein Irrtum in der wahrhaft ungeheuerlichen Annahme, die Maronen seien das Produkt jener feineren, rotblühenden Form von *Aesculus*, welche der Gärtner als *rubicunda* kennt und welche Sie, wenn nicht anderswo, so doch als Einfassung des Goldfischteichs im Tiergarten oft genug gesehen haben werden.

Andrerseits irrt man wieder, indem man in der echten Kastanie (*Castanea vesca*) eine absolut südliche und daher nicht winterharte Spezies erblicken will, am ehesten wohl deshalb, weil ihre Früchte aus wärmeren Klimaten, aus Italien und vom Oberrhein her, zu uns gelangen. Wie selten wir den Baum auch hierorts gepflanzt antreffen, so widersteht derselbe doch nicht allein unseren härtesten Wintern, sondern reift auch so gut wie alljährlich reichliche Fruchternten. Der letztverflossene Sommer, dem meteorologisch nicht viel Gutes nachzusagen ist und welcher unserer heimischen Weinlese so ungünstig war, hat hierfür aufs neue den befriedigendsten Beweis abgegeben. Die Kastanien, welche Sie hier sehen, sind echt märkisches Produkt; zwar reiften sie auf der genannten Seeinsel diesmal nicht gerade in sonst gewohnter Fülle, doch aber in hinlänglicher Menge an daselbst zahlreich stehenden Stämmen, die, seit länger als 30 Jahren auf leichtem Boden fröhlich vegetierend, bereits ansehnliche Höhe erreicht haben. In wärmeren Sommern werden die Früchte übrigens grösser.

Die echte Kastanie, der Kästenbaum der Süddeutschen, findet sich vor den Thoren Berlins im Humboldthain als Wahrzeichen des Südens von unserem unvergesslichen Gartendirektor Meyer mit Vorliebe angepflanzt. Ältere Bäume davon, wenn auch in geringer Zahl, weist der Tiergarten auf. Von diesen ist, man sagt beschwichtigend durch ein jedenfalls beklagenswertes Versehen, einer der schönsten, ein mehrstämmiger, nah beim Hofjäger stehend, auf Grund der so radikalen jüngsten Durchforstungen gefällt worden. Ich kenne Knaben, die alljährlich von seinem Ertrag sammelten und assen. Sie werden ihm eine Thräne nachweinen, vielleicht auch mit mir die von Landschaftsgärtnern

und Gartendirektoren nicht immer geübte Schonung seltenerer Bäume für die Zukunft ernstlich anraten. Nicht einzelnen, nein hunderten, selbst tausenden von Spaziergängern, gehen solche, ihnen liebgewordene Bäume, verloren. Der Victoriapark besitzt noch keine Castanea. Zwar ist dies Gehölz schwer verpflanzbar, aber ich möchte dasselbe als Decernent doch für baldige Anpflanzung daselbst empfehlen, bin auch erbötig, ein paar junge Exemplare davon zur Vervollständigung des Baumbestandes abzugeben. Möchte doch das von mir am Tegeler See gegebene Beispiel anderweitig zur Nachfolge anspornen. Ein Wort noch zu den anwesenden Damen, die ich als die vortrefflichsten der Hausfrauen und als die berufenen Vertreterinnen des häuslichen Herdes verehere. Diese wissen die Kastanien, wenn auch als ein Produkt der Fremde, wohl zu schätzen, sie werden es noch mehr thun, wenn sie derselben erst als einer heimisch gewordenen Frucht gegenüber stehen. Wie anheimelnd platzen nicht deren goldbraune Schalen, auf eiserner Schippe knisternd, über offenem Feuer geröstet, um dann mit frischer Butter genossen zu werden. Notabene, wo ist denn jetzt noch offenes Feuer? Höchstens da, wo noch ein Kamin in der Wohnung glüht. So ist denn die reichlichste Gelegenheit zur erwähnten Prozedur uns durch die obligatorische Einführung hermetisch verschliessbarer Thüren an unseren Kachelöfen geraubt worden.

Die intimste Wahlverwandschaft der Kastanie aber zieht sie zum Geschlecht der Schwimmvögel. Nicht zwar zur Gans, für deren Füllung im Gänsebraten märkische Sitte immer den Apfel vorschreiben wird, wohl aber zur Ente, die als Ersatz ihres Eingeweides eine Farce von Kastanien unbedingt für die schmackhafteste erklären wird. Mit vorgebundener Serviette vor einer solchen Schüssel sitzend, lernt man den stolzen und schönen Baum, dem in unserer Sprache unwandelbar das Adjektiv echt anhaftet, doppelt lieben. Dann überlassen wir uns auch gern der Erinnerung an jene lieblichen, lichtgrünen Haine, die mit wunderbar sanft schattenden Kronen, am Südabhang der Alpen eine weite Region bildend, uns als majestätische Vorhalle den Eingang zu Italien eröffnen. Angenehm munden als Leckerbissen die Marrons glacés feiner Desserts, aber freudiger noch hören wir, vom Gebirge niedersteigend, die Kastanie in lombardischer Redeweise als den Brotbaum der ärmeren Volksklassen nennen und als solchen preisen. Die Polenta, glaube ich, entnimmt ihren Rohstoff eben so oft der Kastanie wie dem Maismehl. Soviel für heut von der Kastanie, deren Einbürgerung, seit lange schon begonnen, die märkische Pomona von dem neu tagenden Jahrhundert erwartet.“

Bei der hierauf sich entspinrenden Debatte machte Herr Direktor Dr. Otto Reinhardt auf einen sehr gewaltigen, fruchttragenden Maronenbaum von seltener Schönheit im Schlossgarten zu Wernigerode am Harz aufmerksam, Herr Dr. Bolle auf die riesenhaften Maronen-

bäume in Süditalien, deren Stamm im höchsten Alter unseren uralten Linden ähnelt, Herr E. Friedel auf die wahrhaft gigantischen Maronenbäume im Kanton Tessin z. B. nahe Lugano sowie auf die schönen hochstämmigen Maronenbäume der sonst so baunkahlen nordfriesischen Insel Föhr aufmerksam, welche sich an der geschützteren Ostseite der Insel nahe dem Seebade Wyck befinden. Auch citirte Herr Friedel aus Bethge: „Die Hohenzollern — Anlagen Potsdam's“, 1888, S. 154 folgende Stelle: „Die Muschelgrotte (in Sanssouci) ist mit sehr starken Platanen und einer sehr alten Akazie (Exemplare der ersten Einführung) geziert. Zu beiden Seiten der Terrassen ziehen sich mit Rottannen untermischte Kastanienhaine vom Kanal bis zum Plateau hinauf. Im westlichen Haine, nächst der Plateaumauer, stehen zwei sehr alte 1786 gepflanzte Maronen (*Castanea vesca*).“

E. Unser neues Mitglied Herr Postrat a. D. Steinhardt aus Burgwall bei Treuenbrietzen schickt zur heutigen Sitzung sehr schöne hochstämmige Stengel eines tropischen Rispengrases sowie eine Photographie ein, welche dasselbe 8 bis 12 Fuss hoch als Dickicht in seinem innerhalb des altwendischen Burgwalls an geschützter Stelle gewachsen anschaulich darstellt, und schreibt dazu folgendes:

„Durch einen Bekannten, der früher in Caracas (Venezuela) gewohnt hatte, erhielt ich in diesem Frühjahr eine Portion Samen des Zuckerrohrs mit dem Anheimstellen, einen Kulturversuch damit im freien Lande zu machen. Der Samen ist auch bei Joseph Klar, Berlin C., Linien-Strasse 80, 20 Gramm für 2 Mark, die Portion für 20 Pfennige, zu erhalten. Da ich seit Jahren Paprika, Eierfrucht (aubergine, *Solanum Melongena*), Artischocken und Tomaten trotz der kalten Lage am Nordabhang des Fläming mit gutem Erfolg kultiviere, zögerte ich nicht mit der Anstellung des Versuchs. Aussaat Anfang Mai (zugleich mit Mais) in humusreichem tiefgründigen guten Boden an zwei Stellen, deren eine gut gedüngt, die andere nur tief gelockert war. Die Pflänzchen entwickelten sich genau so wie der unmittelbar daneben stehende Mais bis etwa zum August. Dann überholte das Zuckerrohr den Mais an Höhe und setzte gegen Ende August Knospen an. Mark und Saft fingen nun an leicht süsslich zu schmecken. Ein Nachtfrost im September, der Gurken und Bohnen tötete und den Mais stark mitnahm, schadete dem Zuckerrohr fast gar nicht. Es zeigte sich erheblich widerstandsfähiger gegen einen solchen schnell vorüber gehenden Frost als die genannten Pflanzen. Die stärkeren Oktoberfröste töteten dann auch das Zuckerrohr. Dasselbe hatte inzwischen die Knospen zu deutlichen Blütenkolben entwickelt; freilich waren die Blüten, die nach Vilmorin eine 30—80 cm lange pyramidale Rispe bilden sollen, nicht voll entwickelt, auch hatten Mark und Saft nicht die volle Süsse gewonnen, wenn sie auch unverkennbar süss schmeckten. Der Anbau zur Zuckergewinnung ist in unserem Klima ausgeschlossen. Als Viehfutter dagegen ist dies Zuckerrohr verwendbar; Pferde fressen es gern; wegen der spröden und harten, dem Rohr ähnlichen Stengel haben wir es Schweinen nicht angeboten. Ein Kulturversuch in kaltem und minder gutem (Roggen-)

Boden schlug fehl. Die Pflanzen blieben klein und schwach, wurden auch versehentlich zu früh abgemäht. Als Dekorationspflanze ist dies Riesen-zuckergras unbedingt da zu empfehlen, wo sonst Mais und *Arundo Donax* angewandt werden. Ich hoffe, im nächsten Jahre die Versuche wiederholen zu können.

Nach Besichtigung der Pflanzen gab hierauf Herr Dr. Carl Bolle sein Gutachten dahin ab, dass es sich nicht um das echte und eigentliche Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*), sondern um sehr schön und stattlich gewachsene Exemplare der Zucker-Moorhirse (*Sorghum saccharatum*) handele, die im südlichen subtropischen China und in Indien angebaut wird. Diese Zuckermoorhirse steht als ein Rispengras dem Zuckerrohr allerdings systematisch nahe, ist aber biologisch betrachtet härter gegen rauhe Witterung, als das nur im Plantagenbau, nirgends mehr wild nachweisbare frostweichere Zuckerrohr, obwohl nicht zu leugnen ist, dass letzteres in ausnahmsweise warmen Teilen Siziliens mit Erfolg angebaut wird. Dies *Sorghum saccharatum* ist früher auch bei uns als Futterpflanze angepriesen, doch weiss Herr Dr. Bolle keinen Ort anzugeben, wo der Versuch neuerdings im Grossen gemacht worden ist, so dass wir das Anpflanzungsunternehmen unseres Mitgliedes Steinhardt nur begrüssen können. Jedenfalls hat er bewiesen, dass diese überaus stattliche Grasart noch das südeuropäische Pfeil- oder Pfahlrohr (*Arundo Donax* L.) an malerischer Wirkung in Gruppenbeeten u. dgl. übertrifft. Die Photographie und die Rohrproben werden mit Dank für die Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums übernommen.

F. Herr Robert Mielke berichtet über eine neue Blockkirche in der Mark:

Vor einigen Jahren sprach ich an dieser Stelle über eine Blockkirche in Burschen; eine andere habe ich dann s. Z. in der Zeitschrift „Die Denkmalspflege“ (1899, S. 78) beschrieben. Jetzt bin ich in der glücklichen Lage, eine dritte bekannt zu geben. Schon als ich über die von Burschen einige Mitteilungen in der Vossischen Zeitung machte, ging mir von einem unserer Mitglieder, Herrn Lackowitz, die Nachricht zu, dass sich eine solche Blockkirche in dem Dorfe Eschbruch befinden sollte; doch war es mir nicht möglich, über dieselbe etwas Näheres zu erfahren, namentlich blieb es mir zweifelhaft, ob dieselbe noch vorhanden wäre. Erst in diesem Sommer ging mir eine Mitteilung aus Eschbruch direkt zu, nach der die Kirche nicht nur noch vorhanden, sondern sogar mit einem Strohdach gedeckt wäre. Gewiss ein ganz seltener Fall! Eine strohgedeckte Blockkirche in der Mark „Brandenburg“ noch Ende des 19. Jahrhunderts im Gebrauch! Es war in der That so; eine einfache, turmlose, nur aus einem Schiff bestehende Blockkirche steht in Eschbruch, einem Dorfe, so abseits jeder grossen Strasse, dass ihre Entdeckung eigentlich nur von einem Zufall gemacht werden konnte.

Im Äusseren schmucklos, ist dagegen das Innere von schönen Holzarbeiten, darunter auch einem hölzernen Kronleuchter, sehr reich ausgestattet. — Vor einigen Jahren noch war in der Mark keine Blockkirche bekannt; jetzt kennen wir eine aus dem 15. Jahrhundert, eine aus dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts und nun noch eine dritte aus der Mitte des vorigen. Während wir aber bei jenen nur auf Schätzungen angewiesen sind, können wir bei der Eschbrucher Kirche das Alter genau angeben, denn das Dorf selbst ist erst Mitte des vorigen Jahrhunderts als Kolonie unweit der Netze angelegt und die Kirche vermutlich gleich in dieser einfachen Form errichtet worden. Im Osten der Mark haben wir also eine dauernde Überlieferung der Blockbautechnik, die aufs neue die alte Warnehmung beweist, dass diese Technik selbst eine nur geringe Entwicklung zulässt. Indem ich mir weitere Mitteilungen vorbehalte, möchte ich an dieser Stelle die am Orte angefertigten Aufnahmen zur Ansicht auslegen.

G. Demnächst hielt Herr Sekretär Ferdinand Meyer, Ehrenmitglied der „Brandenburgia“, den nachfolgenden durch bildliche Darstellungen unterstützten Vortrag, betitelt:

Geschichtliche Rückblicke auf den Stadtteil Alt-Kölln.

Wenn es gilt, altdeutsche Städtepracht zu preisen, deren Baudenkmäler nur auf einer grossen geschichtlichen Unterlage erstehen konnten, so müssen wir im Hinblick auf unsere deutsche Reichshauptstadt verstummen. Nur wenige Überreste sind es, die sich aus alten Zeiten herübergerettet haben in das Wogen und Treiben des modernen Verkehrs, in den Glanz der aufgestiegenen Kaiserstadt. Aber sprechen hier auch nicht die Steine von Karl dem Grossen, zeugen weder althehrwürdige Dome noch hochgiebelige Patrizierhäuser von einst gebietenden Prälaten und angesehenen Geschlechtern, so redet die Geschichte doch um so lauter und gewaltiger von dem schnellen Emporsteigen unserer Vaterstadt aus nur unbedeutenden Anfängen.

Sechshundertzweiundsechzig Jahre waren am letztverwichenen 28. Oktober entschwunden, seit das Territorium unseres Stadtteils Alt-Kölln aus dem Dunkel der Vergangenheit zuerst hervortrat. Am 25. Januar 1237 fand zwischen den beiden Urenkeln Albrechts des Bären, den Markgrafen Johann I. und Otto III., und dem Bischof von Brandenburg der Abschluss eines Vertrages über Erhebung des Zehnten und die kirchliche Oberaufsicht in den neuen Landesteilen des Barnim und Teltow statt, welche beide Markgrafen von dem slavischen Fürsten Barvin oder Barnim erworben hatten, wozu auch die Gegend Berlins gehörte. In jenem Vertrage wird der hinzugezogene Pfarrer Symeon als „Plebanus de Colonia“ bezeichnet, und in einer zweiten Urkunde, vom 29. April 1247, erscheint derselbe Symeon als „Prepositus de

Colonia juxta Berlin“. Wir haben es sonach mit einer Präpositur von Kölln zu thun, welches bereits als Mittelpunkt eines Kirchenkreises und daher als Stadt erscheint, die ihr Recht von Spandow erhielt, während Berlin sein Stadtrecht von Brandenburg überkommen hatte. Hiernach dürfte die Erhebung Köllns und des erst 1247 erwähnten Berlins zu Städten in die Zeit von 1225 bis 1232 fallen.

Die deutschen Ansiedler, welche bereits zur Zeit Albrechts des Bären oder doch bald nach dessen Tode bis an die Spree vorgedrungen sein mögen, dann sich des Überganges zwischen den beiden einander zustrebenden Landzungen im Zuge des späteren Mühlendamms durch eine brückenkopfähnliche Befestigung auf dem rechten Spree-Ufer „to dem Berlin“ versichert hatten, bildeten die Bürgergemeinden der beiden neugegründeten Städte.

In grauer Vorzeit umstanden in Kölln die Hütten der wendischen Fischer und Ackerbauer ringförmig den Hügel, auf dem der Sage nach ein Götzentempel sich erhob, der dann einer dem heiligen Petrus, als Schutzpatron der zum Christentum bekehrten Wenden, geweihten Kirche weichen musste.

Die eigentliche Bürgerschaft bestand aus deutschen Handelsleuten, Gewerbetreibenden und freien Grundbesitzern, deren 14 Hausstellen am Fischmarkt und an der Wasserseite der Fischerstrasse lagen, während die geringere Klasse der bekehrten Wenden oder Schutzverwandten in Zinsbuden wohnte, oder in den entlegenen Winkel der Fischerstrasse sich zurückgezogen hatte.

Über die ursprüngliche Verwaltung dieses Gemeindewesens ist uns etwas Zuverlässiges nicht überkommen; doch lässt sich vermuten, dass die Schöffen und Ratsleute unter der Leitung des Schulzen erwählt wurden, und zwar nur auf ein Jahr, nach dessen Ablauf sie ihre Nachfolger ernennen mussten.

In jener Urkunde vom 29. April 1247 wird neben dem Probst Symeon in Kölln auch der Schulze von Berlin, Marsilius, als Zeuge genannt. Von den Landesfürsten eingesetzt übte er den Blutbann und die Zivilgerichtsbarkeit; neben ihm hatten die aus der Bürgerschaft gewählten Schöffen, vier in Berlin und drei in Kölln, das von ihm zu verkündende Recht zu finden.

Das so gehegte Gericht fand in der Nähe der Rulandssäule auf dem einzigen Marktplatze (dem späteren Molkenmarkte), und zwar vor dem Hause No. 13 statt, woselbst jenes Sinnbild der höheren Gerichtsbarkeit bis zum Jahre 1448 gestanden haben soll.

Die Stätte des ältesten Köllnischen Ratsstuhles am dortigen „Fischmarkt“ lässt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Es wurde vermutet, dass dies der Ort gewesen, wo das jetzt abgebrochene Rathaus gestanden, dessen zuerst 1525 Erwähnung geschieht, in welchem Jahre

mit dem Bau des neuen Ratsstuhles und der Harnischkammer begonnen wurde.

Als vor nunmehr 10 Jahren der Abbruch des Hauses No. 5 am Köllnischen Fischmarkt bevorstand, richtete sich die Aufmerksamkeit auf den älteren Teil jenes Gebäudes, den mit einem Sterngewölbe versehenen Raum, welchen man als eine Kapelle und auch als Köllnische Gerichtslaube bezeichnete. Die Sterngewölbebogen stiegen von Konsol-Halbfiguren auf, denen Buch und Beil als Attribute beigegeben waren. Wenn nun auch angeführt wurde, dass jene Attribute auf den im Mohrenlande hingerichteten Apostel Matthias sich bezögen und im Wappen des Berliner Probstes Matthias, eines Mitgliedes der dem Berlinischen Stadtreiment angehörigen Familie vorkämen, so liess es der Regierungsbaumeister Borrmann bei einer seitens des Vereins für die Geschichte Berlins vorgenommenen Besichtigung doch zweifelhaft erscheinen, ob das alte Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert als eine Hauskapelle anzusehen sei. Eine in Anregung gebrachte Wiedererrichtung, wie die der Gerichtslaube des Berlinischen Rathauses im Schlosspark von Babelsberg, ist unterblieben.

Die Wichtigkeit des Platzes (Kölln) hatte alsbald, wie in Berlin, eine weitere Ausdehnung und Befestigung erforderlich gemacht. Bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann die neue Köllnische Stadtmauer mit einem Turm am Ende der Fischerstrasse, und zog sich in der jetzigen Häuserflucht der Friedrichsgracht bis über das Spreegässlein hinweg, dann in einem Knie über den Schlossplatz vorlängs der heutigen Schlossfront bis zu einem starken Abschlussturm am Spree-Ufer hin, welcher erst im Jahre 1682 abgebrochen wurde.

Am Ende der jetzigen Ross-(ursprünglich Roscher-)Strasse, zwischen No. 14 und 15 derselben, befand sich das Köpenicker Thor, ein viereckiges „Thorhaus“ mit hölzerner Aufzugsbrücke. Einen zweiten Durchlass gewährte das Teltowsche, später Getrauden-Thor. Vor demselben lag eine langgestreckte Insel im Graben, auf der ein runder Turm sich erhob, und da wo die Strasse ins offene Feld mündete — zwischen No. 7 und 10 des Spittelmarktes — stand das eigentliche viereckige Thorhaus.

Gleichzeitig mit diesen Anlagen erfolgte auch diejenige der Mühlen vor dem bereits erwähnten Damm zwischen den beiden Schwesterstädten. Ursprünglich waren es ihrer vier mit je fünf Gängen versehene Mühlen: die Köllnische-, Mittel-, Klipp- und Berlinische Mühle, auf denen auch die Dörfer in der Umgegend zu mahlen verpflichtet waren. Im Besitze der Landesherren, gewährten sie denselben eine reiche Vermehrung der Einkünfte. Am 2. Januar 1285 schenkten die Markgrafen Otto V. und VI. „zum Wohl ihrer Seelen und Vergebung ihrer Sünden sowie zur Mehrung des Gottesdienstes“, der Parochialkirche zu Kölln, deren Pfarrsystem sich übrigens bis Mittenwalde über den Teltowschen Kreis

erstreckte, eine jährliche Hebung von 2 Wispeln Roggen aus der Kölnnischen Mühle zu ewigem Besitze. Dagegen sollte der jedesmalige Pfarrer oder Probst verpflichtet sein, an jedem Tag in jedem Jahre eine Messe in aller Frühe oder in der Morgendämmerung zu halten.

Damals wurde die Kölnnische Probstei gemeinsam mit der Berlinischen nur von einem Probste verwaltet, welcher sich abwechselnd Probst von Berlin oder von Kölnn nannte, bis dann im Jahre 1319 Kölnn in allen geistlichen Dingen der Berliner Probstei unterworfen wurde. Erst die Kirchenreformation (1540) rief die Probstei Kölnn aufs neue ins Leben.

Am 24. Dezember 1317 war in der Petrikirche die Stiftung des „Elenden“- oder Jacobi-Altars erfolgt, dessen Priester in jeder Messe der Markgrafen Hermann und Johann sowie aller in paupertatis exilio, „in der Armuth Elend“, d. i. der hier arm in der Fremde Verstorbenen zu gedenken hatte. Die Elendengilde ging bald nach der Kirchenreformation wieder ein.

Die erste Kölnnische Parochial(Petri-)kirche haben wir uns als ein schlichtes, den noch vorhandenen und ebenfalls im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts errichteten Dorfkirchen zu Tempelhof, Marienfelde und Herzfelde ähnliches Bauwerk zu vergegenwärtigen. Sie war, wie die noch erhalten gebliebenen ältesten Reste des granitenen Unterbaues an der Westseite von St. Nicolai, aus demselben Material erbaut, welches in riesigen Geschieben über die märkischen Waldebenen zertreut lag und auch zu den Ringmauern der beiden Städte verwendet wurde. Dreischiffig mit höherem Mittelschiffe, ragte an der Westseite ein breiter oblonger Turm auf; das mit einfachem Holzwerk überdeckte Innere wurde durch kleine Fenster in den starken Mauern erleuchtet.

Mit der Ausbreitung der Bettelmönchsorden begann alsdann die baukünstlerische Thätigkeit derselben auch in Berlin-Kölnn sich geltend zu machen. Zunächst war es der Franziskanerorden, welcher als kleiner Konvent bereits seit 1250 in Berlin ansässig gewesen, im Jahre 1271 mit dem Bau seiner herrlichen, in Backsteinen errichteten Klosterkirche diese niederländische Bautechnik hier zuerst einführte. Dann erbauten die Dominikaner oder „schwarzen Brüder“ um das Jahr 1280 in Kölnn ihre stattliche, zweitürmige Klosterkirche auf dem noch wüsten „Domplatz“. Im Knie der Stadtmauer errichtet, erstreckte sich dieselbe bis zum heutigen Schlossbrunnen.

Damals zeigte Berlin bereits sieben bebaute Strassen auf, während Kölnn deren nur drei besass: die wegen ihrer Lage am frühesten entstandene Fischerstrasse, die vom Petriplatz aus bis zur heutigen Neumannsgasse und dem „Spreegässlein“ auf beiden Seiten mit Häusern besetzte Brüderstrasse und die „Grosse“ oder heutige Breite Strasse. Sie war nur an der westlichen Seite bebaut, während die Gärten der Grundstücke sich bis zu dem unbebauten Teile der Brüderstrasse

erstreckten, dessen Regulierung erst im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts erfolgte.

Die Bebauung dieser Strassen konnte nur, wie alle auf mühsam erobertem Slavengebiet von eingewanderten Kaufleuten, Ackerbürgern und Handwerkern besetzten Städte der Mark, eine schlichte, den hauptsächlichsten Erfordernissen entsprechende gewesen sein. Nach Analogie anderer Städte bestanden die mit den schmalen Giebeln der Strasse zugewendeten Kaufmannshäuser aus überhängenden Stockwerken und waren nach Sachsenrecht durch eine dazwischen liegende Feuergasse getrennt. Völlig verschieden dagegen waren die Häuser der Ackerbürger gestaltet, neben denen die Dungstätte, auf dem Hofe die Viehställe und Scheunen sich befanden. Die Handwerker dagegen betrieben ihre Hantierungen in Buden, die doppelreihig in den Strassen standen und den Verkehr bedeutend verengten. Häuser und Buden waren mit Schindeln, Rohr oder Stroh gedeckt, und nur selten befand sich ein offener Ziehbrunnen vor den Bürgersteigen.

Das Übergewicht, welches die von den Landesherren gleich bei der Gründung bevorzugte Schwesterstadt Berlin durch eine grössere Dotation von Ländereien und Gerechtsamen besass, zu denen namentlich die Erhebung des Köllnischen Ruten- und Hufenzinses — ersterer für die Wohngebäude nach ihrer Frontlänge an der Strasse —, ferner der Niederlage und des Stättegeldes gehörten, drohten alsbald die politische Existenz der kleinen Inselstadt zu gefährden. In dieser Erkenntnis beschlossen der Rat und die Bürgervertretung einen völligen Anschluss an Berlin herbeizuführen. Letzteres, das in dieser Verbindung zur Zeit des sich entwickelnden Faustrechts eine Stärkung seiner Wehrkraft und zugleich seines Ansehens nach aussen erblickte, zeigte sich dieser Verbindung nicht abgeneigt, und so führten denn die Verhandlungen zu jenem Vertrage, den Markgraf Hermann am 20. März 1307 in Spandau bestätigte.

Den Bestimmungen desselben entsprechend, erfolgte nunmehr die Einsetzung eines gemeinschaftlichen, von beiden Städten erwählten und vom Markgrafen bestätigten Rates. Dieser bestand aus zwölf regierenden Ratmannen von Berlin und deren sechs von Kölln, und hatte auf einem gemeinschaftlichen Rathause seinen Sitz. Nur in gewöhnlichen Polizeisachen und lokalen Einrichtungen verblieb jeder der beiden Räte eine für sich abgesonderte Behörde.

Jenes gemeinschaftliche Rathaus wird in einer Urkunde vom 17. Juli 1365 als „Rathhus by der nyen Brüggghen tzwischen byden Steden“, und sodann im 15. Jahrhundert „by der langen Brüggghen“ bezeichnet. Jedenfalls war die Brücke um das Jahr 1307 neu erbaut worden. Sie erstreckte sich über die damals noch breitere Spree vom Schlossplatz bis zur Heiligegeiststrasse und führte daher ihre spätere Bezeichnung mit Recht; wie sie denn auch den alleinigen Wagenverkehr

zwischen den beiden Städten vermittelte, weil der Mühlendamm nur von Fussgängern benutzt werden durfte. Dass nun das gemeinschaftliche Rathaus auf der Grenze zwischen beiden Städten gestanden hat — nach Fidicins Annahme da, wo das Standbild des Grossen Kurfürsten sich erhebt, — lässt sich nach mittelalterlichem Rechtsprinzip wohl annehmen; denn kein Bürger von Köln, und vice versa, hätte in Berlin sein Recht nehmen können. Auch der alte Schöffenstuhl der Klinke zu Brandenburg befand sich auf der Havel zwischen beiden Städten. 2

Mit der mehr und mehr zunehmenden Herrschaft trachteten die „weisen crefftigen“ Ratmannen beider Städte in den unbeschränkten Besitz des Schulzengerichts und des dem Markgrafen zustehenden Blutbannes oder Blutgerichts zu gelangen. Nachdem sie ersteres am 31. Januar 1391 für 6 Schock Groschen und viertelshundert Schock böhmischer Groschen von dem Stadtschulzen und markgräflichen Münzmeister Thile Brügge erworben, erklärte der Markgraf, er wolle ihnen zugleich seine eigenen Rechte, welche ihm daran zugestanden, dergestalt abtreten, als ob er des Kaisers Genehmigung dazu hätte.

Die furchtbare Strenge, mit welcher der Rat den Blutbann ausweislich des bis zu dem verhängnisvollen Jahre 1448 reichenden Verzeichnisses der bestraften Verbrecher handhabte, mag ihre Erklärung in den rohen, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Sitten der damaligen Bevölkerung finden. Gemeiner Diebstahl wurde mit dem Strange, Kirchendiebstahl mit dem Rade bestraft; doch wird im Jahre 1437 wegen dieser Übelthat Hans Brasche, welcher aus der Petrikirche einen Kelch gestohlen hatte, nur enthauptet, weil er ein „Stadtkind“ war und die Gewerke Fürbitte für ihn gethan hatten. Die letztere Strafe stand auf Mord, Brandstiftung, Friedens- und Ehebruch, während Kuppelei, Falschmünzerei, Vergiftung oder Zauberei und falsches Würfelspiel auf dem Scheiterhaufen ihre Sühne fanden. Noch sind unter den 121 Verurteilten innerhalb jener fünfzig Jahre zwei Frauen aufgeführt, welche wegen schweren Diebstahls lebendig begraben wurden, und zwei Missethäter, deren Enthauptung wegen Verkaufs von Kindern an Juden erfolgte. Ausserdem erlitten 37 Personen wegen Lüderlichkeit, Schabernacks, Unfugs und Ungehorsams die Strafe des Staubbesens, Ohrabschneidens und der Verbannung aus beiden Städten.

Eine neue Periode in der Geschichte Berlin-Köllns trat nach Unterwerfung derselben durch den willenskräftigen Fürsten ein, dem die Zeitgenossen den Beinamen Friedrich „mit den eisernen Zähnen“ gegeben. Der Bau seiner festen Burg zu Köln an der Spree, deren Grundstein er am 31. Juli 1443 selbst gelegt und deren Beendigung 1451 erfolgte, hatte diese Unterwerfung besiegelt.

Mit Trennung der beiden Städte ging die Gerichtsbarkeit nebst dem gemeinschaftlichen Rathause auf den Kurfürsten über, welcher das

obere Gericht von seinem Hofrichter oder Vogt und den aus der Bürgerschaft gewählten, vom Landesherrn bestätigten Schöffen verwalten liess. Jeder der beiden Magistrate, denen nur die Polizeiverwaltung und die Aufsicht über die Gewerke verblieb, ging auf sein eigenes Rathaus zurück.

So war, auch durch Entziehung der Mühlen-, Zoll- und Niederlagegerechtigkeiten, die weithin berühmte Handelsstadt, deren Macht und Wohlstand sie fast einer freien Reichsstadt gleichgestellt hatte, zu einer Landstadt herabgesunken. Doch gewährte es beiden Städten immerhin einen bedeutenden Vorteil, dass der Kurfürst seine Hofhaltung nach dem neu erbauten Schlosse zu Kölln verlegt hatte, welches er zu seiner Residenz erhob; mindestens war dies den Bürgern von grösserer Wichtigkeit als das Vorrecht, „mit rothem Wachs zu siegeln“, welches ihnen zwei Jahre später in Gnade und Huld zugesichert wurde.

Damals standen in Kölln 312 Wohngebäude (in Berlin 724) nebst den noch innerhalb der Stadt belegenen Scheunen, so dass sich für Kölln eine Einwohnerzahl von nahezu 1900 Seelen annehmen lässt. In der Breiten Strasse waren an der bis dahin noch ungebauten Spreeseite im 15. Jahrhundert die Bürgerhäuser No. 32—37 (der heutige königliche Marstall) entstanden, und jedenfalls befanden sich die im alten Stadtbuche erwähnten beiden Strassenbrunnen schon damals vor dem heutigen Marstallgebäude und an der Ecke der Neumannsgasse, ehemals „Heyses Gässlein“ benannt, in welcher sich 7 Hausbuden befanden, von denen die Mehrzahl zu jenem Eckhause (No. 9) gehörten. Im übrigen wurden die Breite- und Brüderstrasse von den vornehmen Bürgern bewohnt, wie dies auch die Abbildungen einiger recht stattlichen Gebäude aus dem 17. Jahrhundert bekunden.

Die Bezeichnung „Born“ für die offenen Strassenbrunnen dürfte wohl keinen Anspruch darauf erheben. Zu jedem derselben gehörte eine Anzahl von Hausbesitzern, denen die Unterhaltung durch eine vierteljährliche Beitragszahlung von „zween“ Groschen oblag. Ebenso hatten die Mieter, welche „in Feuersgefahr die Brunnen ebenfalls genossen“, vierteljährlich 1 Groschen, wer aber aus Bequemlichkeit Wasser aus einem andern Brunnen holen wollte, zu seiner Unterhaltung ebenfalls einen Beitrag zu geben.

Verweilen wir noch bei den Strassenbrunnen, deren Kölln im Jahre 1607 nur 15 besass (Berlin deren 36), die aber während des 30jährigen Krieges verschlammten, so war es der Grosse Kurfürst, welcher einen Rohrmeister aus Küstrin kommen liess, um die Stadt mit neuem Quellwasser zu versehen. Verunreinigungen des Brunnenwassers wurden mit Gefängnis, Pranger und Halseisen bedroht. Besonderer Erwähnung geschieht jener beiden Brunnen in der Breiten Strasse: der „rote“ vor No. 35/36 war mit Schindeln überdeckt und mit Knopf nebst Fahne geziert; der vor No. 9 wurde mit einer Kette gezogen und hatte

ein Schieferdach. Beiläufig sei noch erwähnt, dass am 19. Juli 1672 in dieser Strasse 13 Soldaten wegen Diebstahls „durch die Spiessruthen gejagt“ wurden. (Wendlandsche Chronik.)

In der Gertraudenstrasse, die noch im 15. Jahrhundert bis zum Petriplatz „am Teltower-“, dann „am Gertrauden-Thor“ hiess, lag hart an der Stadtmauer der köllnische Stadthof, die castra stativa der Stadtknechte, welche namentlich während der Nacht über die Ruhe und Sicherheit der Stadt zu wachen hatten; hier waren auch die Pferde und Rüstwagen der Stadt untergebracht.

Die Rüstwagen standen in Beziehung zur Harnischkammer des Köllnischen Rathauses, deren Neubau mit dem des Ratstuhles 1527 erfolgte; denn schon seit Gründung beider Städte waren die Bürger zum Schutze derselben verpflichtet.

„Bürger und Bürgerinnen sollen in ihren Häusern Waffen haben, ein jeglicher nach seinem Vermögen; Niemand soll der Stadt Waffen, Armbrüste, Büchsen und Büchsenpulver verleihen; und wenn es noth ist, so sollen die Bürger selber gehen zu den Mauern und vor dem Thore sitzen. Käme es aber vor, dass beiden Städten Dienst geboten würde oder dass es ihnen noth thäte zu dienen, da sollen wir von beiden Städten einer dem andern helfen, als wir treulichst vermögen. Und wer von den Rathmannen im Waffendienste oder zu einer Rathversammlung oder einem Landtage reitet, denen wollen wir Bürger stehen für jeglichen Schaden, wenn sie dem Hauptmanne, welchem sie anbefohlen worden, gehorsam gewesen sind.“

So lauteten die Bestimmungen, wie sie das alte Stadtbuch uns aufbewahrt hat.

Wenden wir uns der Gertraudenstrasse wieder zu, so kann dieselbe als die „via triumphalis“ Alt-Köllns bezeichnet werden.

Ein Siegeseinzug war es, als Kurfürst Friedrich I. am 18. Oktober des Jahres 1415, vom Konzil aus Konstanz zurückgekehrt, durch das Teltower Thor seinen feierlichen Einzug hielt, dem dann am 20. Oktober im „hohen Hause“ zu Berlin die Huldigung der Stände folgte: „Wir schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als einem rechten Erbherrn getreu und gehorsam zu sein, als uns Gott helfe und seine Heiligen!“

Dann erfolgte hier im Jahre 1533 der feierliche Triumphzug des Kurprinzen Joachim, welcher dem Kaiser im Feldzuge gegen die Türken brandenburgische Hülfsstruppen zugeführt und wegen seiner Tapferkeit den Beinamen „Hector“ erhalten hatte.

Noch möge im Hinblick auf den am 13. dieses Monats in Aussicht gestellt gewesenen Weltuntergang einer Prophezeihung gedacht werden, nach welcher vor 374 Jahren zwar nicht die Welt, aber doch Berlin

und Kölln durch ein grausames Unwetter der gänzlichen Zerstörung hätten anheimfallen müssen.

Stöffler, ein berühmter Astrolog, hatte für den Februar 1524 die Zerstörung der Erde durch eine Sündflut aus dem Umstande geweissagt, dass eine Konjunktion des Saturn, des Jupiter und Mars im Zeichen der Fische eintreten werde, was zuverlässig eine grosse Wasserflut bedeute. Der gefürchtete Tag verging heiter und schön, und auch den Berlinern war ein schwerer Alp von der Brust gefallen. Nur Kurfürst Joachim II., welcher von dem „gelehrten“ Carion heimlich in Kenntniss gesetzt war, dass Stöffler sich in der Zeitberechnung geirrt habe, und dass erst am 15. Juli 1525 nicht die Welt, wohl aber Berlin und Kölln zu Grunde gehen würden, sah diesem Tage mit Bangen entgegen. Schon in der Frühe desselben begann ein reges Leben im kurfürstlichen Schlosse, bis die Pforten desselben sich öffneten und der Kurfürst mit dem gesamten Hofstaate durch die Breite- und Gertraudenstrasse zum Teltower Thore hinaus nach dem höchsten der Köllnischen Weinberge (dem heutigen Kreuzberge) fuhr, um dort die Dinge zu erwarten. Die lutherisch gesinnte Kurfürstin Elisabeth hatte ihren Gemahl begleiten müssen, ohne dass sie es gewagt, ihn zu einer besseren Ueberzeugung zu bringen. Erst als der gewitterschwüle Tag zur Rüste ging, stellte sie ihrem Gemahl vor, wie wenig geziemend es seiner Würde und seinem Christentum sei, sich durch dergleichen Prophezeihungen schrecken zu lassen, und bewog ihn zur Rückkehr nach der Stadt. Inzwischen hatten sich die Gewitterwolken zusammengezogen — ein Blitzstrahl zuckte in der Nähe des Schlosses hernieder, den Wagenlenker und die Pferde der kurfürstlichen Karosse erschlagend.

So berichtet Haftiz mit dem Hinzufügen: „Sunsten hat das Wetter keinen Schaden mehr gethan.“

Wenden wir uns der Gertraudenstrasse wieder zu, so war der Köllnische Stadthof mit seinen alten Gebäuden an der Strassenfront in diesem Zustande bis zum Jahre 1729 verblieben, als ihn ein gewisser Noe-Grand erwarb und neu bebauen liess. Jetzt erhebt sich dort, No. 13 und 14 sowie Friedrichsgracht 47, das stattliche Gebäude der Degenerschen Erben. Ein anderes vornehmes Gebäude, No. 16, dessen umfangreicher Garten sich bis zur Stadtmauer erstreckte, besass im 16. Jahrhundert Konrad v. Thümen; im folgenden Jahrhundert bewohnte es der Statthalter v. Putlitz, dann erbaute es Gerlach 1734 in seiner noch heutigen vornehmen Gestalt für Splittgerber; jetzt besitzen es die Schicklerschen Erben.

Der gegenüber gelegene „Platz an der Petrikirche“ wurde über die Brüderstrasse hinaus der „Hundemarkt“ genannt. Nicolai bemerkt hierzu: „Da auf diesem Platze nie ein öffentlicher Markt gewesen, und man doch diese Benennung sowie auch die der „Hundebrücke“ (jetzige

Schlossbrücke) schon seit den ältesten Zeiten findet, obgleich von beiden gar keine Veranlassung vorkommt, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie noch von der Verjagung der Wenden herrühren, welche bekanntlich von den christlichen Eroberern Hunde benannt wurden.“ Dem muss entgegengestellt werden, dass bei der im 16. Jahrhundert allgemein herrschenden Liebhaberei zur Jagd hier wirklich Hunde verkauft wurden; wie denn auch Hainhofer, welcher 1617 auf seiner Durchreise nach Pommern wiederholt in Köln verweilte, ausdrücklich anführt, dass der Weg vom Werder, woselbst die kurfürstlichen Jagdhunde im Jägerhause (auf der Stätte des heutigen Deutschen Reichsbankgebäudes) untergebracht waren, über die „Hundsbruggen“ geht, „darüber man die Jagdhunde fueret“.

Von der Gertraudenstrasse ging zunächst die Grünstrasse nur bis zur Spree. Hier stand an dem Eckhause No. 14 die sogenannte Tasche: ein starker Turm in der Stadtmauer, hinter welcher die Strasse einen schmalen Ausweg hatte. Dann war im 16. Jahrhundert neben dem Turm eine Wasserpforte angelegt, die allabendlich geschlossen wurde; einige Hausbuden auf der anderen Strassenseite gehörten zum Gertraudenhospital ausserhalb der Stadtmauer.

Als dritte Querstrasse fand sich bereits im 14. Jahrhundert die sogenannte Lappstrasse, heutige Petristrasse, vor, in deren Hausbuden die kleinen Handwerker oder Lapper, Flickschneider und -Schuster wohnten.

Zwischen der Grün- und Rossstrasse hiess die Gertraudenstrasse „Hinterm Bernauer Keller“, in welchem dem Rat die alleinige Berechtigung zustand, fremde Biere auszuschänken.

Wie bereits erwähnt, waren der Ratstuhl und die Harnischkammer von 1525—1527 erbaut worden, nachdem Joachim I. den Bürgermeistern und Ratleuten beider Städte, „um Gehorsam und Furcht unter ihren Mitbürgern zu erhalten“, das obere und untere Gericht unter Vorbehalt der fürstlichen Obrigkeit wieder verliehen hatte.

Seitdem findet sich in den Chroniken nur selten eine Aufzeichnung über Exekutionsvollstreckungen in Köln vor, während solche zahlreich vor der Berliner Gerichtslaube vollzogen wurden. Die grausame Strafe des Säckens an Kindesmörderinnen und unsittlichen Frauenzimmern, die man in einen Sack steckte und ins Wasser stürzte, fand in Köln von der Langen Brücke aus, in Berlin vor dem alten Spandauer und Stralauer Thore statt. So war am 3. Juli 1581 ein Weib, „so zwei ihrer in Unehren erzeugte Kinder erdrücket, versäuft worden, und seindt neun Personen mit in die Spree gefallen, aber doch gerettet worden.“

Von den Enthauptungen vor dem Kölnischem Rathause sei nur die im September 1637 vollzogene mitgeteilt: „Den 8. September ist“, so meldet das Chronicon Berolinense, „Bürgermeister Johann Wedigen

zu Kölln aufm Rathhause von Hans George von Hacke, zu Machenow auf dem Sande Erbsassen, um einer Schuld, so er nicht vom Bürgermstr. sondern vom Rathhause aus der Contribution zu fordern gehabt, mit einem kurzen Hirschfänger in zwey Stichen, den einen auf der rechten Seiten in den Unterleib hinein und auf der linken Seiten wieder durch, den andern gleichfalls hinein und hinten bei den Lenden wieder herausgegangen, jämmerlich zur Erde gestreckt, also dass er des folgenden Morgens um 8 Uhr seinen Geist aufgegeben. Dieser grausame Tod ist geschehen um 2 Uhr Nachmittags. Der von Adel ist hernachmals auf einer Bühne vor dem Köllnischen Rathhause enthauptet und folgend nach Machenow geführt worden. Das Urtheil brachte zwar mit, dass ihm erst die rechte Hand sollte abgehauen werden, allein er ist in diesem Punkt begnadigt worden.“

Noch sei einer sonderbaren Exekution gedacht, die Wendland in seiner Chronik folgendermassen schildert: „Den 20. Mai 1676 musste Ernst Stacho zu Cölln auf'm Fischmarkt 5 Stunden auf dem Esel daselbst reiten. Ihme ward zu sonderbahren Schimpf die H... und Diebskarre 3 mahl um den Esel geführt; solches geschahe bei volkreicher Versammlung.“

Aus dem Jahre 1581 meldet die Chronik, dass zur Zeit der Kindtaufe des am 30. Januar geborenen „jungen Herrleins“, Sohn des Kurfürsten Johann Georg, nach voraufgegangenen Turnieren und Mummereien vor der Stechbahn, in den Trinkstuben und im Schuhhause des Köllnischen Rathhauses das Hofgesinde tagelang gespeiset wurde, wozu eine grosse hölzerne Küche vor Christoph Meyenburgs Thür, gegenüber dem Rathause, aufgebaut war.

Jenes Schuhhaus (schuhuss), woselbst die gewerblichen Erzeugnisse der Gildemeister zum Verkauf ausgestellt wurden, soweit sie nicht in der Behausung oder auf den Märkten abgesetzt waren, stand unmittelbar hinter dem Rathause, und zwar zwischen dem Küster-, dem Wehemutter- und Kunstpfeiferhause am Petrikirchhof.

Die Kunstpfeifer spielten auch auf dem Tanzboden des Rathhauses auf, welcher 1583 gleichzeitig mit der Renovierung der Gerichtslaube vor dem Rathause abgetüncht wurde. Auf demselben ging es bei festlichen Gelegenheiten oft hoch und lustig her, wie denn auch die Tanzlust unseren Altvorderen scheint angeboren gewesen zu sein, denn es musste ihnen durch spezielle Reskripte das Tanzen auf den Strassen nach dem Läuten der Abendglocke bei Strafe untersagt werden.

Wie auf dem Berlinischen, so auch fand auf dem Köllnischen Rathhause die Aufführung geistlicher Komödien statt. Von einer solchen berichtet die Chronik der Köllner Stadtschreiber: „1585, den 20. Juny, hat Georgen Pondow, Domküster, die Comedia von den drei Männern im feurigen Ofen aufm Cöllnischen Rathhause agirt.“

Im Jahre 1612 musste das Rathaus neu, 1656 aber wieder umgebaut werden. Als dann im Jahre 1709 unter der Ratsstube eine Waage angelegt werden sollte, stürzte das Gewölbe unter der Ratsstube ein und das Gebäude musste gänzlich abgetragen werden. Am 27. Mai 1710 erfolgte die Grundsteinlegung zu dem neuen Gebäude, welches nach dem Plane König Friedrichs I. das gemeinsame Rathaus für die vereinigten Magistrate der verschiedenen Stadtteile werden sollte. Nach des Königs Tode blieb indes der Bau liegen und wurde nur insoweit vollendet, als er noch bis zu seinem jetzigen Abbruch vorhanden war. Friedrich Wilhelm I. hatte nämlich die Vereinigung der sämtlichen Magistrate im Kölnischen Rathause nicht genehmigt, sondern den Berliner Magistrat in seinem Rathause belassen.

Im Souterrain nach der Breiten Strasse zu befand sich, wie aus einer Abbildung hervorgeht, schon im Jahre 1836 eine Militairwache bis zum Jahre 1848.

Richten wir den Blick auf die Rossstrasse, so erstreckte sich noch zu Ende des 17. Jahrhunderts der zum Feldmarschall Derfflingerschen Eckhause am Kölnischen Fischmarkt No. 4 gehörige Grundbesitz bis zur heutigen Schornsteinfegergasse. Hier waren die jetzigen Grundstücke No. 28 bis 31 mit Hausbuden besetzt und bildeten den von einer Mauer begrenzten Hof des Hausgebäudes. Die Geschichte dieses denkwürdigen Hauses lässt sich bis auf das Jahr 1545 verfolgen, in welchem es der Bürgermeister von Köln, Andreas Grieben, bis zu seinem 1573 erfolgten Tode besass. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte es dem kurfürstlichen Münzlieferanten Werner Eberhard, und von diesem gelangte es als Deckung einer von demselben veruntreuten Summe von 8816 Thlrn. 3 Gr. 3 Pf. an den Grossen Kurfürsten, welcher es seinem Generalfeldmarschall „zur Ergötzung und Vergeltung für treunützliche Dienste während des gegen die Krone Schweden in Holstein geführten Krieges, während dessen er kein Traktament erhalten“, verlieh.

Jenseits der Schornsteinfeger- und Rittergasse stand, zwischen No. 14 und 15 der Rossstrasse, das Köpenicker Thor, durch das man auf einer den Spreearm überspannenden Brücke zwischen Gärten und Stadtfeldern im Zuge der heutigen Schäferstrasse bis zur Kottbuser Strasse und -Damm entlang über Rixdorf nach Köpenick gelangte.

Auf dieser Heerstrasse zog Gustav Adolf, welcher zum Entsatze des von Tilly bedrohten Magdeburg mit seinem siegreichen Heer vorgedrungen war, am 1. Mai 1631 durch die Ross- (damalige Roscher-) und Breite Strasse nach dem kurfürstlichen Schlosse, um mit seinem Schwager George Wilhelm die Unterhandlungen wegen des Durchzuges der schwedischen Truppen fortzusetzen.

Dem Festungsbau des Grossen Kurfürsten musste auch das Köpenicker Thor weichen; es wurde jenseits der Brücke in die „Köpenicker Bastion“ verlegt. Als dann im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die dortigen Festungswerke verschwanden, erfolgte die Anlegung der Neuen Rossstrasse. Das nunmehr auf der Thorstelle errichtete Gebäude Wallstrasse 25 erhielt als Wahrzeichen jenes Simsonrelief, dessen Bedeutung nach und nach in Vergessenheit geriet, so dass der, einen Thorflügel auf seinen Schultern tragende Simson in der Sage zu einem armen Schuhmacher degradiert wurde, welcher ein Lotterieloos sicherheits halber an die Stubenthür geklebt und, als dasselbe mit dem höchsten Gewinn herausgekommen, sich mit der Thür nach dem Lotteriegebäude begeben hätte. Nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Abbruch des altersschwachen Gebäudes wurde das Relief an der Fassade des neuen stattlichen Hauses angebracht.

Das bereits erwähnte, neben dem Derfflingerschen Hause am Köllnischen Fischmarkt No. 5 befindliche Gebäude kann als ein frühes Besitztum der angesehenen Bürgermeisterfamilie Matthias nicht angesehen werden; denn einmal war diese Familie in Berlin ansässig und ihre Mitglieder gehörten als Bürgermeister dem dortigen Rat an, dann aber besass dasselbe noch 1567 der Senator (Ratmann) Fuhrmann, im 17. Jahrhundert ein gewisser Gerike, und demnächst befand sich hier in dem Tautischen Hause der ansehnliche Gasthof zum „Schwarzen Adler“.

Wenn Küster angiebt, dass Zar Peter I. 1697 auf seiner Durchreise nach Holland mit einer grossen Gesandtschaft in diesem Gasthofe bewirtet worden sei, so trifft dies nur bezüglich der letzteren zu. Peter der Grosse, indigniert über das Benehmen der Frankfurter Studenten bei seiner Anwesenheit in Küstrin, war, um ähnlichen unliebsamen Scenen zu entgehen, incognito in einer „Chaise rotonde“ durch das Georgenthor (vor den heutigen Königskolonnaden) am 20. Juli früh hier eingetroffen. In einen, damals nur von vornehmen Personen getragenen, roten Mantel gehüllt und den Kopf in die Wagenecke gedrückt, fuhr er am Schlosse und am Dom vorüber dem Tiergarten zu, woselbst Halt gemacht, gespeiset und sodann über Spandau die Reise fortgesetzt wurde.

Nach dem am 25. Februar 1713 erfolgten Ableben König Friedrich I. traf Peter der Grosse zum andern Male hier ein und begab sich mit dem neuen Thronfolger Friedrich Wilhelm I. in die Domkirche (auf dem Schlossplatz), um an dem Katafalk des Verewigten zu verweilen. Die äusserst prächtige Ausstellung machte auf den Zaren einen tiefen Eindruck. Nach Anordnung Eosanders von Göthe ausgeführt, ist uns eine in meinem Besitz befindliche graphische Abbildung des Katafalks in dem hinteren Teile der „Cathedral-Kirche“ erhalten geblieben.

Bezüglich des Gasthofs zum „Schwarzen Adler“ sei des weiteren bemerkt, dass in demselben 1711 von Amtswegen die Versteigerung fremder Weine stattfand, wie nachfolgende Bekanntmachung ergibt: „Es wird jedermänniglich hiermit zu wissen gemachet, dass den 16. Februar in Cölln, im schwarzen Adler, unten im Keller allerhand Rhein- und Moseler Weine öffentlich verauktioniret und den Meistbietenden vor baar Geld zugeschlagen werden sollen, und wird damit so lange kontinuiert werden, bis alle Weine verkauffet seyn. Wer nun Lust und Belieben hat, welche zu kauffen, kann sich am gesetzten Tage in obgedachtem Keller einfinden.“

Über obgedachtem Keller des späteren Neubaues sprudelt jetzt die — „Erste Aschingersche Bierquelle“.

Gegenüber, No. 2 am Kölnischen Fischmarkt, befand sich die älteste Kölnische Apotheke; und zwar verlieh Kurfürst Joachim II. unterm 19. Juni 1556 seinem Leibarzt Dr. Augustin Steel das Privilegium mit der Berechtigung, allerlei Wein und Bier einheimischen und fremden Gewächses um baare Bezahlung ausschänken zu dürfen. Steel verpachtete nunmehr die Apotheke an den späteren Ratskämmerer Georg Krause, und nach Steels Tode brachte der kurfürstliche Münzmeister Michael Aschenbrenner 1580 dieselbe käuflich an sich. Nach des letzteren Ableben überkam sein Schwiegersohn Peuzer die Apotheke mit dem erweiterten Privilegium, dass keinem Bürger oder Einwohner, ausgenommen an den freien Jahrmärkten, gestattet sein sollte, Gewürz, Konfekt, Zucker, gefärbtes Wachs und andere Spezereien zu halten und zu verkaufen. Insbesondere war das öffentliche Feilhalten derselben den Landstreichern, Steinschneidern und Zahnbrechern streng verboten. Peuzer, welcher am 28. August 1640 im Alter von 83 Jahren verstarb, war zweimal verheiratet; in seiner ersten 29jährigen Ehe wurden ihm 22 Kinder, in seiner zweiten 14jährigen Ehe 4 Kinder geboren. Nach mehrfachem Besitzwechsel ging die Apotheke gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie die Bezeichnung „Zur goldenen Kugel“ erhalten hatte, an Thormann, dann an Leddihn über, bis sie nach der Rossstrasse verlegt wurde.

Nach diesem allgemeinen Überblick kehren wir zur Ecclesia forensis Coloniae zurück. Sie stand bis zum Jahre 1378, in welchem sie ganz in Backstein nach dem Muster der schönen St. Stephanskirche zu Tangermünde neu erbaut wurde. Dieser Bau, nach wiederholten Renovierungen 1675 erneuert, blieb ohne Turm. Als dann Friedrich Wilhelm I. das Gotteshaus 1717 gänzlich hatte umgestalten lassen, erfolgte sieben Jahre später der Turmbau, welcher 1730 bereits eine Höhe von 302 Fuss erreicht hatte, als in der Nacht des 29. Mai, wie der Chronist berichtet, das Donnerwetter in den Turm einschlug, wodurch noch vierzig umherliegende Häuser verbrannt und einige Menschen getötet wurden. Nach

Probst Reinbecks ausführlicher Schilderung soll der Blitzstrahl, angezogen von der 42 Fuss hohen und 26 Centner schweren eisernen Helmstange, dreimal eingeschlagen und gezündet haben, worauf das Gewitter, all seiner elektrischen Materie entladen, gänzlich aufhörte. Mit dem Brandschutt der eingäscherten Kirche liess der praktische Monarch den damals bei der „Grössen Pomeranzen- (der heutigen neuerbauten „Kaiser Friedrich-) Brücke“ beginnenden Weidendam aufhöhen und verbreitern. Bereits im Jahre 1733 konnte das wieder erstandene Gotteshaus eingeweiht werden, dessen Turm im folgenden Jahre bereits eine Höhe von 250 Fuss erreicht hatte. Doch mit grösster Eilfertigkeit aufgemauert, stürzte er in der Nacht des 25. August in sich selbst zusammen, glücklicherweise nur die Attika, das Hauptgesims und die Pfeiler nach der Brüderstrasse zu beschädigend. Wohl liess der König einen Neubau beginnen, doch gelangte derselbe nur bis zum Glockenhaus; die Weiterführung unterblieb durch das Hinscheiden Friedrich Wilhelms und durch den Ausbruch des ersten schlesischen Krieges.

Solchergestalt erscheint das im damals „edelsten Geschmack“ erbaute Gotteshaus auf einer bildlichen Darstellung aus der Franzosenzeit, 1807. Dann wiederum in einer Nacht, zum 20. September 1809, durch eine Feuersbrunst zerstört, ging erst vier Jahrzehnte später die heutige, nach den Strackschen Entwürfen erbaute Petrikirche ihrer Vollendung entgegen.

Werfen wir noch einen Blick auf jene bildliche Darstellung, so schiebt sich in der Brüderstrasse (linker Hand) ein Kellerhals weit auf den Bürgersteig vor. Jener führte zur „Baumannshöhle“, in welcher Gotthold Ephraim Lessing mit seinen Freunden „beim Saft der Trauben“ zu verkehren pflegte. Nach dem Küfer der damals Maurerschen Weinhandlung hatte Lessing jene Stätte bezeichnet; den von ihm benutzten Holzschemel bewahrt das Märkische Provinzial-Museum, während das Haus, wo nach damaligem Ausdruck „Weingäste gesetzt wurden“, ebenso wie die Wohnstätte des „nordischen Michelangelo“ Andreas Schlüter (Ecke der Neumannsgasse) in den Riesenbau des Hertzogschen Kaufhauses aufgegangen sind.

Fünf Jahrhunderte waren an der in eine Schloss- und Domkirche umgewandelten Dominikanerkirche vorübergezogen; sie hatte den Joachimischen Schlossbau des Kaspar Theiss überlebt, in welchem der sogenannte „Grüne Hut“ an der Spreeseite noch an die „Zwingburg“ Friedrichs des Eisernen erinnert. Als dann mit dem Schlüterschen Schlossbau begonnen wurde, fielen die Kirchhofsmauern des Domes, die eingefallenen Gräfte wurden ausgefüllt, die umliegenden Buden nach dem Werderschen Markt verlegt und der freie Platz gepflastert.

Im Jahre 1747 begann die Kirche auf der südlichen Seite sich dergestalt zu senken, dass die obere Mauer um neun Zoll vom Fundamente

abwich. In Anbetracht dieses Umstandes und da der Schlossplatz durch die Kirche sehr beengt wurde, entschloss sich Friedrich der Grosse, den Dom abbrechen und auf der andern Seite des Schlosses eine neue Kirche erbauen zu lassen. Nachdem am 16. Juli jenes Jahres die letzte Predigt gehalten war, begann der Abbruch. Da zeigte sich, wie der Chronist berichtet, „die Tüchtigkeit und Festigkeit der alten Mauern; die Steine zersprangen eher, als dass der Kalk nachgegeben, was bei der heutigen Art zu mauern wohl angehen möchte. Es haben grosse Stücke heruntergerissen und gestossen werden müssen, welches dann ein gewaltiges Krachen und Erschütterung der herumgelegenen Gegend und Gebäude verursacht.“

Das alte kurfürstliche Gewölbe mit den Leichen blieb bis zur Herstellung des Gewölbes im neuen Dom erhalten; ausserdem fand man in dem nach der Stechbahn zu gelegenen Gewölbe gegen 200 Särge vor.

Von dem „weit berühmten“ Geläute hatte die grösste der zehn Glocken, das „lange Stück“ genannt, ein Gewicht von 375 Centnern. Ihre Inschrift lautete: „Gottes creatur sint zvar alle gut — wohl dem der sie recht gebrauchen thut. Andreas Köpffel aus Lothring: M.D.XXXVII.“ Die Glocke, welche von sechs Männern getreten, der Klöppel aber von zwei Personen angezogen werden musste, machte mit ihrem Klange die „umliegenden Quartiere erzittern“. Nachdem sie zehn Jahre unter einem Verdeck vor der Schlossapothek gestanden, wurde sie für 6773 Thaler nach Holland verkauft. Die zweitgrösste Glocke, die „Bernauische“, welche Joachim II. von dort auf Walzen hatte hierher bringen lassen, zersprang beim Leichenbegängnis der Königin Sophie Charlotte (1705); sie wurde umgegossen und hängt im Kirchturm zu Krossen. Aus der drittgrössten Glocke sind vier im Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche befindliche Glocken gegossen worden.

Am 8. Oktober 1747 war der Grundstein zum neuen Dom am Lustgarten gelegt worden, den Friedrich Wilhelm I. in einen Parade- und Exerzierplatz verwandelt hatte.

Nachdem der Bau der neuen Schloss-, Oherpfarr-, und Domkirche vollendet war, erfolgte vom 25. bis 27. Dezember die Überführung von 49 fürstlichen Särgen aus der alten Gruft. Nicht mehr vorhanden waren die Särge Johanns (Ciceros), Joachims I. und der beiden Gemahlinnen Joachims II. sowie der Mutter desselben. Unter dem steinernen Estrich inmitten der Kirche fand sich ein Gewölbe mit Schädeln und Gebeinen vor, von denen man annahm, dass sie nach dem Verfall der fürstlichen Särge dort gesammelt worden seien.

Der Lustgarten allein bildet eine Staatengeschichte. Umschlossen von dem Palladium der Hauptstadt, den Tempeln der Kunst und den Hallen der Andacht des imposanten, seiner Vollendung sich nahenden

Domes, verkündet auch jene Stätte die staunenswerte Entwicklung der Residenz.

So stiegen denn Alt-Köln und mit ihm Berlin, einst von Friedrich dem Eisenzahn so tief gedemütigt, unter demselben ruhmreichen Herrschergeschlecht zur Kaiserstadt auf! —

Dieser Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen.

Der Sitzung folgte eine zwanglose Zusammenkunft in dem Hickelschen Restaurant, Potsdamer Strasse 13.

Kleine Mitteilungen.

Der „tote“ Mann bei Berlinchen. Am Wege zwischen Berlinchen und Chursdorf liegt im Walde ein Reisighaufen. Kinder und alte Leute werfen im Vorübergehen einen Zweig darauf, „weil es so Sitte ist“. So wird er immer höher. Dort ist vor vielen Jahren ein junges Mädchen erstochen worden; der Mörder entflo; der Verdacht, die That begangen zu haben, lenkte sich indessen auf einen Förster. Man hatte nämlich beobachtet, dass dieser nicht weit von jener Stelle und etwa zu der Zeit, als der Mord geschehen sein musste, sein Jagdmesser in einem Graben abwusch. Der Förster wurde daraufhin des Mordes angeklagt und auch verurteilt. Weil er aber nicht gestand, auch die That ihm nicht ganz sicher nachgewiesen werden konnte sperrte man ihn nur ins Gefängnis. Nach einer Reihe von Jahren bekannte endlich der wirkliche Mörder auf dem Sterbebette seine ruchlose That, und der Förster erhielt nun seine Freiheit zurück. — Mitgeteilt durch den Kgl. Förster Rohde, Försterei Woltersdorf bei Bernau, 4. 10. 98.

O. Monke.

Nachtrag zu Riedebeck (Kr. Luckau) von Scharnweber. Nachdem die grosse Glocke (Schweineglocke) am Borchelt gefunden war, sollte selbige nach Luckau gebracht werden. Auf einer Schleife versuchten die Städter die Glocke wegzufahren, aber sie waren dazu nicht imstande trotz aller Pferde und Ochsen, die man von Luckau geholt hatte. Da kam ein alter Gutsknecht aus R. mit zwei abgetriebenen Gäulen daher und als er die Quälerei der Luckauer sah, legte er die alten und müden Tiere vor die Schleife, die dieselbe ohne Beschwerde nach R. zogen und vor der Kirchthür stehen liessen. Da verzichteten die Luckauer Bürger auf die Glocke.

An grossen Feiertagen und wenn der Wind nach dem Borchelt zu weht (also nach N.W.) dann ruft die Glocke beim Läuten:

Sau . . gewühl

Han . . gescharrt.

Scharnweber.

Fragekasten.

v. H. — Was sind Wrüheherren oder Wröhherre? Es besteht in Mittenwalde seit Jahrhunderten eine Ackerkommune mit dem Namen „Wrühe“, deren Thätigkeit sich jetzt nur noch im wesentlichen auf ein Erntefest beschränkt.

Kein Mensch weiss, woher der Name „Wrühe“ kommt? Lässt sich der Namens-Ursprung nicht ermitteln?

In Spandau giebt es eine „Wrühmänner-Strasse“ und in Berlin ist vor einigen Jahren der letzte „Wrüheherr“ gestorben.

Antwort. Das Institut bestand in vielen und besteht noch an einigen Orten der Mark. In Bernau sagt man „Wröhe“ und „Wröhherren“. In Werneuchen befindet sich in der Nähe des Pfarrhauses eine „Wröhlinde“, weil unter derselben sich die Wröh männer versammelten und in Acker- und Flur-Streitigkeiten „Recht fanden“. In Berlin hat Unterzeichneter als Gerichtskommissarius in Taxationssachen oft genug Wröhherren (der Ausdruck „Wrühherren“ ist in Berlin nicht üblich) über landwirtschaftliche Gutachten zu Protokoll vernommen. Die Wröhherren entschieden vor Alters in landwirtschaftlichen Streitigkeiten innerhalb der Städte, das Wort „wröhen“, „wreihen“ ist so viel wie „rügen“, also „Wröhherren“, „Wrühmänner“ gleich „Rügeherren“, „Rügemänner“. In Folge der polizeigetzlichen Veränderungen ist die Rüge-Thätigkeit der Wröhherren erloschen, dagegen amtieren sie noch als landwirtschaftliche Abschätzungs-Sachverständige. Da nun in Folge der zunehmenden Bebauung Berlins die landwirtschaftliche Thätigkeit im Weichbilde mehr und mehr erloschen ist, zumal auch die ausserhalb des Weichbildes im Niederbarnim und Teltow belegenen altberlinischen und altköllnischen Wiesenkaeveln längst in vorortliche Baustellen verwandelt sind, so ist das Institut der Wröhherren für Berlin allmählich überflüssig geworden. F.

Dr. N. — Dreck-Apotheke. Die von Ihnen gemeinte Stelle lautet wörtlich:

„Er sprang sogleich vor den stillen festen Rezeptarius vor, der in seinem Kämmerchen vor seiner kleinen Nebenoffizin hanthierte, welche meistens aus Thieringredienzien, aus Fuchslungen, Luchsgehirn, Hechtgräten, Krötenhäuten und vorzüglich aus den verschiedenen offizinellen Drecken bestand, womit er nach der Anleitung der „Neuvermehrten Dreckapotheke“ im Stillen die wunderbarsten Kuren machen konnte.“ — Gemeint ist mit letzterem Citat folgendes Buch aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, welches beweist, zu welchen abenteuerlichen, ja abscheulichen Heilmitteln man damals griff:

„Neu-Vermehrte heylsame Dreckapotheke, wie nemlich mit Koth und Urin fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Krankheiten u. s. w. curiret worden, u. s. w. von Kristian Frantz Paullini. Frkfurth. a. M. in Verlegung Friedrich Knochen und Sohns. 1714.

Übrigens ist das Kurieren mit diesen tierischen wie menschlichen Ausscheidungen bei gebildeten Nationen wie Naturvölkern überaus verbreitet gewesen, zum Teil sogar noch jetzt. In einer anthrop. Zeitschrift, welche in den Vereinigten Staaten herausgegeben wird, befindet sich ein längerer Aufsatz, der sich auf das Ausführlichste über dies zwar interessante, gleichzeitig aber auch recht abstossende Thema verbreitet und vor einigen Jahren erschienen ist.

F.

Der Handwerkerverein zu Lenzen a. Elbe bittet die Brandenburgia, zum Verständnis folgender fünf volkstümlicher Ausdrücke mitzuhelfen:

1. **Betel**. Bezeichnet in den Randdörfern der Oder, d. i. von Drewitz bei Küstrin bis nach Hohenkränig bei Schwedt hin einen grossen Kahn ohne Mast, ob mit ob ohne Steuer ist bedeutungslos. Zur Führung solches Handkahns genügt ein Mann nicht, es sind dazu zwei Männer erforderlich. Woher der Name? bateau?? Unwahrscheinlich, da in jene Gegend selbst 1806—13 nur wenig Franzosenbesatzung kam, auch sonst für dort französisierender Einfluss nicht nachweisbar ist.

2. **Papphahn**. Eine namentlich beim Fischverkauf in Lenzen a. Elbe und Umgegend übliche Benennung der ehemaligen Braunschweig-Lüneburgischen $2\frac{1}{2}$ Groschen-Silbermünzen (sog. „Pferdestücke“).

3. **Unstreit**. Bedeutet einen lange Zeit verborgen gehaltenen, unterdrückten Missmut, eine Unzufriedenheit, welche dem auflodernden, plötzlich unvermutet losbrechenden Zorne vorhergeht und in der Folge festgewurzelt sehr schwer zu heben und zu tilgen ist. Die sehr verdrossene Gemütsstimmung gerade Zank-unlustiger Personen wird durch das Wort „Unstreit“ ausgedrückt. (Mauskoos und andere Dörfer des Kreises Ost-Sternberg.)

4. „**Blüschchen**“ = ersticken. Bei Asthma üblich und dergl. Beschwerden.

5. **Backsbeeren** (= Backe-Birnen) und **Kröten** (stets mit dem Vorzusatz „seine bzw. ihre paar“ = wenige) für Silberthaler.*) (An vielen Orten in Brandenburg und Pommern.)

Seedorf bei Lenzen a. Elbe.

E. Handtmann.

*) Die Bezeichnung „Kröten“ (gewöhnlich die Mehrheit) für Geldstücke ist auch in Berlin sehr gemein, ebenso in Schlesien, Thüringen, Sachsen. Der Ausdruck wird stets von dem letzten Gelde, überhaupt von wenigem Gelde gebraucht, z. B. Holtei, Lammfell 1, 8: „hat die letzten Kröten aus der Kasse verschlungen“; Benedix, dram. Werke 1, 151: „Wenn ich ein paar Kröten in der Tasche hatte, wurden sie verspielt.“ — Grimm, Wörterbuch, 2419 fragt: „hiess eine geläufige Münze nicht Kröte?“ — Unser Mitglied, Herr Dr. E. Bahrfeldt, einer unserer besten deutschen Münzkennner teilt mir mit, dass seines Wissens die Bezeichnung „Kröten“ keinerlei numismatische Bedeutung habe und der Ausdruck niemals für eine Münze oder Münzsorte gebraucht worden sei. Unser verstorbener Ehrenmitglied Geheimrat Dr. W. Schwartz, der sich speziell mit der volkskundlichen Bedeutung der Kröte befasst hat, vermochte hier auch keine sichere Erklärung beizubringen.

F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

12. (6. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 12. Dezember 1899, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirch-Strasse 20/21.

A. Der Vorsitzende Geheimrat Ernst Friedel macht folgende Mitteilungen:

1. Lüdicke-Gedächtnistafel. Unter dieser Spitzmarke lud der Vorstand am 15. August 1898 („Brandenburgia“ VII, S. 200) zur Beteiligung an der Sammlung für eine Gedächtnistafel ein, welche zu Ehren des am 8. Dezember 1897 verstorbenen Bürgermeisters von Friesack Ferdinand Lüdicke an seinem Sterbehause daselbst angebracht werden sollte. Herr Lüdicke, Vater unseres Mitgliedes Rechtsanwalts Lüdicke in Spandau, hat sich um den osthavelländischen Kreis, die Stadt Friesack und das Zustandekommen des Denkmals des ersten brandenburgischen Kurfürsten daselbst grosse Verdienste erworben, sich auch alle Zeit denjenigen Mitgliedern unserer „Brandenburgia“, welche ihn in Sachen der Heimatkunde aufsuchten, recht gefällig erwiesen. Um so mehr freut es mich, berichten zu können, dass die Enthüllung der Gedächtnistafel in feierlicher Weise am Sonntag, den 10. d. M., stattgefunden hat, bei welcher Gelegenheit der mit der Geschichte Friesacks genau vertraute dortige Rektor eine ergreifende Gedächtnisrede hielt. Auch die „Brandenburgia“ wird des braven Herrn Ferdinand Lüdicke stets in Ehren gedenken.

2. Die Berliner Müllschmelz-Anstalt. Unser Mitglied, Frau Direktor Hertwig, hatte die Güte, den Vorstand auf das hiesige Institut Müllschmelze (Patent Wegener) Gesellschaft mit beschränkter Haftung, sowie auf eine Besichtigung der interessanten Apparate und Anlagen in der Gitschinerstr. 14/15 seitens der „Brandenburgia“ aufmerksam zu machen. Leider haben wir uns, wenigstens vorläufig, zu spät gemeldet. Der Betrieb ist, nachdem Versuche seine erfolgreiche Wirksamkeit sattsam erhärtet haben, einstweilen eingestellt und wird nur aufgenommen werden, wenn die sich dafür interessierenden Behörden, Institute etc. die nicht unbeträchtlichen Kosten für ein erneutes Funktionieren des Apparates

übernehmen. Über die Thätigkeit desselben fügen wir einen Bericht des „B. T.“ vom 19. März d. J. bei.

„Müllschmelze. Der seit Montag Abend unausgesetzt brennende Müllschmelzofen in der Gitschinerstrasse 14/15 hat bisher die auf seine Leistung gesetzten Erwartungen vollständig erfüllt. Es wurden täglich über 1000 Centner Müll eingeschmolzen. Man denkt auf eine Leistung bis zu 1500 Centnern in 24 Stunden zu kommen. Dies vorausgesetzt, würden etwa 20 solcher Öfen wie der in der Gitschinerstrasse ausreichen, um den aus 24000 Berliner Wohnhäusern hervorgehenden Müll zu beseitigen, richtiger gesagt, zu einer schwarzen, glasartigen Masse zusammenschmelzen, die etwa 12 bis 15 Prozent des Müllgewichtes ausmacht und teils in der Glasfabrikation, teils gepulvert dem Asbest beigemischt zur Verschärfung des letzteren Verwendung zu finden verspricht. Das Merkwürdigste an der Sache ist die gänzliche Geruch-, Staub- und Rauchlosigkeit, womit der gewaltige Verbrennungsprozess vor sich geht. Der zwei Stockwerke hohe Ofen steht in einem aus Ziegeln und Eisen errichteten luftigen Bau. In der obersten Etage erfolgt an einer Seite das Einschütten des Mülls, an der anderen die Beschüttung der Feuerung durch Kohlenstaub. Der Müll gleitet durch zwei schräg gestellte weite Rohre in eine die Richtung des Rohres fortsetzende, um ihre Längsachse mittels Elektromotor langsam gedrehte, dem Rohr im Durchmesser gleiche Trommel, welche in den Ofen hineinragt. Hier wird die Trommel von heisser Luft umspült, wodurch ihr Müllinhalt getrocknet, Brennbares in letzterer teilweise verbrennt, und dem nun folgenden Schmelzprozess vorgearbeitet wird. Dieser erfolgt in einer aus feuerbeständigem Material hergestellten Wanne, wohinein die Trommeln ihren Inhalt entleeren, und welche teils umspült ist von den heissen Gasen der Kohlenstaubfeuerung darunter, teils von diesen Gasen unmittelbar erfüllt, so weit ihr Innenraum nicht von dem schmelzenden Magma in Anspruch genommen ist. Die Hitze dieser Feuergase ist auf 1500 Grad Celsius zu veranschlagen, die Hitze der von aussen zugeführten, die Trommeln umspülenden Gase auf 400 Grad Celsius. In dieser Vorwärmung liegt ein besonders charakteristischer Zug der Ofenkonstruktion. Sie wird dadurch erreicht, dass die nach dem Schornstein entweichenden Abgase einen längeren horizontalen Weg nehmen und bei ihrem Passieren des sogenannten Fuchses, eben dieses horizontalen Kanals, jene von aussen in Röhren eingeführte Luft umspülen und sie bis auf 400 Grad erhitzen. Ein Teil dieser vorgewärmten, sauerstoffreichen Luft wird zum Hineinblasen des Kohlenstaubes, der von oben nachfällt, verwendet, und diesem Umstande ist es wieder zu verdanken, dass die Verbrennungsgase die ungeheuere Hitze von 1500 Grad Celsius erreichen. Der zu feuriger Lava eingeschmolzene Müll nimmt innerhalb des heissen Mauerwerkes, also in dauernd feuerflüssigem Zustande, seinen Weg nach dem unteren Teil des Ofens und tropft hier in ein Wassergefäss, wobei er erstarrt und im Durchschnitt nussgrosse Stücke bildet, die aus dem Gefäss ausgerafft und beseitigt werden.“

Der Direktor, Herr Ahnhudt, hat nun die Güte gehabt, dem Märkischen Museum eine Müllschmelzprobe mitzuteilen, die ich hiermit

vorlege. Es ist ein Stück von grosser Härte, fast schwarz, glasartig, vielleicht besser ausgedrückt obsidianartig, wie es der Teyde d. i. der Pik von Teneriffa den in der Steinzeit stehenden Bewohnern, den Guanachen, geboten hat oder wie es die mexikanischen feuerspeienden Berge liefern, eine Masse, aus welcher die alten Azteken und Tolteken ihre Waffen geschlagen haben, ähnlich wie unsere germanischen Ahnen der Steinzeit aus dem Feuerstein. Offenbar wird der leidige, den Grossstädten von Jahr zu Jahr lästiger werdende Müll auf diese Weise in geradezu idealer Weise beseitigt und gleichzeitig verwandelt. Die „Berliner Schmirgel-Werke“ stellen aus eben dieser zerkleinerten Müllschmelzmasse Schmirgelpapier her, gleich dem besten, zu dessen Fabrikation sonst rügischer Feuerstein (Flint) verwendet wird. Die vorliegende Probe ist sehr scharf, zum Reinigen grober Metallsachen; man kann selbstredend auch feinere Schmirgel herstellen.

In England ist man schon seit Jahren bemüht, wie zum Schluss bemerkt sein mag, in den grossen Städten ein rationelles Müllverbrennungs- bzw. Müllverschlackungs-Verfahren durchzuführen, über welches Herr Dr. Th. Weyl („Die Müllverbrennung. Reisebericht, dem Magistrat der Stadt Berlin erstattet.“ Jena 1893.) während einer Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft i. J. 1893 in einem Vortrag „Über Vernichtung und Verwertung städtischer Abfallstoffe in England“ ungefähr folgendes referierte:

„Vom Berliner Magistrat war Herrn Dr. Weyl im vergangenen Sommer der Auftrag zu teil geworden, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. In England bestehen in etwa 40 Städten Öfen, die im Jahre 1876 vom Ingenieur Friar aus Nottingham konstruiert worden sind. Darin werden Abfallstoffe aller Art, wie sie die Strassen, das Haus etc. liefern, verbrannt. Es sind eiserne Öfen, die in einem aus Stein errichteten Gebäude eingemauert sind und zu welchen mittels einer Art Rampe die mit den Abfällen gefüllten Wagen herangefahren werden. Die Bedienung der Öfen ist überaus einfach und wenig kostspielig. Ein kleines Kohlenfeuer genügt, um die am Sonntag Abend oder Montag früh zuerst herangefahrenen Stoffe zu entzünden, die dann selbst weiterbrennen und sämtliche Abfallsubstanzen während der Woche vernichten, ohne dass weiteres Brennmaterial hinzugefügt zu werden braucht. Am Sonntag feiern auch diese Institutionen in dem bigotten England. Mittels eines rauchverzehrenden Apparates, der aber nicht unumgänglich nötig ist, werden dann die etwa schädlichen Stoffe weiterhin vernichtet. Die Hitze, die im Innern dieser Öfen herrscht, wird auf 400—450° Celsius geschätzt, und diese genügt, um die organischen Substanzen vollkommen für den Menschen unschädlich zu machen, ohne dass die unmittelbare Nachbarschaft durch Rauch oder Feuergefahr belästigt wird. Verbrannt werden: Hausmüll, Strassenschmutz, Reste des Gemüse-, Fleisch- und

Fischmarktes, dann Menschen- und Tierkot. Wie viel in diesen „De-structors“ — so heissen die Öfen in England — verbrannt wird, geht aus folgenden Zahlen hervor: Wöchentlich kommen in einem dieser Öfen 24—35 Tons zur Vernichtung, also in 6 Tagen ca. 30 000 Kilo. Bei uns würde der Sonntag noch hinzukommen. Die Verbrennungskosten belaufen sich pro 100 Kilo auf 0,40—1 Mark. Die unorganischen, nicht verbrennlichen Stoffe werden gesammelt, da sie durchaus bakterienfrei sind, als Füllmaterial beim Häuserbau verwendet, ausserdem als Aufschüttungsmaterial bei Strassenpflasterung; andere Sorten werden zu Mauersteinen und zu schlackenartigen Erzeugnissen in Formen verarbeitet.“

3. Altberlinische Trachtenbilder etc. in der Agenda Rudolph Hertzog. Die bekannte hiesige, i. J. 1839 begründete Konfektionsfirma giebt jedes Jahr ein „Agenda“ benanntes Orientierungsbuch für die Kundschaft heraus und auch sonst für jedermann, den der reiche Inhalt des vornehm ausgestatteten Buches interessiert, das allemal mit interessanten geschichtlichen oder zeitgenössischen Bildern geschmückt ist, von denen sich die meisten auf unsere engere Heimat beziehen. Das sechzigjährige Bestehen des Kaufhauses und der bevorstehende Jahrhundertwechsel hat die Firma diesmal veranlasst, der jetzt fällig werdenden Agenda eine Kulturgeschichte Berlins beizugeben, welche wegen ihrer geschickt ausgewählten bildlichen Ausstattung mehr als vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird. Eine grosse Anzahl der Bilder, bei deren Auswahl unser bei der Firma Rudolph Hertzog beschäftigtes Mitglied Herr Reuter mit Eifer, Umsicht und Geschmack verfahren ist, hat das Märkische Museum zum Zweck der Wiedergabe dargeliehen, meist bauliche Ansichten aus Berlins Vergangenheit, die Entwicklung der Hauptstadt von 1600 bis 1799 darstellend. Berlinische Moden aus dem Jahre 1779, Frauen- und Herren-Trachten nach Radierungen unseres grossen „peintre-graveur“ Daniel Chodowiecki. Das Weihnachtsfest vor 100 Jahren in Berlin nach einem Stich desselben Meisters zeigt uns in einer begüterten Familie am ersten Feiertag früh (am Heilig-Abend wurde damals noch nicht beschert) statt des Christbaums ein ziemlich steif stockwerkförmig konstruiertes Gestell mit Lichtern und Reverberen dazu, recht nüchtern und ehrbar aussehend, wie es der gute Ton damals verlangte. — Die Denkmäler unserer Sieges-Allee sind ziemlich vollständig, manche — nach dem Modell — bereits abgebildet, welche noch keine Aufstellung gefunden haben.

Den Hauptanziehungspunkt für uns aber bilden acht Bilder, welche die berlinische Frauentracht in den Jahren 1560 bis 1580 darstellen. Diese höchst interessanten Kostümdarstellungen sind von Sigmundt Heldt in Nürnberg in einer von ihm gefertigten Bilder-Handschrift hinterlegt, welche der Freiherr Franz von Lipperheide

erworben, in dem „Katalog der Freiherrlich v. Lipperheideschen Sammlung für Kostümwissenschaft mit Abbildungen. Dritte Abteilung. Büchersammlung. Erster Band. Berlin 1896“ S. 5 flg. beschrieben und mit anderen kunst- und kulturgeschichtlichen Seltenheiten dem hiesigen Kgl. Kunstgewerbe-Museum grossmütig überwiesen hat.)* Der Titel lautet: „Abconterfaltung allerlei Ordenspersonen in iren Klaidungen so vor Zeiten von Fursten, Furstin vnd Herrn, auch Burger vnd Burgerin, alhie zu Nurmberg vnd vilen andern orten getragen sinnt worden, Vnd an eins theils orten noch getragen werden. Dessgleichen allerlei Turnier vnd Gestech von Hohen vnd Nidern Stenden. Letzlich die Bauschafft wass ihre Klaidung, grosse arbeit, vnd widerum ergetzlichkeit gewesen ist.“

Sigmund Heldt (auch Helt oder Held geschrieben), der Jüngere des Namens, wurde als Sohn des älteren Sigmund Heldt (geb. 1481, gest. 1558) im Jahre 1528 geboren und starb 1587 zu Nürnberg. Er bekleidete von 1559 ab einige Zeit das städtische Amt eines Losungsschreibers. Dass der Verfasser ein kunstliebender Mann war und Sinn für geschichtliche Überlieferung hatte, geht aus Folgendem hervor: Am 1. September 1579 widmete ihm Sigmund Feyerabend die erste deutsche Ausgabe des Ammanschen Wappen- und Stammbuches mit dem Vermerk; „Dem ehrvesten vnd hochgachtbarn Sigmund Hagelshaimer, genannt Helt, Bürgern zu Nürnberg, meinem grossgünstigen Herrn.“

Dem Katalog S. 8 entnehmen wir noch folgende Angaben: „Eine Notiz über das Trachtenbuch des Sigmund Heldt hat sich bisher nur gefunden in unserm handschriftlichen Nürnberger Turnier- und Schembartbuch (s. Abt. VI), wo mehrfach auf „des alten Sigmund Helds Trachten Buch“ bezug genommen wird, ein Beweis dafür, dass das Buch in Nürnberg allgemeiner bekannt gewesen ist. Auf einzelnen Blättern finden sich Jahreszahlen: 1548, 1550, 1560, 1564, 1565. Dieselben geben aber keine Anhaltspunkte für die Bestimmung der Jahre, in denen Heldt die betreffenden Bilder gemalt oder die Sammlung begonnen und abgeschlossen hat; sondern sie beziehen sich auf Trachten, die Heldt wohl in den betreffenden Jahren noch gesehen hatte, die aber nicht mehr getragen wurden, als er das Bild malte. Man darf das Buch etwa in die

*) Der Katalog ist geradezu musterhaft und wird von den meisten Bibliotheks- oder Museums-Vorständen nicht ohne einen gewissen Neid betrachtet werden können. Hierfür ist eine besondere „Katalogisierungs-Ordnung“ aufgestellt betreffend I. den Titel; II. die Collation (Angabe des Formats, Anzahl der Seiten oder Blätter nach Massgabe ihrer Bezifferung mit der Zahl und Herstellungsweise der eingedruckten Abbildungen, Anzahl der beigegebenen Tafeln, ebenfalls mit Angabe der Herstellungsweise und ihrer Bezifferung); III. Bibliographische Noten; IV. Incunabeln. — Nur sehr begüterte Privatleute oder nach nordamerikanischer Art verschwenderisch dotierte Institute können sich dergleichen Kataloge leisten.

Ein Edel fräw zu Berlin
in der Marck



Ein Edel fräw zu Berlin.



Ein Reich fräw zu Berlin ~



Eins Bürgerers fräw



Ein Braut zu Berlin wie sie des andern
Tags gen Kirchen gehen



Ein Braut des andern Hochzeit Tags
zu Berlin hinterwärts anzusehen.



Eins Handwerkers mans Tochter
zu Berlin am feiertag im häuß



Ein Dienstmagd zu Berlin.



Zeit von 1560—1580 setzen. Die Herstellung hat gewiss viele Jahre in Anspruch genommen.

Die Bilder sind flüchtig und roh in der Zeichnung, aber gut koloriert, charakteristisch und getreu nach dem Leben aufgefasst. Sigmund Heldt hat nicht, wie wohl andere thaten, einem Künstler den Auftrag gegeben, ein solches Buch zusammenzustellen, sondern er hat sich selbst alles das, was ihn interessierte, und wovon er gern der Nachwelt Kunde geben wollte, mit rascher Hand aufgezeichnet. Wenn die Bilder auch keine künstlerische Bedeutung haben, so bieten sie doch dem Inhalte nach eine höchst beachtenswerte Quelle für die Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, besonders in Nürnberg. Von den Trachtenbildern sind ganz besonders bemerkenswert die vielen Trachten aus den deutschen Städten wie Berlin, Königsberg, Magdeburg u. a., von denen die anderen Trachtenbücher aus dieser Zeit nur wenig bringen. Mit geringen Ausnahmen haben alle Bilder erklärende Überschriften.

Die Handschrift ruht in einem gepressten Schweinsleder-Einbände, der mit einem radierten Bücherzeichen in Folio-Format mit dem Wappen der Heldt in einer ornamentierten Umrahmung geschmückt ist.“

Bl. 170—307 enthalten 275 Bilder mit Trachten aus allen Ländern, 241 Frauen- und 34 Männertrachten. Besonders zahlreich sind die deutschen Städte vertreten, darunter Berlin mit neunzehn Trachten.

Bei den wenigen bildlichen Darstellungen, die wir zur Kulturgeschichte Berlins im Vergleich mit anderen deutschen Städten besitzen, sind diese Zeichnungen von unschätzbarem Wert.

Die Firma Hertzog hat 8 dieser Bilder reproduziert, wobei lediglich die sehr hässlichen Gesichter etwas verschönert worden sind. Durch Vermittelung des Herrn Reuter, dem wir hierfür unsern wärmsten Dank sagen, sind uns diese Reproduktionen, wie vorstehend, zur Verfügung gestellt worden.

4. Baumzauber (Zweigknoten und Holzkeile etc.).

U. M., Herr A. Grunow, ein eifriger und erfolgreicher Förderer des Märkischen Museums, hat die Güte gehabt, demselben mehrere zu einem Knoten verschlungene Zweige einer Ulme (Rüster) zu verehren, welche in der Nähe des im Norden Berlins belegenen Dorfes Dammsmühle steht, und die an dem lebenden Baum in etwas über 2 m Höhe über dem Erdboden miteinander zu einem künstlichen Knoten verschlungen sind. Die Zweige waren noch lebend am Stamm nahe bei einander aus dem Hauptstamm des Baumes hervorspriessend verknotet. Über diesen Zweigknoten befanden sich noch höher angebracht ebenfalls dergleichen. Das Verknoten von Zweigen geschieht zu abergläubischen Zwecken unter Murmeln einer herkömmlichen Zauberformel, um irgend eine Krankheit los zu werden. Die Vorstellung ist dabei, dass derjenige, der den Knoten, sei es aus Neugier, sei es aus Spielerei oder Mutwillen, löst, die Krankheit

dem damit behafteten Schürzer des Knotens abnimmt. Dieser Volksbrauch und Volksglaube ist weit über die Grenzen der Mark hinaus verbreitet.

Ebenso häufig findet man Holzpflocke oder Holzkeile in den Stamm getrieben oder eingewachsenen Bindfaden, der durch den zu diesem Zwecke aufgespaltenen („aufgeklöbten“) Stamm hindurch gezogen wird, welcher alsdann zusammen wächst. Solchen hineingetriebenen Holzkeil habe ich „Brandenburgia“ IV., S. 493 beschrieben und S. 518 (Märk. Museum VIII 1782) abgebildet, er stammt aus der Gegend von Kemnitz bei Werder a. H. Einen andern solchen Zauberholzkeil fand ich nahe der Holzablage am Westufer des Tornow-Sees nördlich von Neu-Ruppin in die Gabelung eines Akazienstammes (*Robinia pseudacacia*) zu Pfingsten d. J. eingetrieben, einen durch einen jungen Eichstamm gezogenen Strick am Ufer des Krien-Sees in den Rüdersdorfer Kalkbergen i. J. 1898.

5. Demnächst hielt der Vorsitzende E. Friedel mit Unterstützung der Mitglieder H. Maurer und W. Pütz einen längeren Vortrag über das grosse Hünengrab bei Seddin, Kreis West-Priegnitz, welches im Volksmunde das Königsgrab heisst. Der Vortrag und der Bericht über die daran anknüpfende Belehrung wird später mit den nötigen Abbildungen abgedruckt werden.

Bei der sich entspinrenden Besprechung des einzig in seiner Art dastehenden Hünengrabes und seines ungewöhnlichen Inhaltes trug Herr Dr. Carl Bolle folgendes von ihm verfasste Gedicht vor:

Das Königsgrab der Perleberger.

Vergessen lag auf seinem Priegnitzhügel,
Ein Hünengrab, von Fichtengrün umwoben,
Um welches ungeheure Steine droben
Sich fügten zu der Totenkammer Riegel;

Darauf Jahrtausende gedrückt ihr Siegel.
Der Schätze viel barg's, nie bisher gehoben,
Drum Wache haltend Wodans Wölfe schnoben
Und seine Raben breiteten die Flügel.

Der unten ruht, ob Suv' oder Semnone,
Ein grosser Fürst war's sicher, dem Germanen
Die Gruft getürmt, dass stolz die Asche wohne.

Schließ denn die Norne, müde sie zu hegen
Fortan, gesetzt einst durch Thuisko's Ahnen?
— Lasst nie Zerstörer frevle Hand dran legen.

B. Herr Chemiker Robert Mulert legte, angefertigt in seinem photographischen Atelier für Architektur, Kunst- und Kunstgewerbe eine grössere Anzahl vortrefflicher photographischer Aufnahmen aus dem mit Verlegung leider bedrohten Botanischen Garten an der Potsdamer Strasse vor. Die Bildgrösse beträgt 25 : 30 cm bzw. 45 : 50 cm Kartongrösse. Die Bilder wurden in der Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896 in der Gruppe 22 für Gartenbau, wissenschaftliche Abteilung, mit Genehmigung des Direktors Geheimrat Dr. Engler ausgestellt. Sie stellen dar die Wohn- und Verwaltungsgebäude des Gartens (3 Ansichten), das grosse Palmenhaus (5 Ansichten), das Victoria regia-Haus (4 dgl.), das Orchideenhaus (3 dgl.), die Freilandgruppen mit Bildnissen der pflegenden Obergärtner (Succulenten, Cacteen, Farne, Dracaenen, Musa Ensete, Rhipidophyllum, Papyrus, Kürbisse) zusammen 10 Ansichten. Endlich das Braun-Denkmal.

Der Vorsitzende dankt Herrn Mulert für die Vorlage und giebt dem Bedauern Ausdruck, dass alle diese floristische Herrlichkeit aus Berlin verschwinden solle. Hoffentlich gelingt es, wenigstens die hervorragendsten Baumgruppen vor der Axt des Holzfällers zu retten, an der Stelle, wo der Grosse Kurfürst und seine Gemahlin Bäume pflanzten und pflegten in der Hoffnung, dass nachfolgende Geschlechter bis in die fernsten Jahrhunderte dasselbe mit gleicher Liebe und Neigung hier thun würden.

C. Unser Mitglied Herr E. Rönnebeck hat dem Märkischen Museum freundlichst die heut vorgelegte Photographie nach einer Zeichnung verehrt, welche eine Ansicht des damaligen Grundstücks Berlin NW., Müller-Strasse 22, darstellt, aufgenommen im Jahre 1858 oder 1859 von der Ecke der Trift- und Müller-Strasse. Das Grundstück gehörte damals dem Grossvater des Donators, Altmeister des Drechslergewerkes C. G. Naumann. Vorbesitzer war der Schwiegervater desselben, Gerbermeister Kloss, der auf dem Grundstück eine Holländer-Lohmühle errichtet hatte. Das Räderwerk dieser Mühle entstammte einer ähnlichen, welche bei Pichelsberge auf dem Gelände am Wege von Spandau nahe am Wildgatter des Grunewaldes gestanden hatte und wohl wegen Windmangels in Folge Höherwachsens der Bäume abgebrochen ward. Dazu kam noch auf dem Grundstück eine Bock-Schneidemühle, deren Flügel über dem Hause sichtbar sind.

Dort wurden Rohre für billige Tabakspfeifen geschnitten, damals eine Haupthandelsartikel für Drechsler. Auf dem ganzen Gelände befand sich nur noch das kleine Wohnhaus, idyllisch von einem grossen Garten und hohen Bäumen, besonders Birken, umgeben, und ein Stallgebäude. Der Rest des Landes diente landwirtschaftlichen Zwecken, wofür auch zwei Scheunen da waren, die eine zum Teil als Lagerplatz der zu vermahlenden Eichenrinde benutzt.



Nach oft gehörten Erzählungen verkehrten dort u. a. der Turnvater Jahn, später die „Gelehrten“ des Kladderadatsch, besonders Dohm und Löwenstein, sowie der Zeichner Scholz.

Zur Schätzung des Bodenwertes sei erwähnt, dass ungefähr 1862 das gesamte grosse Gelände vom Hofrat und Hofzahnast Wahlländer für 28 000 Thaler erworben ist, ein Preis, den man allerdings damals schon als zu niedrig bezeichnete.

Die Originalzeichnung ist von einem Maler A. Pape angefertigt, vielleicht von dem jetzt noch lebenden betagten Künstler dieses Namens, der als Landschaftler einen begründeten Ruf genießt. Das Bild wurde auf dem dargestellten Grundstück eines Sonntags Nachmittags vom Maler Herrn Rönnebecks Vater angeboten und von diesem erworben.

D. Theodor Fontane-Denkmal in Neu-Ruppin. Herzlich gern bringt die „Brandenburgia“ folgendes zum Abdruck:

Aufruf!

Der Herbst hatte seinen Einzug gehalten im vorigen Jahr, als mitten in jugendfrischer Schaffelust den Dichter und Schilderer der Mark, Theodor Fontane, ein sanfter Tod ohne grausame Vorboten hinwegnahm. Seine Lebensgeschichte und der „Stechlin“ waren vollendet, zu einem neuen Bild heimatlicher Vergangenheit wollte der Meister die Feder ansetzen.

Wenn er nun am 30. Dezember nicht als Achtzigjähriger mehr unter uns weilt, so sei uns dieser Gedenktag doch der Anlass, dem langsam, aber stetig, zuletzt mit seltener Fülle zur rechten Geltung emporgestiegenen Schriftsteller, einem der liebenswürdigsten Menschen, zu huldigen und vor anderen Ehrungen, die Alldeutschland ihm noch in der Reichshauptstadt rüsten mag, den Dankeszoll der Mark zu entrichten. Durch regste Forschung, liebevolle Andacht, lebendige Darstellung hat er die schlummernden Reize der Landschaft und Geschichte seiner Mark weiten Volkskreisen erst erschlossen und als Dichter mannigfach die beste Kraft aus diesem „märk'schen Sand“ gezogen.

Dess zum bleibenden äusseren Zeugnis soll ein Denkmal Fontanes erstehen in der märkischen Stadt Neu-Ruppin, wo er vor achtzig Jahren das Licht erblickte, wo seine „Wanderungen“ ihren Anfang nahmen, wohin noch das letzte Dichtwerk, ein volles Geschenk seiner Heimats- und Menschenliebe, zurückführt. Kommende Geschlechter, die den anheimelnden Zauber seines Schaffens spüren, sollen im Hauptort der Grafschaft Ruppin Fontanes edle Züge künstlerisch festgehalten sehen und zugleich erfahren, dass seine Zeitgenossen daheim seinen Wert und ihre Dankesschuld kannten.

An alle Märker, zu denen trotz der Ablösung von der Provinz Brandenburg die Berliner innerlich stets zählen, und an alle Freunde der Mark ergeht daher der Aufruf, beizusteuern zu einem Neu-Ruppiner

Denkmal für Theodor Fontane,

dem die Mark für so unvergängliche Denkmäler verpflichtet ist.

Über die Beiträge, welche wir an den unterzeichneten Schatzmeister zu senden bitten, wird durch die Zeitungen quittiert werden.

DER DENKMALAUSSCHUSS:

Freiherr von Manteuffel,
Landesdirektor der Provinz Brandenburg,
Vorsitzender.

Dr. Erich Schmidt, Professor a. d. Friedrich- Wilhelms-Universität, stellvertr. Vorsitzender.	Gerhardt, Landesrat d. Prov. Brandenburg, Schriftführer, Berlin W., Matthäikirchstr. 20/21.	Alexander Meyer Cohn, Banquier, Schatzmeister, Berlin W., Unter d. Linden 11.
Bluth, Geheimer Baurat, Landesbaurat d. Prov. Brandenburg.	von dem Knesebeck, Landrat, Neu-Ruppin.	Warzecha, Erster Bürgermeister, Neu-Ruppin.

Beisitzer:

Dr. v. Bethmann-Hollweg, Oberpräsident, Béringuier, Amtsgerichtsrat, Bittkau,
Pastor, Neu-Ruppin, D. Dryander, Oberhofprediger, Generalsuperintendent, Graf
Eulenburg, Kaiserl. Botschafter — Liebenberg i. M., Friedel, Geheimer Regierungsrat,
Graf von Hochberg, Generalintendant der Königl. Schauspiele, Haupt, Stadtrat,
Neu-Ruppin, Holze, Professor, Kirschner, Oberbürgermeister, Dr. Kropatschek,
Chefredakteur der Kreuzzeitung, Dr. von Levetzow, Wirkl. Geheimer Rat, Landes-

direktor a. D. — Gossow, Dr. Lessing, Geheimer Justizrat, von der Marwitz, Landrat — Seelow, Paelegrimm, Rechtsanwalt — Neu-Ruppin, Ludwig Pietsch, Professor, Paetel, Kommerzienrat, von Quast, Rittmeister a. D., Radensleben, Dr. Schmoller, Professor an der Friedrich Wilhelms-Universität, Schultze, Stadtverordneten-Vorsteher — Neu-Ruppin, P. Wallé, Professor, Dr. von Wildenbruch, Geheimer Legationsrat, Graf Ziethen-Schwerin — Wustrau i. M., Eugen Zabel, Redakteur — Charlottenburg.

E. Herr Dr. Emil Bahrfeldt hielt hierauf folgenden Vortrag: „Berliner Münzgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.“ Wir hoffen, den an Einzelheiten ausserordentlich reichen Vortrag, welcher durch eine grosse Anzahl cirkulierender Münzen auf das beste unterstützt wurde, später in erweiterter Form zum Abdruck bringen zu können.

F. Nach der Sitzung fand ein geselliges Beisammensein in Nickels Restaurant statt.

13. (7. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 6. Januar 1900, abends 7¹/₂ Uhr, im Sitzungssaale des Kgl. Museums für Völkerkunde, Königgrätzer Strasse 120.

Mit einem kurzen Willkommengruss zum Beginn des neuen Jahres 1900 und des offiziell so bezeichneten 20. Jahrhunderts eröffnete der II. Vorsitzende, Herr Geheimrat E. Friedel, die Sitzung, indem er zu dem nachfolgenden Vortrag des Direktors der „Urania“ Herrn Franz Goerke: „Im Mecklenburgischen Grenzlande“ folgende einleitende Bemerkungen machte:

Unsere Provinz Brandenburg hat vermöge ihrer centralen Lage und ihrer polypenartig ausgreifenden Gestaltung eine naturgeschichtlich und volksgeschichtlich reich entwickelte Grenze, welche an manchen Punkten wirklich für Auge und Ohr eine deutliche Grenze bildet — wie nach Schlesien und Posen hin — nach anderen Seiten hin aber unmerklich in die nachbarlichen Landschaften übergleitet.

Letzteres gilt ganz besonders im Norden, wo die Grenze der Kreise Templin, Ruppin, Ost- und West-Priegnitz derartig verzwickelt in die Grossherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz übergreift, dass das Auge verzweifelt, eine einigermaßen klare Abgrenzung zu finden, und sie nur auf Grund sorgfältigen Studiums der Specialkarten gewinnen kann.

Eine Musterung des beiderseitigen Grenzlandes zeigt, dass man seine komplizierten landschaftlichen Verhältnisse nur im Zusammenhang mit

der Entstehung und Ausbildung der jetzigen Oberflächengestaltung und der Verteilung von Hügel und Thal, Niederung und Wasser ursächlich richtig zu beurteilen in der Lage ist. Das hier hauptsächlich in Frage kommende mecklenburgische und uckermärkische Grenzgebiet gehört dem baltischen Höhenrücken und der baltischen Seenplatte an. Als Ergebnis von Stillstandsperioden in der letzten Vergletscherung birgt dieser Höhenrücken Endmoränen in sich, und markiert sich hier insbesondere die zuerst von Berendt bezeichnete südliche baltische Endmoräne in Gestalt eines Geschiebewalls, einer gewaltigen Anhäufung von grossen Steinblöcken, die prachtvoll bei Feldberg i. M. zu sehen ist, ebenso in der Uckermark in der Gegend von Liepe-Oderberg. Diese Steinriesenwälle gehen ununterschiedlich von dem einen ins andere Grenzland über.^{*)} Dieser grossen südbaltischen Endmoräne gegenüber, welche in so auffälliger Weise parallel dem Südrande der Ostsee und der in diese einmündenden Haffe entlang zieht, dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden Bildungen, Land und Meer, auf der Hand liegt, treten die übrigen Moränen zurück. Durch Mecklenburg zieht, bereits im Herzogtum Lauenburg bei Mölln beginnend, in etwa 30 Kilometer südwestlichem Abstand von der Hauptmoräne eine zweite Endmoräne, welche die gleiche Richtung einhält, aber mehrfach unterbrochen ist, bis in die Gegend von Neu-Ruppin. Durch das Zusammenströmen des Havel-Thals und des weiten Thorn-Eberswalder Hauptthals unterbrochen, darf man ihre Fortsetzung wohl in den block- und grandreichen Gebieten des Barnim-Plateaus S. Freienwalde a. O. vermuten.

Ebenso treten nördlich der südbaltischen Hauptmoräne mehrfach Moränengürtel-Wiederholungen auf, die nicht minder vom mecklenburgischen Grenzlande in die brandenburgische Ucker- und Neumark hineinstreifen. Aus der Gegend von Fürstenwerder, Kreis Prenzlau, ziehen scharf ausgeprägte Blockzüge über Boitzenburg bis Angermünde, jenseits der bedeutenden Seenkette bei Fürstenwerder reichen ähnliche mecklenburgische Verhältnisse heran.

Auch an allerhand Wallbergen, die dem Grenzgebiet nicht selten den Charakter einer richtigen „buckligen Welt“ (Keilhack a. a. O. S. 6) geben, fehlt es auf der Zone von Rostock bis in die Ucker- und Neumark und bis in die pommersche Weizacker Gegend bei Pyritz nicht.

^{*)} Vgl. u. A. H. Schröder in „Führer durch Teile des Norddeutschen Flachlandes für die Ausflüge der Deutschen Geologischen Gesellschaft (1898) und des VII. Internat. Geographen-Kongresses im Oktober 1899, entworfen von G. Berendt, K. Keilhack, H. Schröder und F. Wahnschaffe“. Berlin 1899. S. 54 ff., sowie „Dr. Keilhack's Thal- und Seebildung im Gebiet des Baltischen Höhenrückens“. 1899. S. 6. Siehe auch meine Besprechung S. 304 der „Brandenburgia“ VIII.

Diese Wallberge werden von einigen für Åsar*), von anderen für Endmoräne erklärt. Schröder glaubt letzteres, und zwar veranlasst ihn dazu das stellenweise Zusammenschliessen dieser Wallberge oder Durchtragungszüge zu deutlichen Bögen und deren Stellung zu den mecklenburgisch-uckermärkischen Rinnensystemen.

Aus dem Vorhandensein mehrfacher hintereinander liegender Wiederholung der Endmoräne, namentlich aus dem Auftreten einer oder mehrerer Moränen südwärts der Hauptmoräne, geht klärlich hervor, dass die mehrgenannte grosse südbaltische Endmoräne nicht das Ende einer Vergletscherung, sondern nur einen der vielen Stillstandsabschnitte des abschmelzenden letzten Inlandeises darstellt. Ebenso wenig ist die südlichste Moräne in unserem Grenzlande als ein solches Ende zu betrachten, denn die nordwärts derselben befindliche Grundmoräne greift vielfach durch die Lücken der Endmoräne durch und erstreckt sich ununterbrochen weit nach Süden. Die beschriebenen Moränen sind also nicht Endmoränen im engeren Sinne, sondern nur Rückzugs-Moränen.

Diesen während der Eiszeit entstandenen Bildungen mit fetten Lehmniederschlägen verdankt das beiderseitige Grenzgebiet seine grosse Fruchtbarkeit. Daher hier die erstklassig bonitierten Weizen- und Gerstenfelder auf weiten Strecken und wo Laubwald auftritt, die edle Rotbuche in grosser Verbreitung, wie dies die nachher zu zeigenden Landschaftsbilder dokumentieren werden.

Auf das innigste hängt mit diesen geologischen Vorgängen weiter zusammen die Ausbildung der mecklenburgisch-uckrischen Seenplatte, deren gewaltigste Ausbildung auf der mecklenburgischen Seite der Plauer See und der Müritz-See zeigen, während auf der brandenburgischen Seite dergleichen Seen, freilich nicht ganz so gross (Stechlin-, Paarstein-, Grimnitz-, Werbellin-See etc.), ebenfalls liegen. Sie sind so recht eigentlich in unserem Gebiet das Auge der Landschaft, oft so tief, dass in ihnen unsere edelsten Fische, die Maränen (*Coregonus albula*, *C. maraena* und *C. generosus*), vorkommen.

Die durch die geschilderten Verhältnisse hervorgerufene Verwickeltheit der beiderseitigen Grenzen ist eine erstaunliche. Bei Fürstentwerder geht die Grenze durch ein kompliziertes Seen-System hindurch. In der Nähe des prachtvoll belegenen strelitzischen Feldberg gehört der herrliche Karwitz-See teils zu Mecklenburg-Strelitz, teils zum Kreis Templin. Der Grosse Brückenthin-See gehört zu Mecklenburg, die Insel darin zu Preussen und ein Teil des Ufers zu Preussen, ein anderer zu Mecklenburg. Man erzählt davon in der Fritz Reuterschen Art eine scherzhafte Geschichte. Ein Leichnam wurde gefunden, der Kopf im mecklenburgischen Wasser, die Beine auf dem preussischen

*) Vgl. Keilhack im Führer S. 63 flg.

Ufer liegend. Die beteiligten Ortsschulzen, welche sich nicht über die Beerdigungspflicht einigen konnten, aber aus der Sache auch keinen Grenzstreit zwischen zwei deutschen Ländern machen wollten, unterwarfen sich dem Schiedsspruch des nächstwohnenden Amtsrichters. Dieser, ein gemüthlicher Schalk, liess sich den Fall genau vortragen, und sagte dann: Kindings, der Fall ist leicht zu entscheiden, die Ortschaft, auf deren Gebiet die Beine gelegen haben, muss die Beerdigung auf eigene Kosten besorgen, denn im Corpus Juris heisst es: *ubi bene ibi patria*. Die beiden Dorfoberhäupter beruhigten sich bei dieser salomonischen Weisheit und der Tote wurde preussischerseits beerdigt.

Beim mecklenburgischen Fürstenberg betritt man nördlich von dem Städtchen, das sich rühmt die Wiege des grossen Altertumsforscher Heinrich Schliemanns getragen zu haben, sofort das preussische Dorf Ravensbrück, während sich andererseits südlich das Strelitzer Land weit zwischen die Kreise Templin und Ruppın bis zur Nordbahnstation Dannenwalde erstreckt.

Westlich fliesst die zum Teil gebirgsstromartige Stein-Havel zwischen romantischen Ufern, bald an brandenburgischem, bald an mecklenburgischem Gelände. Folgt der in Theodor Fontanes letztem Roman gefeierte Stechlin See, der nördlich bis an das Strelitzische grenzt, und die Seegruppen nördlich Zechlin ebenfalls zwischen dem Grossherzogtum und dem Königreich verteilt. Mitten im Preussischen zwischen der Ostpriegnitz und der Grafschaft Ruppın liegen zwei grosse, zu M.-Schwerin gehörige Güterenkaven Rossow und Netzeband, während westlich am Fürstenberg eine kleinere Enklave, Gross-Menow, mitten im Strelitzischen gefunden wird.

Politisch und geschichtlich haben die Grenzen hier zwischen Brandenburg und Mecklenburg ebenfalls hin und hergeschwankt, wir sehen dies u. a. daraus, dass mitten im jetzigen M.-Strelitz die ansehnliche Stadt Neu-Brandenburg liegt, mit welcher unsere heutige Wanderung von Herrn Goerke begonnen werden wird, eine Ortschaft, die 1248 durch den Markgrafen Johann von Brandenburg gegründet worden ist.

Daher erscheint es kein Wunder, wenn in dem Grenzlande Sprache, Sitte, Gewohnheiten, Sagen und Überlieferungen vielfach übereinstimmen. Diese Übereinstimmung der Kultur drückt sich u. a. auch in dem mittelalterlichen Backsteinbau aus, der in Prenzlau, in Neu-Brandenburg, Rostock und besonders in Wismar sich zu einer glänzenden Blüte entwickelt hat, wie dies die von Herrn Goerke mit grosser Liebe zur Heimat, mit Umsicht und Geschmack sowie mit ausserordentlicher technischer Virtuosität aufgenommenen Photographien Ihnen in der Form von Projektionsbildern (Glas-Diapositiven) zeigen werden.

Darauf hielt Herr Goerke seinen interessanten Vortrag. Er begann seine Wanderung in Neu-Brandenburg und zeigte in vorzüglich ausgeführten Projektionsbildern zunächst den Marktplatz mit dem Rathaus und dem nüchternen Schloss, dann Teile der Stadtmauer mit den schönbewaldeten Vorwällen, und schliesslich die prächtigen gotischen Thore, welche die Belagerung durch Tilly 1631 überdauert haben. Verschiedene Ansichten des Tollensesees mit seinen herrlichen Ufern zeigen die Lieblichkeit der dortigen Seelandschaft, deren Charakter auch durch die folgenden Bilder von Feldberg gekennzeichnet wurde. Das letztere Städtchen liegt dicht an der brandenburgischen Grenze auf einer Halbinsel im Haussee und ist nicht nur seiner anmutigen Lage, sondern auch seiner Altertümer und seiner Umgebung wegen als Ausflugsort zu empfehlen. Im weiteren Verlauf der Wanderung führte Herr Goerke seine Zuhörer an die See, wo zunächst die alte Universitätsstadt Rostock besucht wurde. Die Molen an der Warnow mit ihren altersgrauen Speichern, die Marien- und Petrikirche, das siebentürmige Rathaus und verschiedene andere mittelalterliche Gebäude zogen an den Blicken der Zuschauer vorüber. Dann ging es nach der alten Hansastadt Wismar, deren denkwürdige Gebäude, wie die Marienkirche mit ihrem stumpfen Turm, die alte Schule aus dem 12. Jahrhundert, der Fürstenhof, das Wasserthor u. a., gleichfalls in schönen Aufnahmen vorgeführt wurden.

Der bei Rostock liegenden Markgrafenheide war eine beträchtliche Gruppe von Ansichten gewidmet; sie zeigten den urwüchsigen Charakter dieses norddeutschen Laubwaldes, der durch seine mannshohen Farne, durch seine Eichen und Buchen berühmt ist, sehr naturgetreu und riefen bei den Zuschauern das Verlangen nach einer Wanderung durch diese Urwaldpartien wach. Einen völlig andern Charakter wiesen die Gegenden aus dem sogenannten Gespensterwald auf, dessen seltsam verästelte Bäume ihre Zweige und knorrigen Wurzelranken gleich Gespensterarmen dem Beschauer entgegenstrecken. Die Wanderung dehnte sich dann weiter über die bekannten Seebäder Warnemünde, Heiligendamm nebst Doberan und Brunshaupten aus, von denen nicht nur Ansichten von Kurhotels und Strandpromenaden, sondern auch packende Strandbilder in vorzüglicher Beleuchtung vorgeführt wurden. Die Nähe der dänischen Insel Möen gab dem Vortragenden Veranlassung, dieser einen Besuch abzustatten, und die Zuhörer machten mit wachsendem Erstaunen einen kleinen Spaziergang durch die romantischen und bizarren Kreidefelsen des Ostufers, des Möensklint. Die steilabfallenden, zackigen Kreideufer mit ihrer spärlichen Vegetation und den eigenartig gestalteten, abgestorbenen Wurzelstücken erinnern an Rügen, nur sind auf Möen die Umrisse und Gestaltungen der Felspartien viel seltsamer und bizarrer wie dort.

Über die See zurück führte die Reise nun wieder nach Warnemünde, wo die Zuhörer vom Strande aus das grossartige Schauspiel eines heraufziehenden Sturmes mit seinen eigenartigen Erscheinungen betrachten konnten. Wie die Wogen sich an den weit hinausgehenden Molen brechen und vorwitzige Spaziergänger mit ihrem Sprühregen überschütten, wie die Wellenkämme mit weissem Gischt an den Steinmauern hinaufspringen, wie das Gewölk immer schwärzer wird und tiefer sinkt, bis es sich mit den weissen Wogenkämmen zu vereinigen scheint, wie der Sturm die See aufwirbelt, das alles hatte Herr Goerke auf die Platte gebannt und liess in einer Anzahl Lichtbilder einen regelrechten Sturm über die See dahinbrausen.

Reicher Beifall der gutbesuchten Versammlung belohnte den Vortragenden, der in einem der nächsten Monate noch einen zweiten ähnlichen Vortrag „Wanderungen durch die Mark“ in der „Brandenburgia“ zu halten gedenkt. Eine zwangslose Vereinigung fand darauf in Schapers Restaurant in der Dessauerstr. 3 statt.

Wanderfahrt der Pflugschaft des Märk. Museums nach Bolkendorf am Paarsteiner See.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Eine Gegend, die im allgemeinen wenig von Touristen aufgesucht wird, die Landschaft am nordöstlichen Ufer des Paarsteiner Sees war am 10. September 1899 das Ziel eines Ausflugs, den die Pflugschaft des Märkischen Museums unter Leitung des Geheimrats E. Friedel zu Forschungszwecken unternahm. Es handelte sich hauptsächlich darum, den „Wuning“, eine Insel, und den „Sturzwerder“, eine Halbinsel im Paarsteiner See, südlich von Bolkendorf, zu untersuchen.

In Neu-Künkendorf, einer Station der Strecke Angermünde—Freienwalde, wurden die Mitglieder der Pflugschaft von einigen Herren aus Oderberg, die sich an der Exkursion beteiligen wollten, erwartet. Diese überbrachten zugleich eine Anzahl neuer Funde, welche hauptsächlich von Lehrer Hamster in Oderberg im Kreise Königsberg und Soldin gesammelt waren und dem Märkischen Museum überwiesen werden sollten. Nachdem die im Warteraum des Bahnhofs aufgestellten Fundstücke (Urnen von Neuenhagen bei Oderberg, Warnitz bei Neudamm, Nieder-Wartenberg bei Bärwalde, Herrendorf bei Soldin, Steinbeile aus Pätzig bei Schönfliess, Bernickow und Warnitz, Petrefakten aus

den Kiesgruben bei Bralitz u. a.) eingehend besichtigt waren, brach man unter Führung des altbewährten Pflegers Heinrich Lange aus Oderberg nach Bölkendorf auf, um von dort aus den See und die Inseln zu erreichen.

Die Gegend trägt hier ein Gepräge, das so sehr von der sonstigen Bodenbeschaffenheit der Mark abweicht, dass es selbst dem Laien auffallen muss und ihn zum Nachforschen anregt, wie wohl diese wellige Erdoberfläche entstanden sein mag.*) Anfangs sind nur einige Hügelkuppen sichtbar, aber je höher das Gelände steigt, desto mehr erscheinen, und wenn man von einem hochgelegenen Punkte nach Westen und Süden über die Landschaft hinblickt, so macht es den Eindruck, als ob die Wellen eines wogenden Meeres plötzlich erstarrt seien. Flache Mulden wechseln mit tief eingeschnittenen Schluchten ab, in zahlreichen grossen und kleinen Bodenlöchern hat sich Wasser angesammelt, und diese von Weidenbüschen umsäumten Laken, Tümpel und Seen ziehen sich über das ganze Hügelland von Angermünde herab bis zum Paarsteiner See hin. Zwei zusammenhängende Seenketten erstrecken sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten zum See hinunter und schliessen das in einer Thalmulde liegende Dorf Bölkendorf ein, am südlichen Ende der unteren Seenkette liegen auch die erwähnten Inseln.

Bölkendorf, welches zunächst besichtigt wurde, ist ein einfaches Bauerndorf, mit alten, meist aus Fachwerk erbauten Häusern, unter denen sich noch verschiedene Laubenhäuser oder „Löwinge“ befinden. Die Kirche, inmitten des breiten Dorfgangers gelegen, ist ein alter Granitbau mit hohem, spitz zulaufendem Granitgiebel und einfachem Holzturm. Das Kirchengebäude, das aus Findlingen ziemlich kunstlos aufgebaut ist, dürfte aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammen, der Turm ist, wie die Wetterfahne zeigt, im Jahre 1767 errichtet. Das spitzbogige Westportal mit drei rechtwinkligen Laibungen ist gut erhalten, ein Südportal ist vermauert. Interessant ist der hohe, zugespitzte Feldsteingiebel an der Ostseite, an den sich eine halbkreisförmige Apsis anlehnt. Diese Apsis ist gewölbt und öffnet sich nach dem Kirchenschiff in einem flachen Spitzbogen, welcher durch eine Holzwand ausgefüllt ist. Diese trägt die einfache moderne Kanzel und trennt die Apsis, welche die Sakristei enthält, von dem Predigtraume; unter der Kanzel steht der Altar mit schlichten, zinnernen Abendmahlsgeräten. Die dicken Mauern der Kirche sind mit buntbebanderten Totenkronen und bemalten Totenbrettern geschmückt, eine jetzt nur selten vorkommende Zierde, welche aber den Gesamteindruck einer Dorfkirche wesentlich hebt. In einem

*) Einer der Teilnehmer, Herr W. Pütz, hat am Schlusse des obigen Berichts eine Schilderung der geologischen Verhältnisse und Erklärungen über die Entstehung des Geländes gegeben, auf welche hiermit verwiesen sei.

der zwei schmalen Fenster der Apsis befindet sich, von einem viereckigen Stern umgeben, ein etwa 15 cm hohes Glasbildchen, welches einen Reiter in der Tracht eines Dragoners aus der Zeit des Grossen Kurfürsten darstellt. Der mit gelber Feldbinde geschmückte Reiter sitzt auf einem Schimmel und feuert eine Pistole ab. Unter dem Bilde steht: GVRGEN SCHMIDT 1664. Nach der Chronik im Schulhause soll das Bild einen kurfürstlichen Oberst, Jürgen Schmiedecke, darstellen, der vom Grossen Kurfürsten das Lehnschulzengut von Bölkendorf zum Geschenk erhalten hat. Vermutlich hat dieser Oberst der Kirche irgend eine Stiftung gemacht und zum bleibenden Andenken sich im Bilde verewigen lassen.

Im Turme hängen zwei Glocken aus dem 18. Jahrhundert, deren Inschriften bei der mangelhaften Beleuchtung schwer zu lesen sind. Mit Hilfe einer Lampe gelang es, auf der kleineren Glocke folgende Legende zu entziffern:

An der Krone umlaufend:

SOLI DEO GLORIA. GEGOSSEN VON J. F. THIELEN
IN BERLIN 1747 (?)

auf der Vorderseite des Mantels:

UNTER DER GLORWÜRDIGSTER
REGIRUNG SR. KÖNIGL. MAJ. IN PREUSSEN
FRIDERICH II.
DA HE GEORGE LUDEWIG GANS AMTMANN IN CHORIN
HE THEOPHILUS BENJAMIN KIRCHNER PASTOR
WILHELM CORNELIUS JOHANN WULFF
BEIDE KIRCHEN VOHRSTEHER

Die grössere Glocke trägt die Jahreszahl 1727 und eine längere, der obigen ähnliche Inschrift; sie ist ebenfalls von J. F. Thiele gegossen.

Auf dem Kirchboden liegt ein alter buntbemalter und geschnitzter Taufstein.

Über die Geschichte von Bölkendorf enthält Fidicin, „Die Territorien der Mark Brandenburg“ Bd. IV, S. 198 einige Angaben.

Das Dorf wird 1346 und 1347 in Urkunden genannt, in welchen Ludwig der Baier dem Kloster Chorin Einkünfte von den Hufen in „Böldendorf“ überliess (Riedel Cod. I, 13 S. 256/7). Mit dem gleichen Namen wird es im Landbuch von 1375 bezeichnet, nach welchem die Feldmark 54 Hufen umfasste, von denen 4 zur Pfarre und 8 dem Kloster gehörten. Letztere hatte ein gewisser Stift, der einen Hof mit 10 Hufen besass, vom Kloster zu Lehn; ausserdem waren Dietrich und Henning von Walmow mit 5 Hufen, Jan von Oderberg mit 2 Hufen, Janecke Steger mit einem Hofe und 3 Hufen und Nickel und Hans von Alim mit einem Hofe und 8 Hufen im Dorfe begütert. 8 Seen gehörten zum Dorfe, in dem noch 13 Kossäten und 1 Krüger wohnten.

Später gehörte Bölkendorf zum Kloster Chorin, bei der Säkularisation wurde es kurfürstlicher Besitz und zuerst zum Amte Chorin, dann zum Amte Neustadt-Eberswalde gelegt.

Im Jahre 1632 wurde das Dorf von den Kaiserlichen geplündert und zum Teil in Asche gelegt, wobei auch der Turm der Kirche abbrannte. Damals werden wohl auch die alten Glocken vernichtet worden sein. Im Oktober desselben Jahres wurde der Ort auch von den Schweden heimgesucht, die meisten Einwohner, unter ihnen der Pfarrer, flohen, und es wurde lange Jahre kein Gottesdienst dort abgehalten.

Im Jahre 1774 waren in Bölkendorf 28 Wohnhäuser und 158 Einwohner, im Jahre 1803 — 29 Wohnhäuser und 191 Einwohner

„	„	1816	—	?	„	„	195	„
„	„	1840	—	25	„	„	228	„
„	„	1861	—	33	„	„	277	„

ausserdem 3 öffentliche und 72 Wirtschaftsgebäude.

Zur Zeit wird die Zahl der Wohnhäuser etwa 40 und die der Einwohner ca. 300 sein.

Die Kirche ist Filial von Paarstein, das Patronat ist fiskalisch.

Lehrer Lange-Oderberg, der Bölkendorf im Jahre 1876 aufsuchte, schreibt darüber in der Zeitschrift „Der Bär“ (Jahrg. II S. 107) folgendes:

„Bölkendorf, ungefähr 2 Meilen nördlich von Oderberg im Kreise Angermünde gelegen, ist ein ziemlich wohlhabender Ort und wird von drei Seiten, West, Süd und Ost, von Höhenzügen, allerdings nicht sehr bedeutenden, umgeben, während es auf der Nordseite ein mehr länglicher als breiter See [Krummer See] begrenzt. Der Boden, obwohl hügelig, ist durchgängig gut, meist Weizenacker, und daher findet man auch bei den Bewohnern eine gewisse Wohlhabenheit und Behäbigkeit, die man in manchen andern Orten des Kreises leider sehr vermisst. Ausserdem muss ich den Bewohnern, die übrigens sehr schlicht und einfach leben und von der Kultur, wie man zu sagen pflegt, wenig beleckt zu sein scheinen, die schöne Tugend der Gastfreundschaft in sehr hohem Grade rühmend zuerkennen, welche Tugend sie nicht bloß gegen Bekannte, sondern auch gegen Fremde in der freundlichsten und zuvorkommendsten Weise üben.“

Die Teilnehmer der Wanderfahrt konnten sich gleichfalls nicht über mangelnde Zuvorkommenheit von seiten der Ortsbewohner beklagen, denn sowohl der Lehrer des Dorfes, Herr Muths, als auch der Pächter des Paarsteiner Sees, Herr Fischermeister Kraatz, unterstützten die Gesellschaft in jeder Weise.

In Bölkendorf wird, wie auch in Neu-Künkendorf und anderen Orten jener Gegend, Tabak gebaut, aber die Bölkendorfer bauen ihn nur des Verkaufs wegen, sie selbst sind keine grossen Raucher. Lehrer Lange erzählt davon a. a. O.:

„Früher, d. h. vor 30 bis 40 Jahren, wurde hier viel Tabak gebaut, aber es gab dessen ungeachtet keinen Raucher im Orte, weder Wirt noch Knecht rauchte, und kam ja ein Knecht, der von ausserhalb hier zuziehen wollte, der aber als Raucher bekannt war, so wurde er lieber nicht gemietet. Diese Sitte hat sich nun zwar in letzter Zeit nicht mehr so streng durchführen lassen, jedoch giebt es immer noch mehr Nichtraucher als Raucher im Dorfe, und letztere sind in der Regel Fremde.“

Vom südlichen Ausgange von Bölkendorf führt ein Feldweg über das allmählich ansteigende Gelände zum Steilufer des Paarsteiner Sees. Von Baumwuchs ist ausser ein paar verkümmerten Pappeln und Weiden und einem einsamen Knödelbaum nicht viel zu spüren, Stoppelfelder dehnen sich rings aus und infolgedessen ist auch die Aussicht über den See bis nach Brodowin und Pehlitzwerder hinüber unbeschränkt. Besonders vom steilen Uferrande ist der Blick unvergleichlich schön. Im weiten Bogen vor dem Beschauer breitet sich die glänzende Fläche des Paarsteiner Sees aus mit ihren Buchten, Landzungen und Werdern und dahinter baut sich über dem sandgelben Ufer die Forst und die Mönchsheide bei Chorin und weiter südlich die Oderberger Forst auf, von Westen her schimmern die grünen Wogen der Grimnitzer Forst und die Kirchturmspitzen der Ziethendörfer herüber und im Norden zeichnen sich in scharfer Silhouette die zackigen Anhöhen bei Schmargendorf und in der Glombecker Forst am Horizonte ab. Dicht am Ufer liegt der „Wuning“, im Dorfe auch „Woning“ genannt, die Insel, welche näher untersucht werden soll. Sie ist von ovaler Gestalt, etwa 300 Meter lang und 150 Meter breit, rings von Binsen umgeben und an den Rändern sumpfig, nach der Mitte zu aber erhöht und fest. Der mittlere, nur mit Gras bewachsene Teil der Insel ist am Rande mit Laubbäumen und dichtem Gesträuch eingefasst, unter welcher Flora sich auch mehrere Knödelbäume befinden, deren Früchte gesammelt und im Verein mit hartem Brot und verschiedenen Obstarten zur Bereitung des sogenannten „Knödelbiers“ benutzt werden. Auf der ganzen Insel verstreut, besonders in der Mitte, liegen viele Gefässscherben von voroslavischem und von wendischem Typus; ähnliche Scherben wurden auch bei Nachgrabungen in der schwärzlichen Erde gefunden. Ganze Gefässe oder Gerätschaften wurden nicht gefunden, wohl aber im Feuer gewesene Steine und geschwärzte Lehmklümpchen, und diese Funde, sowie die obenerwähnten, lassen es als gewiss erscheinen, dass die Insel in prähistorischer Zeit bewohnt war.

Herr Lehrer H. Lange-Oderberg schreibt über den „Wuning“ im „Bär“ II, S. 108 (No. 11 vom 1. Juni 1876) folgendes:

Ob die Benennung „Wuning“ Wohnung, wohnlich oder wonnig bedeutet, wage ich nicht zu entscheiden und muss das zu bestimmen den Sprachforschern überlassen; ich kann nur feststellen, dass diese Insel,

wenn in grauer Vorzeit nicht bewohnt, so doch als Begräbnisort benutzt worden ist, was aus den daselbst gefundenen Urnenscherben deutlich hervorgeht. Die Insel liegt ungefähr 300 Schritt von dem Ufer der Bökendorfer Feldmark, also auf der Ostseite des Sees, und ist im ganzen Umfange gegen 5 Morgen gross, wovon auf das Plateau, das früher geackert wurde, 2 Morgen zu rechnen sein dürften; sie ragt bei jetzigem niedrigen Wasserstand gegen 5 Fuss über die Wasserfläche hervor. Es ist ein schönes Eiland, umsäumt von niedrigem Baumwuchs, Birken, Linden, Pappeln, Weiden, Schwarzdorn etc., während zwei wilde Birnbäume (Knödeln), der eine am West-, der andere am Ostrande, in Höhe von 40 Fuss, als Beherrscher des Ganzen, Wache zu halten scheinen. Auch der bunte Blumentepich war, als ich die Insel im Juni v. J. (1875) zuerst betrat, prächtig, und ich wagte kaum, denselben durch das Aufwühlen der Erde zu zerstören, umsomehr, da ich schon auf den Maulwurfs-
hügeln fand, was ich suchte, namentlich Überreste von Urnen. Bei näherer Nachgrabung an den verschiedensten Stellen förderte ich Urnenscherben in einer Tiefe von 1—2 Fuss zu Tage; Geräte etc. habe ich aber nicht gefunden. Unzweifelhaft steht nunmehr fest, dass die Insel als Begräbnisstätte benutzt worden ist. Am westlichen Ende, nicht auf dem Plateau, sondern am Fusse desselben, zum Teil auch im Wasser, lagen recht viele und grosse Steine ungeordnet neben- und übereinander, und ich vermute, dass dieselben bei der Urbarmachung der Insel dorthin geschafft sein müssen. Seit vielen Jahren liegt dieselbe aber wüste, und erzählte mir der Fischer, dass vor 40 und mehr Jahren hier viele Möwen genistet, und er noch sehr gut wisse, dass die Jungen aus dem Dorfe sich die Eier geholt und daraus „Eierpriemen“ (Eierkuchen) gebacken hätten.“

An eine Begräbnisstätte ist nicht zu denken, denn es findet sich keine Spur von Leichenbrand auf der Insel, und die Steine, die sich um den ganzen See herum verstreut finden und auch im Wasser selbst liegen, rühren aus älterer Zeit her und sind als Bestandteile des Moränenzuges anzusehen. Es kann sich bei dem „Wuning“ nur um eine Ansiedelungsstätte handeln. Zweifelhaft ist allerdings, ob die Wohnstätte eine dauernde gewesen ist, oder ob die Insel nur als Zufluchtsort in Kriegszeiten gedient hat. Mir scheint das letztere der Fall gewesen zu sein, denn wie sich aus Funden südlich von Bökendorf ergibt, sind die Anhöhen und Mulden beim Dorfe in prähistorischer Zeit besiedelt gewesen, und jene Ureinwohner werden sich auf diese Siedlungsstätten beschränkt haben und die beiden Inseln, den „Wuning“ und den südlich davon liegenden „Sturzwerder“, nur bei drohender Gefahr aufgesucht haben.

Eine Erklärung des Namens „Wuning“ bzw. „Woning“ als „Wohnstätte“, dürfte immerhin sehr gewagt sein, zumal das Wort von den Dorfbewohnern mit kurzem o ausgesprochen wird, also eigentlich

„Woning“ geschrieben werden müsste. Dies deutet auf das Wort „Wonne“ (mhd. wunne, ahd. wunni) hin, und man könnte dann „Wuning“ als „Lust- oder Freudenort“ deuten oder mit moderner Bezeichnung als „Liebesinsel“ erklären. Wer weiss, was sich für Mysterien auf dem kleinen Eiland abgespielt haben mögen.*)

Nachdem der „Wuning“ nach allen Richtungen hin durchforscht war, fuhren die Teilnehmer des Ausfluges zu Kahn nach dem südöstlich liegenden „Sturzwerder“, auch „Teufelsdamm“ genannt, welcher sich als hakenförmige Landzunge ungefähr 500 m weit in den See hinein erstreckt. Diese Landzunge hat ziemlich steile Ränder, an deren Fuss angeschwemmter Sand mit Schilfungürtung einen flachen Strand bildet. Sie ist, wie die Bezeichnung „Werder“ andeutet und ein breiter Sumpfstreifen am Lande erkennen lässt, früher gleichfalls eine Insel gewesen und erst nach und nach mit dem Ufer verwachsen. Auf dem „Sturzwerder“ fanden sich ähnliche Spuren ehemaliger Ansiedlungen wie auf dem „Wuning“, und es ist nicht ausgeschlossen, dass beide Inseln eine Zeit lang dauernd besiedelt waren.

Über die Entstehung des „Sturzwerders“ und den Namen „Teufelsdamm“ hat A. Kühn in seinen „Märkische Sagen und Märchen“ (Berl. 1843) S. 210 folgende Sage überliefert:

„Ein Bauer in dem Dorfe Paarstein, der viel jenseits des Sees zu thun hatte und dem der weite Weg um denselben herum beschwerlich war, machte einst einen Bund mit dem Teufel und versprach ihm seine Seele, wenn er ihm in einer Nacht quer durch den See einen Damm baue, doch müsse es bis zum ersten Hahnenrufe fertig sein. Der Teufel war damit auch zufrieden und ging rasch ans Werk, da schritt denn die Arbeit so rasch vorwärts, dass der Bauer voraussah, der Teufel würde noch lange vor der festgesetzten Frist fertig werden. Deshalb ward ihm denn doch um seine Seele bange, und er sann auf eine List, durch die er den Teufel betrügen möchte. Er ging daher schnell in sein Haus und trat in den Hühnerstall, wo er die Hühner aufscheuchte, so dass der Hahn, der da glaubte, es sei bereits Morgen, zu krähen begann. Da war der Teufel geprellt, und kaum hörte er nur den Hahnenruf, so warf er die Steine wild durcheinander und der Damm blieb nun unvollendet bis auf den heutigen Tag.“

Eine andere Version dieser Sage, welche auf die Erklärung des Namens „Sturzwerder“ hinausläuft, erzählt Heinr. Lange im „Bär“ II., S. 108:

*) Da man übrigens, wie F. Kluge, Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Aufl., 1889, S. 390 angiebt, ahd. wunnea (mhd. wünne) = Weideland für eins mit Wonne hält (vgl. Wonnemonat = Weidemonat), so könnte „Woning“ (Wuning) auch Weideland bedeuten.

„Südlich vom Dorfe (Bölkendorf) liegen, in der Richtung von N.O. nach S.W., drei Seen: der tiefe See, der Schulzen- und der Apfel-See. Über den Ursprung derselben geht folgende Sage: der Hünenfürst sei auf die Bewohner des Dorfes Brodowin, jenseits des Paarsteiner Sees gelegen, erzürnt gewesen, weil sie einen Turm und Glockengeläute hatten, und auch Sonntags, statt in den Krug, in die Kirche gingen; er habe sie deshalb strafen und dazu einen Damm durch den See schütten wollen. Hierzu machte er den Anfang, indem er drei Schürzen voll Erde in den See warf. Bei der dritten Schürze voll sei er aber verunglückt und sein Vernichtungsplan nun unterblieben. Dort, wo er die Erde hergeholt, sind jene drei Seen, (jede Schürze voll ein See), wo er sie hingeworfen aber der Sturz- oder Schürzenwerder, jetzt eine Halbinsel, entstanden.“

Über die obenerwähnten Gräberfunde südlich von Bölkendorf berichtet Lange an der angeführten Stelle folgendes:

„Die drei See'n werden von Höhenzügen umgrenzt, und auf einem derselben, vielleicht 2000 Schritte südlich vom Apfelsee, wurde in diesem Frühjahr [1876] ein Urnengrab bloßgelegt. Dasselbe hat die Form eines Rechtecks, ist 9 dezm lang, 7 dezm tief und 5 dezm breit. Die vier Seiten werden durch Granitplatten gebildet, die ungefähr 6—8 centm. breit und mit der Erdoberfläche gleich sind, welcher Umstand auch wohl das Finden derselben erleichtert hat. Der Fund im Innern hat aus 5 Urnen bestanden, die so aufgestellt waren, dass in jeder Ecke eine ziemlich grosse und in der Mitte eine kleine gestanden hat. Die vier grösseren Urnen haben leider nicht erhalten werden können, während ich die kleinere durch die Güte des Lehrers Reuter in Bölkendorf erhalten und an das Märkische Provinzial-Museum abgegeben habe. Der Inhalt sämtlicher Urnen bestand aus Asche und Knochenpartikelchen, Stein- oder Metallgeräte wurden nicht gefunden. Die noch vorgefundenen Scherben, von dunkler Färbung, waren alle grob gearbeitet und ohne jede Verzierung.

Von hier aus untersuchte ich noch zwei Gräberstätten in der Richtung westlich nach dem Paarsteiner See zu. An beiden Stellen fand ich Urnenscherben, und an einer ausserdem den Vorderteil eines Schädels.*) Gleichzeitig will ich hier konstatieren, dass die Feldmark Bölkendorf reich an Urnenstätten ist; nur ist das Blosslegen derselben mit ungeheurer Schwierigkeit verbunden, weil solche Hügel mit vielen Schachtruten Feldsteinen bepackt sind.“

Von einigen Mitgliedern der Gesellschaft wurden an der angegebenen Stelle Nachforschungen angestellt, ausser einigen glatten Scherben fand sich aber nichts weiter vor.

*) Im Märkischen Museum verwahrt.

Auf steil ansteigendem Pfade an dem Apfel-See und dem Tiefen See entlang, wurde der Rückweg nach Bölkendorf angetreten und von dort nach längerer Rast die Richtung nach Neu-Künkendorf eingeschlagen. Auf diesem Heimwege hatte man Gelegenheit, die eigenartige Landschaft in verschiedener Beleuchtung zu betrachten, einmal von düsteren Wolken eingehüllt und von Regenschauern umrauscht, dann in prächtiger Abendbeleuchtung, die die Hügelkuppen und die Wipfel der umliegenden Forsten vergoldete, während sich ein Regenbogen über die Gegend spannte. Vor Einbruch der Dunkelheit wurde Neu-Künkendorf erreicht und diesem Orte, da noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges übrig blieb, ein Besuch abgestattet. Das Dorf zieht sich zu beiden Seiten der Landstrasse ziemlich einförmig dahin, auch die Kirche schien nicht viel zu versprechen, entpuppte sich aber bei näherer Besichtigung als ein sauber aufgeführter Granitquaderbau aus dem 14. Jahrhundert, dessen Fenster einen dem Rundbogen fast ähnlichen Spitzbogen zeigen. An der Turmseite fand sich ein schönes Spitzbogenportal, an der Nord- und Südseite je ein vermauertes Portal. Der hintere Teil der Kirche ist abgesetzt und öffnet sich mit einem Spitzbogen nach dem vorderen Schiff; beide Teile der Kirche scheinen gleichzeitig erbaut zu sein, da die Technik bei beiden dieselbe, auch kein merklicher Altersunterschied an den Steinen wahrzunehmen ist.

Das Innere der Kirche ist in neuerer Zeit renoviert und sauber gehalten, aber einfach und schmucklos. Die Kanzel befindet sich auch hier, wie in Bölkendorf, über dem Altar an einer die Sakristei abschliessenden Bretterwand. Der in der Mitte des Kirchenschiffs hängende achtarmige Leuchter ist zum Gedächtnis eines Ertrunkenen gestiftet und trägt folgende Inschrift:

„Unserm am 22. Septbr. 1827 in der Oder zu Stolzenhagen ertrunkenen Sohne F. W. Stolzenburg in dem Alter von 17 Jahren u. 11 Monaten, weihen dies zum Andenken dessen Aeltern hieselbst zu Neukünkendorf.“

Ausser einer alten Totenkrone befindet sich sonst nichts von Bedeutung in der Kirche. Interessant ist nur, dass neben der üblichen Gedenktafel für die gefallenen Krieger der Feldzüge 1813—15 auch eine solche für die heimgekehrten Kriegshelden jener Tage hängt, eine Einrichtung, die wohl nur selten vorkommen dürfte.

Auf dem Kirchboden liegen die Reste eines alten Barockaltars verstreut umher und im Turme (Wetterfahne mit 1791) hängen zwei Glocken, die grössere aus dem Jahre 1704, die kleinere von 1760. Die ziemlich umfangreichen Inschriften liessen sich bei der Dunkelheit nicht mehr entziffern.

Den Eingang zu dem die Kirche einschliessenden Friedhof bildet ein altes Backsteinportal.

Über Oderberg und Freienwalde kehrten die Teilnehmer nach Berlin zurück.

Über die geologischen Verhältnisse der Gegend um den Paarsteiner See hat Herr W. Pütz in nachfolgender Abhandlung in dankenswerter Weise Bericht erstattet:

Das bei der Exkursion des Märkischen Provinzial-Museums am 10. Sept. d. J. besuchte Gebiet bot den Teilnehmern in geologischer Hinsicht Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen; bewegten wir uns doch auf einem Gelände, in welchem die letzte Eisbedeckung Norddeutschlands unleugbare Spuren ihres gewaltigen Wirkens zurückgelassen hat.

Etwa 8 km jenseits des Bahnhofs Eberswalde durchschneidet der Schienenstrang der Berlin-Stettiner Eisenbahnlinie einen Höhenzug, der hier bis auf 95 m ü. d. M. ansteigend rechts in einem nach Südosten abschweifenden, links in einem dem Auge näher gerückten und mit seiner kammartigen Horizontlinie die Aufmerksamkeit fesselnden Bogen sich hinziehend ein plötzlich verändertes Landschaftsbild einschliesst.

Dieser ausschliesslich aus nordischem Geschiebe-Material und zwar entweder in Form von eigentlicher Blockpackung, deren einzelne Steine zwischen Kopfgrösse bis zu mehreren Metern wechseln, oder aus Grand, Geröll mit lehmigem Bindemittel, sowie stellenweise auch aus normalem Geschiebemergel zusammengesetzte Höhenkamm ist ein Teil des grossen Endmoränenzuges, der durch die geologischen Untersuchungen der letzten Jahre von der dänischen bis fast zur russischen Grenze festgestellt und als Product einer Stillstandsperiode der letzten Vergletscherung mit aller Wahrscheinlichkeit als eine Massenaufschüttung des vom Eise mitgeführten Moränenmaterials erkannt worden ist.

Zeigt nun ein Blick auf das beigegebene Kärtchen (Fig. 1) einen so ausgesprochenen Parallelismus dieses Moränenzuges mit dem Verlauf der Ostseeküste, dass das Obwalten eines genetischen Zusammenhanges unabweisbar erscheint, so ist im Weiteren auch eine Beziehung zwischen den Endmoränen und den grossen ostwestlichen Urstromthälern unverkennbar, welche von den Schmelzwassern des im Rückzuge begriffenen Eises benutzt wurden, indem auf der Höhe der je zwei solcher Hauptthäler scheidenden Landrücken entweder zusammenhängende oder in einzelnen Stücken auftretende Endmoränen aufgefunden wurden. So entspricht dem ältesten Urthal, dem Breslau—Hannoverschen, eine durch kurze Endmoränenstücke in der Altmark und auf dem Flemming angedeutete Stillstandslage des Eises. Zum Glogau—Baruther Thale gehören einige in der Provinz Posen nachgewiesenen Endmoränen, zum Warschau—Berliner Thale die Endmoränenzüge, welche von Eberswalde über Schwiebus und Züllichau bis zur Ostgrenze der Provinz Posen sich hinziehen, und endlich entspricht dem letzten, dem Thorn—Eberswalder Thale der grosse eingangs erwähnte, von der Nord- bis zur Ostgrenze des Reiches sich ausdehnende Endmoränenzug, dessen

Beziehungen zu diesem jüngsten Urstromthal durch die Specialaufnahmen eingehender bekannt geworden ist, und deren mittlerer mit Rücksicht auf die territoriale Zugehörigkeit als Uckermärkisch-Neumärkischer Moränenzug bezeichneter Teil hier in Betracht kommt.

Als zunächst bemerkenswertes Resultat hat sich nun ergeben, dass von den Höhen der Endmoräne weite Sandebenen sich nach Süden erstrecken, die, anfangs die Hochebene bildend, ganz allmählich in Thäler übergehen, deren nordsüdliche Richtung sich schliesslich mit dem ost-westlichen Hauptstrom vereint. Da die diluvialen Thalböden dieser stark



Figur 1.

nach Süden geneigten seitlichen Zuflüsse im Hauptthale mit andern diesem angehörigen, aber in völlig gleichem Niveau liegenden zusammenfallen, so scheint ein ursächlicher und zeitlicher Zusammenhang beider unverkennbar.

Wie bereits bemerkt wurde, kennzeichnet sich das topographische Verhalten der Endmoräne meistens durch ein wall- oder kammartiges Übertagen ihrer Umgebung, wobei dieselbe häufig ohne Rücksicht auf die Terrainverhältnisse tiefe Thäler überschreitet; jedoch tritt auch der Fall ein, dass sie von den Höhen der hinter*) ihr liegenden Grundmoränenlandschaft sowohl, wie auch zuweilen von vorliegenden Erhebungen übertroffen werden. Die Uckermärkischen Moränen zeichnen sich jedoch vor andern durch auffallende Übereinstimmung des ge-

*) Die Bezeichnungen vor und hinter der Endmoräne sind ihrer Reihenfolge der Bewegungsrichtung des Eises gemäss zu verstehen.

ologischen und des topographischen Verhaltens aus, indem sie allenthalben in grossen Bogen sich scharf und deutlich bis vielfach auf eine relative Höhe von 50 m über die nächste Umgebung erheben und so der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge verleihen.

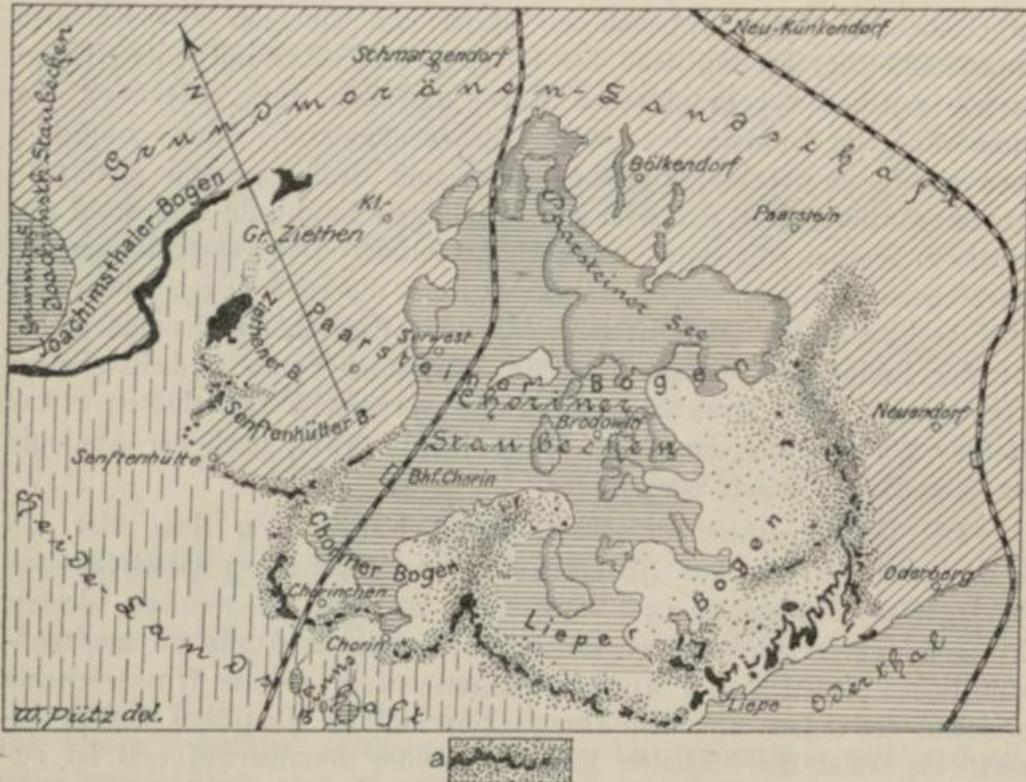
Sind nun auch die Endmoränen im allgemeinen nicht stets a priori im Gelände als topographisch hervorragende Gebilde sofort erkennbar, sondern bedarf es zur Feststellung ihrer Natur vielfach erst der genauen Untersuchung, so haben sie jedoch andererseits nicht nur eine topographische, sondern auch geologisch-agronomische Bedeutung, indem sie die Grenzlinie bilden zwischen so stark von einander abweichenden Landschafts-Charakteren, dass dieser Unterschied schon auf jeder einigermaßen genauen topographischen Karte auffallen muss. Hinter der Endmoräne, im Gebiete der letzten Eisbedeckung, die stark coupierete, einen regellosen Wechsel zwischen Höhe und Senke zeigende Grundmoränenlandschaft mit dem oft prächtigen Laubwald und wohl gedeihenden Weizen tragenden, wenn auch vielfach steinbesäten Boden des Geschiebemergels, von dessen Nährkraft auch die reiche Besiedelung mit meist wohlhabenden Dörfern und blühenden Einzelhöfen Zeugnis giebt; vor der Endmoräne dagegen weithin starrender Sand- und Kiesboden in eintöniger, nur durch Nadelwald und vereinzelte Ortschaften etwas belebter Ebene, der sogenannten Heidelandschaft, nach der Analogie von Island auch Sandr benannt.

Die Grundmoränenlandschaft, deren Namen von dem hier als Grundmoräne des von Skandinavien aus gegangenen Gletschereises abgelagerten Geschiebemergel hergeleitet ist, und in welcher, dessen Ertragsfähigkeit zufolge, der Reichtum Norddeutschlands an landwirtschaftlichen Erzeugnissen wurzelt, ist ausserdem als die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Thorn—Eberswalder Hauptthal bemerkenswert; sie weist die höchsten Erhebungen des Landes auf und ist zugleich das Gebiet der abflusslosen Grundmoränen-Seen.

Ausser den eben genannten Becken, deren vielfach zerrissene Umgrenzungen und wechselnde Tiefen ganz dem Charakter der komplizierten Grundmoränenlandschaft entsprechen, birgt das Gebiet der baltischen Endmoräne noch eine Reihe anderer Seen in grosser Anzahl, wie ja auch dieser Wasserreichtum dem ganzen Höhenrücken den Namen der „Seenplatte“ eingetragen hat. Zunächst fallen zwei zu einander in scharfem Gegensatz stehende Seetypen auf, die Stauseen und die Rinnenseen. Erstere repräsentieren den Rest der in Folge Rückzugs des Eises hinter der Endmoräne sich anstauenden Schmelzwasser, deren ehemalige Ausdehnung namentlich innerhalb des Uckermärkischen Moränengürtels in den vielfach zu beobachtenden, ausgedehnten ebenen Flächen zu sehen ist, welche unter dem Namen „Staubecken“ mehrere dieser

einzelnen Stauseen zusammenfassen und mit ihren Sanden und Thonmergeln die jüngsten Sedimente der Gletscherwässer enthalten.

Im Gegensatz zu diesen Stauseen, welche mit ihren einfach gerundeten, meist mit Schilf bewachsenen Ufern nur geringe Tiefe verbinden, kennzeichnen sich die Rinnenseen durch langgestreckte, hochrandige Ufer und meist bedeutende Tiefe als Gletscherwasserabfluss. Sie entwickelten sich vornehmlich an solchen Stellen, wo der Moränenwall einen Durchlass aufwies. Ein sehr schönes Beispiel der beiden vorgenannten



Endmoräne a Blockpackung.

Figur 2.

Seetypen bietet einerseits der am linken Rande der Kartenskizze (Fig. 2) noch angedeutete rundliche, flache Grimmnitz-See bei Joachimsthal, der mit mehreren andern nördlich vorgelegenen Seen das ehemalige Joachimsthaler Staubecken einnimmt, während andererseits der stellenweise über 60 Fuss tiefe, malerisch zwischen hohen, bewaldeten Ufern sich hinziehende Werbellin-See in der wildreichen Schorfheide einen in typischer Weise entwickelten Rinnensee-Charakter zeigt. Aber auch ohne Stausee und Durchlass lassen sich an den Endmoränen vielfach Rinnen beobachten, die entweder in einzelne hintereinander liegende Stücke abgeschnürt oder in geschlossenem Thalzuge der meist einförmigen Heidelandschaft einige Abwechslung verleihen.

Im Paarsteiner See zeigen sich verschiedene Seetypen vereinigt. Als Ausfüllung einer centralen Depression des grossen Paarsteiner Moränenbogens in seiner Anlage ein Grundmoränensee, dessen Tiefe heute 30—40 Fuss beträgt, gehört er gleichwohl zu dem grossen bis an den Choriner und Lieper Bogen heranreichenden, in der Skizze (Fig. 2) durch horizontale Schraffierung hervorgehobenen Staubecken, dessen Gletscherwasser später durch Absetzen des Gletscherschlammes eingengt und in mehrere kleine Stauseen zerlegt wurde, zwischen denen das freundliche Kirchdorf Brodowin seine weltabgeschiedene, idyllische Stätte findet. Bei dieser Trockenlegung mag jedoch auch eine andere Ursache mitgewirkt haben; denn das Wasser des Choriner Staubeckens hat unter Benutzung der heute von der herrlichen Klosterruine Chorin eingenommenen Unterbrechung des Moränenwalles auch eine Rinne ausgefurcht, deren einstige Ausfüllung von der Höhe des Choriner Bogens als eine anmutige, durch saftigen, von dunklem Waldesgrün wirkungsvoll eingeschlossenen Wiesengrund sich hinziehende Seenkette in dem freundlichen Landschaftsbild erkennbar wird.

Kennzeichnet sich so der Paarstein-See in seinen südwestlichen Partien schon als ein Doppeltypus von Grundmoränen- und Stausee, so lernen wir in seinem nördlichen und nordöstlichen, Tiefen von etwa 35 Fuss und höhere Ufer aufweisenden Teil noch einen andern See-Typus kennen, indem er hier durch subglaciale Zuflüsse erweitert wurde; denn als solche sind jene heute von mehreren kleinen Einzelseen ausgefüllten Terrainfurchen anzusehen, welche bei Bölkendorf von der Höhe der Grundmoränenlandschaft in südwestlicher Richtung sich zum Paarsteiner See hinabziehen.

Dem im Vorstehenden geschilderten Charakter der Gegend entsprechend bot der Weg vom Bahnhof Neu-Künkendorf über das benachbarte Bölkendorf nach dem Paarsteiner See, dem Hauptziel des Ausfluges, das beständig wechselnde Bild einer Grundmoränenlandschaft *κατ' ἐξοχήν*, deren in völlig regellosem Gewirr die mannigfaltigsten Formen und Niveau-Unterschiede bis zu 40 m aufweisendes Relief in der klaren, sonnendurchleuchteten Herbstluft um so plastischer hervortrat, als die von den Halmen befreiten, meist in Weizenkultur stehenden Felder jede einzelne Unebenheit aufs deutlichste zur Wirkung kommen liessen. Während in den Senken der Blick nicht über den Rand hinauszureichen vermochte, überschaute das Auge von den Höhen immer neue Scenerien dieser in ihrer richtungslosen Mannigfaltigkeit oft den Schrecken des aufnehmenden Topographen bildenden Terrainformen, denen aber gleichwohl die neben der aufstauenden und emporpressenden auch eine abrundende Wirkung ausübende dynamische Thätigkeit des Gletschereises eine gewisse Einheitlichkeit verliehen hat.

Der ganze eigenartige Zauber märkischer Landschaft aber entfaltet sich dem Wanderer, wenn von den letzten an das grosse Choriner Stau-
 becken herantretenden Höhen der Grundmoränenlandschaft im Westen
 der Spiegel des buchtenreichen Paarsteiner Sees aufblitzt, hinter welchem,
 malerisch eingefügt zwischen Wasser, Wiese und Hügel aus dichten
 Baumkronen der schlanke Kirchturm von Brodowin sichtbar wird,
 während die teils mit üppigem Wald bedeckten, teils in ihrer Nacktheit
 um so markanter gegen den Horizont abschneidenden Höhen des grossen
 Paarsteiner Endmoränenbogens wie ein riesiges Amphitheater das
 Landschaftsbild abschliessen, dessen Sonderart auch der rein ästhetischen
 Betrachtung eine vertiefende, gewissermassen mit einem Nachempfinden
 der wirkenden Kräfte verbundene Wirkung zu verleihen und so auch im
 Einklang mit der realistisch-naturwissenschaftlichen Richtung der Gegen-
 wart unserem engeren Vaterlande neue Freunde zu gewinnen vermag.

W. Pütz.

Personalien.

U. M. Herr Sanitätsrat Dr. Thorner hat den Charakter als Ge-
 heimer Sanitätsrat, der Gemahl u. M's. Frau Professor Dr. Dönitz den
 Charakter als Geheimer Medizinalrat, u. M. Dr. Julius Rodenberg
 den Charakter als Professor, u. M. Herr Bergwerksbesitzer Fritz Fried-
 länder den Charakter als Kommerzienrat erhalten.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender
 haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

14. (7. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 31. Januar 1900, abends 7^{1/2} Uhr im Bürgersaale des
Rathauses.**

A. Der Vorsitzende Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel begrüßte namens des Vorstandes die Mitglieder in der ersten ordentlichen Versammlung des neuen Jahres und machte darauf aufmerksam, dass das diesmalige Stiftungsfest Mittwoch den 7. März im Hôtel Impérial (Schlaraffia) Enckeplatz 4/4a. gefeiert werde.

Derselbe teilte ausserdem folgendes mit.

1. Auch in der „Brandenburgia“ ist es vom heimatkundlichen Standpunkte aus nötig des Jahrhundertwechsels zu gedenken. Fürchten Sie nicht, dass ich die unfruchtbare Streitfrage, ob das 19. Jahrhundert mit dem 31. Dezember 1899 oder mit dem 31. Dezember 1900 zu Ende gehe, auch bei uns aufwerfen werde; mag sich da jeder mit seinem chronologischen Gewissen abfinden, wie er will. Für mich beginnt chronologisch das 20. Jahrhundert erst am 1. Januar 1901; ich grolle aber keinem, der da meint, man habe richtiger den Beginn auf den 1. Januar 1900 verlegt.

Es kommt für uns nur darauf an, festzustellen, wie man thatsächlich bei uns vor 100 Jahren über die Sache gedacht und wie man sie geschäftlich beziehentlich amtlich behandelt hat.

Darnach kann nicht ein Schatten eines Zweifels sein, dass die ganze Bevölkerung vom König bis zum Arbeiter nur den 1. Januar 1801 als Beginn des 19. Jahrhunderts angesehen hat. Zum Beweise lege ich Ihnen aus der Magistrats-Bibliothek die Jahrgänge 1799, 1800 und 1801 der beiden gelesenen Tagesblätter, der Vossischen und der Spenerschen Zeitung vor. In den Jahrgängen 1799 zeigt sich nicht die leiseste Anspielung auf den Jahrhundertwechsel und die Neujahrsnummern 1800 bringen hiermit in Übereinstimmung nur das übliche Neujahrs-Festgedicht. Erst um die Mitte des Dezember 1800 herum, finden sich in der Vossischen und Spenerschen Zeitung Anspielungen auf das kommende

19. Jahrhundert. So zeigt in der Spenerschen Zeitung vom 18. Dezember 1800 der Hofmedailleur Daniel Loos und sein Sohn Friedrich Loos an, dass sie eine Münze geprägt, Vorderseite mit der Inschrift (nach August Lafontaine):

„Alles vergeht, aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, Liebe zu guten Menschen vergeht nie.“

Rückseite:

„Dem scheidenden und kommenden Jahrhundert 1801.“

Ausserdem bietet dieselbe kunstgewerbliche Firma am 23. Dezember 1800 ebendort an eine „Denkmünze zu einem zärtlichen und menschenfreundlichen Glückwunsche beim Antritt des neuen Jahrhunderts“.

Rückseiten-Inschrift (biblische Worte):

„Frieden sollen sie haben und Freuden die Fülle. 1801.“

Der Kupferstecher Thormann zeigt in derselben Nummer an: „Um die gewiss für jedermann merkwürdige Epoche des neuen Jahrhunderts auf einige Zeit in stetem Andenken zu erhalten, ist eine Medaille auf eine ganz neue und einfache Art verfertigt worden“. Auf der Rückseite steht „zum Andenken des angehenden 19ten Jahrhunderts.“ — Noch 2 andere Medaillen werden von Loos am 28. Dezember 1800 angezeigt: „1. Ein Januskopf mit der Umschrift: Vergangen sei das Übel, froh die Zukunft. Abschnitt: Wunsch zum 19ten Jahrhundert. 2. Mit dem Bildnisse des Königs. Umschrift: Ihm danken wir am Schlusse des Jahrhunderts des Friedens Segnungen.“

Eine stärkere Bestätigung, dass jedermann damals den Anfang des neuen Jahrhunderts erst vom 1. Januar 1801 rechnete, kann es kaum geben.

Hiermit stimmen selbstverständlich auch die amtlichen Anordnungen. In der Vossischen Zeitung vom 1. Januar 1801 heisst es: „Durch ein Cirkular des Königl. Ober-Konsistoriums in Berlin ist verordnet worden, dass heute, am Anfange des neuen Jahrhunderts, der Gottesdienst aller Konfessionen mit einem feierlichen Gebete beginnen und mit einem solchen und dem Te Deum beschlossen werden soll. Jedem Prediger ist es überlassen, einen eigenen schicklichen Text zu wählen und nach den Umständen gehörig zu benutzen, auch die allgemeine Übersicht der Zu- und Abnahme der Bevölkerung, wenn etwa Daten dazu vorhanden sind, anzugeben. Man wird begierig sein zu wissen, wie in vorigen Zeiten dieser merkwürdige Tag gefeiert worden ist. Eine gelegenheitliche Anfrage veranlasste die Aufseher der ansehnlichen Herzoglichen Bibliothek zu Gotha nachzusuchen, was sich für Nachrichten von Feierlichkeiten fänden, mit den man vor 100 Jahren den Schluss des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts hie und da begangen habe. Zur Verwunderung fand sich nichts davon; wohl aber eine Menge Nachrichten von kirchlichen und andern Solennitäten, womit das Jahr-

hundert der Reformation, der Augsburgerischen Konfession, des Passauischen Vertrags, und sogar des Religionsfriedens, an sehr vielen protestantischen Orten und besonders in Sachsen, gefeiert worden ist. Wie feierlich das Jubeljahr zu Rom, sogar alle 25 Jahre seit 1300 begangen wurde, und wie die vermauerte heilige Pforte an der Peterskirche jedesmal den 24. Dezember 99 (das letzte Mal wegen der Zeitumstände ausgenommen) eröffnet, und an demselben Tage des folgenden Jahres wieder geschlossen wird, wodurch in vorigen Zeiten nicht Tausende, sondern Millionen von Pilgrimen nach Rom gezogen wurden, ist bekannt. Die Abneigung gegen den Papst und päpstliche Einrichtungen trug mit dazu bei, dass die Protestanten die schon bei den alten Römerzeiten gebräuchliche Sekularfeier unterliessen. Auch mochte die bei der letzten Sekularfeier mit vieler Lebhaftigkeit verhandelte Streitfrage: ob das Jahr 99 oder 100 das Schlussjahr des Sekulums sei? mit an dieser Vernachlässigung Schuld sein. Unter den satyrischen Münzen, die 1700 erschienen, führte eine die Inschrift: „Wo sind wir?“

Um die Stellung des jetzigen Papstes Leo XIII. zu der Jahrhundertsfrage zu präzisieren, muss man zweierlei unterscheiden: Das heilige Jahr, welches der Heilige Vater jüngst in der römischen Peterskirche mit dem hergebrachten Ceremoniell eröffnete und welches allerdings mit dem 1. Januar 1900 begonnen hat, und das neue Jahrhundertsjahr. Das neue Jahrhundertsjahr hat mit dem Jubeljahr absolut nichts zu thun. Nach des Papstes Ausspruch beginnt das 20. Jahrhundert erst am 1. Januar 1901. Die in dieser Beziehung wohl informierte katholische Märkische Volkszeitung schrieb hierzu vollkommen zutreffend am 29. Dezember 1899:

„Die kürzlich veröffentlichten Anordnungen des preussischen Ministeriums über den Beginn des 20. Jahrhunderts, namentlich die an die Schulen der Monarchie ergangenen Weisungen, die Kinder auf den bevorstehenden Wechsels des Jahrhunderts hinzuweisen, haben die irrige Annahme zur Voraussetzung, dass das 19. Jahrhundert bereits am 31. Dezember dieses Jahres sein Ende erreiche. Was zu dieser falschen Annahme geführt hat, ist nicht recht ersichtlich. Derartige Wendepunkte können doch nicht nach blosser Willkür und Laune berechnet und festgestellt werden. Die hier allein massgebende Chronologie erklärt einstimmig als Schlusstag des neunzehnten Jahrhunderts, den 31. Dezember 1900. In der That, wer z. B. 1900 Bücher lesen soll und im Begriff steht, das 1900 te aufzuschlagen, hat eben dieses letzte noch zu lesen, und erst dann ist das 19te Hundert durchstudiert. Man hatte jüngst verbreitet, auch der Papst habe die Jahrhundertwendefeier schon auf den 31. Dezember 1899 verlegt. Dann hiess es, um auch der anderen Berechnung gerecht zu werden, habe der Papst bestimmt, es solle auch am 31. Dezember 1900 eine entsprechende Schlussfeier veranstaltet

werden. Wie ungenau diese Gerüchte waren, ergibt der Wortlaut eines Erlasses der h. Ritenkongregation vom 13. November 1899. Es heisst da u. a.:

Wir stehen im Begriff, in der nächsten Zeit den Beginn des heiligen Jahres zu feiern, welches unser hl. Vater und Herr Leo XIII. glückverheissend angesagt hat. . . . Mit Mitternacht des letzten Dezembers des nächsten Jahres endet das gegenwärtige Jahrhundert und ein neues fängt an. . . . Damit deshalb das kommende Jahr 1900 seinen hoffnungsvollen Anfang nehme mit der Erflehung der Hilfe Gottes und seines eingeborenen Sohnes unseres Heilandes, und damit dasselbe segensreich verlaufe und, wie wir wohl hoffen dürfen, ein weit glücklicheres Zeitalter bringe, erteilt unser hl. Vater Papst Leo XIII. gnädig die Erlaubnis, dass am 31. Dezember sowohl des zur Neige gehenden als auch des kommenden Jahres um Mitternacht in den Kirchen und Kapellen, in welchen die hl. Eucharistie vorschriftsmässig aufbewahrt wird, nach dem weisen Ermessen des Ordinarius eines jeden Ortes das allerheiligste Sakrament zur Anbetung ausgesetzt werde . . . u. s. w.“

Es sind noch zur Unterstützung, dass das 19. Jahrhundert am 1. Januar 1800 begonnen habe, unsere zwei grössten Dichterheroen Goethe und Schiller gewissermassen als Kronzeugen ins Feld geführt worden, indem Schiller am Neujahrstage 1800 seinen Freund Goethe auch zum neuen Sekulum begrüsst und letzterer hierauf entsprechend geantwortet habe. Man hätte diese beiläufig hingeworfenen Bemerkungen lieber nicht ins Gefecht führen sollen. Denn in Weimar und Jena, überhaupt in den thüringischen Staaten ist der Jahrhundertswechsel amtlich erst am 1. Januar 1801 gefeiert worden und auch Schiller hat seinen Irrtum offenbar eingesehen, denn das berühmte Lied Schillers: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ ist erst im Mai 1801 erschienen (vgl. Viehoff, Schillers Gedichte, III. 377). Noch schlimmer ergeht es denen, welche den Anfang des herrlichen Schillerschen Gedichts „Die Künstler“ citieren:

„Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige,
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige“

und bei der Jahrhundertsneige an das Jahr 1799 denken. Der Dichter hat den Ausdruck „Jahrhunderts-Neige“ mit seherischer Prophetie gebraucht, denn dies edle Lied ist bereits im Jahre 1789 erschienen.

Endlich sei mir noch gestattet, darauf hinzuweisen, wie unser Volk, insbesondere die Geschäftswelt durch die unvermutete Bekanntmachung, dass der Eintritt des XX. Jahrhunderts am 1. Januar 1900 gefeiert werden solle, vollständig überrascht worden ist. Man ersieht das deutlich u. a. aus den diesmaligen Neujahrsglückwünschen. Dieselben bewegen sich in dem alten herkömmlichen Fahrwasser wie bei jedem Jahreswechsel. Unter den Hunderttausenden der erwähnten Glückwunsch-

karten findet sich keine einzige, welche den Jahrhundertswechsel erwähnt. Diesen hätte sich aber die Industrie sicherlich nicht entgehen lassen, wenn sie nicht, wie ich schon sagte, durch die unvermutete Fixierung des Jahrhundertwechsels auf den 1. Januar 1900 völlig überrumpelt worden wäre. Die Zeichner, Kunstdrucker, Luxuspapierfabrikanten stellen nämlich die Jahresglückwunschkarten schon mindestens 6 Monat früher fertig, damit sie gehörig an die Abnehmer verteilt und versendet werden können. Als dies diesmal geschah, waren die betr. Fabrikanten pp. im guten Glauben, dass der Jahrhundertswechsel eben erst am 1. Januar 1901 eintreten werde. In aller Hast sind in den letzten Tagen des Jahres 1899 noch einige auf den Jahrhundertwechsel am 1. Januar 1900 bezügliche Karten nachgedruckt wurden, die aber gerade nur bestätigen, was ich bezüglich des grossen Publikums gesagt habe.

Alles in allem betrachtet können auch die Freunde des Beginns des 20. Jahrhunderts mit dem 1. dieses Monats nicht bestreiten, dass seit der letzten amtlichen und öffentlichen Jahrhundertwechselfeier erst 99 Jahre vergangen sind, mit andern Worten, dass man uns ein Jahr des 19. Jahrhunderts entzogen hat.

2. August Förster: Aus Grünbergs Vergangenheit.

Gesammelte Bilder zur Geschichte der Stadt nach vorhandenen Chroniken und sonstigen Überlieferungen. Grünberg i. Schles. Druck und Verlag von W. Levysohn 1900. S. 390.

Grünberg ist uns Berlinern, insbesondere den alten und ältesten unter uns bekannt. Der Berliner sagt natürlich stets dreisilbig Grünberg*). Der Grüneberger Wein wurde im Mittelalter und noch später bei uns getrunken, er ist nachmals bei uns, ich meine mit Unrecht, in Verruf gekommen und wird unter den Dreimännerweinen aufgeführt. Die Grünberger Trauben erschienen hier noch lange Jahre neben den Gubenschen auf dem Berliner Markt, auch hier haben die sauren Jahre dem Absatz geschadet und in Verbindung mit den Einfuhrzollerleichterungen den Ersatz der lausitzer und schlesischen Trauben durch die süssen Tafeltrauben Südtirols, Ungarns und Italiens bei uns begünstigt. Aber nicht bloss über den Weinbau Grünbergs berichtet der Verfasser, unser Mitglied, sondern über eine Menge anderer Dinge, als über die Tuchmanufaktur, über die Zeiten des Alten Fritz und die Franzosen in Grünberg. Von dem Neutralitätsarmen i. J. 1711 und dem damit zusammenhängenden angeblichen Hünengrab im Künauer Walde wird uns erzählt, das sich als ein damals aufgeworfener Farnhügel entpuppt hat. Die Hexenprozesse in Grünberg und Umgegend von 1663—1669 entwerfen ein schauerliches Bild menschlicher

*) Ähnlich wie man früher in Berlin (ab und zu auch wohl noch jetzt) Greifswalde für das allein richtige Greifswald sprechen hört.

Geistesumnachtung, an dem Protestanten wie Katholiken beteiligt sind, und erinnern uns leider an ähnliche Vorgänge in der Mark Brandenburg. Eines alten Eibenbaumes (*Taxus baccata*) mitten in der Stadt Gr. wird liebevoll gedacht und er mit den Herrenhaus-Eiben, den ältesten lebenden Berlinern, verglichen. Die Grünberger Eibe hat von 188 cm bis 212 cm Umfang und wird von Johannes Trojan, dem Eibenfreund und bewährten Eibenkenner, auf 500 bis 600 Jahr geschätzt. Der bis jetzt etwas stiefmütterlich behandelte „älteste Grünberger“ soll fortan besser gepflegt werden. Sehr interessant sind die Schilderungen Grünbergs in den politischen Bewegungsjahren 1848 und 1849, womit das flott geschriebene, auch für den brandenburgischen Leser interessante Förstersche Buch schliesst, das belehrend und gründlich, niemals aber langweilig ist, wie sonst so manche Ortschronik.

3. E. Lemke: Volkstümliches in Ostpreussen. 3. Teil. Allenstein. Druck und Verlag von W. E. Harich. 1899. XII + 184 S. 8°.

Unser Mitglied Fräulein Elisabeth Lemke hat nach mancherlei Schwierigkeiten und nach langer Zeit (Teil I erschien 1887, Teil 2: 1889) den 3. Teil ihres überaus fleissigen Sammelwerkes fertig gestellt, aber dies „fertig“ bezieht sich nur auf den erzwungenen Abschluss, indem sie genötigt ist ihre Heimat zu verlassen. Der von der Verf. ausgebeutete Kreis beträgt 40 km im Durchmesser mit dem Städtchen Saalfeld als Mittelpunkt.

Wie in den früheren Teilen wird nur Verbürgtes geliefert, das mit einem wahren Bienenfleiss und immer getreu aus der Volksseele gesammelt ist, wodurch sich die Arbeit von ähnlichen Versuchen (auch in unserer Provinz Brandenburg) vorteilhaft unterscheidet. Für uns märkische Heimatsorte ist es sehr dienlich, ja notwendig, auch die Nachbarlande auf Volkstümliches zu mustern, da nur auf diese Weise festgestellt werden kann, was märkisch im engeren Sinne ist und was wir mit den Nachbarn gemeinsam haben.

Dieser 3. Teil behandelt als neu: Wohnung, Gerätschaften und Kleidung und giebt reiche Nachträge zum 1. Teil, zum Volkskalender, zur Pflanzen- und Tierwelt, Wetterkunde, Aberglauben. Desgl. zum 2. Teil, Sagen, Spukgeschichten, Märchen.

Wir können der vortrefflichen Arbeit E. Lemkes nur eine recht weite Verbreitung in den Kreisen der Volksfreunde und Volkskundigen wünschen.

4. Albert Borchert: Heimatkunde von Berlin und der Mark Brandenburg für Vorschulen. Berlin 1900. L. Oehmigkes Verlag.

Die Heimatkunden schiessen jetzt wie Pilze aus der Erde. Es ist das ein erfreulicher Beweis dafür, dass in der Schulwelt immer mehr

die Vorstellung sich Bahn zu brechen scheint, aller Jugendunterricht solle von der Heimat ausgehen. Während nun die meisten dgl. Bücher auf die Volksschule berechnet sind, dient die Borchertsche Heimatkunde der Vorstufe der höheren Lehranstalten. Einige elementare geographische Grundbegriffe leiten ein. Dann kommt das Schulhaus und seine Umgebung, dann Berlin, dann die Mark Brandenburg, wofür es freilich richtiger Provinz Brandenburg heißen würde. Alles nett und klar vorgetragen, behält der Klippschüler nur ein Zehntel von dem, was Borchert ihm bietet, so werden wir ihn gern als neuen kleinen Gelehrten in unserer Specialwissenschaft betrachten.

5. Der Jahrhundertswechsel möge mir noch die nachfolgende kleine Mitteilung gestatten, welche mir beim Durchblättern alter Zeitungen aus der vorletzten Jahrhundertswerde in die Feder kam. Vorläufer der Eisenbahn-Personenbeförderung vor 100 Jahren. In der „Voss.-Ztg.“ vom 9. Febr. 1799 liest man folgende Anzeige: „Die Englische fliegende Infanterie. Da die Englische Nation bei Errichtung ihrer Nationalgarde, wo jeder Kaufmann, ja sogar jeder Geistliche Soldat ist, auf Mittel dachte, diese Nationalgarde recht schnell von einer Gränze zur andern zu bringen, erfand man eine Maschine, die 40 Mann trägt, vermittelt welcher man des Tages 8 Deutsche Meilen machen kann, und sich die Infanterie ebenso schnell, als die Kavallerie, fortbewegt. Jedes Regiment hat 10 solcher Maschinen. Die Abbildung davon ist auf einem Folioblatte in allen Buchhandlungen für 16 Gr. zu haben. Baumgärtnerische Buchhandlung in Leipzig.“

Diese Mitteilung ist interessant einmal deshalb, weil man damals gerade bei der Nation, welche sich gegen die allgemeine Wehrpflicht im Scharnhorstschen Sinne bis heut sträubt, nahe daran war, zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen, noch mehr aber deshalb, weil wir es hier mit einem Vorläufer unserer Eisenbahnen zu thun haben. Freilich die Schnelligkeit desselben mit 8 d. M. auf den Tag vermag uns nicht zu imponieren.

6. Dem Fischessen, welches nach dem Schluss unserer Sitzung im Ratskeller stattfindet, haben wir uns bemüht, auch diesmal wieder einen heimatkundigen Charakter zu geben. Waren die zwei früheren gemeinschaftlichen Fischessen in unserer Brandenburgia „nach altberlinischer Art“ benamset, weil wir dazu die Küchenvorschriften anwenden, welche unser Fischereisachverständiger Herr Kretschmer so angab, wie er sie in seiner Jugend von seinem elterlichen Hause in Berlin her kannte, so haben wir diesmal ein Spreewälder-Fischessen gewählt. Fräulein Lemke, welche im Auftrag des Brandenburgischen Fischerei-Vereins den Spreewald bereiste, hat für unsere Mahlzeit wie folgt, die nötige Kochvorschrift mitgebracht.

Rezept zur Spreewaldsauce (mitgeteilt von Herrn Gastwirt

A. Richter in Lehde). „Man nehme etwas Butter, lasse sie braun werden, thue einfach Bier, ein wenig Wasser, saure Sahne, etwas Zwiebel, Gewürz, Pfeffer, Lorbeerblatt und Salz dazu und lege die frisch geschlachteten Fische hinein, lasse dieselben langsam fertig kochen, giesse nachher die Sauce ab und quirle dieselbe mit süsser Sahne und etwas Weizenmehl ab, beträufle die Sauce vor dem Servieren mit brauner Butter und übergiesse die Fische mit wenig Sauce“.

7. Ein neuer miocäner Sumpfcypressen-Wald.

Herr Sanitätsrat Dr. Robert Behla in Luckau, einer unserer eifrigsten heimatkundlichen Forscher, welchem wir wiederholt wertvolle Mitteilungen verdanken, hat mir aus dem Cottbuser Anzeiger vom 14. Januar 1900 folgende interessante Notiz zugehen lassen.

„Es sind nur wenige Jahre her, dass von der Grube „Viktoria bei Gross-Räschchen (welche kürzlich von einem Brandunglück heimgesucht worden ist) die Kunde ging, dass im Tagebau derselben die Stämme und Wurzelstümpfe riesenhafter Bäume aus der Tertiärzeit blosgelagt worden seien. Die ganze wissenschaftliche Welt beschäftigte sich mit dem interessanten Funde, und von den Fachmännern wurde nach eingehenden Untersuchungen festgestellt, dass es sich um die jetzt nur noch in Nordamerika, in den grossen Küstensümpfen am unteren Mississippi als Waldbaum heimische Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) handle, die also in der Urzeit auch in unserer Gegend grosse Sumpfstrecken bedeckt haben müsse. Die Funde erregten schon deshalb berechtigtes Aufsehen, als das fossile Vorkommen dieses Nadelbaumes bisher noch nirgends konstatiert worden war. Herr Sanitätsrat Dr. Behla-Luckau widmete dem Thema s. Zt. eine instruktive Abhandlung in den Spalten dieses Blattes. Diese Cypressenwälder, welche der Schichtung ihrer Reste nach mehrere Generationen erlebten, gingen durch irgend welche elementare Gewalten unter und wurden während der nachfolgenden Eiszeit von den Thon-, Sand- und Geschiebeführungen der Gletscher überdeckt. Aus den Nadeln, Zweigspitzen und abgestorbenen Ästen der Sumpfcypresse (dieselbe wirft nämlich im Gegensatz zu den meisten anderen Nadelhölzern alljährlich nicht nur sämtliche Nadeln, sondern auch die jüngsten Zweigspitzen ab) sowie aus Moosen und anderen niederen Sumpfgewächsen ist im Laufe ungezählter Jahrtausende die Kohle hervorgegangen, während die umgebrochenen Stämme und Wurzelstümpfe von oft gewaltigen Dimensionen in der wasserreichen Schicht unter Luftabschluss nicht verkohlten, sondern sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert erhielten. Schon beim Bekanntwerden der Funde in der Grube „Viktoria“ wurde die Vermutung ausgesprochen, dass wahrscheinlich alle Kohlenlager der Lausitz aus untergegangenen und begrabenen Wäldern dieser Sumpfcypresse entstanden sein mögen. Diese Vermutung scheint sich allmählich vollständig bestätigen zu wollen. Auch in unserer benachbarten Braunkohlengrube „Guerini“ werden seit einiger Zeit die Stämme und Stümpfe von riesigen Nadelbäumen gefunden, die durch massenhaftes Vorkommen an vielen Stellen der eigentlichen Kohlengewinnung Schwierigkeiten bereiten, stückweise herausgehauen und

bei Seite geräumt werden müssen. Die von der Grube „Viktoria“ sehr abweichenden Abbauverhältnisse gestatten die genaue Feststellung der für die Sumpfcypresse charakteristischen „Knuddeln“ oder „Knubben“ der Wurzeln allerdings nicht. Die Prüfung muss auf das Holz beschränkt bleiben. Dasselbe ist äusserst leicht spaltbar, stark querbrüchig, von hell- bis dunkelbrauner Farbe, ausgezeichnet erhalten und stimmt in seiner genau zu erkennenden Struktur und Beschaffenheit mit dem Holze in der Grube „Viktoria“ so augenfällig überein, dass ohne Zweifel anzunehmen ist, dass es sich auch hier um die Sumpfcypresse aus der Tertiärzeit handelt. Das Holz besitzt einen ausserordentlich hohen Heizwert, und den Arbeitern ist es gestattet, soviel als Brennholz für den eigenen Hausbedarf zu bergen, wie dies der ordnungsmässige Betrieb der Grube zulässt. Der grösste Teil des Holzes freilich bleibt in den ausgebeuteten Strecken liegen. Diese neue Fundstelle bietet einen weiteren wertvollen Beitrag für die Kenntnis des organischen Lebens in der Lausitz zur Urzeit.“

Ich füge dem hinzu, dass das miocäne Sumpfcypressenholz sich zur Kunsttischlerei sehr wohl verwenden lässt und verweise im übrigen unsere Mitglieder und Leser auf meine einschläglichen Mitteilungen „Brandenburgia“ III. 212 u. 271; IV. 147 u. 285; V. 289 u. VII. 362.

8. Berlin vor hundert Jahren. 1800. Saecularheft von „Berliner Leben“. Illustrierte Zeitschrift für Schönheit und Kunst. — Unser Mitglied Herr Hofgoldschmied Paul Telge hat die Güte gehabt, mir dies interessante Heft, zu dem Herr Gotthilf Weissestein einen kurzen, aber vollkommen orientierenden Text geschrieben, mitzuteilen und ich lege es um so lieber vor, als wir bereits in der Sitzung am 3. k. M. eine gleichlautend betitelte Wanderung durch Berlin unter Führung von Dr. Gustav Albrecht mit Unterstützung von Projektionsbildern antreten werden.

Der sehr reiche Bilderschmuck, Häuser, Prospekte, Landschaftliches, Personen, Theater, Kleinkunst u. s. w. kann beim Herumgehen genügend eingesehen werden und bedarf kaum einer weiteren Erläuterung an dieser Stelle.

9. Das Pagenhaus, Berlin C., Holzgartenstrasse 8. Unter den in Nr. 8 beschriebenen Ansichten befindet sich auch eine solche des Paul Telgeschen Hauses, Holzgartenstrasse 8. Es liegt auf dem unter dem Grossen Kurfürsten angebauten Stadtteil Friedrichswerder und blickt auf eine interessante, deshalb von mir hier erwähnte Entstehungsgeschichte zurück. Dasselbe ist auf Befehl des Grossen Kurfürsten 1669 für seine Pagen erbaut worden. Vor 100 Jahren wohnten noch ein Pagen-Gouverneur mit zwei Hofmeistern, zwei Leib- und sechs Hofpagen darin, auch ist der Name Pagenhaus noch lange haften geblieben. Der Erbauer war der Maurermeister Hans Schild. Herr Telge bemerkt dazu: „Die Maurermedaille hing um den Hals einer miteingemauerten Ratte, die in dem Kalk mumifiziert war. Sie war eingemauert oben

in der Mitte des Erkers. Die Ratte nebst Bindfaden war noch gut erhalten“. — Die heut vorgelegte bleierne gegossene Medaille von Grösse eines Zweimarkstücks zeigt auf der einen Seite erhaben, in einem Lorbeerkranz, Hammer und Kelle; in die platte Rückseite ist eingraviert

M.

Hans Schild

1669.

In dem Hause befindet sich noch aus Stein gehauen aus jener Zeit ein Kamin.

In weiterem Sinne dürfte dieser höchst merkwürdige Befund unter die Bauopfer (vgl. meine bezügliche Mitteilungen „Brandenburgia“ IV. S. 252) fallen. Symbolisch kann der Akt so aufgefasst werden, dass dadurch das lästigste Ungeziefer, die Hausratte (*Mus rattus*) abgewehrt und gebannt werden sollte, die überall im Hause, auch auf den Böden herumklettert, während die stärkere Wanderratte (*Mus decumanus*) die in mancher Beziehung noch bösartiger ist, im allgemeinen aber mehr die Keller und Parterre-Geschosse heimsucht, damals in Berlin noch nicht bekannt war. — Das Haus ist von Herrn Paul Telge höchst geschmackvoll und stilecht restauriert worden.

Hierauf hielt Frau Dr. Elise Löwenheim geb. Röhn einen Vortrag, betitelt: Gustav Feckert, ein Berliner Künstler. Zur Veranschaulichung dieses mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrags war eine kleine Ausstellung Feckertscher Meisterwerke veranstaltet worden. Das Märkische Museum hatte 6 Blätter Feckertscher Lithographien geliefert: 1. v. Mühler, I. Präs. des Obertribunals (Vater des Kultusministers), nach dem Begasschen Ölbild; 2. Major von Blesson (Komm. der Berliner Bürgerwehr) nach dem F. Schadowschen Porträt; v. Wrangel, General-Feldmarschall, nach dem Fr. Krügerschen Kniestück; 4. L. Pell dram, fürstbischöflicher Delegat und Probst bei St. Hedwig zu Berlin; 5. Kronprinz Friedrich als Bräutigam und 6. Victoria Kronprinzessin Friedrich Wilhelm von Preussen nach dem bekannten Winterhalterschen Vollbilde.

Der Vorsitzende, Herr E. Friedel, hatte das ihm gehörige Bild des Kommerzienrats Peter Louis Ravené ausgestellt, welches Feckert in vorzüglicher Weise nach dem berühmten Bilde von Knaus 1857 hergestellt. Das Original-Ölgemälde ist von uns in der Ravenéschen Gemäldegalerie am 15. Mai 1897 („Brandenburgia“ VI. S. 59) bewundert worden*).

*) Peter Louis Ravené geb. 10. Febr. 1792, gest. 31. Dez. 1861, Grossvater des jetzigen Besitzers der Galerie, Rittergutsbesitzer Louis Ravené, geb. 13. Dez. 1855. Der einzige noch überlebende jüngste Sohn des Galeriebegründers, der Schauspieldirektor Hans Ravené ist Zeitungsnachrichten zufolge kürzlich in Cleveland in Ohio durch einen unglücklichen Fall von einer Treppe ums Leben gekommen. Das oben erwähnte Feckert'sche Bild hat Ravené meiner Mutter, verw. Frau Dr. Luise Friedel, geb. Anschütz, verehrt.

Die Rednerin und Verwandte derselben hatten neben verschiedenen Familienporträts, die Feckert in Pastell und schwarzer Kreide gezeichnet, ausgestellt, von Feckertschen Steindruckbildern: E. Meyerheim, Familienglück; 2. ders., Kirchgang; 3. Tidemand: Der erlegte Wolf (norwegisch); 4. L. Gallait, Schmerzvergessen.

C. Auf diesen Vortrag folgte als zweiter des Abends: Fräulein E. Lemke: Frösche und Kröten. Auch dieser Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen.

Beide Vorträge folgen als selbständige Aufsätze weiter unten.

Nach dem Schluss des wissenschaftlichen Teils fand im Ratskeller ein gemeinschaftliches Spreewälder Fischessen statt. Die geschmackvoll zubereiteten Fische fanden überall Anerkennung. Während der Tafel toastete Herr Direktor Müller auf die Gäste und Herr Superintendent Wegner brachte einen humorvollen Toast auf die Damen aus.

Gustav Feckert,

von Elise Löwenheim.

Hochverehrte Anwesende!

Vor wenigen Jahren wurde in unsrer Stadt das Standbild Alois Sennefelders, des Erfinders der Lithographie, errichtet. Hatte man schon vorher Kupfer und Stahl (im Kupfer- und Stahlstich) und Holz (im Holzschnitt) zur Vervielfältigung von Bild und Schrift verwendet, so wurde nun auch der Stein diesem Zwecke dienstbar gemacht. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls ist es, dass gerade der Stein am geeignetesten zu diesem Zwecke erscheint, in welchem schon die grosse Meisterin aller Meister — die Natur — die erhabenen Schriftzüge ihrer gewaltigen Geschichte so bedeutungsvoll eingeschrieben hat und welcher deshalb für die Paläontologie von unschätzbarem Werte ist: nämlich der Stein aus den berühmten Brüchen von Solenhofen in Bayern. Und wir haben die Freude, dass eines der kostbarsten Stücke — das des Archäopterix — unser Museum für Naturkunde ziert, das nicht weniger als 20000 Mark gekostet hat!

Sennefelder hatte nur die Absicht, durch seine Erfindung ein billigeres Verfahren zur Vervielfältigung seiner Schriften — denn er war in seinem späteren Leben Schriftsteller geworden — ausfindig zu machen. Bald aber verwandte man diese Technik auch zur Reproduktion von Landkarten und Bildern; letztere besonders zum Zwecke der Illustration.

Indessen vermöchte die damalige Lithographie sich nicht zu einem höheren Kunstrange aufzuschwingen und reichte nicht entfernt an die

Höhe heran, auf welcher die altberühmte Technik des Kupferstiches schon seit langem thronte. 1834 starb Sennfelder; aber 1820 wurde schon der Mann geboren, welcher die Lithographie aus den Banden des Handwerksmässigen befreien und sie zu ungeahnter Höhe heben sollte, so dass sie sich nicht nur dem Kupferstich ebenbürtig an die Seite stellen, sondern ihn an künstlerischem Wert überragen sollte: Gustav Feckert.

Er wurde zu Kottbus geboren; kam aber schon mit dem 4ten Jahre nach Berlin, erhielt also seine Ausbildung, die für seine Entwicklung bestimmenden Eindrücke in unserer Stadt, so dass wir Berliner ihn mit Recht als einen der Unsren ansehen können. Die Kindheit Feckerts war eine rauhe, freudlose. Sein Vater, ein armer Schneider, der Zeit seines Lebens mit bitterer Not zu kämpfen hatte, war ein harter, liebloser Mann, der dem Knaben alle kindlichen Freuden, selbst die bescheidensten, versagte. — Gustav, in welchem schon in früher Jugend ein zartes Empfinden, ein allen feineren Regungen offenes Herz schlug, hatte darunter sehr zu leiden. Und einer der schönsten Charakterzüge des reifen Mannes war es, dass er in späteren Jahren niemals missbilligende Äusserungen über seinen Vater duldete und sich selbst kaum solche erlaubte. Nur wenn er sich im engsten Kreise intimster Freunde wusste — wie in meinem Elternhause — und die alten Erinnerungen wach gerufen wurden, stieg ihm eine Klage gleich einem Schmerzensschrei aus der gepressten Brust hervor, z. B. dass er, als er sich einen Papierdrachen kleben wollte, sich dazu unter das Bett verstecken musste, um sich dem Auge des Vaters zu entziehen! Einen Ersatz fand er in der Liebe der Mutter, die — eine sanfte, stille, sehr fromme Frau — ihm einen Halt bot. Sein warmes, empfängliches Herz schloss sich denn mit aller Kraft ihr an. Ihrem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, dass der Knabe, als die Frage des Lebensberufes an ihn herantrat, zum Missionar bestimmt wurde. Zu diesem Berufe fehlte ihm — ausser einem frommen Gemüte — so gut wie alles. Vor allen Dingen eine deutliche Sprache; er sprach leise, unverständlich, nur dem Nächststehenden hörbar — obwohl geistvoll, oft auch voller Humor und Witz; ferner aber machte ihn sein schon früh erwachtes künstlerisches Empfinden, sein nach Schönheit durstendes Herz zu einem so asketischen Berufe untauglich. So schlug denn das Unglück der Eltern, dass sie zu arm waren, ihm das Studium der Theologie zu ermöglichen, für ihn zum Glücke aus.

Nun trat in den Eltern der naheliegende Gedanke auf, den Knaben das Handwerk des Vaters erlernen zu lassen. Aber auch diesmal bewahrte ein gütiges Geschick ihn vor einem Missgriff. Er war nämlich linkshändig. Den Vater verdross das sehr: „Solche Prudelei ist nicht zu brauchen“, meinte er.

Inzwischen hatte sich Gustav Feckert viel mit Zeichnen und Kolorieren beschäftigt und sich damit manchen Groschen Geld verdient. Er sprach noch manchmal davon, welche Befriedigung ihn erfüllte, dass er gleich bei Ablieferung seiner ersten Bilderbogen, die er getuscht hatte, wohl schwierigere, aber auch lohnendere Arbeit erhielt: „weil ich nicht blau, blauer, am blausten getuscht hatte, wie die anderen“.

Nun, da auch die zweite Berufswahl gescheitert war, trat er an den Vater mit der dringenden Bitte heran, ihn Künstler werden zu lassen. Aber erst nach zweijährigen harten Kämpfen gelang es ihm, dieser Herzensneigung folgen zu dürfen. Er trat — 16 jährig — in das Atelier des damals berühmten Steinzeichners Albert Remy als Schüler ein und machte hier so grossartige Fortschritte, dass die 3 jährige Lehrzeit zu einer 2 jährigen herabgemindert wurde. So wurde er denn mit 18 Jahren selbstständig und zeichnete auf Stein nach französischen und englischen Bildern, aber auch schon damals nach der Natur.

In diese Zeit fällt auch wohl seine erste Kunstreise, von welcher er noch oft in späteren Jahren sprach. Mit der Begeisterung für die Natur trat auch der Wandertrieb in ihm hervor. Da er aber fortgesetzt in ärmlichen Verhältnissen lebte, so durfte er nur im engsten Umkreise Berlins gelegene Ziele wählen. Nun aber hatte er sich einmal ein Süm্মchen erspart, nun wollte er die Flügel regen und hinaus in die Welt flattern! Prenzlau war das ersehnte Ziel seiner ersten Reise. — Aber ach! Schon jetzt trat die Schwäche an ihm hervor, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleiten sollte: der vollständige Mangel in Bezug auf Schätzung des Geldwertes. Mit der minimalsten Summe glaubte er Wunder was ausrichten zu können. So auch hier. Trotz seiner höchst bescheidenen Ansprüche, die er Zeit seines Lebens gemacht und hier als junger Mensch erst recht gemacht hatte, — war das Geld zu Ende, ehe er sich dessen versah, und er vermochte nicht die geringfügige Gasthofsrechnung zu zahlen. Nun geriet er in die ärgste Verlegenheit. Der Wirt liess ihn ohne Zahlung nicht fort — wo aber die Mittel hernehmen, sich loszukaufen? Ratlos verbrachte er mehrere Tage, von Stunde zu Stunde seine Not vergrössernd. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Eines Abends setzte er sich hin und zeichnete den Wirt; und dieses Portrait war von solcher sprechenden Ähnlichkeit, von solcher frappanten Wirkung, dass es das Erstaunen aller Anwesenden wachrief. Nun traten viele mit dem Wunsche, sich portraituren zu lassen, an ihn heran, und er hatte alle Hände voll zu thun; aus ganz Prenzlau kam man zu ihm. So konnte er trotz seiner lächerlich niedrigen Preise nicht nur seine Rechnung bezahlen, sondern er nahm noch ein Süm্মchen mit nach Berlin.

Feckert war aber nicht der Mann, sich an derartigen Erfolgen zu berauschen. Er fühlte die ihm noch anhaftenden Mängel und trat zu

seiner weiteren, höheren Ausbildung in die unter Gottfried Schadow stehende Königl. Akademie der Künste. Hier war es, wo er meinen Vater kennen lernte, der als Musterzeichner sich gleichfalls eine höhere Ausbildung zu erringen strebte, und mit dem er eine das ganze Leben hindurch währende Freundschaft schloss.

Feckert war damals 20 Jahre alt, aber die Mittel zu seinem Unterhalte sowohl als auch zu seiner Ausbildung bestritt er vollständig selbständig. Er hatte eine Stelle in dem Atelier des damals bekannten Lithographen Wildt angenommen. Wildt hatte einen verständnisvollen Blick für junge Talente, die er dann in seinen Dienst zog; so arbeitete auch unser berühmter Mitbürger Bernhard Plockhorst als junger Mann in dem Wildtschen Atelier. Während aber dieser bald diese Fessel wegen des jammervollen Lohns abstreifte, verblieb Feckert 7 volle Jahre dort, die schwierigsten Aufgaben verrichtend. Eines Tages betraute Wildt ihn mit der Reproduktion eines ganz besonders schwierigen Bildes. Der junge Künstler nahm sich der schweren Aufgabe mit allem Eifer an; hoffte er doch, sich durch diese Leistung eine bessere Stellung zu erringen. Herr Wildt schätzte das Werk so hoch, dass er — der nicht einen Strich daran gethan — dasselbe unter seinem Namen herausgab, ohne des Künstlers zu erwähnen und ohne das jämmerliche Gehalt etwas aufzubessern. Da riss denn die Geduld des sonst so langmütigen Künstlers, er streifte die Frohnden ab und richtete sich selbständig ein Atelier ein.

Gleich der erste Auftrag, den er erhielt, war nicht nur für ihn, sondern für das gesamte Kunstleben Berlins von der allerhöchsten Bedeutung: Das Ritter'sche Bild, „Der ertrunkene Fischersohn“. Das Original war von Louis Ravené gekauft worden und bildete den Grundstein zu der später so berühmt gewordenen Gallerie. Indem Feckert nun den Auftrag erhielt, dieses Bild auf Stein zu zeichnen, kam er mit Rayené in Berührung, und es knüpfte sich hier das innige Freundschaftsband, welches für beide Teile gleich förderlich wurde. Feckert wurde durch ihn in die grosse Welt geführt; es erschlossen sich ihm die vornehmen Kreise, Ravené dagegen lernte von Feckert die Beurteilung von Bildern und dieser wurde ihm ein Lenker und Leiter bei neuen Erwerbungen für die Gallerie. Die schönste Frucht dieser Freundschaft ist wohl das Bildnis Louis Ravenés.

Nun begann die Blütezeit des Künstlers; Auftrag folgte auf Auftrag, und sein Name hatte in den Kreisen aller Kunstfreunde und Kunstkenner den allerbesten Klang. Dennoch verlor er nie seine grosse Bescheidenheit, er forderte lächerlich niedrige Preise und verschmähte jedes äussere Repräsentieren. Als gefeierter Künstler blieb er in den oft mehr als bescheidenen Lebensformen stecken, aus denen er hervorgegangen. Daher war er auch in den weiteren Kreisen der sogenannten Gebildeten nicht bekannt. Das trat z. B. bei der Taufe seines zweiten Kindes,

eines Sohnes, hervor — denn 1845 hatte sich der Künstler vermählt. — Obwohl ich damals noch ein kleines Kind war, weiss ich mich noch deutlich der viel besprochenen Angelegenheit zu erinnern. Die grössten Notabilitäten, der gefeierte Maler Magnus, Generalfeldmarschall Wrangel u. s. f., verschmähten es nicht, in die enge Wohnung in der abgelegenen Kaiserstrasse zur Tauffeierlichkeit zu erscheinen. Wer aber nicht erschien, das war der Prediger — der damals beliebte Dahms; — für ihn war Feckert der obscure Maler, um den er sich nicht beeilen brauchte. Die Eltern, alle Anwesenden gerieten in die äusserste Verlegenheit. Endlich musste geschickt werden. Als der Bote dann betonte, dass Excellenzen warteten, soll der Herr Prediger einen gewaltigen Schreck bekommen haben, und nicht lange, so war er zur Stelle. Das Erscheinen Wrangels in der finsternen Strasse, dicht an der Grossen- und Kleinen Frankfurterstrasse, einem Hauptherde der 48er Revolution, erregte damals unter der dortigen Bevölkerung geradezu Sensation, und es wirkte beruhigend und versöhnend auf die Gemüter, dass gerade dieser Mann in die enge Strasse kam und die steile Stein-
treppe des dunklen Hauses erstieg, um zu dem armen Zeichner zu gelangen.

Wollte ich alle Details des Feckertschen Lebenslaufes erwähnen, müsste ich ein gut Stück Geschichte unserer Stadt erzählen. Das Leben des Künstlers spielte sich auf dem Sitze vor seinem Steine, in seinen vier Wänden, die sich im Laufe der Zeit allerdings künstlerischer ausgestalteten, ab. Infolge der sitzenden Lebensweise fühlte er das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung, und mein Vater, in gleicher Lage, schloss sich ihm an; und lange, lange bevor an Fontane zu denken war, durchstreiften die beiden Männer die Umgegend Berlins nach allen Richtungen; und wenn die Wege nicht zu ungangbar waren, wurden wir Kinder mitgenommen, um unsere Heimat kennen zu lernen. Ich kann nicht umhin, Sie einen Blick in die damaligen Verhältnisse der Berliner Umgegend thun zu lassen. Ein Lieblingsausflug war das idyllisch einsame Pichelswerder. Von der Abgeschlossenheit dieser Insel mag Ihnen folgendes ein Beispiel geben. Wir Kinder bewunderten dort immer eine wunderschöne, in den elegantesten Kleidern einhergehende Dame mit einem ebenso schönen Knaben, der dort ein Boot besass, das in Form einer Muschel sich auf dem blauen Wasserspiegel schaukelte. Das distinguierte Wesen der beiden, ihre Eleganz hatte für uns Kinder einen märchenhaften Reiz. Wir meinten, in dem Knaben müsse ein Prinz stecken. In späteren Jahren erfuhren wir dann, dass die Dame mit einem Herrn aus den höchsten Kreisen der Berliner Gesellschaft in einem zärtlichen Verhältnisse stand und dieser Herr Grund hatte, seine Geliebte und den Knaben vor den Augen der Welt zu verbergen! Und heute! — — —

Die Verkehrsverhältnisse waren vortrefflich geeignet, den idyllischen Charakter der Berliner Umgegend zu erhalten. Um zu der ersehnten Insel zu gelangen, mussten wir um 7 Uhr in der Behrenstrasse sein; von dort fuhr der Omnibus nach Spandau ab, in demselben fuhren wir bis zur Schlangenbrücke; dort erwartete uns Kretschmer, der Fischer von Pichelswerder, der ruderte uns in dreiviertel Stunden bis zur Insel, auf der wir dann den Tag in wahrhafter Stille verbrachten; denn Berliner sahen wir noch in den 50. Jahren dort kaum, höchstens einige Menschen von Tiefwerder und Spandau und wenn wir in der Schule von Pichelswerder erzählten, kannte keine unserer Mitschülerinnen diese Insel. Erst in den 60. Jahren wurde Pichelsberg einem weiteren Kreise bekannt. Und ebenso still und idyllisch sah es in den anderen Richtungen der Windrose um die jetzige Reichshauptstadt aus, in Hermsdorf, Sandkrug, in Buchhorst u. s. w. — Orte, an denen wir damals überall die einzigen Berliner waren!

Später gelang es dem Künstler allerdings auch, einige Reisen zu machen. Nach Thüringen, auch einmal nach Bayern zu den Oberammergauer Spielen und einmal sogar nach Paris; doch waren das nur durch besondere Gunst herbeigeführte Ausnahmen. Das Land der Kunst, Italien, von welchem ihm seine Freunde, die Künstler, so viel erzählten, wohin er sich so sehnte, hat er nie gesehen. Denn immer blieben seine Vermögensverhältnisse äusserst bescheidene, obwohl er mit der Zeit einer der gefeiertsten Künstler geworden war und hohe und höchste Herrschaften sich von ihm porträtieren liessen. Es regnete förmlich von Aufträgen auf ihn herab, so dass er nicht alles schaffen konnte. Dadurch gedrängt, erfand er ein neues Verfahren in seiner Kunst, welches ihm eine bleibende Bedeutung für dieselbe erworben und ihn zum Reformator der Lithographie gemacht hat. Statt des spitzen Stifts bediente er sich eines breiten, zu dem er die Masse selbst zubereitete. Auf der Basis dieser neuen Technik, an deren Vervollkommnung er sein ganzes Leben hindurch arbeitete, war es ihm möglich, eine vorher nie geahnte koloristische Wirkung und Weichheit zu erreichen und den altberühmten Kupferstich zu überflügeln. Es entstanden nun jene Meisterwerke der Reproduktion nach Knaus, Richter, Krüger und anderen, die das Staunen und die Bewunderung aller Kenner hervorriefen. Feckert steht mit seiner Kunst als der Meister da, der, wie kein anderer es verstand, für jede Farbe des Ölbildes und jeden Farbwert bis in die feinsten Nüancierungen und Schattierungen hinein den adäquaten Ausdruck in der Schwarzkunst wiederzugeben.

Sein Ruhm blieb nicht auf Deutschland beschränkt; selbst in dem verwöhnten Frankreich, wo schon Mouilleron eine grosse Kunsthöhe erreicht hatte, zollte man den Schöpfungen Feckerts volle Bewunderung. Ich weiss es noch wie heute, wie er mir die Recensionen aus französischen Zeitungen

zum Uebersetzen gab. Und als der grosse Mouilleron einst nach Berlin kam, suchte er seinen deutschen Kollegen auf — ebenso auch der berühmte Messonier. Und der belgische Maler Gallait, ein Rufer im Streite gegen die Nazarener, drückte ihm schriftlich seine höchste Bewunderung aus für die vollendete Wiedergabe seines Bildes „Schmerzvergessen“.

Aber Feckert beschränkte sich nicht auf Reproduktionen, er zeichnete vielfach Porträts nach der Natur.

Auch zum Herrscherhause trat Feckert mehrfach in Beziehung, indem er die höchsten Herrschaften porträtierte oder nach Bildern reproduzierte. Auch hier ein Beispiel unserer gänzlich veränderten Verhältnisse. Da er es liebte, bei der Arbeit ein leichtes Gespräch zu führen, besuchten wir ihn öfters in seiner Arbeitsstätte im Schlosse. Damals sperren noch keine spitzen Eisengitter den Zugang zur Königswohnung ab; ungehindert konnten wir die Treppen ersteigen, die langen Gänge des Schlosses durchschreiten und niemand von den dort Angestellten hatte uns je gefragt, was wir dort wollten!

Hätte der Künstler es verstanden, er hätte aus seiner Thätigkeit ein grosses Kapital heraus schlagen können. Aber die Fähigkeit, über eine grössere Summe Geldes disponieren zu können, ging ihm vollständig ab. Wie oft konnte man ihn sagen hören: „Ich fühle mich nie glücklicher, als wenn ich keinen Groschen Geld im Hause habe!“ Eine grosse Geldsumme konnte ihn ängstigen. Das hing zusammen mit seiner unbegrenzten Liebe zur Einfachheit, zur Natur. Alles Gekünstelte, Luxuriöse war ihm ein Gräuel. Wenn er eine Braut sah, die einen künstlichen Myrthenkranz trug, war es ihm, als wenn ekle Insekten ein schönes Bild verunzierten. „Warum nicht lieber Preisselbeerkraut nehmen, wenn Myrthe zu teuer — aber nur Natur! Natur!“

Längst bevor man zur Milch als Nahrungsmittel zurückgekehrt war, pries er dieselbe als bestes Nahrungsmittel, und auf unseren Partien bildete eine Milchsuppe unser Abendbrot.

Aber dennoch, so liebenswürdig uns auch menschlich die Antipathie gegen das Geld anmutet, so trat doch die Schattenseite dieser Eigenschaft verhängnisvoll genug im Leben des Künstlers hervor. Das an Erfindungen reiche 19. Jahrhundert brachte auch auf dem Gebiete der Reproduktion eine Umwälzung hervor, welcher Feckert zum Opfer fiel. Die Photographie mit ihrer Massenproduktion verdrängte die langsam arbeitende Lithographie; die Menschenhand kann mit der Maschine nicht konkurrieren, und die einst so gefeierte Kunst wurde depossediert. Aber jetzt im Unglück trat die Grösse seines Charakters in hellstem Lichte hervor. Er hatte sich niemals mit philosophischen Systemen den Kopf zerbrochen, doch in seinen Lebensäusserungen war er ein wahrer Philosoph. Ohne Groll und Bitterkeit, zufrieden mit den Erfolgen früherer

Zeit, voller Lebensfreude trug er sein Geschick, voller Mut und Entschlossenheit unterzog er sich der Mühe des Umlernens, um sein Leben zu fristen. Edle Freunde standen ihm bei, so dass es ihm an Aufträgen nicht mangelte. Aber er war doch zu alt geworden, um in den ihm neuen Kunstübungen die Gewandtheit und Sicherheit zu gewinnen, welche zu grösseren pekuniären Einnahmen nötig gewesen wäre. Trotz einzelner sehr schöner Leistungen vermochte er doch auf dem Gebiete der Oelmalerei keine nachhaltigen Erfolge zu erringen, und das Aquarell, auf dem er Grossartiges hätte leisten können, dem er schon in früher Zeit seine ganze Liebe zuwandte, stand damals nicht in der Gunst des Publikums. Erst seine Schöpfungen trugen dazu bei, auf diesen vergessenen Kunstzweig die Aufmerksamkeit zu lenken.

Noch einmal erlebte Feckert nach langen, traurigen Jahren eine grosse Freude. Auf Anregung seiner Freunde, ganz besonders seines bedeutendsten Schülers — Ernst Milsters — wurde 1892 in dem Gebäude der Kunstakademie eine Ausstellung der Feckertschen Steinzeichnungen veranstaltet. Das ganze kunstsinnige und kunstübende Berlin strömte zu dieser Ausstellung, um noch einmal die Werke des halb vergessenen Meisters zu betrachten. Diese Ausstellung war geradezu eine Auferstehung aus dem Grabe der Vergessenheit für den Künstler und seine Kunst. Die „Jungen“ standen vor den Werken wie vor einer Offenbarung; und gerade sie — „die Jungen“ — die in der jetzt üblichen Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung mit so grosser Geringschätzung, a Verachtung auf die Meister früherer Jahre blicken, zollen Feckert uneingeschränktes Lob und unbegrenzte Hochachtung als einem Meister allerersten Ranges.

Heute ruht der Meister im Grabe. Am 5. Oktober endete das 81 Jahre währende, arbeitsfreudige Leben. — Seine Werke hat sofort die Königl. Museumsdirektion angekauft; dort ruhen sie wohl geordnet, aber auch leider wohl verschlossen, dem Auge des flüchtigen Besuchers entrückt, in Mappen. Möchten doch die Kunstsinnigen öfter hingehen, sich die Mappen geben lassen, um die Kunstschatze zu geniessen — möchten sie dafür sorgen, dass die Mappen dieser Kunstschatze nicht zum Grabe derselben werden!

Anmerkung. Wenn auch die Lithographie als Kunst kaum eine Auferstehung feiern dürfte, so ist doch das Feckertsche Reformwerk nicht verloren; indem dasselbe jetzt für das Zeichnen der Petrefakten verwendet wird, hat sich dieses auf die heutige erstaunliche Höhe schwingen können. Somit ist Feckerts Thätigkeit für die Wissenschaft von unendlichem Gewinne geworden.

Frösche und Kröten.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende! als ich im vorigen Jahre das Vergnügen hatte, Ihnen einige Mitteilungen „Zur Geschichte der Fischerei“ vorzutragen, ahnte ich nicht, dass weitere Vorträge über dies Thema folgen sollten, allerdings nicht in unserer Gesellschaft, sondern im „Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg“, dessen Vorsitzender mir die Ehre erwies, an jenem Abend Zuhörer zu sein. Nun kenne ich zwar eine grosse Anzahl von Mitgliedern und Gästen der „Brandenburgia“ (wenn auch meine Kurzsichtigkeit nicht allemal die richtigen Personen herausfinden lässt), aber ich weiss doch nicht, ob unter Ihnen jemand weilt, der nicht nur mein eigenes Interesse für „Frösche und Kröten“ vollauf teilt, sondern mir auch nach dieser Richtung neue dankenswerte Aufgaben stellen wird. Ich will indessen nicht voreilig sein und unterlasse daher die Aufforderung, mir schon jetzt ein Zeichen dafür zu geben.

In gewisser Hinsicht stehen uns Frösche und Kröten keineswegs ferner, als Fische, indem wir auch mit jenen von Kindheit an gar vertraut sind. Ja, wenn ich von mir selber reden darf, ein Frosch war mir viel interessanter, als ein Fisch. Unsere Wärterinnen hatten meinen Geschwistern und mir die Meinung beigebracht, dass wir in den Fröschen unser Ebenbild vor uns hätten. Unzählige Male wurde uns gesagt: „Quält nicht die Frösche! Das sind kleine Menschen, die noch erst der Storch bringen soll.“ Dass auf mich, als Älteste von zehn Geschwistern, diese Behauptung Eindruck machte, wird niemand verwundern. Vielleicht war sie sogar die Veranlassung, manchen Frosch erst recht zu quälen, d. h. ihn in die Hand zu nehmen, seine „Finger“ und „Zehen“ zu zählen, ihn um und um zu drehen, auf allerlei Fertigkeiten zu prüfen und entweder vor Zärtlichkeit halbtot zu drücken oder gründlich abzustrafen. Die Frösche und Kröten — die freilich in der Naturgeschichte zwei verschiedene Familien der Ordnung von Lurchen bilden, die den Namen „Froschlurche“ (Batrachia) führt — als zusammengehörig angesehen wurden, wir aber recht oft Zeuge sein konnten, dass ein armes, unschuldiges Krötchen wie der gefährlichste, abscheulichste Bösewicht behandelt wurde, so erlitt die sinnige Vorstellung von unseren Brüdern und Schwestern in Froschgestalt eine sehr bedauerliche Beeinträchtigung.

Wir wollen nun zunächst ein wenig Umschau unter den Fröschen halten. Da sind für uns hier zu Lande ganz besonders zwei Arten aus

der engeren Familie der „Wasserfrösche“ und eine Art aus der engeren Familie der „Laubfrösche“ zu berücksichtigen.

Der grüne Wasser- oder Teichfrosch (*Rana esculenta* L.) und der braune Gras- oder Thau- oder Bachfrosch (*Rana temporaria* L.) sind diejenigen Geschöpfe, die wir gewöhnlich meinen, wenn wir von Fröschen sprechen. Das Männchen der erstgenannten Art ist hervorragend musikalisch beanlagt und verdient vollauf die Bezeichnung „Sänger der Froschteiche“; seine zwei nach aussen vortretenden Schallblasen sind von vorzüglicher Beschaffenheit und gestatten eine Ausdauer im Vortrage, die von jeher zu lehrreichen Geschichten und Sagen ordentlich herausforderte. Dieser Frosch bewohnt — mit Ausnahme grösserer Bezirke in S. W. und S. O. — so ziemlich ganz Europa, findet sich in Mittel-Asien bis zum Polarkreis und Japan und hat auch ansehnliche Kolonien in Nordwest-Afrika. Obgleich Sie alle, geehrte Anwesende, ihn gut kennen, sei doch erwähnt, dass sein oberseits grüner, mit schwarzen Flecken und drei gelben Längsstreifen gezeichneter, an den Seiten marmorirt gefleckter und an den Vorderteilen weisslich oder gelblich schimmernder „Überzieher“ sehr lose sitzt und bequemer für Hüpfen und andere Kunststücke eingerichtet ist, als unsere modernen Gewänder. Wenn es im Sommer sehr heiss ist, — nun denken Sie: dann zieht der Frosch den Überrock wohl gar noch aus! Nein, doch nicht; (denn das häufige Häuten der Frösche ist doch etwas anderes, als das Abwerfen eines Kleidungsstückes; es ist ein allmähliches Abstreifen und Verzehren der alten Haut, die sich gleich wieder erneuert); ich wollte nur bemerken, dass die grüne Farbe dann ins Bräunliche übergeht. Seine Farbe ist aber nicht nur jenen Menschen Nebensache, die in ihm einen Frühlingsboten und eine charakteristische, in dem immer schöner erblühenden Naturleben sich leidenschaftlich bethätigende Persönlichkeit sehen, sondern auch jenen, die ihn vor Wohlgefallen aufessen. Besonders in Süd-Deutschland und ganz Süd-Europa werden die Schenkel des grünen Wasserfrosches als eine sehr bekömmliche Leckerei geschätzt, und in Italien verspeist man den ganzen, ausgeweideten Frosch. In unseren Kochbüchern finden wir viele Recepte zu Froschschenkel-Ragout und Froschschenkel-Pastete, sowie zum Backen der auf allerlei Art vorbereiteten Schenkel. Das Töten der Frösche geschieht durch einen wuchtigen Hammerschlag auf den Kopf. Ein alter Pole, der unweit Lomsa zu Hause und lange Zeit bei Ostralenka ansässig war, erzählte mir, dass er in den Jahren 1830—40, da er als Küchenjunge bei einem grossen Herrn diente, kaum hätte geraten können, in Gemeinschaft mit den anderen Küchenjungen grüne Frösche zu greifen. Am besten wäre ein zaba (Frosch) zum Backen oder Schmoren geeignet gewesen, wenn er „halbhandgross“ war. (Die Länge des grünen Wasserfrosches schwankt zwischen 8—11 cm.) Sehr gern sitzen diese Frösche an bewachsenen

Ufern, wo sie sich in Behagen sonnen, bei aller Träumerei immer misstrauisch gegen mögliche Gefahr. Glauben sie, dass irgend ein Unheil ihnen nahe, so stürzen sie sich kopfüber ins Wasser, wo sie nach einigen Stössen ihrer langen Hinterbeine spurlos verschwinden. Wie oft haben wir alle dies mitangesehen und dann beobachten können, dass nach nicht langer Zeit der Kopf wieder über dem Wasser erschien und die grossen, vorstehenden Augen vorsichtig umherspähten. Ungemein geschickt benimmt sich dieser Frosch beim Fangen von Insekten; und bewundernswert ist sein Verhalten gegen eine Schlange, die er durch regungsloses Dasitzen und Anstarren irre macht. Mit einem Wort: er ist ein sehr talentvoller, witziger und tüchtiger Geselle, und wir brauchen nicht die Behauptung einer nahen Verwandtschaft mit ihm als ein Heruntersetzen unseres Wertes anzusehen.

Sowohl der grüne Wasserfrosch, wie der braune Grasfrosch vermehren sich in grossartiger Anzahl. Letzterer liebt den Aufenthalt im Wasser nur zu der Zeit, da er sich nach Familienfreuden sehnt, und er giebt sich der Pflege der Musik auch fast nur in dieser Zeit hin. Schon im März macht er sich bemerkbar. Seine Jungen spazieren mitunter in so unabsehbaren Scharen aufs Land, dass man von jeher und bis auf den heutigen Tag von „Froschregen“ fabelte. Einen angesehenen Grossgrundbesitzer, dem ich diesen Regen als etwas höchst Einfaches erklären wollte, erzürnte ich ernstlich. Doch findet man auch in Zeitungen (so im Juni 1898, in Bezug auf Birmingham) solchen Froschregen gemeldet und so erklärt, dass das Wasser die Tierchen in die Höhe gewirbelt und der Sturm sie fortgetragen hätte, bis sie schliesslich in einem dichten Schauer zu Boden gefallen wären. Der braune Grasfrosch (von gleicher Grösse wie sein in der Küche geschätzter Vetter) ist nur oberseits braun, mit helleren oder dunkleren Flecken; das Männchen zeigt eine grauweisse Weste, während das Weibchen eine auf rötlichem Grunde braungelb marmorierte vorzieht. Dieser Frosch ist in ganz Europa bis zum Nordkap, in Asien bis Japan und in Nord-Amerika anzutreffen. Wenn der grüne Wasserfrosch nicht immer mit Kerbtieren, Spinnen, Schnecken u. s. w. zufrieden ist, sondern auch einen jungen Sperling, ein unlängst zur Welt gekommenes Mäuschen oder ein Gericht kleine Fische verschlingt, so begnügt sich der braune Grasfrosch zumeist mit Insekten und nackten Erdschnecken, so dass man ihn als einen sehr nützlichen Freund lieben muss. Augenscheinlich gehört er einem Alpen-Verein oder dergl. an; er steigt im Gebirge bis 2000 m empor und findet sich noch auf der Grimsel. Schliesslich erwähne ich aus der Naturgeschichte dieser beiden Vetter Rana noch, dass sie gleichermassen viele Feinde haben, die ihnen das Leben erschweren, sie mindestens nervös und ängstlich machen und in das friedvolle Bild eines köstlichen Frühlingstages, in welchem wir die Frösche nicht vermissen mögen,

einen „weltschmerzlichen“ Zug bringen.

Ehe wir uns in Volkskunde, Mythologie u. dergl. mehr umsehen, sei noch der dritte gute Bekannte hier eingereiht, nämlich der gemeine Laubfrosch, auch gemeiner Baum- oder Laubkleber genannt (*Hyla arborea* Cuv.), denn wenn er auch allerlei Besonderheiten für sich in Anspruch nehmen kann, so ist doch nicht ausgeschlossen, dass er mit jenen beiden anderen Fröschen zuweilen so zu sagen in einen Topf geworfen wird, wo es sich z. B. um Aberglauben handelt. Er wird nur 3—4 cm lang, ist oberseits schön hellgrün, unten grauweiss, mit schwarzen, oben gelb gesäumten Seitenstreifen. Geradezu grossartig ist sein Talent für Mimicry; Sie können u. a. im „Brandenburgia-Heft“ 1894, No. 5, näheres über diese beneidenswerte Anpassungsfähigkeit lesen. Seine Heimat ist Europa bis zum hohen Norden hinauf, ferner ganz Nord- und Mittel-Asien und Nord-Afrika. Gebirgswanderungen dehnt er bis zu 1500 m aus. Während er, geschützt durch seine blattgrüne Farbe und sehr begünstigt durch merkwürdige Klettdevorrichtungen an seinen Zehen, auf Bäumen und Sträuchern ein freies Leben führt, schmaust er nach Laune und Gelegenheit Käfer, Fliegen, Schmetterlinge und Raupen. Das Männchen verrät aber bekanntlich den schönen Sommersitz durch unglaublich lautes Geschrei, indem es die schwärzliche Kehlhaut zu einer stattlichen Schallblase aufbläst. Fürchterlich ist es, wenn mehrere Laubfrösche etwa im Weinlaub einer Veranda musizieren, zu der das Fenster unseres Schlafzimmers in einer sonst gar angenehmen Beziehung steht.

Allgemein bekannt ist die Annahme, dass der Laubfrosch ein Wetterprophet sei und den Witterungswechsel durch Quaken und Herumklettern ankünde. Hier kann man deutlich sehen, wohin der Ruhm mitunter führt: der „lustige Musikante“ wird überlistet und in ein Einmacheglas oder ähnlichen Behälter gesetzt, woselbst er die Verpflichtung übernehmen muss, bei bevorstehendem guten Wetter auf die Spitze einer Leiter zu steigen und bei herannahendem schlechten Wetter betrübt am Boden zu sitzen. So hat mancher Laubfrosch 8—10 Jahre die Stelle eines Wetterglases einnehmen müssen. Vielfach ist das Quaken recht trügerisch, aber beim Herannahen eines Gewitters wird es gewöhnlich stärker.

Damit hängt zusammen, dass der Volksmund in meiner Heimat Ostpreussen von Fröschen im allgemeinen sagt: sie könnten im Frühlinge den Mund nicht eher aufthun, als bis ein Gewitter gewesen sei. Ebenso allgemein gehalten ist der Ausspruch: wenn die Frösche aufs Land kommen und auf den Wegen herumhüpfen, so wird es regnen. Aber wehe uns, wenn der erste Frosch, den wir im Frühlinge sehen, nicht auf der Erde sitzt! Sitzt er auf der Erde, so haben wir Freude zu erwarten; befindet er sich aber im Wasser, so müssen wir weinen.

So bedeutet es auch in Schlesien ein günstiges, glückliches Jahr, wenn man den ersten Frosch im Trocknen sieht¹⁾. Ebenfalls in Oldenburg²⁾.

Wie Frosch und Kröte (mit welcher letzterer wir uns nachher beschäftigen wollen) nicht immer unterschieden werden, beweist die u. a. in Preussen für beide gebräuchliche Bezeichnung „Pogg“. Da heisst es im Sprichwort: „Aengst' di nich ver e Pogg! Oes ôk e Vâgel, âwer ône Zâgel“, d. h. ein Vogel, ohne Schwanz. (H. Frischbier.)

In Zusammenhang mit dem „Wasservogel“ — wie man in Bayern sagt — spielt der Frosch im böhmischen, dem süddeutschen sehr ähnlichen „Mairitt“ eine bedeutende Rolle, wobei es dem Ärmsten nicht nur ans Leben geht, sondern ihn noch abscheuliche Qualen kostet. W. Mannhardt schreibt in seinem Buche „Wald- und Feld-Kulte“, erster Teil („Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme“), S. 355 u. f.: „Die Einhüllung [des sogenannten „Pfungstlummels“] in Baumrinde, Laub, Blumen oder Kornstroh [vergl. S. 352: wo der „im belaubten Reisergestell steckende Wasservogel zu Pferde“, eine zur Pfungstprozession gehörende Person, erwähnt ist,] ebenso wie der Name „Graskönig“ [zu Grossvargula bei Langensalza, S. 347] charakterisiert ihn als den im Wachstum der Bäume, Blumen, Gräser und Kulturpflanzen waltenden Vegetationsdämon und stellt ihn der serbischen Dodola und ihrer Sippe zur Seite, gleich der er, um Regen über die Pflanzenwelt herabzulocken, mit Wasser begossen oder in einem Teich, Bach oder Brunnen gebadet wird. Dieses Bad nimmt zuweilen einen sogar gewaltsamen Charakter an. (Sturz von der Brücke.) So notwendig erscheint der Regenzauber dem Einritte des Pfungstlings zugehörig, dass dieser davon in Bayern fast allgemein „Wasservogel“ zubenannt ist. Ganz die nämliche Bedeutung hat [dort] das Kneipen oder Köpfen des Frosches [S. 354]; denn da die Laubfrösche schreien, wenn Regen bevorsteht, so sagt der Volksglaube: wenn man einen Frosch töte, gäbe es Regen. — Wer von den Hüterbuben in Österreich am St. Johannstag Morgens verschläft und zuletzt austreibt, ist „Froschschinder“. — Auch zu Egsdorf bei Teupitz heisst es: wessen Kuh am Pfungsten zuletzt hinausgetrieben wird, der müsse Padden schinden [=Regen herbeizaubern].“

Hier sehen wir den meist für Kröten in Anspruch genommenen Namen „Padde“ auf Frösche bezogen. Dass dies durchaus nicht vereinzelt dasteht, erfahren wir aus umfangreichen Aufzeichnungen, die unser verehrter und unvergesslicher Freund und Meister in der Volks-

¹⁾ Zeitschrift des Vereins f. Volksk., 1894, S. 85. - August Baumgart, Verschiedenes vom Aberglauben, von Sitten und Gebräuchen in Mittel-Schlesien, S. 80 u. f.

²⁾ L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Erster Band. S. 26.

kunde Wilhelm Schwartz in der „Zeitschr. des Vereins f. Volksk.“ 1895, S. 246 u. f., veröffentlichte.

Doch vorerst müssen wir noch bei der Wetterkunde verweilen. In einem von Rud. Elcho¹⁾ redigierten Blatte war folgende Notiz aufgenommen: „Der Frosch spielte früher im Kultus der Chibchas, der Ureinwohner Neu-Granadas, eine ziemlich hervorragende Rolle. Ihre Priester trugen sein Bild auf einer runden Platte um den Hals, und nicht selten fand man ihre Opferaltäre mit abgebildeten Fröschen bedeckt. Sie nannten ihn „ata“ und hielten ihn, wie William Bollaert angiebt, für das Symbol des Regens und Wassers. Auch ihr Zahlwort „eins“ hiessen sie „ata“ und stellten es figürlich durch einen ins Wasser springenden Frosch dar. Ihre Kalender meisselten sie in harten Stein und brachten auch hier das Bild des Frosches (und der Schlange) vielfach an.“

Die Chibcha verehrten u. a. eine Göttin des Wassers, (der Feldfrucht und der Gemüse) als Urahne des Menschengeschlechts²⁾. — Steine mit Götterfiguren im Relief, Fröschen, (Schlangen) u. s. w. befinden sich im hies. k. Museum f. Völkerkunde. Dort sehen wir auch Thongefässe in Gestalt von Riesen-Fröschen, aus Peru stammend.

Diesen Frosch-Sprung zu fremden Völkern entschuldigt die hochinteressante Thatsache: wie sehr mythologische und andere volkstümliche Vorstellungen an den verschiedensten Punkten der Erde einander ähneln. Die Wasser-Göttin der den Frosch als Symbol des Regens und Wassers verehrenden Chibcha ward als Urahne des Menschengeschlechts angesehen; — die im Aberglauben unseres Volkes spukende „Wassermutter“³⁾, die oft als Pogge gedacht wird, könnte auch gleich als Ahnfrau unseres ganzen Geschlechts angesehen werden, wenn jene Fabel von den kleinen Menschen in Froschgestalt Anerkennung fände.

Nach W. von Schulenburg⁴⁾ werden im Spreewald (im Dorfe Burg bei der Mühle an der Spree) die kleinen Kinder von den Fröschen unter den Baumwurzeln hervorgeholt und von den Fröschen an die Bademutter abgeliefert. — Dort heisst es auch: „So lange die Frösche vor Mariä quarren (oder vorkommen), so lange liegen sie nachher still im Schlamm“⁵⁾. Colerus nennt S. Marci als solchen Termin; und in Dänemark heisst es: „So lange Frösche quäken zu St. Jürgens Tag (23. April), sollen sie nachher schweigen“ und „Wenn der Frosch schreit, so soll der Bauer seinen Hafer säen“. (Arthur Feddersen.)

¹⁾ Sonntagsbeilage d. „Allensteiner Ztg.“, 1898, No. 37.

²⁾ Führer durch die Sammlungen des Museums für Völkerkunde. 1888, S. 130.

³⁾ E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen. I, S. 94.

⁴⁾ W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, S. 108.

⁵⁾ Ebd., S. 158.

Der Frosch hat sich nicht nur in der Wetterkunde, sondern auch in der Heilkunde und Zauberei einen Namen erworben. In Berlin (und anderwärts) sollen Fieberkranke einen Frosch in der Hand sterben lassen, wenn sie ihr Fieber binnen dreimal 24 Stunden verlieren wollen¹⁾. Aber auch gegen Epilepsie wird dies Mittel empfohlen. Und wer von Sommersprossen geplagt wird, soll sich mit Froschlaich waschen²⁾. Froschlaich gehört nach Montanus³⁾ zu den Dingen, aus welchen Zauberinnen Ungeziefer u. a. m. sieden können. In Ungarn muss ein Fieberkranker einen am St. Georgstage gefangenen Laubfrosch bei sich (auf der Brust) tragen und dort sterben lassen⁴⁾. Frösche in Schnaps sterben und dann 24 Stunden auf dem Ofen stehen lassen, verlangt bei den Wenden ein volkstümliches Mittel gegen die Trunksucht, indem der gewonnene Extrakt behutsam dem ahnungslosen Sünder in den Trunk gegossen wird; es soll danach schon manch' einem grausam schlecht zu Mute geworden sein⁵⁾. In Tirol hat man nicht nur den Glauben, dass Froschaugen ein gutes, am Halse zu tragendes Schlafmittel sind, falls sie dem armen Tierlein bei lebendigem Leibe ausgestochen wurden, sondern man behauptet auch, dass Frösche auf Pestbeulen gebunden, das Gift ausziehen, an dem sie dann selber sterben müssen; man soll mit dem Auflegen der Frösche so lange fortfahren, bis sie nicht mehr den Tod davon bekommen; und sind keine Frösche zu erlangen, so könnte man auch Kröten verwenden⁶⁾. Umgekehrt heisst es in Ostpreussen bei Behandlung eines Schlangenbisses: wenn keine Kröten zu finden sind, könne man sich mit Fröschen behelfen; der Leidende steckt (für 24 Stunden oder 9 Tage) den verwundeten Fuss (oder die Hand u. s. w.) in ein mit Buttermilch gefülltes Erdloch, und in die oft zu erneuernde Buttermilch wird das schnell herbeigeholte Tier gesetzt, welches das Gift auszusaugen hat, sich aber vielleicht nicht ungern mit der Milch beschäftigt⁷⁾.

Es soll auch vorkommen, dass Frösche Milch liefern. Jlwof berichtet aus Steiermark: „Eine Sennerin habe (wie es im St. Lambrecht Prozess von 1614 an den Tag gekommen) zwei Frösche an eine Stange

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnologie, 1883, S. 80. E. Krause, Abergläubische Kuren und sonstiger Aberglaube in Berlin und nächster Umgebung. S. 78 u. f.

²⁾ E. Lemke, a. a. O., I., S. 94.

³⁾ Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche u. s. w. (1854) S. 178.

⁴⁾ Z. d. V. f. V., 1894, S. 399. Anton Herrmann, Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn. S. 392 u. f. (Schluss von S. 324).

⁵⁾ W. v. Schulenburg, Wend. V. i. S., B. u. S. S. 104.

⁶⁾ Z. d. V. f. V., 1898, S. 173. Adolf F. Dörler, Die Tierwelt in der symptomatischen Tiroler Volksmedizin. S. 168 u. f.

⁷⁾ E. Lemke, a. a. O., I, S. 95.

gehängt, daran gemolken und dadurch den Kühen der Nachbarn die Milch entzogen¹⁾.

„Schlafenden oder redenden Hexen sah man grüne Frösche aus dem Munde hüpfen, und Frösche tragen sie in der Tasche, Frösche hüpfen ihnen auf dem Kirchwege nach; und eine von Hexen erhaltene Gabe hüpfert als Frosch davon“²⁾.

Strackerjan (a. a. O., I, S. 305) erzählt unter anderen ähnlichen Geschichten: „Ein Kind erhielt einmal von einer Hexe einen Apfel und ass denselben sofort auf. Da verwandelte sich der Apfel in dem Leibe des Kindes in einen Frosch, der nun aus dem Leibe des Kindes heraus allerlei Befehle gab: „Ick will Pannkoken äten! — Ick will ditt und datt hebbent!“ Endlich gab man dem Kinde ein Mittel ein; da fuhr es wie eine grosse Feuerflamme aus dem Munde des Kindes, und das Kind war genesen.“ — Ein anderes gleicherweise mit solchen Äpfeln beschenktes Kind legte denselben vorerst in einen gehenkelten, irdenen Becher, Mucke genannt. „Mit einmal aber fing die Mucke an zu springen und als man hinsah, war statt des Apfels ein grosser Frosch d'rin“. (Ebd. S. 303.)

Nach einem Mythos der Karok gehört der Frosch zu jenen Geschöpfen, die sich vereinten, zwei alten Hexen das Feuer wegzunehmen; und in vielen Mythen ist vom Verschlingen des Wassers durch den Frosch (oder die Kröte) die Rede.³⁾

Auch für den Flachsbaun interessieren sich die Frösche. In der Mark Brandenburg soll man u. a. deshalb in den Zwölften nicht spinnen, weil sonst die Frösche die Flachsknoten abfressen würden⁴⁾. Das Abfressen des Flachses besorgen die Frösche in Braunschweig, falls man noch abends zu jener Zeit im Frühjahre spinnt, wenn die Frösche angefangen haben zu „garren“⁵⁾.

Solchen in Heilkunde und Zauberei, sowie in wirtschaftlichen Fragen erfahrenen Wesen ist natürlich auch von jeher ein Verständnis für liebeskranke Herzen zugetraut worden. Ungezählte Frösche wurden an weit von einander liegenden Orten, d. h. in gar verschiedenen Ländern, lebendig in einen Ameisenhaufen gesetzt, um dort einen jämmerlichen Tod zu sterben. Ihre abgekehrten Knöchelchen bildeten nachher ein Hausmittel, die ersehnte Gegenliebe zu erlangen; man darf nur mit

¹⁾ Z. d. V. f. V., 1897, S. 191. Franz Jlwof, Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark. Ehedem und jetzt. S. 184 u. f.

²⁾ Montanus, a. a. O., S. 178.

³⁾ C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1897, S. 138 u. 136. Frhr. von Andrian-Werburg. Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker. S. 127 u. f.

⁴⁾ Z. d. V. f. V., 1891, S. 179. H. Prahm, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg, S. 178 u. f.

⁵⁾ Z. d. V. f. V., 1898, S. 217. H. Beck. Aus dem bauerlichen Leben in Nordsteinke (Braunschweig). S. 213 u. f.

einem solchen Knöchelchen die geliebte Person anrühren, und sogleich wirkt der Zauber. Allerdings giebt es einige von einander abweichende Recepte, für die ich im Druckbericht den Litteratur-Nachweis bringen werde, da es immerhin möglich ist, dass ich damit irgend jemand hier in der Gesellschaft einen Dienst erweise¹⁾. — In Ungarn muss es ein am St. Georgstage gefangener Laubfrosch sein. Dort genügt auch, wenn die Maid „mit dem Pfeil im Herzen“ einen vor Georgi gefangenen Laubfrosch in ihren Kittel einnäht; dann heiratet ihr Liebster sie gewiss²⁾. — Auch im Spreewalde muss es ein Laubfrosch, *liscowa žaba*, sein³⁾.

(Übrigens hörte ich im Spreewalde wiederholt von Laubfröschen sprechen, wenn der grosse Buntspecht sich zeigte; zur Erklärung für den wunderbaren Namen sagte man: „Er [der Vogel] koreit immer so.“)

Jenen freundlichen, vorhin erwähnten Beziehungen ist die Annahme gegenübergestellt, nach welcher Frösche einen Todesfall für das Haus bedeuten, in dem sie erscheinen⁴⁾.

So haben die Frösche (gleich den Kröten, wie wir nachher sehen werden) einen eigentümlichen Zusammenhang mit Leben und Tod der Menschen. Dies zeigt sich auch auf einem kleinen Umwege in den volkstümlichen Erklärungen von Sternen und Sternschnuppen. „Jeder Stern am Himmel bedeutet einen Menschen, der Fall eines Sterns den Tod eines Menschen; Sternschnuppen sind die Seelen guter Menschen. — Der auf dem festen Lande gefundene Froschlaich gilt für den Ueberrest einer Sternschnuppe“⁴⁾. — Auf den Glauben an die Feuerbeschaffenheit der Seele und die daraus folgenden Erklärungen der Irrlichter, feurigen Spukgestalten u. s. w. können wir hier nicht eingehen. Dagegen muss ich jener Mitteilung aus der Niederlausitz gedenken, die Karl Gander in seinen „Volkssagen“ brachte: „Irrlichter sind Frösche, das Licht wird durch das Funkeln der Augen dieser Tiere hervorgebracht“⁵⁾.

Wenn dies einen Uebergang zum Naturgeschichtlichen bildet, insofern man von weithin leuchtenden Frosch-Augen sprechen dürfte, so treffen wahrscheinlich andererseits in unklarer Vermischung wieder einmal Frosch und Kröte oder Kröte und Hexe (die beide den Schönheitsfehler „rote Augen“ haben) zusammen; oder man wird an das spukhafte Licht erinnert, um das Hexen ein nächtliches Tänzchen im Freien verüben⁶⁾, und an die böse Person, die als Feuer durchs Moor daherwanderte⁷⁾.

In dem Durcheinander von Sagen und Mythen haben zwar im

¹⁾ L. Strackerjan, a. a. O., S. 97. — Montanus, a. a. O., S. 124.

²⁾ A. Herrmann, a. a. O., S. 392 u. f.

³⁾ W. v. Schulenburg, W. V. u. S., B. u. S., S. 117.

⁴⁾ L. Strackerjan, a. a. O., S. 26.

⁵⁾ Karl Gander, Niederlausitzer Volkssagen, S. 48.

⁶⁾ L. Strackerjan, a. a. O., I, S. 321.

⁷⁾ Ebd. S. 340.

allgemeinen nur die Seelen der Menschen Beziehung zu den Sternen und Irrlichtern; aber die Beziehung zu den Fröschen und Kröten teilen sie in hohem Grade mit den Hexen. Die Seelen der Menschen können die Gestalt von Frosch oder Kröte annehmen; und dieselbe Fähigkeit besitzen jene Fabelwesen, die unter den Namen Untererdchen, Unterirdische u. s. w. bekannt sind und die zu der grossen Gruppe von Hausgeistern, Kobolden, Elben, Zwergen u. s. w. gehören, von denen einige Arten neckisch, schadenfroh und heimtückisch sind, andere aber rührende Züge von Treuherzigkeit, Bescheidenheit und Dankbarkeit aufweisen. Während nun ausserordentlich weit der Glaube herrschte: die (von den Sternen abstammenden) Zwerge¹⁾ u. s. w. wären ein unter Menschen lebendes oder lebend gewesenes Geschlecht (denen man auch die vorgeschichtlichen Graburnen zuschreiben müsse), verschmolzen die mythologischen Vorstellungen von Menschenseelen und Elben oft aufs innigste. „Seelen kommen aus dem Elbenreich; und ungetaufte oder missgeborene Kinder — die für blosse Seelen oder Halbgeschöpfe galten — wurden zu Hauskobolden. Alp ist die dem Körper entschlüpfte Seele; das Irrlicht, in das sich die Seele wandelt, heisst auch Elflicht. Elben und Zwerge heissen Üllerken, Ölken, — Eltern? Die nordischen Zwerge Ai Urgrossvater²⁾.“ Aber die Elben wurden auch zu Hexen³⁾; und wir werden nachher sehen, wie die Hexen wiederum zu Kröten werden. So greifen verschiedene Ideenkreise in einander, gleich Ringen, die anfangs selbständig geschaffen, aber — ehe sie geschlossen waren — mit den anderen vielfältig verbunden wurden; die Zeit hat sie z. T. so zusammenschmelzen lassen, dass sie scheinbar einen einzigen Klumpen bilden. Scheinbar! nämlich für den Unkundigen, indes wir immer noch im Stande sind, bei liebevoller Betrachtung und aufmerksamer Prüfung den einzelnen Ring mehr oder minder deutlich nachweisen zu können. So vermögen wir auch in jene Zeit hinüberzuspähen oder hinüberzuhorchen, die für unser Volk, d. h. für uns alle im weiteren Sinne, das bedeutete, was einst für uns persönlich unsere Kindheit mit ihren Märchen und Fabeln, ihrem hülflosen Grübeln und ungeschicktem Zurechtlegen des Unverstandenen bedeutete.

Der Volksmund weiss zwar von vielen Untererdchen u. dergl., die in Froschgestalt erschienen⁴⁾, da aber die Kröte die bevorzugtere Maske war, wollen wir nachher näher hinsehen. Im Spreewalde vertreten grosse Frösche den Nyx, vor dem man dort die Kinder gerade so warnt,

¹⁾ Otto Henne — am Rhyn. Die deutsche Volkssage, 2. Aufl., S. 283.

²⁾ Elard Hugo Meyer. Germanische Mythologie, S. 133.

³⁾ Ebd. S. 135.

⁴⁾ Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. I, S. 90. — E. Lemke, a. a. O., I, S. 94. — W. v. Schulenburg, W. V. i. S., B. u. S., S. 53. — W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, S. 128.

wie in Ostpreussen vor der Wassermutter, deren Eigenart es sein soll, die unvorsichtigen Kinder an den Haaren zu sich ins Wasser zu ziehen.

„Die grünen Frösche rufen [im Spreewalde]: wojak! wojak! (Soldat); darum heissen sie zelene jagarġe, grüne Jäger. „Du kommst zu den Grünen“, d. h. ins Wasser, bist zu nichts anderem zu gebrauchen¹⁾. Man kann dies wohl wenig höflich gegen die Lübbener Jäger nennen. Mit dem Storche führen die Frösche im Spreewalde folgendes Gespräch:

Bóson groni: Klok! klok! klok! (schluck')
 Žaba groni: Njok! njok! njok! (mag nicht)
 Bóson groni: Ty d'rje musyš (musst)
 Žaba groni: Ja ší kusyš! (werde dich beissen)²⁾.

In Oldenburg unterhalten sich Frösche, von denen der eine gern ein Paar Schuhe haben möchte, der andere jedoch weder Leder, noch Fett und Pech (oder Nadel?) hat:

Frärk, Frärk, mak mi'n Paar Schoh!
 — Ick hebbe kin Lär,
 Ick hebbe kin Smär,
 Ick hebbe kin Pickernicknick nick nick nick³⁾.

Unter den sieben verschiedenen Gesprächen, die Strackerjan (a. a. O.) anführt, sind auch zwei zwischen Rabe und Frosch. Das eine lautet:

Rabe: Kahlkopp, komm' herut!
 Frosch: Du hickebickest mi, du hickebickest mi.

Schliesslich wird dort auch in zwei Lesarten die Beratung über Backen erwähnt, welche in Ostpreussen so lautet: „Frau Nachbar'n! Frau Nachbar'n! — morg'n woll'n wir back'n, back'n, back'n!“ Sofort wollen alle backen⁴⁾.

Klassisch und weitberühmt ist das Klangspiel, das Ovid in seinen „Metamorphoses“ brachte: „Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant“, von J. H. Voss übersetzt: „Ob sie die Flut auch bedeckt, noch schimpfen sie kecklich.“ Dies bezieht sich bekanntlich auf die Bauern, welche die Titanentochter Leto oder Latona, die von der eifersüchtigen Here verfolgt wurde, so hartherzig behandelten. Es war allen Ländern und Inseln der Schwur abgenommen worden, Latona nicht aufzunehmen; jene Bauern verweigerten nun gar der Ärmsten, ihren Durst in einem See zu stillen, wofür sie von ihr in Frösche verwandelt wurden. Der Mythensammler Antonius Liberalis (etwa 150 n. Chr.) erzählte (nach Ludwig Freytag): „Latonia ging nach Lycien, um ihre Kinder im Flusse Xanthus zu baden. Unterwegs kam sie an die Quelle Malita und wollte sich hier baden; aber Hirten ver-

¹⁾ W. v. Schulenburg, W. V. u. G. a. d. Spr., S. 128.

²⁾ Ebd. S. 260.

³⁾ L. Strackerjan, a. a. O., II, S. 107.

⁴⁾ E. Lemke, a. a. O., III, S. 57.

wehrten es ihr. Dienstbare Wölfe führten sie hierauf an den Xanthus; hier badete die Göttin, weihte den Xanthus dem Apollon, nannte das Land Lycien nach den Wölfen (lykos, Wolf) und strafte die Hirten durch Verwandlung in Frösche.“

Montanus sagt, es werde den Kindern erzählt: „Der Frosch schelte alles „Geck! Geck!“ und „Quark“, und deshalb mache ihn bei dem geringsten Geräusche das böse Gewissen so furchtsam vor Bestrafung über solche Scheltworte. (a. a. O., S. 178.) Colerus giebt den guten Rat, ein Licht ans Ufer zu stellen, denn dann würden die Frösche still sein.

An gutem Rat, wie man sich ihrer erwehren könnte, fehlt es überhaupt nicht. In Ungarn heisst es: „Kehrt man am Charfreitagmorgen vor Sonnenaufgang die Stube aus, so gehen alle Frösche in der Umgegend zu Grunde. Erklingen die Glocken am Charsamstage, so laufen die Hausfrauen, mit dem Schlüsselbunde rasselnd, im Hause herum und rufen: „Schlangen, Frösche, weicht von dannen, denn die Glocken klingen wieder!“ Auch wenn man blos vor dem Hause zu dieser Zeit kehrt, so vertreibt man diese Tiere aus der Umgegend“).“ Nach einer Sage haben zwei Schlossfräulein sich einst so sehr über das Schreien der Frösche aufgeregt, dass ihre Untergebenen die sämtlichen Frösche erschlagen mussten; seitdem schreit dort kein Frosch mehr²⁾. Im Jahre 1692 ist im Kirchspiel Bergstedt, nicht weit von Hamburg, ein lebendiger Frosch verbrannt worden, weil er in einer Graburne gesessen hatte³⁾. Wenn Hohlwurz (*Corydalis D. C.*) ins Wasser geworfen wird, müssen alle Frösche auswandern oder sterben⁴⁾.

Nur flüchtig, ehe wir noch die verschiedene Benennung des Frosches streifen, — die Kröten warten schon ungeduldig — sei daran erinnert, dass viele Pflanzennamen mit diesen Tieren in Verbindung gebracht sind, und dass, wenn ein Stück Vieh erkrankt, d. h. aufgeschwollen ist, gesagt wird: „Die Kuh (u. s. w.) hat die Padde.“ So in der Grafschaft Ruppin⁵⁾, in Pommern und anderwärts. In Ostpreussen soll man der leidenden Kuh eine lebendige Pogge in den Schlund stossen⁶⁾.

Ich werde, um Sie, geehrte Anwesende, nicht zu sehr zu ermüden, hier nur einige der von W. Schwartz zusammengetragenen Namen nennen und verweise im übrigen auf die Abhandlung selber. W. Schw.

¹⁾ A. Herrmann, a. a. O., S. 395 u. 396.

²⁾ C.—Bl., 1888, S. 51. A. Vierling. Prähistorische Hügel an der Waldnab und Luhe, S. 49 u. f.

³⁾ C.—Bl., 1888, S. 59. H. Handelsmann. Zu der Kröte von Cröbern. S. 57 u. f.

⁴⁾ Colerus.

⁵⁾ Z. d. V. f. V., 1898, S. 304. K. Ed. Haase. Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend. S. 205 u. f.

⁶⁾ E. Lemke, a. a. O., I, S. 83.

hat bei den grossen Tafeln nicht nur die Mark Brandenburg, sondern auch Pommern, Mecklenburg, Dänemark, Sachsen, Westfalen, Rheinprovinz und Hessen berücksichtigt.

Für den Frosch bringt er: Höpper, Hüppelenk, Itsche, Karutsche, Keckert, Kicker, Kikfross, Marxe, Murks, Padde, Paddexe, Paddhexe, Parre, Parucksche, Pogg, Pong, Porge, Pugg, Quadux, Röhlen, Uetz u. s. w.

Für die Kröte: Ecksche-Mucke, Erdsche-Mugge, Hucksche, Hüx, Huggel, Krat, Krät, Kroddel, Krupschke, Krutsch, Lorch, Lurk, Loske, Mog, Moggel, Mook, Muchel, Muggel, Mukrat, Mumme, Murkel, Padd, Pedde, Pogge, Purre, Quaq, Tudse, Uetze, Usse u. s. w.

Im Anhang ist dann u. a. noch gesagt, dass man in der Oberpfalz Hetsch, in Schlesien Hetsche, Wetsche und Tachse, in Bayern Broz, in Österreich Hecking, Krot und Trautel und in Steiermark Anke für die Kröte kennt.

Wenn man auch in Dänemark sagt: „Es passt sich nicht für Kröten, sich in den Storehnestern einzufinden¹⁾,“ so müssen sie sich's doch gefallen lassen, in jenen Kinder-Erzählungen von den kleinen Menschen, die noch erst auf die Welt kommen sollen, neben den Fröschen zu stehen. Einer meiner Neffen hat s. Z., da er etwa 3 oder 4 Jahre alt war, recht überzeugt erklärt: die schönen grünen Frösche seien künftige Knaben, die unansehnlichen braunen die Mädchen; und als er einmal, mit seiner Mutter spazieren gehend, eine unförmliche, hässliche Kröte sitzen sah, hat er entzückt ausgerufen: „Sieh' doch, Mutterchen, sieh' doch! So hast Du ausgeseh'n, eh' Dich der Storch gebracht hat.“

Obgleich die Kröten ungemein schwerfällig sind, so sollen doch einige hier — so weit uns das Naturgeschichtliche beschäftigen darf — im schnellsten Trabe vorbeimarschieren. Die gemeine Kröte (*Bufo vulgaris* Laur.), auch Erd- oder Feld-Kröte oder Lork genannt, ist in ganz Europa und Mittel-Asien heimisch, Felder und Wiesen, Gebüsche, Höhlen und Keller liebend, sehr nützlich beim Insektenfang, früher auch für den Apotheker; sie wird 8—12 cm lang, hat halbe Schwimnhäute an den Hinterfüssen, ist düster rotgrau oder rotbraun, auch grünlich bis schwarz, dunkel gefleckt, auf der Unterseite hellgrau; die Iris ist feuerrot. Die Kreuzkröte (*Bufo calamita* Laur.), auch Rohrkröte oder Hausunke genannt, in West-Europa, Schweden, Deutschland, bis östlich zum Weichsel-Gebiet anzutreffen, die Lebensweise der gemeinen Kröte führend, aber geschickter in der Bewegung, so dass sogar Felsen erklettert werden. Nachts hält sie sich gern in Bächen auf, die reichlich Binsen oder Rohr haben. Sie wird 6—7 cm lang, besitzt keine Schwimnhäute, ist olivengrün mit gelben Längsstreifen, unten weisslichgrau; die Augen sind grünlichgrau. Die Feuerkröte oder

¹⁾ Arthur Feddersen.

Unke (*Bombinator igneus* Merr.), 4 cm lang, oberseits dunkelgrau oder braun, unterseits stahlblau oder blauschwarz mit orangeroten bis scharlachroten Flecken. Sie bewohnt Skandinavien, Nord- und Mittel-Deutschland, Russland, Ungarn, Österreich und Böhmen. Ihr liebster Aufenthalt ist ein Sumpf, wo sie eintönig und melancholisch schreit. Auch sie nährt sich nur von Insekten und Schnecken. Ihre Nerven müssen aber recht schlecht sein, denn sie ist äusserst furchtsam.

Auch hier wollen wir uns auf drei Exemplare beschränken, obgleich manche andere Kröte zu besonderem Interesse Veranlassung giebt.

Die Hässlichkeit der Kröten hat ihnen von jeher ein wirklich tragisches Schicksal bereitet. Sie werden nicht nur im allgemeinen missachtet, beschimpft und verleumdet, sondern auch gestossen und geschlagen, aufgespießt und sonstwie gemartert; ihr Name allein gilt als Schimpfwort, als gleichbedeutend mit Bösewicht, Hexe u. dergl. m., schauderhafte Unthaten werden auf sie zurückgeführt, und ihr Erscheinen genügt, um sich aller möglichen Schrecknisse zu entsinnen. Das ungewöhnlich zähe Leben, wie die grosse Mässigkeit im „Essen und Trinken“ und die lange geduldig getragene Entbehrung fast aller Nahrung werden — statt dass sie Bewunderung erregen und Lob eintragen — als Beweise abscheulicher, unheimlicher Natur und als Mangel an Aufrichtigkeit angesehen.

Ein wenig machen wir Ostpreussen (und wohl auch einige andere) diesen Fehler gut, indem wir jemand, den wir lieb haben, vorwiegend Kinder und junge Mädchen, „Kröte“ nennen; dann heisst es etwa: „Ach, mein einziges, liebes Krötchen!“ — „Komm' mal her, mein Krötchen!“ — Aber auch: „Na, wart', Du Kröt'!“ — In Berlin sagt man (nach E. Krause, a. a. O., S. 85): „Wird ein Kind „Kröte“ geschimpft, so gedeiht es nicht, sondern muss „elendiglich verquieren“ (dahinsiechen).“

Es ist behauptet worden: wäre die Kröte in hundertfacher Vergrösserung vorhanden, so würde sie „als Raubtier ein Unikum“ sein. Hieran knüpft Steinthal, vornehmlich mit Bezug auf merkwürdige Eigenschaften beim Insektenfange, eine Betrachtung, innerhalb welcher die Kröte als Symbol des Kerberos erscheint. Das Hineinziehen des Opfers und fast gleichzeitiges Verschlucken desselben, sowie überhaupt der ganze Vorgang, der keinen Widerstand findet, hätten schon die Urvölker aufs höchste interessieren müssen¹⁾.

In der Bibel (3. Mos. 11,29) ist die Kröte als Speise verboten. Daher gilt es selbst in Märchen für das schlimmste Zeugnis einer verdächtigen Person, wenn sie sich Kröten brätet. Aber dann handelt es sich doch gewöhnlich um Gewinnung des kostbaren Krötenfettes, mit

¹⁾ Steinthal, Sep.-Abd. a. d. Archiv für Religionswissenschaft. (Die Kröte im Mythos.)

dem man sich salbte und zu höheren Dingen — nämlich Flug durch den Schornstein u. s. w. — befähigte.

„Kaum ein anderes Tier ist so sehr, wie die Kröte, Gegenstand eines weitverbreiteten Aberglaubens geworden. In Sagen und Märchen ist die Krötengestalt eine ganz gewöhnliche Maske der Unterirdischen und der verwünschten Prinzessinnen. Wegen des Aberglaubens, den die Alten an Frösche und Kröten (*ranae rubetae*) knüpften, verweise ich (sagt Handelsmann¹⁾) auf die Naturgeschichte des Plinius; im 32. Buche sind viele Beispiele von deren Anwendung in der Volksmedizin; sie dienten auch beim Feldzauber der Ackerleute zur Abwendung von Gewitterschaden, Wurm- und Vogelfrass.“ Handelsmann berichtet ferner: nach Konrad Gessner (*Gesnerius*) hätte Herzog Friedrich von Sachsen Kröten spießen und im Schatten ausdörren lassen zu Heilzwecken; auch das Kemptener Wunderbüchlein vom Jahre 1806 bringt viele Angaben über Heilung durch Frosch und Kröte; in Dänemark vertreibt eine am Halse getragene trockene Kröte das Fieber, und in Mecklenburg trägt man auf der blossen Haut eine in Leinwand genähte trockene Kröte als sicheres Mittel gegen die Gicht. (Eine solche Mumie findet sich in der Schweriner Sammlung.)

Über die Heilkraft der Kröte, wie sie nach dem Volksglauben gerade der weiblichen Menschheit zu gut kommen soll, existiert eine ansehnliche Litteratur; zugleich wird dies durch die grosse Menge von eisernen und wächsernen Kröten bewiesen, die Frauen als Opfergaben dargebracht haben.

Noch ausgebreiteter ist der Glaube an die Heilkraft des Steines, den angeblich eine und die andere Kröte auf dem Kopfe tragen soll. Dieser „Krötenstein“, der hauptsächlich bei Schlangenbiss zur Anwendung kommt, ist — wie ich es selber bei unseren Dorfleuten beobachten konnte — meist eine bestimmte Versteinerung (Koralle, Seeigel u. s. w.), aber fast ebenso häufig irgend eine beliebige Masse kalkhaltigen Gesteins. Solche Steine gelten auch als „Krötenkrone“, die Glück verbürgt. Allein über diesen ganz ausserordentlich verbreiteten Aberglauben wäre ein ansehnlicher Vortrag zu halten; aber wir können uns nicht in diesen angeblichen Segen vertiefen und wollen auch nur flüchtig davon Kenntnis nehmen, dass die Kröten ausserdem noch gute Dienste bei Rheumatismus, Gesichtsrose und Veitstanz thun sollen.

In einem traurigen, jedes Kröten-Gemüt zerknirschenden Gegensatz zu dieser gefabelten Nützlichkeit steht die grausame Nichtbeachtung der wirklichen Verdienste der Kröten. In neuerer Zeit ist oft Aufklärendes darüber geschrieben worden; aber es wirkt auf die meisten

¹⁾ V. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1882, S. 23 u. 24. Handelsmann. Über den Krötenaberglauben und die Krötenfibeln. S. 22 u. f.

Menschen nicht anders, als meine eindringliche Predigt einem alten Gärtner gegenüber, der schliesslich beteuerte: „Na, wenn ich nur eine find', dann spick' ich sie durch und durch.“ — Sie gestatten, dass ich Ihnen folgende, der D. Tagesztg. vom 11. Mai 1898 entnommene Mitteilung ans Herz lege! „Der Mensch muss der Kröte Abbitte leisten, wenn er etwas auf Gerechtigkeit hält, denn dieses so allseitig gehasste und mit Abscheu oder Fusstritten behandelte Tier ist ein Wohlthäter der Menschheit, wie es nur wenige von grösserem Verdienste giebt. Die landwirtschaftliche Untersuchungsbehörde der Vereinigten Staaten hat jüngst von dem Naturforscher Kirkland als Verfasser einen umfangreichen Bericht herausgegeben, der beinahe vom ersten Buchstaben bis zum letzten ein Loblied auf die Kröte ist. Beweise: 149 Krötenmagen und ihr Inhalt. Die Wiederherstellung des guten Rufes dieses Tieres hat also damit beginnen müssen, dass 149 Individuen ihr Leben lassen mussten, um durch ihren Mageninhalt das ganze Geschlecht glänzend zu rechtfertigen. Kirkland stellte genau fest, was für Speisereste die Krötenmagen enthielten und fand, in Prozenten ausgedrückt, folgende Ergebnisse: Stoffe, deren Natur nicht zu ermitteln war, 5%, Kies und Erde 1%, ebenso Pflanzenreste, Regenwürmer und Schnecken je 1%, Tausendfüssler 10, Spinnen 2, Heimchen und Heuschrecken 3, Ameisen 19, Laufkäfer 8, Blatthornkäfer (Scarabaeen) 6, Samenkäfer 5, verschiedene Insekten 9, verschiedene Larven 19, Raupen 9% u. s. w. Diese Feststellung allein genügte natürlich nicht, sondern man musste wissen, wie viele der verzehrten Arten nützlich und wie viele schädlich sind. Auch dies hat Kirkland festgestellt und gefunden, dass die Kröte auf 4 nützliche 7 schädliche verzehrt, so dass ihr Nutzen, den übrigens gebildete Landwirte wohl vielfach schon gewürdigt haben, ausser Frage steht.“ U. s. m. Der kleine Artikel schliesst mit der Aufforderung: es müsse neben dem Aufruf „Schützt die Vögel!“ einer üblich werden, der „Schützt die Kröten!“ lautet.

Jetzt bin ich überzeugt, dass einige von Ihnen mich für eine blosse Agrarier-Freundin halten und daran erinnern möchten, dass ich doch die Naturgeschichte nur als bescheidenes Gerüst betrachten sollte, das Sage und Aberglauben, Mythologie und Brauch so reich bekleidet haben.

Um beim Reichtum zu bleiben, will ich bemerken, dass sehr viele Prinzessinnen (natürlich in Märchen) in Krötengestalt einherwandern mussten. Irgend ein Bösewicht hatte die verwöhnte junge Dame, die allemal bildschön war, zu dieser Maskerade durch Verwünschung genötigt; und leicht war es nicht für den liebenden Erretter, den Zauber zu brechen; mitunter konnte dies nur ein Küsschen — der hässlichen Kröte (in Ostpreussen „Beesskröte“ genannt) gegeben — zu Wege bringen.

Dann heisst es wohl: wer zu grosses Grauen empfände, der möge ein Tuch vor den Mund nehmen¹⁾.

Und nun die „Untererdchen“! Sie sollen wohl zumeist in ihrer wirklichen Gestalt erschienen sein; aber die war ihnen vielleicht unbequem bei ihren Streifzügen in den Vorratsräumen der Menschen; daher verwandelten sie sich gern in eine Kröte, die dann entweder regelmässig an einer bestimmten Stelle zum Vorschein kam oder ausnahmsweise sichtbar ward. Oft handelte es sich darum, ein wenig Milch zu trinken; und gutmütige Menschen gossen solche schon für alle Fälle in ein Herdwinkelchen. Zuweilen zogen die Kleinen einen Schluck Bier vor. Viele Male erschienen sie, um Menschen um Hülfe anzugeben oder zu Gevatter zu bitten u. dergl. m. In Deutschland und in Skandinavien ist jene Geschichte bekannt, in der geschildert wird, wie eine zu den Untererdchen eingeladene Frau in Todesangst sein musste, weil über ihrem Kopfe ein schwerer Mühlstein an einem Faden hing. Doch die kleinen Leute haben damit nur ein Zeichen geben wollen, wie ihnen da oben — als sie in Krötengestalt erschienen waren — Todesangst abgenötigt oder eine mögliche Gefahr erspart wurde.

Verwünschten Prinzessinnen und vorsichtigen Untererdchen gesellen sich in grosser Schaar die Hexen zu, und gleich den Hexen liebt auch der „Böse“ die Krötengestalt. Noch heute sagt man im Spreewalde, sobald eine dicke Kröte (*bruchata škrodawa*) an der Thürschwelle herumkriecht: „Da ist eine Hexe!“²⁾ — „Die Kröte stammt vom Teufel ab. Sie lebt, in Stücke gehackt, bis Sonnenuntergang; und wer sich mit ihrem Fette einschmiert, wird unsichtbar. Der Teufel wollte eine Schwalbe oder Lerche nachmachen; aber sie wollte nicht fliegen. Während der Todeskrankheit einer Brandstifterin krochen die Kröten auf ihrem Bette herum, weil sie mit dem Bösen zu thun hatte. Zu ihrem Ritte auf den Blocksberg reiben sich die Hexen mit Krötenfett ein³⁾.“

Nach Strackerjan hilft eine Kröte — namens Tädewig — einer Hexe beim Buttern⁴⁾; wie denn überhaupt die Hexen und Kröten viel mit Milchwirtschaft zu thun haben. Die Kröten sollen den Kühen die Milch fortnaschen (vereinzelt auch Blut entziehen). Sie haben ferner einigen Einfluss auf fruchtbares Wetter. „Als Regen hindernden Zauber will (in Wallis) die Hexe eine grosse Kröte mit 7 Broden und 7 Metzen Gerste in einem Sarge kirchlich begraben lassen, wodurch 7 dürre unfruchtbare Jahre entstanden wären⁵⁾.“ Und „ein lausitzer Aberglauben

¹⁾ E. Lemke, a. a. O., II, S. 268.

²⁾ W. v. Schulenburg, W. V. i. S., B. u. S., S. 47.

³⁾ W. v. Schulenburg, W. V. u. G. a. d. Spr., S. 97 u. f. u. S. 159.

⁴⁾ L. Strackerjan, a. a. O., I, S. 310 u. f. und II, S. 107.

⁵⁾ Z. d. V. f. V., 1897, S. 449. Bespr. v. „Les veillées des Mayens“ par L. Courthion.

sagt: wenn man in die Grundmauer eines Hauses eine Kröte mit einmauert, so bleibt trockenes Wetter, bis das Haus fertig ist¹⁾.“

Die Kröten sind ein Symbol des Winters²⁾. Keineswegs verwunderlich ist, dass sie auch zum Tode Beziehung haben, der auch den Menschen auf allerprimitivster Stufe als ein Zustand erscheinen musste, der im schärfsten Gegensatze zum lebendigen Dasein, zur Bethätigung von Willen und Kraft steht. — Auch bei den Südslaven gilt eine ums Haus herumhüpfende Kröte als Todesbotin³⁾.

Mat hat die Kröte (besonders die Knoblauchskröte) ein exquisites Grab-Tier genannt, weil sie in zahlreichen Fällen in Gräbern und (bei vorgeschichtlichen Gräbern) in Urnen gefunden wurde. Zuweilen hat letzteres die Annahme veranlasst: die Kröte — deren Skeletteile wohl auch bei vorgeschichtlichen Beigaben lagen — sei selber eine Grab-Beigabe gewesen. Aber Nehring⁴⁾ und andere haben diese an all den vorhin erwähnten Aberglauben gebundene Meinung wissenschaftlich widerlegt. Solche Kröte hatte entweder ein Winterlager bezogen oder die Urne als einen passenden Platz angesehen, wo sie — vielleicht nicht nur körperlich alt, sondern auch (um poetischen Gemütern ein Zugeständnis zu machen, sei 's gesagt) müde vom Kampf ums Dasein — den eigenen Tod erwartete.

Die nüchterne Erkenntnis dieses natürlichen Vorganges beeinträchtigt nicht im geringsten unsere Teilnahme für den kindlichen Glauben an die Beziehungen der Kröte zum Leben und Sterben des Menschen, vor allem zu seiner Seele. Vornehmlich die armen Seelen wandelten sich in Krötengestalt; und hier könnte man auf „Seelenwanderung“ verweisen, wo der beklagenswert Schwache zur Strafe und Prüfung in ein so hartherzig verfolgtes Geschöpf verwandelt wird. Aber mitunter, namentlich in Tirol, schont man die Kröte aus Rücksicht auf ihren Charakter als Ahn' oder Hausgeist, was freilich nicht hindert, dass sie zu anderen Zeiten gespiesset und in Kirchen geopfert werden muss. „Die Seelen wohnen unter der Thürschwelle, weswegen man nicht Holz darauf spalten und die Thür nicht hart zuschlagen darf⁵⁾.“ In der sicilianischen Provinz Catania können Seelen lebender Frauen nach Belieben Mittwochs oder Sonnabends in der Nacht oder Mittagsstunde mit wunderbarer Schnelligkeit die Welt durchheilen, während die Frauen scheinbar in festem Schlafe liegen; kommen die Seelen zu spät

¹⁾ Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 236.

²⁾ Karl Haupt, a. a. O., S. 236.

³⁾ Z. d. V. f. V., 1882, S. 180. Friedrich S. Krauss. Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven, S. 177 u. f.

⁴⁾ C.—Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1887, S. 49. A. Nehring, Über Knoblauchskröten aus Urnen.

⁵⁾ Elard Hugo Meyer, a. a. O., S. 73.

heim, so werden sie in Frosch oder Kröte verwandelt; aus diesem Grunde schont man dort beide Tiere, denn man könnte nie wissen, ob sie nicht „*donne di casa*“ wären¹⁾.

Entgegengesetzt so vielen Behauptungen sagt Prahm, dass in der Mark Brandenburg „eine Kröte im Keller“ Glück bedeute²⁾. Es wird doch nicht nur ein Milch- oder Bier- oder Wein-Keller gemeint sein? Oder ist dies ein Hinweis auf bereits vorhandenen Wohlstand, gleichwie die in Urnen gefundenen Kröten (nach Arnkiel, 1702) den Platz dort angewiesen bekamen, um „Schatzhüter“ zu sein³⁾? Oder gilt auch hier das Sprüchlein: „Wo eine Kröte sitzt, liegt Gold⁴⁾“?

Es wird zuweilen von gezähmten Kröten berichtet. Ich erwähne dies nicht, um Ihnen, geehrte Anwesende, den Vorschlag zu machen, etwa statt eines Canarienvogels oder Schoosshündchens eine Kröte ins Haus zu nehmen; es soll nur noch einmal daran erinnert werden, dass die „Kleine“ eine liebevolle Behandlung zu würdigen weiss.

Im vorigen Jahre knüpfte sich an meinen Vortrag ein „Alt-Berliner Fischessen“; diesmal sollen wir ein „Spreewälder Fischessen“ haben; ob auch ein „Frosch- und Kröten-Essen?“ — ich weiss es nicht. Es wäre dies eine besondere Ehrenbezeugung für jene kleinen Mitgeschöpfe, die in ungezählten Richtungen zu unseren eigenen Freuden und Leiden Bezug gewannen. Sollte aber gar eine niedliche, lebendige Kröte hier im Rathause gegenwärtig sein, so wollen wir sie nicht für eine böse Hexe, sondern für eine Prinzessin oder für ein armes Seelchen halten, das unser Mitgefühl verdient.

Verzeichnis, den „Brandenburgia-Heften“ entnommen.

- 1892, No. 7, S. 132. Fabel von der ewiglebenden Kröte. Vorkommen verschiedener Kröten i. d. Mk. Br. Wachstum von *Rana esculenta* L.
- 1893 „ 7 „ 141. Der Name „Muckel“ für Kröte.
- „ „ 8 „ 182. Muckel, Huckel u. s. w.
- 1894 „ 2 „ 56. Muckel.
- „ „ 5 „ 109. Laubfrosch. (Mimicry u. a. m.)
- „ „ 10 „ 218 u. 219. Muggel, Padde, Hucksche, Lork, Ueze, Hetsch u. s. w.
- „ „ 10 „ 222. Hucksche.
- 1898 „ 12 „ 491 u. f. „Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märk. Museum befinden.“
- 1899 „ 9 „ 326. Alte Schimpfworte.

¹⁾ Z. d. V. f. V., 1896, S. 461 u. f. Bespr. v. Trombatore's „Folklore Catanese“.

²⁾ Z. d. V. f. V., 1891, S. 188. H. Prahm, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. S. 178 u. f.

³⁾ C.—Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1888, S. 59. H. Handelmann. Zu der Kröte von Cröbern. S. 59 u. f.

⁴⁾ Karl Haupt, a. a. O., S. 236.

Kleinere Mitteilungen.

Rechtschreibung der Ortsnamen. Verfügung vom 27. Oktober 1898, betr. die Feststellung der Schreibweise von Ortsnamen.

Übrigens bemerke ich, dass landespolizeiliche Verfügungen der Regierungspräsidenten über die Feststellung der Schreibweise von Ortsnamen nicht ohne meine vorherige Zustimmung zu erlassen sind.

Berlin, den 27. Oktober 1898.

Der Minister des Innern.
Frhr. von der Recke.

Minist.-Bl. für die innere Verw. 1898. S. 221. —

Vom Standpunkt der Heimatkunde kann diese sehr nützliche Ministerialverfügung nicht oft genug zum Bewusstsein gebracht werden. Auch in der Provinz Brandenburg herrscht bei den Ortsnamen arge Willkür; z. B. sind mir während der ca. drei Jahre, die ich in unserm Vorort Coepenick Richter war, folgende Falschschreibungen vorgekommen: Köpnick, Köpenick, Cöpnick, während die amtliche, allein gültige Rechtschreibung, wie angedeutet: Coepenick lautet.

E. Friedel.

Berlin. Wie viel Städte und Ortschaften giebt es in der Welt, welche den Namen „Berlin“ führen? Wenn diese Frage einem Durchschnitts-Berliner vorgelegt wird, so wird er in der Regel schnell mit der Antwort zur Hand sein, dass es nur ein Berlin, das Berlin an der Spree, seine „Vaterstadt“, die „Weltstadt“ Berlin giebt. Ein Zweiter fügt wohl noch hinzu, dass es ausser dem einzigen Berlin auch noch ein „Berlinchen“ in der Mark giebt und ein Dritter hat vielleicht schon einmal davon gehört, dass in Amerika noch ein Berlin existieren soll. In Wirklichkeit giebt es in der Welt jedoch 30 Städte mit dem Namen „Berlin“, davon allerdings nur eine in Europa, und das ist unser Berlin. Ausserdem giebt es aber noch 29 Städte mit dem Namen „Berlin“ in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo fast jeder Einzelstaat ein oder mehrere Plätze dieses Namens aufweist. Wer sich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen will, mag einen Versuch machen, das topographische Handbuch der deutschen Reichspost einzusehen, dort wird er den Namen „Berlin“ dreissigmal hintereinander aufgeführt finden.

Berlin am Sternenhimmel. Der am 8. Oktober 1896 auf der hiesigen Urania-Sternwarte von dem Astronomen derselben, Herrn G. Witt, entdeckte Asteroid 1896 DA ward, nachdem seine Bahn als gesichert gelten darf, auf dem Weihnachtsfeste des akademisch-astronomischen Vereins am 12. d. M. mit dem Namen „Berolina“ getauft, einmal mit Rücksicht auf den Umstand, dass seine Auffindung in das Ausstellungsjahr fiel, vornehmlich aber aus dem Grunde, weil es sich hier um den ersten in Berlin mit Hilfe der Photographie entdeckten Planeten handelt. Der Name unserer Reichshauptstadt ist dadurch für alle Zeiten und Länder am Himmelsgewölbe verewigt.

Verwendung von alten Hufeisen. a) Als die Schildbürger in Krieg ziehen heisst es von Einem: „Wie denn ihm auf eine Zeit auch ein solches Glück widerfahren, dass, als er ein halbes Rosseisen gefunden und selbiges unterm Gürtel gesteckt hatte, er damit einen Schuss auffing, welcher ihm sonst sein Leben gekostet hätte. Darum er dann sich nun den Gürtel nochmals mit Rosseisen ganz behängt und solche anstatt eines Harnisches gebraucht.“ Das Lalenbuch, Stuttg. 1839, S. 146.

b) Einen ungewöhnlichen Gebrauch von vollständigen, aber abgenutzten Hufeisen fand ich in der West-Priegnitz in den Dörfern zwischen Perleberg und dem Königs-Hünengrab unweit Seddin am 20. September. Je zwei Hufeisen waren mit der Rundung nach aussen an Pfosten angenagelt, so dass man eine Stange zum Absperrn von Vieh oder als Abweisung unbefugter Menschen, bequem dazwischen stecken konnte. Auf Befragen erfuhr ich, dass man abgenutzte Hufeisen in dortiger Gegend allgemein zum Abschluss von Zäunen, Staketen, Koppeln und dergl. benutzt. E. Friedel.

Damit das Kind gucken lernt! a) In Krielow bei Brandenburg a. H. herrscht noch heut die Sitte, dass Taufpaten die schriftliche Einladung zum Gevatterstehen mit der Schrift an das Fenster stecken, so dass die auf der Strasse Vorübergehenden das Schriftstück lesen können. Fragt man, warum das geschehe, so erhält man die Antwort „damit dat Kind ok kieken liert!“

Krielow, den 22. September 1898.

O. Monke.

b) Hiermit vergleiche man folgende italienische Sitte. In den meisten, vielleicht in allen, Teilen Italiens werden die Wickelkinder mit dem Gesicht nach aussen getragen, also umgekehrt wie bei uns, wo die Mutter ängstlich besorgt ist, das Gesicht des Kindes, damit es nicht geblendet werde, nach der Mutter Brust zu halten. Fragt man eine Italienerin, warum sie dem Kinde das Gesicht nach aussen hält, so sagt sie: „damit das Kind gucken lernt!“ Kennt sie zufällig den umgekehrten deutschen Brauch, so fügt sie wohl hinzu: „Darum sehen auch die deutschen Wickelkinder so schläfrig, die italienischen so grell aus.“

E. Friedel.

Fragekasten.

1. Schimpfwort: „**Blinde Tilze**“ (S. 326) ist auf das slavische Wort *těléz*, gen.*) *télza*, Plural: *télzi* zurückzuführen. Bedeutet Kalb, junger Ochs. Das Kalbsauge gilt dem einfachen Volke in der Mark als Symbol der Blödheit. Bekannt ist auch die Redensart „blind wie ein Stier“. Als Knabe von 8—12 Jahren habe ich in Stadt und Dorf des Kreises Königsberg die Schimpfworte „Du Tilze, blindes Tilzvieh, blödes Mondkalb, Kalbsauge“ für dumme, thörichte Leute viel gehört und mitgebraucht.

2. **Maronen** (Heft 10). Im heissen Sommer 1868, als damaliger Pfarrverweser in Groeben, Kreis Teltow, fand ich im Parke des Gutes Siethen bei Ludwigsfelde drei grosse Maronenstämme, von denen wir im Herbste im Inspektorhause zu Groeben uns mehrfach gutschmeckende Früchte gösteten.

E. Handtmann.

*) Kurzes e geht in der Vulgärsprache vielfach in den Laut i über, langes in o.

Inhalt des VIII. Jahrganges 1899/1900.

A. Vorträge.

Albrecht: Denkmale und Erinnerungen an die Schwedenzeit in der Mark	S. 275
Buchholz: Über das Köllnische Rathaus in Berlin	„ 272
Friedel: Das Königsgrab von Seddin bei Perleberg	„ 381
„ und Bolle: Echte Kastanien	„ 348
Friedländer: Über Hausmusik	„ 115
Lemke: Zur Geschichte der Fischerei	„ 43
„ Frösche und Kröten	„ 420
Löwenheim: Gustav Feckert	„ 415
Maass: Pestzeiten in Berlin und der Mark Brandenburg	„ 77
Meyer: Geschichtliche Rückblicke auf den Stadtteil Alt-Kölln	„ 354
Müllenhoff: Eingewanderte Pflanzen in der Mark	„ 15
„ Geschichte der Märkischen Bienezucht	„ 312
Pniower: Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache	„ 88

B. Aufsätze.

Albrecht: Nach dem Dosseland	„ 145
„ Nach dem Sparrenland	„ 141
„ Brunne im Osthavelland	„ 174
„ Am Stienitz-See	„ 177
„ Nach dem Scharmützel-See und dem Gräberfelde bei Wilmersdorf	„ 249
„ Nach Genshagen im Kreise Teltow	„ 292
Albrecht-Pütz: Nach Bölkendorf am Paarsteiner See	„ 390
Bolle: Altmodische Blumen	„ 185
Buchholz: Der Wallberg bei Menz, Kreis Ruppin	„ 219
E. Friedel: Ausflug nach Golssen und Alt-Golssen	„ 216
Hartwig: Die im Winter 1898/99 auf unseren Südfrüchten beobachteten Schildläuse	„ 221
Lackowitz: Anfänge einer Hofkapelle in Berlin	„ 169
Poetters: Noch etwas vom Böten	„ 225
Schmidt: Zum Überfall von Beelitz	„ 241
Wegener: Ein Streit der Stadt Eberswalde mit den Herzögen von Pommern	„ 255

C. Besichtigungen und Wanderfahrten.

Deutsches Kolonial-Museum	„ 329
Gallerie Wesendonck	„ 118
Gobelin-Manufaktur von W. Ziesch & Co.	„ 265
Guben und Buderose	„ 153
Joachimsthal, Hubertusstock und der Werbellin-See	„ 163
Museum der Königlichen Landwirtschaftlichen Hoch- schule	„ 33
Tunnelbau zwischen Treptow und Stralau	„ 157

D. Besprechungen.

Altberlinische Trachtenbilder	S. 376
Backschat: Geschichte Neuendorfs	„ 309
Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889—1895	„ 268
Berlin vor hundert Jahren	„ 413
Böttger: Der Werbellin	„ 346
Der Spreetunnel zwischen Stralau und Treptow	„ 269
Die Markthallen Berlins	„ 268
Euler: Friedrich Friesen	„ 270
Förster: Aus Grünbergs Vergangenheit	„ 409
George: Hie gut Brandenburg allewege	„ 336
Höhnemann: Landeskunde der Neumark	„ 41
Kalender für Ortsgeschichte, Heimatkunde	„ 338
Lemke: Volkstümliches in Ostpreussen	„ 410
Liebe: Der Soldat in der deutschen Vergangenheit	„ 337
Lychen U.-M. und Umgegend	„ 347
Mäcke: Der Kreis Luckau	„ 40
Quilisch: Heimatkunde der Provinz Brandenburg	„ 347
Reinhardt: Verzeichnis der Weichtiere der Provinz Brandenburg	„ 271
Stiehl: Die Einführung des Backsteinbaues in die nordische Baukunst des Mittelalters	„ 338
Streckfuss: 500 Jahre Berliner Geschichte	„ 336
Verwaltungsbericht des Märkischen Provinzial-Museums	„ 271
Vor fünfzig Jahren	„ 343

E. Abbildungen.

Altberlinische Trachtenbilder, 378.
Bronzeschwerter, 112.
Burgwall bei Brunne, 115.
Geheimer Regierungsrat Dr. W. Schwartz, 124.
Grundriss des Landwirtschaftlichen Museums, 64.
Häuser aus Schwiebus, 345.
Innungsbuch der Schneider zu Triebel, 260.
Karte der Endmoränen der Norddeutschen Tiefebene, 400, 402.
Kirche in Neuendorf, 310.
Lehmtrade, 27.
Mittelalterlicher Galgen, 259.
Mühlgrundstück, Müllerstr. 22, S. 383.
Rathaus in Neuendorf, 309.
Reiszaun, Spriegelzaun, 257.
Steinzeitliche Werkzeuge, 223.
Teufelsstein bei Triebel, 295.
Umgegend des Paarsteiner Sees, 403.
Wallberg bei Menz, Kreis Ruppín, 219.
Zigeunergrab in Kliestow, 114, 224.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Aal 60.
 Aberglaube in Berlin 62.
 Achenbach, Staatsminister 266.
 Adresskalender 68.
 Akademie, Kgl. der Künste 42.
 Akelei 182.
 Alaunberg bei Wilmersdorf, Kr. Beeskow 254.
 Albrecht, der Bär 355.
 Albrecht, Dr. G. 123, 142, 145, 174, 177, 275, 309, 390.
 Alexis, Willibald 305.
 Alt-Landsberg, Thortürme 210.
 Alt-Kölln, Gesch. Rückblick auf 354.
 Altrichter, K., Archivar 145.
 Anatomie, Berliner 213.
 Anatomischer Unterricht 304.
 Andree, Dr. R. 67.
 Angelhaken 44.
 Ansichtspostkarten 4.
 Ascherson, Prof. Dr. P. 16, 23, 103, 264.
 Auerbach, Richard 5.
 Augenmittel 229.

 Backschat, Fr. 165, 269, 309.
 Backsteinbau, Einführung 338.
 Backsbeeren 372.
 Bär, der, Zeitschr. 2.
 Bahrfeldt, Dr. E. 285.
 Banerweide 283.
 Bantikowsee 147.
 Bauergärten 191.
 Baumfreundin 29.
 Baumzauber 380.
 Bauopfer 414.
 Beelitz, Überfall b. 241.
 Beeskow, Luckauer Thorturm 211.
 Behla, Dr. R. 412.
 Benediktinermönche 189.
 Berberitze 22.
 Berendt, Dr. G. Geh. Bergrat 303.
 Berlin, Belagerung 279.
 „ Festschrift der Stadt 297.
 „ Rundschau auf 41.
 „ am Sternhimmel 442.
 Berlin vor 100 Jahren 413.
 „ verschiedene Orte d. N. 442.
 Berlinchen 370.
 Berliner Geschichte, 500 Jahre 336.
 „ Felleisen 7.
 Bernau 281.
 Berufskraut, Erigeron 20.
 Besprechen 225.
 Betzien, Dorf 174.
 Betel 372.
 Beutkiefen 305, 307, 317.
 Bibliothekar, Bericht des 72.
 Bienenstände 306.
 Bienenzucht, märk. 312.
 Bismarck, Fürst 42.
 Bleideuten 63.
 Bloy, Dr. M. E. 49.
 Blockkirche 353.
 Blüschchen 372.
 Blumen, altmodische 185.
 Bluth, Geh. Baurat 38, 345.
 Boccaccio 80.
 Bölkendorf 390.
 Böttcher, Dr. H. 346.
 Bolle, Dr. C. 31, 108, 140, 185, 264, 344, 348, 381.
 Bollmann, Bürgermeister 155.
 Bonnell, Prof. Dr. 63.
 Borchelte 293.
 Borchert, A. 410.
 Botanischer Garten, Berlin 62, 262, 344, 382.
 Brösigke, Geschlecht 286.
 Bronzegefäß 179.
 Bronzekeil 176.
 Bronzeschwert 111, 130.
 Bronzetafel 42.
 Bronzezeit 45.
 Brunne, Burgwall 115.
 „ Dorf 174.
 Brunold-Denkmal 36, 163, 269.
 Buch, Dorf 12.
 Buchholz, Chronist 82.
 Buchholz, Custos 42, 71, 149, 168, 218, 272, 291.

- Buderose 145, 153.
 Bürkner, Justizrat 157.
 Burgwall 106, 114, 156, 292, 325.
 Burgsdorf, Conrad v. 281.
 Burschen, Blockkirche 212.

 Cactus in der Medizinflasche 62.
 Carion, Astrolog 362.
 Capitularien Karls d. Gr. 188.
 Cerastium anomalum 26.
 Chara fragilis 68.
 Chauvin, Etienne 88.
 Chirurgie I.
 Chodowiecki, D. 151.
 Chorin, Kloster 284.
 Clausilia laminata 177.
 Colerus, Schriftsteller 56.
 Conwentz, Direktor 111, 308.

 Dechtow, Dorf-Trauungen 224.
 Diensdorf am Scharmützelsee 252.
 Denkmäler, Restauration 210.
 Denkmalspflege 39, 41, 204.
 Derfflinger, Epitaphium 210, 290.
 Deutscher Geschichts- und Altertums-
 Verein 123.
 Deutscher Fischerei-Verein 49.
 Diluvial-Mensch 133.
 Dömitz, Schwedenzeit 282.
 Dosseland 145.
 Dreissensia polymorpha 178.
 Dreckapotheke 371.
 Dzierzon 323.

 Eckartsberge, Kreis 338.
 Eberesche 22.
 Eberswalde, Herzöge v. Pommern 255.
 „ Schwedenzeit 284.
 Edelkastanie 188.
 Eiben, wild 31, 107, 137, 140.
 Einbäume 47.
 Eisenbart, Dr. 106.
 Elisabeth, Kurfürstin 362.
 Epilepsie, Mittel gegen 229.
 Eschbruch, Blockkirche 353.
 Euler, Schulrat Prof. Dr. 66, 272.
 Euphorbia stricta 26.

 Feckert, Künstler 415.
 Fehrbellin, Trauung 224.
 „ Denkmal 287.
 „ Schlacht 289.
 Felleisen 5.
 Ferbitz, Kirche 37.
 Feuersteindolch 176.
 Feuersteinwerkzeuge 133.
 Fischessen 411.
 Fischerei, zur Geschichte 43.
 Fischerring 47.
 Fischerschulzen 55.
 Fischstecher 44.
 Fleischfrüchte 21.
 Flieder, Herkunft 190.
 Flora 177.
 Flotthölzer 45.
 Förster, August 409.
 Fontane, Theodor 36, 109.
 „ Denkmal 383.
 Frankfurt a. O., Schwedenzeit 277.
 Freytag, Jos. 262.
 Friedel, E. Geh. Reg. Rat 1, 29, 31,
 33, 35, 37, 48, 62, 65, 105, 110,
 157, 163, 177, 179, 205, 213, 218,
 265, 271, 297, 329, 334, 348, 373,
 385, 390, 405.
 Friedländer, Dr. M. 115.
 Friedland, Frau v. 29.
 Friedrich II., Kurfürst 359.
 Friedrich III, „ 49.
 Friedrich der Grosse 49.
 Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurfürst 366.
 Friedrich Wilhelm I., König 366.
 Friesen, Friedrich 270.
 Frösche und Kröten 420.

 Galgen, mittelalterlicher 258.
 Galland, Prof. Dr. 118.
 Gander, Lehrer 155.
 Gemeinde-Verwaltung d. Stadt Berlin
 268.
 Genshagen, Dorf 292.
 Geographen-Congress, VII. intern. 268,
 297.
 Geologie von Berlin 298.
 George, Rich. 336.

- Gerichtslaube, Köllnische 356.
 Geschichtsschilderung, volkstümliche 296.
 Getreidepreise 184.
 Glienicke, Kirche i. Gr. 311.
 Glockenblume 189.
 Glückseier 71.
 Gobelin-Manufaktur 265.
 Goerke, Franz 385.
 Goethe, Eosander v. 366.
 Goldenes Lamm 150.
 Goldlack 188.
 Golssen, Kr. Luckau 216.
 Gräber 183.
 Gräberfeld 253.
 Gräbner, Dr. 264.
 Gransee, Stadtmauer 211.
 Grapen, Gefäß 175.
 Grünberg, Vergangenheit 409.
 Grunewald, Ansichten 270.
 Grunow, A. 380.
 Guben 153.
 Gucken der Kinder 443.
 Gurlt, Prof. Dr. I.
 Gustav Adolph 276, 365.
 Guy de Chauliac, Arzt 79.
 Hacke, Georg v. 364.
 Häuser, Berliner 91.
 Haftfrüchte 21.
 Haftiz, Historiker 362.
 Hamster, Vorkommen 134.
 Handtmann, Pastor 11, 37, 151, 372, 443.
 Hartwig, W. 221.
 Harzen-Müller 328.
 Hausmusik 115.
 Hautkrankheiten 228.
 Hegelplatz 149.
 Hegert, Dr. Geh. A.-R. 49.
 Heidelbeere 22.
 Heimatkunde 347, 410.
 Helix strigella u. a. m. 177.
 Hennickendorf 178.
 Heringsdorf 306.
 Hetzjagden 180.
 Hie gut Brandenburg 336.
 Himbeere 22.
 Hohnemann, Dr. E. 41.
 Hofkapelle, Anfänge d. 169.
 Holländer Lohmühle 382.
 Holzpflocke, Aberglauben 381.
 Holtzendorf, Dietrich v. 173.
 Hünengrab bei Seddin 271.
 Hubertusstock 167, 346.
 Hufeisen, alte 443.
 Hundebiss, Mittel gegen 228.
 Hundemarkt 362.
 Hundszunge 21.
 Jagdlaufen 97, 180.
 Jahrhundertwechsel 305.
 Jasmin 288.
 Je länger, je lieber 22.
 Jentsch, Prof. Dr. 155, 206.
 Innungsbuch der Schneider zu Triebel 259.
 Joachim II., Kurfürst 170, 362.
 Joachimsthal 163.
 Johann I., Markgraf 354.
 Johann Georg, Kurfürst 49, 171.
 Johann Sigismund 81.
 Kaiserkrone, Herkunft 190.
 Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche 343.
 Kalender f. Ortsgeschichte 338.
 Kalktufflager 68.
 Karl d. Gr. 188.
 Karpfen 59.
 Kaviar 57.
 Keilhack, Dr. K. 303.
 Kenster-Mistel 31.
 Kietze-Fischerstätten 47.
 Kjökken möddinger 44.
 Klette 21.
 Knobloch, germ. Hochburg 106.
 Knödelbäume (Birnen) 394.
 Köllnisches Rathaus 272.
 Körner, Reg. Baumeister 42.
 Königsgrab der Perleberger 381.
 Kolonial-Museum 329.
 Kolonien, brandenburgische 329.
 Konzerthaus, Leipzigerstr. 149.
 Kopfschmerzen, Mittel gegen 228.
 Kornelkirsche 22.
 Kräusel, Dr. 155.
 Krauseiche, Dorf 210.
 Kretschmer, Ferd. 62.

- Kreuzkraut (Pflanze) 21.
 Kronen, drei 275.
 Krossen, Schweden in 278.
 Kröten, s. u. a. Geld 372.
 Kühn, Dr., Stadtrat 155.
 Kugelkammer im Schloss 279.
 Kunstkammer „ „ 331.
 Kyritz, Stadtmauer 211.

Labkraut (Pflanze) 21.
 Lackowitz, W. 169, 328.
 Landrecht, allgem. 49.
 Landsberg a. W., Schweden in 278.
 Landwehr bei Golssen 218.
 Landwirtschaftl. Museum 33.
 Leberblümchen 189.
 Leipziger Platz 14, Bollesches Haus 141.
 Lehmtrade 27.
 Lemke, E. 43, 410, 420.
 Lessing, Gottf. Ephr. 368.
 Levkoje 188.
 Liebe, Georg 337.
 Liebfrauenschuh 190.
 Lieder-Verein Berlin 328.
 Liesenkrüz 152.
 Limnaea 178.
 Lindow, Kloster 284.
 Löwenheim, Frau Dr. 415.
 Löwen-Schädel 131.
 Luckau, Kreis 40.
 Lübben, d. runde Turm 210.
 Lüdicke, Gedächtnistafel 373.
 Lustgarten 369.
 Luthers Leichnam 296.
 Lychen, Uckermark 347.

Maass, Dr. Q. 9, 88.
 Mäcke, A. 40.
 Märkisches Prov. Mus. 5, 271.
 Mahlstein 175.
 Mannsfeld Radierungen 43.
 Manzoni, Alessandro 81.
 Marienburg z. Brandenburg 208.
 Marienforte, Kloster 284.
 Markthallen v. Berlin 268.
 Maränen, Fische 346.
 Maronen, (echte Kastanien) 348, 443.
 Marsilius, Schulze v. Berlin 355.

 Maulbeerbaum 188.
 Maurer, H. 12, 31, 144, 148.
 Mecklenburgisches Grenzland 385.
 Medizinalgeschichte 1.
 Meitzen, Dr. A. 303.
 Menz, Dorf 219.
 Mestorf, Johanna 105.
 Mesusah 327.
 Meyer, Ferd. 354.
 Mielke, Robert 39, 113, 297, 353.
 Mistel, *Viscum album* 22.
 Mitgliederstatistik 75.
 Mittenwalde, Pulverturm 210.
 Mödlich, Kirche 71.
 Moehsen, Dr., Kreisphysikus 82.
 Monke, O. 152.
 Müllenhoff, Prof. Dr. 15, 309, 312.
 Müller, Direktor 66.
 Müllschmelzanstalt 273.
 Münzkunde 223.
 Muskathycinthe 190.

Nagel, Lehrer 175.
 Naumann, Oberpfarrer 3.
 Neander, Lt. 68.
 Nehring, Prof. Dr. 131.
 Neidkopf 70.
 Netze 55.
 Netzheber 45.
 Neuendorf, Geschichte 309.
 Neuenhagen, Kirche 210.
 „ Schwedenzeit 285.
 Neu-Globzow 219.
 Neu-Künkendorf 398.
 Neu-Ruppin 148.
 Nicolai 362.
 Nicolaikirche in Brandenburg 207.
 „ „ Spandau 286.
 Niederlausitzer Anthropolog. Gesellsch.
 123.
 Norddeutsches Flachland, Führer 303.
 Nostiz, Geschlecht 286.
 Nyza 56.

Omphalodes scorpioides 25.
 Oppen, v., Oberjägermeister 188.
 Oppenheim, Ziegelei 179.
 Orchis 190.

- Ostereier, verzierte 71.
 Otto I., Kaiser 313.
- Paarsteiner See 390.
 Pagenhaus 413.
 Paläolithische Flintwerkzeuge 133.
 Paludina vivipara 177.
 Papphahn 151, 372.
 Parforcejagden 180.
 Passzeiten 77.
 Peter I., Czar 366.
 Pfahlbauten, wendische 48.
 Pflanzen, eingewanderte 15.
 Photochrome 270.
 Pieskow, Dorf 252.
 Planorbis 177.
 Pniower, Dr. 12, 43, 88.
 Poetters, Karl 240.
 Postkarten 4.
 Preisselbeere 22.
 Prenden 142, 223.
 Prenzlau 281.
 Prunus spinosus 22.
 Pütz, W. 399.
- Quilisch, Rektor 347.
- Radierungen 43.
 Ranunkel, Herkunft 190.
 Rathenow, Denkmal 289.
 Ratzdorf, Taufe 103.
 Reinhardt, Prof. Dr. 271, 351.
 Reiszau 257.
 Ribbeck, Dorf 278.
 „ Geschlecht 286, 311.
 Riedenbeck 278, 370.
 Ritter, Schatzmeister 123.
 Rodenberg, Prof. Dr. 335.
 Roofen, wüste Dorfstelle 219.
 Rose 22.
 Rosenbaumfest 253.
 Rudloff, Ingen. 159.
 Rüdersdorf, Geolog. Karte 302.
 Rügisch-pommerscher Geschichtsverein
 342.
 Rundschau, deutsche 335.
- Salomonssiegel 189.
 Sammler, Zeitschrift 105.
 Sauerklee 17.
 Schafherden, wandernde 36.
 Schafklauenmuschel 178.
 Schädelkapsel eines Löwen 130.
 Scharbe (Kormoran) 346.
 Scharmützel-See 68, 249.
 Schildkröte 145.
 Schildläuse 221.
 Schildwache v. Jahre 1848: 63.
 Schlangenbiss, Mittel gegen 229.
 Schlegeln, Gut 281.
 Schlehdorn 22.
 Schleudervorrichtung d. Pflanzen 17.
 Schlossbrücke, Berliner 307.
 Schlüter, Andreas 368.
 Schmidt, Chronist 81.
 Schmidt, Pastor 249.
 Schneeglöckchen 189.
 Schneider-Innung zu Triebel 259.
 Schöneberg, Verwaltungsbericht 305.
 Schönnow 183.
 Schriftwart, Bericht des 75.
 Schröder, Dr. H. 303.
 Schulenburg, W. v. 28, 56, 63, 104,
 258, 326.
 Schwäne 179.
 Schwartz, Dr. W., Geh. R.-R. 36, 124,
 205, 307, 334.
 Schwarzenberg, Graf A. 286.
 Schwarze Tod, der 79.
 Schwedengrab 286.
 Schwedenschanze 281, 286, 288.
 Schwedensteg 282.
 Schwedentisch 278.
 Schwedentotschlag 286.
 Schwedentrunk 285.
 Schwiebus, Häuser 344.
 Seddin, Königsgrab 271, 339, 381.
 Seejungfer 56.
 Seerose 18.
 Seide, Direktor 5.
 Seiffert, B. 97, 180.
 Siemann, Pastor 175.
 Soldat, der in der deutsch. Vergangenh.
 337.

- Sorau, Gruft 211.
 Sparr, Oberst 283.
 Sparrenland 141.
 Sphärium coneum 177.
 Spreetunnel 269.
 Spreewald 56, 71.
 Springkraut 17.
 Stadthagen, Dr. 113.
 Stechpalme 22.
 Steinhardt, Postrat 352.
 Steinzeit 44, 223.
 Sterben, das grosse 80.
 Stiehl, Stadtbaumeister 338.
 Stienitz-See 177.
 Stiftungsfest 65.
 Stöffler, Astrolog 362.
 Strausberg, Schweden in 284.
 Streckfuss, A. 336.
 Sturzwerder am Paarsteinsee 390, 396.
 Succinea 177.
 Sumpfcypresse 412.
 Sumpfschildkröte 145.
 Symbol, altchristliches 47.
 Symphytum tuberosum 24.

 Taufe mit der Feuerspritze 103.
 Telge, Paul 413.
 Teufelstein b. Prenden 144.
 „ „ Triebel 295.
 Tezelkästen 67, 113.
 T'fillin 327.
 Theresienhof 252.
 Tilze, blinde 326, 443.
 Trachten 259, 376.
 Trauung 224.
 Trebuser Sandstein 68.
 Triebel 258.
 Trojan, J. 53, 109, 140.
 Trunksucht, Mittel gegen 229.
 Tote Mann 370.
 Türkenbund (Pfl.) 190.
 Tulpe, Herkunft 190.
 Tunnel, Spree- 157.

 Unstrut 372.
 Untergrund v. Berlin 12.
 Untersee, der, bei Kyritz 147.

 Urkunde v. Buch 12.
 Urne, germanische 176.

 Veilchen 189.
 Versammlungen 1, 33, 35, 65, 67, 105,
 118, 123, 153, 157, 163, 265, 266,
 297, 329, 334, 373, 385, 405.
 Virchow, Prof. Dr. R. 5.
 Volksbrauch, alter 35.
 Volksglaube, jüdischer 326.
 Volkssagen 36.
 Volkstrachten-Mus. 5.
 Volkstümliches aus Ostpreussen 410.
 Vor fünfzig Jahren 343.
 Voss, v. 12.

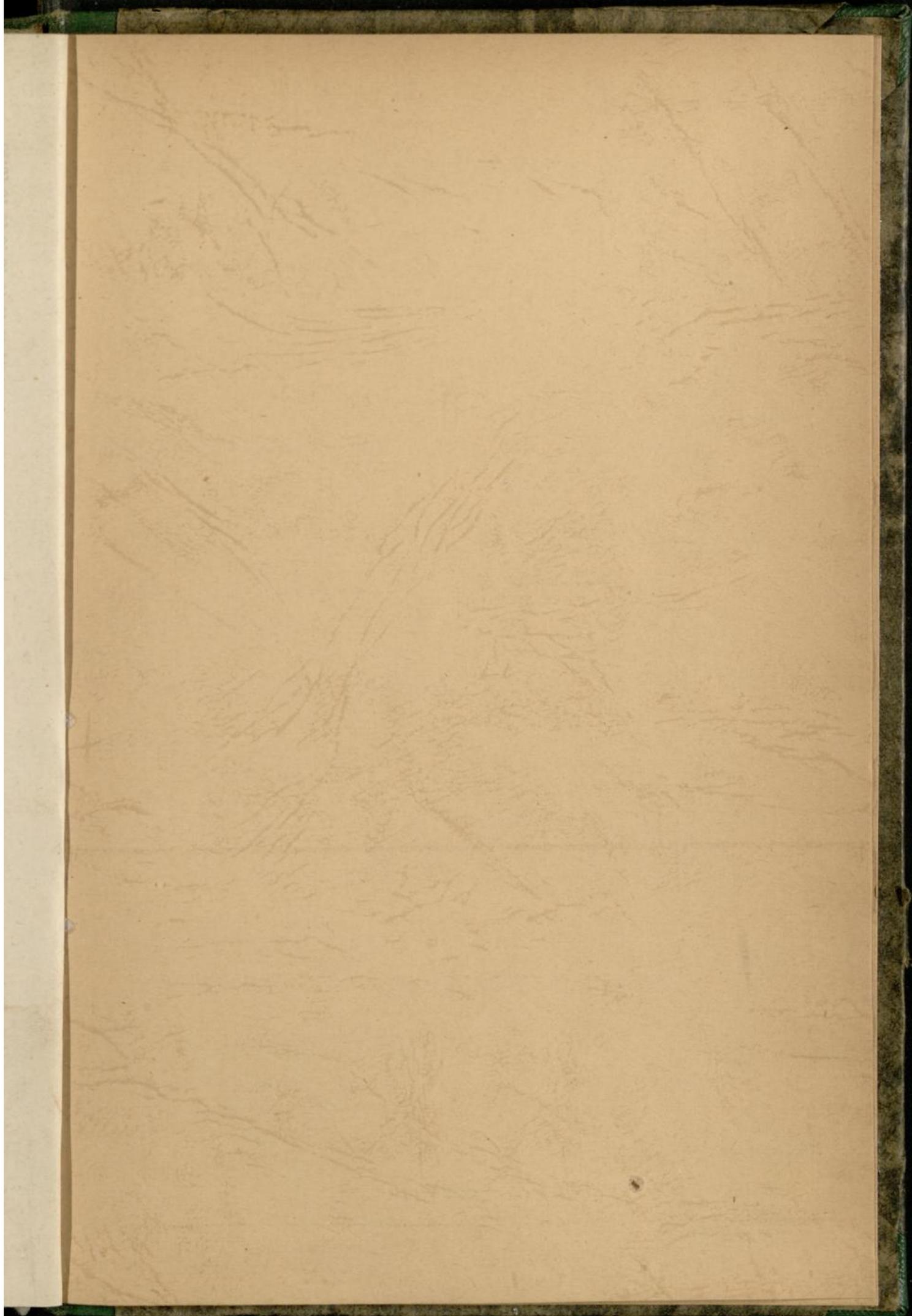
 Wachs, Preis des 315.
 Wahrsagerin 63.
 Walburg, Stroh puppe 31.
 Waldanemone 189.
 Waldbienenzucht 313.
 Waldeyer, Anatom 304.
 Wallberg b. Menz 219.
 Wappen 47.
 Warschau, Schlacht bei 287.
 Wasserpest 19.
 Wasserspeier 36.
 Wassertransport des Samens 18.
 Wedigen, Bürgermeister 364.
 Wegener, Superintendent 66.
 „ Wilhelm, Ant. 255.
 Weichtiere, Verzeichnis d. 271.
 Weihnachtsbaum 151.
 Weinbau 1898 : 28.
 Werbellin See 163, 346.
 Werben, Beschiessung 280.
 Werdersches Gymnasium 63.
 Werkzeuge, steinzeitliche 223.
 Werl, der kleine 68.
 Wesendoncksche Gallerie 118.
 Wesen-See 68.
 Wessalius, Kapellmeister 172.
 Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow,
 Gräberfeld 249, 253.
 Windtransport 20.
 Wittmack, G. R.-R. 33, 137.
 Wittstock, Schweden in 282.

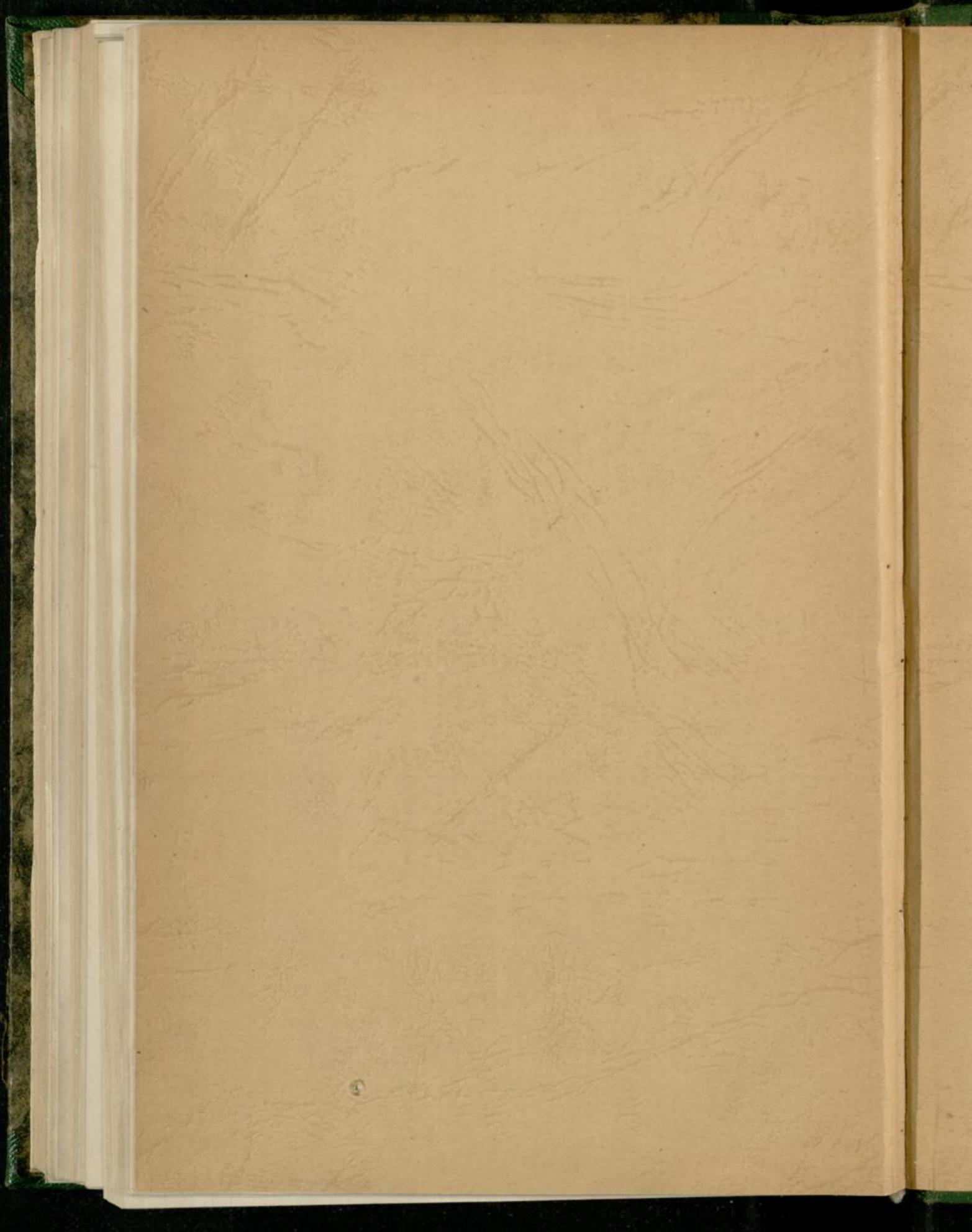
- Witz, Berliner 291.
 Wohnungsanzeiger 68.
 Wolfsjagden 97, 180.
 Wrangle 104.
 Wrangel, General 183.
 Wröhherren 371.
 Wundkrankheiten 228.
 Wusterhausen a. D. 145, 209.
 Wustrau 149.
 Wuning, der im Paarsteinsee 390, 394.
 Zache, Dr. 41, 252, 297.
 Zäune, Herstellung derselben 257.
 Zeidelwirtschaft 313.
 Zeitschrift, erste Berliner 88.
 Zelle, Oberbürgermeister 35, 123.
 Zetwitz, v., Jagdjunker 180.
 Ziegeleien 178.
 Ziesch & Co. 265.
 Zieten, v. 175.
 Zigeunergrab 113.
 Zionisten 326.
 Zitzis 327.
 Zoologie, Führer durch das Mus. 303.
 Zuckermohrhirse 352.
 Zuckerrohr 352.

Druckfehler-Berichtigung.

- S. 19 Z. 7 v. u. lies „Fürstenberg“.
 „ 22 Z. 6, 9, 12, 16 v. u. lies „Ebereschensbäume“ pp.
 „ 44 Z. 14 v. o. lies „Brassen“.
 „ 62 Z. 9 v. u. lies „tunbridgense“.
 „ 65 Z. 3 v. o. statt 8 lies 9.
 „ 71 Z. 19 v. o. statt 1892 lies 1891.
 „ 73 Z. 8 v. u. lies „Redaktion“.
 „ 76 Z. 16 v. o. lies „nach“.
 „ 83 Z. 17 v. o. lies „sah“.
 „ 88 Z. 18 v. u. statt „neuen“ l. „grauen“.
 „ 185 Z. 7 v. o. lies „Eichendorff“.
 „ 281 Z. 20 v. u. lies „des“.
 „ 295 Z. 22 v. u. lies „Armée“.
 „ 340 Z. 19 v. u. lies „um 700 v. Chr.“.
 „ 396 Z. 19 v. o. lies „Kuhn“.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003290

